



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

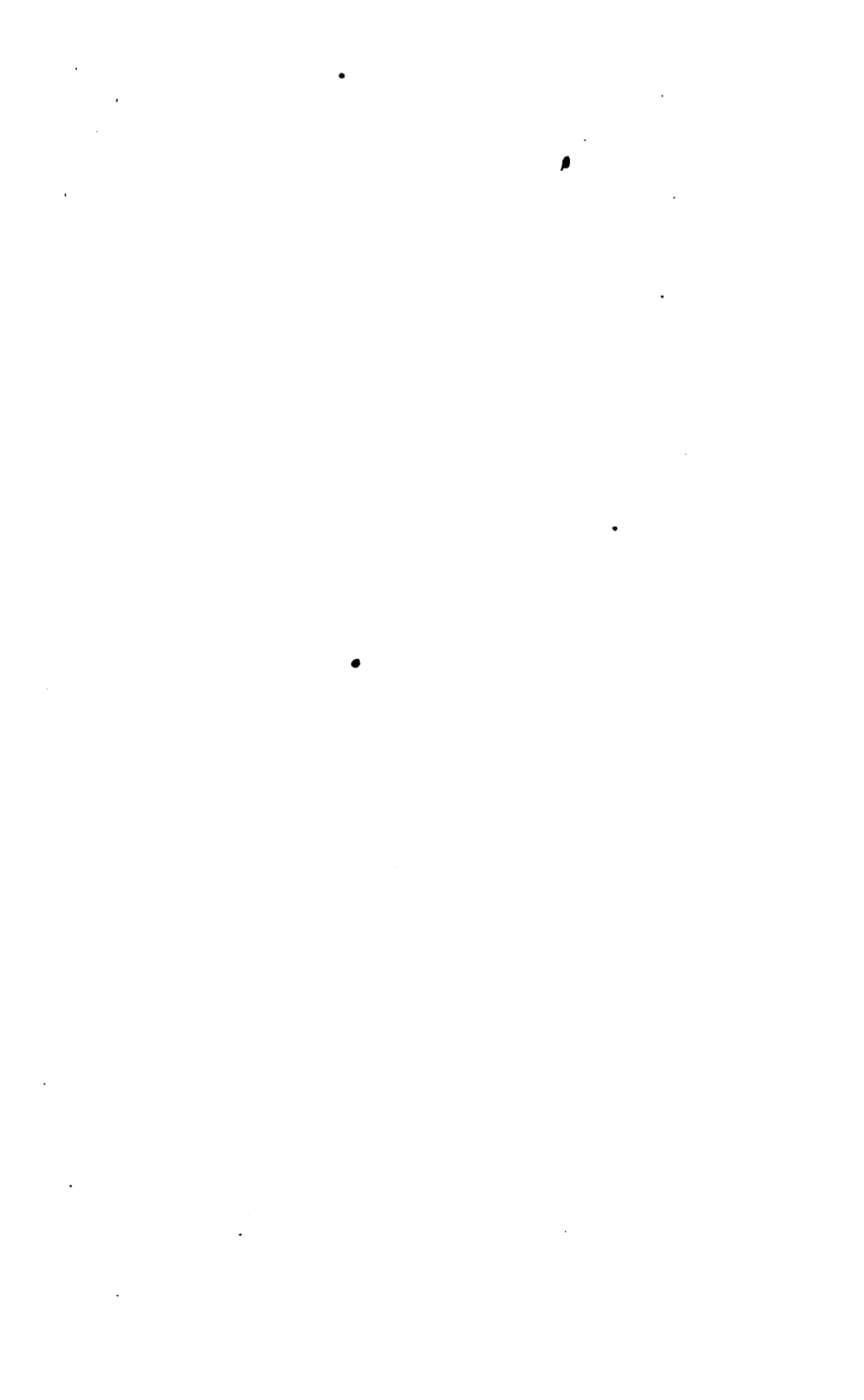
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



ANNEX

5070





1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

1911

Symbolik

zum

Leben Christi.

Von
Dr. Joh. Nep. Sepp.

Mit einer Vorrede

von
Joh. v. Görres,
Professor der Geschichte an der königlichen L. M. Universität
in München.

Der mythische Christus.
Der rationalistische Christus.
Die jüdischen Christus oder die Pseudomesiasse.

Regensburg, 1846.

Verlag von G. Neuberger.

Lebt Das
Leben Christi.

Von

Dr. Joh. Nep. Gepp.

Mit einer Vorrede

von

Jos. v. Görres,

Professor der Geschichte an der königlichen L. M. Universität
in München.

Sechster Band.

Der rationalistische Christus.

Ein Denkmal des Protestantismus.

Regensburg, 1846.

Verlag von G. Joseph Manz.

THE UNIVERSITY OF CHICAGO

PHYSICS DEPARTMENT

PHYSICS 309

LECTURE 10

THE QUANTUM THEORY OF LIGHT

PHYSICS 309

LECTURE 10

THE QUANTUM THEORY OF LIGHT

PHYSICS 309

PHYSICS 309

LECTURE 10

S u b a I t.

	Seite
I. Kap. Zacharias im Tempel	2
II. Kap. Die Menschwerdung im Sinne des modernen Protestantismus	6
III. Kap. Besuch Mariens bei Elisabeth	16
IV. Kap. Vater Joseph und die leiblichen Geschwister Jesu. Über den falschen Prophetismus	17
V. Kap. Die Geschlechtsregister	22
VI. Kap. Die Schapung	26
VII. Kap. Die Geburt Jesu	28
VIII. Kap. Die Beschneidung und Darstellung im Tempel	33
IX. Kap. Die Weisen aus dem Morgenlande	36
X. Kap. Kindermord und Flucht nach Aegypten	40
XI. Kap. Der Knabe Jesus im Tempel	44
XII. Kap. Christus und der Käufer in den Logen der Essener	47
XIII. Kap. Die Taufe	53
XIV. Kap. Die Versuchung	61
XV. Kap. Die Gesandtschaft des Hohenrathes. Lehramtsantritt und Plan Jesu	69
XVI. Kap. Apostelwahl. Petrus als primus inter pares	76
XVII. Kap. Der Austritt zu Nazaret	87
XVIII. Kap. Die Hochzeit zu Kana und der Wunderglaube überhaupt	89
XIX. Kap. Der Besessene in der Synagoge	99

	Seite
XX. Kap. Die Fieberkranke	103
XXI. Kap. Der Ausfällige	104
XXII. Kap. Der Sichtbrüchige zu Rapharnaum. Von der Sünden- vergebung	108
XXIII. Kap. Der reiche Fischzug	113
XXIV. Kap. Matthäus der Zöllner	115
XXV. Kap. Austreibung der Tempelschänder	117
XXVI. Kap. Nikodemus	119
XXVII. Kap. Die Einkehr zu Bethanien. Vom Eölibate Jesu	123
XXVIII. Kap. Jesus in Collision mit dem Täufer	128
XXIX. Kap. Jesus und die Samariterin	132
XXX. Kap. Der Hauptmann von Rapharnaum	138
XXXI. Kap. Verhinderung der zu voreiligen Beerdigung des todt- schwachen Jünglings von Naim	143
XXXII. Kap. Die Kananäerin	147
XXXIII. Kap. Die Bergpredigt	151
XXXIV. Kap. Der Blinde von Bethsaida	161
XXXV. Kap. Von Petrus dem Felsenmann	165
XXXVI. Kap. Magdalena	175
XXXVII. Kap. Der Fisch mit dem Silberling	178
XXXVIII. Kap. Die zehn Ausfälligen und andere Begegnungen	180
XXXIX. Kap. Der Kranke am Leiche Bethesda	182
XL. Kap. Der Handlahme	190
XLI. Kap. Weitere Sabbathheilungen. Gefangensehung des Täufers	193
XLII. Kap. Die große Controverse. Geschichte mit dem Taubstummen	197
XLIII. Kap. Betrogen seiner Verwandten	204
XLIV. Kap. Seepredigt und Seesturm	205
XLV. Kap. Der tollnährische Gadarener	209
XLVI. Kap. Die Blutflüßige	213
XLVII. Kap. Geschichte von der Ermunterung der schlafenden Toch- ter des Jairus	217
XLVIII. Kap. Die Gesandtschaft des Täufers und sein Tod	223
XLIX. Kap. Die Verkündung	226
L. Kap. Der Gallfüchtige	240
LI. Kap. Die Kindesvorfellung	245
LII. Kap. Aussendung der Apostel und lebendig Jünger	248
LIII. Kap. Die Brodvermehrung ;	252
LIV. Kap. Jesus wandelt auf dem Meere	260

	Seite
LV. Kap. Vortrag vom Himmelsbröde. Vergleich mit Josua	289
LVI. Kap. Aufruch zum Hüttenfeste. Von den johanneischen Reden überhaupt	277
LVII. Kap. Die Chabrocheria	304
LVIII. Kap. Der Blindgeborne. Weiters Verhandlungen bis zum Tempelfeste	287
LIX. Kap. Die Ermordung des ohnmächtigen Lazarus. Ein Wortspiel von Parabeln	319
LX. Kap. Jesu Todesverkündigung	322
LXI. Kap. Der Blinde vor Jericho und Jochus	337
LXII. Kap. Einzug in Jerusalem	342
LXIII. Kap. Der verfluchte Feigenbaum	349
LXIV. Kap. Letzte Tempeldisputation	352
LXV. Kap. Weissagung vom jüngsten Gerichte	355
LXVI. Kap. Salbung im Hause Simons des Aussätzigen	364
LXVII. Kap. Ehrenrettung Iskarioths	366
LXVIII. Kap. Das letzte Abendmahl	373
LXIX. Kap. Jesu Übelbefinden in Bethsemone	386
LXX. Kap. Die Gefangennehmung	396
LXXI. Kap. Verrath des Petrus. Iskarioths Ende	399
LXXII. Kap. Gerichtszenen	403
LXXIII. Kap. Kreuzigung. Die sieben Worte	411
LXXIV. Kap. Die Todesfinsterniß und der Riß des Vorhangs	424
LXXV. Kap. Die Gräber der Heiligen	426
LXXVI. Kap. Über den Scheintod Jesu	429
LXXVII. Kap. Die Grablegung	437
LXXVIII. Kap. Die Grabwache	442
LXXIX. Kap. Die Auferstehung	449
LXXX. Kap. Erscheinungen des Auferwachten	463
LXXXI. Kap. Himmelfahrt und Geistesendung	489
LXXXII. Kap. „Biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre leibhaftig auf Erden gelebt und zum Wohl der Menschheit im Stillen fortgewirkt habe“	511
LXXXIII. Kap. Die Wunder der Apostelgeschichte	526
LXXXIV. Kap. Über die Fortdauer der Wunder in der katholischen Kirche	535
LXXXV. Kap. Kern der Geschichte des jüdischen Rabbi und Reformators Jesus, zugenannt Christus	546

	Seite
LXXXVI. Kap. Vollendete Lösung der Persönlichkeit Jesu Christi wie der Existenz Gottes, und Apotheose des Menschen. Aufgehen der protestantischen Theologie in Anthropologie, und des reformirten Religionsdienstes im Theatercult	557
LXXXVII. Kap. Abschluß der negativen Evangelienkritik	571
LXXXVIII. Kap. Gesamtüberblick. Wendepunkt der aftertheologischen Richtung. Prognose in die Zukunft	593
LXXXIX. Kap. Schlußverhandlung mit Professor Seyffarth über die Correction unserer Zeitrechnung	627

Sechster Band.

Der rationalistische Christus.

Ein Denkmal des Protestantismus.

Contraria, juxta se posita, magis elucescunt.

Anfang des Evangeliums des Rationalismus, wie zu lesen ist bei dem modernen Paulus und in den Büchern der Schriftgelehrten unserer Tage. (Vgl. Luk. I.) Vor allem Gott die Ehre, und seiner heiligen Stimme in uns, der Vernunft! Nachdem es viele versucht haben, die Erzählungen von den Begebenheiten Jesu, die sich nach sicherer Überzeugung leider unter uns nicht zugetragen haben, im Lichte der Aufklärung zu fassen, als Bilder im Geiste des Orientalismus zu deuten und ihres symbolischen Gewandes zu entkleiden, um des damit zusammenhängenden Wunderwahnes und Aberglaubens loszuwerden: sey es endlich auch uns gegönnt, die wir zwar nicht Augenzeugen, aber doch sonst verständige Leute und Diener des Wortes sind, unsere gesicherte Überzeugung dessfalls mitzutheilen, und nachdem wir von Anfang über alles genaue Rundschaft eingezogen, was irgend dawider geredet und geschrieben worden, und sonst noch möglicherweise sich sagen läßt, sie einer letzten gründlichen Revision zu unterwerfen, und auf den abstraktesten Ausdruck zurückgeführt, dir, gottliebender Zeitgeist! der Ordnung nach zu schreiben, daß an all dem, was bisher noch gläubig gelehrt worden, nichts sey!

Symbolik

zum

Leben Christi.

Von
Dr. Joh. Nep. Sepp.

Mit einer Vorrede

von
Jos. v. Görres,
Professor der Geschichte an der königlichen L. R. Universität
in München.

Der mythische Christus.

Der rationalistische Christus.

Die jüdischen Christus oder die Pseudomesiasse.

Regensburg, 1846.

Verlag von G. Joseph Manz.

Lebt Das
Leben Christi.

Von

Dr. Joh. Nep. Gepp.

Mit einer Vorrede

von

Jos. v. Görres,

Professor der Geschichte an der königlichen L. R. Universität
in München.

Sechster Band.

Der rationalistische Christus.

Ein Denkmal des Protestantismus.

Regensburg, 1846.

Verlag von C. G. Neumann, Neudamm.

unwillkürlich berückt ihn ein Zweifel an der Wirklichkeit der gehaltenen Engelserscheinung und erhaltenen Verheißung. War es in der That so, oder habe ich nur geträumt? „Ein wirklicher Engel würde den Untersuchungsgeist des Priesters vielmehr gelobt haben.“ Wie er aber nun schon in diesen Zauberkreis sich hineingebannt sieht, ruft seine innere Stimme ihm zu: „Du hast durch dieß unzeitige Bedenken dich gegen Gott verfehlt. Zur Strafe dafür, weil du jetzt zu viel sprachst, so sollst du nun, bis alles eingetroffen ist, gar nicht mehr sprechen.“ Und wie einer, der in der Stunde der Mitternacht nach einem Schätze gräbt, sich hütet, einen Laut von sich zu geben, damit nicht die schwere Eisentruhe augenblicklich hunderttausend Klafter tief donnernden Falls bis in die Mitte des Erdbodens hinab versinke — so gebietet jetzt Zacharias seinem Munde aus Superstition Schweigen, und hält, er weiß selbst nicht, wie lange? bis zur sehr problematischen Erfüllung seines Wunsches „seine Zunge unauflöslich gebunden. Wer in dieser Überspannung ist, selbst eine Frage für strafwürdig zu halten, delirirt Dr. Paulus weiter, der wird kaum den Versuch: ob er reden könne, sich erlauben, wenn die Stimme, welcher er unbedingte Folgsamkeit schuldig zu seyn denkt, dagegen sich erklärt hat. Man vermag nicht, was man nicht einmal zu versuchen wagen darf. Wäre er dagegen körperlich stumm gewesen, so hätte er den Priesterstand nach Levitik. XXI, 17. sogleich aufgeben müssen!“

So weit die psychologische Auslegung dieses Eingangs der Evangelien-geschichte. Noch natürlicher nimmt sich die physische Erklärung eines anderen Tausendkünstlers aus; denn so beweist Bahrdt in seinen Briefen über die Bibel im Volkston I. S. 51.: es sey plötzlich ein Blitzstrahl ins Heiligthum gefallen, worüber Zacharias so erschrocken, daß der Schlag seine Zunge getroffen, und er aus Schrecken in Ohnmacht gesunken. Der Blitz war selbst den Heiden von ominöser Bedeutung, warum sollte jetzt der jüdische Priester, als er wieder zu sich gekommen, sich nicht geschmeichelt haben, er habe wohl gar einen Boten Gottes gesehen?

Seltam, daß er nicht vielmehr blind geworden; denn nach Venturini's Erforschung „hatte vielleicht nur der Sonne erster feuriger Strahl im Tempel ihn geblendet, oder waren seine Sinne von dem dampfenden Rauchwerk benebelt, wodurch gar leicht eine solche Erscheinung ihm vorge spiegelt werden konnte.“ Wäre der

Traum nicht später durch einen wunderbaren Erfolg gekrönt gewesen, so hätte sich natürlich kein Mensch mehr um den Vorgang bekümmert.

Demungeachtet haben andere protestantische Gottesgelehrte es der Mühe werth geachtet, sich noch weiter zu erkunden, und endlich entdeckt, es sey ein natürlicher Mensch gewesen, der im Heiligthume versteckt, nun mit einmal durch sein schnelles Hervorkommen hinter dem Altare den alten Mann so erschrecken mußte!

Doch genug, er hat sich jetzt wieder erholt, der Kreis seiner Vorstellungen ist durchlaufen, allmählich kehrt sein Bewußtseyn zurück, und beim wachen Besinnen ist ihm auch der Engel verschwunden. „Andacht, Bestürzung, Hoffnung und Ehrfurcht haben in seiner Seele tief gearbeitet; man sieht es ihm in allen Zügen an, da er heraustritt aus der schauerlichen Tempelinsamkeit, daß ihm was ungemeines begegnet war. Er winkt bloß. Weg! Laßt ihn ungestört seinen Hoffnungen.“ Trotz des Schlagflusses und der theilweisen Lähmung kehrt er nach diesem Vorfalle „neubelebt zu seiner Gattin zurück, und sie wird eine zweite Saara“. Es war kein kleines Glück, daß das Augurium wirklich sich erfüllte, und Elisabeth ihn am Ende mit einem Sohne, nicht mit einer Tochter beschenkte; ein noch glücklicherer Zufall aber wollte, daß auch seine übrigen träumerischen Hoffnungen von seinem Johannes als dem kleinen Elias in Erfüllung gingen, noch mehr, daß der, dessen beiläufiger Vorbote zu seyn er ihm die Bestimmung gegeben hatte, so gütig war, nicht lange auf sich warten zu lassen! Wie mancher baut sonst tausendmal ein Schloß in die Luft, ehe ihm nur einmal ein Wunsch zur Hälfte gelingt.

Doch die Freude über diese so gelungene natürliche Erklärung, wird uns auf der anderen Seite wieder vergällt, wenn wir in Henke's Magazin, bei Ammon, und in den „Beiträgen zur Aufklärung über die ersten Kapitel im Matthäus und Lukas“ das Ganze in eine Mythe ausschlagen sehen, welche sich an die Wiege des neuen Elias heftet. Näher erklärt sich darüber Dr. Strauß, indem er in dieser ganzen Tempelanekdote nur eine Wiederholung jener anderen Mythe von Abraham und dem Besuche der drei Engel erblickt, die ihm im hohen Alter einen Sohn verheißten, mit dem Unterschiede, daß damals das Weib die Ungläubige war, hier aber der Mann, was indeß aus Genes.

XV, 8. entnommen seyn mag. Der Name der Elisabeth ist aus Erod. VI, 23. vom Weibe des Aaron, das Nasiräat des Johannes aus dem Buche der Richter XIII vom Helden Simson entlehnt. Bei der levitischen Abstammung der Eltern dürfte dem Evangelisten die Geburtsgeschichte Samuels nahe gelegen haben; jedenfalls sind die lyrischen Ergüsse des Zacharias dem Lobliede der Hanna, der Mutter des genannten Propheten, nachgebildet: während Dr. Paulus sie vermöge fleißiger Bibellesung aus dem Gedächtnisse durch ihn extemporisiren läßt. — Es ist, als hätten die Tauben das Ganze zusammengetragen. Nur über den Zug des Verstummens beobachtet auch Strauß ein bescheidenes Verstummen.

Dagegen steht nach Weiße (Evangel. Gesch. I, 189.) die Bestrafung des Zacharias in ganz auffallendem Contraste mit dem Betragen Jehovas gegen Abraham, der in der angeführten Stelle im Buche der Schöpfung sich eine ähnliche Frage erlaubt und doch nicht bestraft wird. „Ob die Notiz von Zacharias und Elisabeth historische Richtigkeit habe, urtheilt er, wissen wir nicht auszumitteln. Jedenfalls ist der priesterliche Charakter dieses Elternpaars von mythischer Bedeutung.“ Für die übrige Erzählung ergibt sich dieß schon aus dem Umstande, daß Johannes den Herrn bei seiner Taufe nicht kennt. Die Bedeutung des Johannes in der Kindheitsgeschichte ist, daß, was von ihm erzählt wird, ihn nicht sowohl als die bestimmte, einmal in der Geschichte auftretende Persönlichkeit angeht, als vielmehr die geschichtliche Idee, die sich in ihm darstellt und zur Offenbarung bringt. Indes erlaubte nach Bruno Bauer dem uns unbekanntem Aufzeichner dieser im Glauben der Gemeinde einmal „fertigen Scene“ schon sein ganzer Standpunkt nicht, eine derartige Reflexion anzustellen. Der ganze Bericht hat übrigens weder subjektiven noch objektiven Werth. — Somit wissen wir jetzt, wie wir gleich mit der ersten Erzählung im Evangelium daran sind!

II. Kapitel.

Die Menschwerdung im Sinne des modernen
Protestantismus.

Die frohe Botschaft von der heiligen Zeugung und dem Mutterglücke der jüdischen Priesterfrau gelangt nach Dr. Paulus in wenig

Monaten zu den Ohren Mariens, ihrer entfernten Verwandten, und erweckt auch in ihr den Gedanken, Mutter von etwas Großem zu werden. War schon durch überflüssige Psalmenlektüre ihre Phantasie erhitzt, so glaubte sie jetzt in ihren jugendlichen Träumen (sey es auch von hysterischen Affektionen aufgeregt, wie derlei Anwandlungen unter dem Frauenvolke epidemisch werden können) ihrerseits ebenfalls eine Erscheinung, und zwar desselben Thronengels zu haben. Ging die Erwartung der Priesterfrau auf einen prophetischen Sohn, so durfte sie, die Davididin, nichts weniger als den Messias selbst zu gebären hoffen. Also beginnt nun auch sie, gleich Zacharias, ihr Selbstgespräch zu vollführen, wie Lukas der Maler unter der malerischen Einkleidung eines Engels dieß erzählt. Der soll mir, meint sie, ein Josua, ein Volkstretter werden! Aber wie? Soll ich nun etwa heirathen, da ich noch keinen Mann erkannt habe, um die Mutter des Messias zu werden? Doch was vermag Gott nicht alles? Der in meiner unfruchtbaren Baase die Hoffnung erweckte, wird auch auf ungewöhnliche Weise meine Erwartungen erfüllen; „eine Kraft des Höchsten, eine vorwurfslose heilige Wirksamkeit wird mich zur Mutter dieses Kindes machen. In der Zukunft sag die Entscheidung für beide.“

Man muß gestehen, diese Sichselbstobjektivirung zum Gespräche mit einem Engel ist doch auch für eine „orientalische Bildersprache“ etwas stark, darum hat selbst Dr. Paulus anderwärts für gut gefunden, hier einen Verkehr zwischen zwei Personen stattfinden zu lassen. „Sey begrüßt, du Grazie!“ spricht also der Angelus oder Anglus sogleich beim Eintritte; gewiß ein artiges Compliment, eine unverholene captatio benevolentiae, welche auch Volten's Beifall findet. Dabei wird listig bemerkt, sey wohl von einem Hereinkommen, nicht aber von einem Hinausgehen weiter die Rede.

Wer war nun aber dieser Bote Gottes eigentlich? Kirchmayr's Meinung geht dahin, daß unter dem Engel Gabriel der heilige Geist selbst zu verstehen sey, der diese göttliche Gnadenwirkung hervorgerufen; und in den „Beiträgen zur Beförderung eines vernünftigen Denkens“ ist zu lesen, daß die Begegnung nicht am Tage stattgefunden! Venturini, der den Reigen dieser Gotteslästerer anführt, will wissen, die „schöne Schwärmerin“ habe schon im Tempel die Engelsbekanntschaft gemacht, und sei erbläst, als ihr durch das Loos Joseph zu Theil geworden. Jener, zu ihr hingezogen sich fühlend,

habe darauf zu Hebron sich wieder um sie erkundigen wollen, dort den Zustand Elisabeths erfahren, und nun mit dieser Freudenbotschaft nach Nazaret sich aufgemacht, wo er nicht wenig überrascht war, Maria noch lebendig zu finden.

Gleichmäßig nimmt Thieß in seinem critischen Commentar II. S. 82. Anlaß, unter dem Vorwand, dieses Kapitel gehöre nicht zu dem Evangelium, seine Frivolität daran auszulassen. Gabriel, dieser zu einem besonderen Akte verordnete Mann Gottes oder abgesandte Thronengel, könne wohl nach der verheimlichten Meinung unseres mehr gräcifirenden Schriftstellers, dem bei dieser noch keineswegs profanen (!) Ansicht auch ein heiliger Typus vorschweben konnte, mit *δύναμις ὑψίστου* ausgerüstet, selbst *πνεῦμα ἅγιον* gewesen seyn. „So sey denn auch du gesegnet, sey es vor allen andern! rief er ihr entgegen, die ihn bald bei Ramen zu nennen wußte, als ihre ältere Freundin eben wider alle Erwartung sich Mutter fühlte. Ein solcher Gruß machte sie doch verwirrt; inzwischen ist ihre Entgegnung mehr eine lüsterne Frage, als ein abwehrender Ausruf! Aber der Gottesbote wußte mit dem hohen Versprechen, daß sie in kurzem Mutter des Sohnes Gottes seyn werde, ihr die unzeitige Scham zu benehmen. Zwar äusserte sie noch einige Bedenklichkeit, indeß der junge Mann, der einen kräftigen Vortrag hatte, und ihr dabei eine alte prophetische Lektion aufsagte, rief sie bald aus der Verlegenheit. Ohne sich auf das Wie? einzulassen, bleibt der Abgesandte bei dem *ὄχι* stehen, und nachdem er die Neugierde der Fragenden anderweitig beschäftigt, und die Parallele mit dem Jungferkinde bei Isaias gezogen hat, erklärt sie sich nun für so gläubig, als unterwürfig.“ Dafür war der Pflegevater Joseph ein ebenso gutmüthiger und glaubwilliger Träumer, als enthaltsamer Ehemann. Bei beiden Evangelisten nimmt der Engel die Behauptung auf sich, daß Jesus nicht der Sohn des Ehemanns seiner Mutter sey; muß aber, nachdem er Maria vorläufig einen Besuch abstattet, hinterher noch dem Joseph im Traume erscheinen.

Der Ausdruck: der heilige Geist wird über dich kommen, ist also, mit Volken zu reden, nur eine euphemistische Umschreibung; und *τὸ γεννηθῆναι ἐκ πνεύματος ἁγίου*, meint Thieß, könne im orientalischen Sprachgebrauche geradezu von einem Kinde der Liebe zu verstehen seyn. Oder es heißt: nicht aus unreinem Wohlusttrieb, sondern wie Isaaq, in höheren Absichten erzeugt seyn. Doch

r. Paulus zwar bedeutet „aus dem heiligen Geiste geboren seyn“, viel als „eine göttliche Kraft in sich haben“; hier aber gab es rather in Bezug auf den Erfolg Anlaß zu einer apologetischen fiction, ganz im jüdischen Geschmacke. Die Verdienste des Sohnes und die Menschheit machten, daß man ihre, mit Thies zu reden, „außerordentliche“ Mutterschaft ihr nicht zum Verbrechen, sondern im Verdienste anrechnete. Gewiß ist, spricht Dr. Paulus, daß die Nazarenerin ihr ganzes Leben hindurch nur eine dunkle Ahnung von dem Vorgange hatte, und sich nie deutlich bewußt wurde, wie sie in diesen Zustand gekommen. Gesezt, daß ein Fremder die sehnliche Schwärmerei der Jungfrau zur Ausführung seines Planes nutzte, so ist dabei doch ihre Geistesreinheit unverlezt geblieben, und sie hat sich ihr ganzes Leben hindurch deshalb keinen Vorwurf machen gehabt! Wie hätte sie sonst mit gutem Gewissen unter dem Kreuz ihres Sohnes treten können, wenn sie sich irgend eines Unrechts über den Ursprung ihrer Hoffnungen von ihm (d. h. über ihren Ursprung) bewußt gewesen wäre!

In der That, eine höchst precäre Ehrenerklärung, und zwar bloß für die Mutter hintendrein, nachdem man zuvor alle Schmach auf die gebedeute Gottesmutter und ihren Sohn geladen! Auf gleichem rationalistischen Boden fußend, war es für den Juden Salvador gewiß ein Kinderspiel, in seinem Leben Jesu Christi diese nachträgliche Milde rung einer während der Voraussezung illusorisch zu machen, und den heidelber gischen Gottesmann mit der Reflexion auf den Mund zu schlagen: Jesus über gerade am Kreuze, sowie zu Kana und bei jenem Vorgange zu Capernaum, wo er die Mutter sammt seinen Brüdern nicht einmal vor sich ließ, durch das scharfe Wort Weib! wegen ihres sündhaften Vorgehens ihr das Gewissen rühren wollen, er, dem es schon in seiner Jugend ein leichtes galt, seinen Eltern ein Herzeleid anzuthun? Wie konnte sie von keiner Geburt aus dem heiligen Geiste die Rede; wie konnten sie ihn auch bei einer solchen Bewandniß damals zu Capernaum für närrisch erklären mögen?

Ohne Umschweife und weitere Verschleierung deutet hingegen der Verfasser der natürlichen Geschichte des Propheten von Nazareth die frühere Anspielung des Hosiuden Josephus Flavius Antig. XVIII.

4. in der Bosheit seines Herzens aus, und postulirt ungeschweht: „er ist sonst sehr frommer und angesehenener, nur einmal von Leidenschaft überwunden, Joseph von Arimathea, habe jenes wackelhafte

	Seite
LXXXVI. Kap. Vollendete Lösung der Persönlichkeit Jesu Christi wie der Existenz Gottes, und Apotheose des Menschen. Aufgehen der protestantischen Theologie in Anthropologie, und des reformirten Religionsdienstes im Theatercult	557
LXXXVII. Kap. Abschluß der negativen Evangeliencritik	571
LXXXVIII. Kap. Gesamtüberblick. Wendepunkt der aftertheologischen Richtung. Prognose in die Zukunft	593
LXXXIX. Kap. Schlußverhandlung mit Professor Seyffarth über die Correction unserer Zeitrechnung	627

Sechster Band.

Der rationalistische Christus.

Ein Denkmal des Protestantismus.

Contraria, juxta se posita, magis elucescunt.

Die Darstellung des Evangeliums des Rationalismus, wie zu
bei dem modernen Paulus und in den Büchern der
Lehrten unserer Tage. (Vgl. Luk. I.) Vor allem Gott die Ehre,
die heiligen Stimme in uns, der Vernunft! Nachdem es viele ver-
suchen, die Erzählungen von den Begebenheiten Jesu, die sich nach
Überzeugung leider unter uns nicht zugetragen haben, im
Aufklärung zu fassen, als Bilder im Geiste des Orientalismus
von und ihres symbolischen Gewandes zu entkleiden, um
mit zusammenhängenden Wunderwahn und Aberglauben los-
zuwerden: sey es endlich auch uns gegönnt, die wir zwar nicht Au-
gen, aber doch sonst verständige Leute und Diener des Wortes
einer gesicherten Überzeugung dessfalls mitzutheilen, und nachdem
Anfang über alles genaue Kundschaft eingezogen, was irgend
geredet und geschrieben worden, und sonst noch möglicherweise
zu läßt, sie einer letzten gründlichen Revision zu unterwerfen,
den abstraktesten Ausdruck zurückgeführt, dir, gottliebender
! der Ordnung nach zu schreiben, daß an all dem, was bisher
abgegeben gelehrt worden, nichts sey!

land gekommen: man hat an der Einen Menschwerdung Gottes nicht genug, und will nach indischer Weise eine Reihe sich wiederholender Avatar's haben; man will den allein stehenden Jesus wieder mit einem Kranze von Heiligen umgeben, nur daß diese nicht lauter kirchliche Heilige sind, sondern wie in der Hauscapelle des Kaisers Alexander Severus neben den Standbildern Christi und Abrahams auch das des Orpheus sich befand, so geht die Richtung dieser Zeit dahin, die Offenbarung Gottes in allen den Geistern zu verehren, welche belebend und schöpferisch auf die Menschheit eingewirkt haben. Wie das Absolute in Eine endliche Natur mit seiner ganzen Fülle sich versenken möge, muß uns ebenso widersprechend erscheinen, als wenn einer behauptete, daß Wesen der Harmonie könne sich in einem einzigen Ton offenbaren.“ Nicht umsonst errichtet darum unsere Zeit so vielen großen Männern Statuen und Denkmäler, was die Orthodoxen für einen neuen Götzdienst ansehen. „Hat Heine die Berichte von D'Neara, Antomarchi und Las Cases mit Matthäus, Markus und Lukas verglichen, wie lange wird es an solchen fehlen, die in Bettinas Briefen ein anderes Evangelium Johannis erblicken?“ — Wir haben also Jesu göttliche Abkunft ganz nach dem Maßstabe anderer großer Männer zu bemessen.

Das geht also über alle Vernunft, daß der Menschensohn, in Kraft des göttlichen Geistes erzeugt, aus reinem Leibe geboren werden sollte; und „können wir anders mit der Vernunft etwas Göttliches erkennen, argumentirt Strauß in seiner Critik der christlichen Glaubenslehre (I, 320. 681. 684.), so folgt, daß nichts göttlich seyn kann, was ihr widerstreitet“!?! Die Annahme hingegen widerstreitet seiner Vernunft nicht, daß alle organischen Wesen, ohne Schöpfung, von selbst aus dem Unorganischen sich erzeugt haben sollen, und unser Planet in jener (ursprünglichen) Zeit eine überschwengliche Bildungskraft besessen, welche jetzt im Umfang ihrer Äußerungen beschränkt, nur in der Erhaltung des Geschaffenen fortwirkt, indem sie die Fortbauer höherer, organischer Formen lediglich durch Fortpflanzung vermittelt. Sehe man doch den Bandwurm, der nicht selten zwanzig Fuß lang werde, so entstehe er von selbst, wie die Entozoen und Infusorien von selbst aus mineralischen, vegetabilen und animalischen Körpern sich bilden! — Also, daß der

ensch, wie die Eingeweidewürmer, aus der Verwesung aus dem
 th der Erde hervorgegangen und aus sich selbst das Leben geschöpft
 be, gibt die Vernunftserfahrung an die Hand, und wir wundern
 s nur, wie diese Rothwurmsgeelen im Gefühl ihrer mistischen
 kunst sich doch zum Bewußtseyn der inneren Gottheit emporge-
 inden haben — daß aber der Menschensohn durch göttliche That
 nen lebendigen Leib im Schooße der Jungfrau angenommen, und
 ne die Mutter zu brechen ins irdische Daseyn getreten sey, dieß
 unglauhbhaft und ganz unbegreiflich!

III. Kapitel.

Besuch bei Elisabeth.

Vom Gefühle ihres Glückes ganz berauscht, geht nun Maria zu
 ter Verwandten nach Judäa auf Besuch, und erzählt ihr, wenn
 it Dr. Paulus hören, der hier eine Lücke im Berichte des Lukas
 ergänzen findet, nach den ersten Begrüßungen die ganze
 eschichte mit dem Engel und der an sie ergangenen An-
 rache. Jetzt hat es Elisabeth freilich leicht, sobald sie nur erst
 ien Theil dieser Engelsgeschichte vernommen, voll Begeisterung aus-
 rufen: „O du hochbeglückte Frau! ist dieß, so hätte ich ja zu dir
 mmen sollen. Aber jetzt weiß ich erst, warum bei deinem Anblick
 s Kind im Leibe mir hüpfte. (Wie man etwa bei einer frohen
 egegnung sagt: das Herz hat mir im Leibe gehüpft?) Endlich, da
 laria ihre Erzählung geendet, bricht Elisabeth noch einmal aus:
 lohl gesagt, daß du alles vom Herrn erwarten wolltest. Schan,
 i hast du es besser gemacht, als mein Mann selbst, der leider nicht
 anden wollte, und jetzt — dafür büßen muß.“

Aber die freudige Stimmung überwältigt das Herz Mariens,
 id sie improvisirt aus dem Concepte ihrer Schriftbe-
 senheit ohne Anstand eine Hymne, worin sie indes ihren
 ulich weltlichen Begriffen von dem gehofften Messias Lust macht.
 ief „Recitativ“ ist nach dem „Familienaufzuge“ im Hause des Za-
 arias leicht als ächt erklärbar, denn es ist ohne hohe Begeisterung,
 r aus Reminiscenzen einer fleißigen Psalmenleserin! „Desto höher
 ist uns der Sohn, welcher sie so sehr veredelt und vergeistigt hat.“
 sch war die vorläufige Erzählung der Besucherten nach Venetianer

gar nicht nöthig; denn schon ein Blick auf ihre blassen Wangen gab Elisabeth die Antwort auf den Gruß.

Für Zacharias, der sich indes in seiner Bönitanz des freiwilligen Stillschweigens tapfer gehalten hat, in der närrischen Einbildung, er könne wirklich nicht reden, naht nun mit der glücklichen Geburt seines Sohnes auch die Zeit der Aufhebung seiner Mundsperrre. Ein freundlicher Streit zwischen seiner Frau und ihrer Baase, wie man das Kind nennen solle, bringt ihn dahin, daß er sich selbst vergift, und seiner Zunge wieder freien Lauf läßt! — Es war also eine ähnliche Gaukelei, wie bei jenem Betrüger, welcher sich für taubstumm zu erkennen gab, und dann auf die Frage, wie lange er schon dies Übel an sich habe, antwortete: so und so viele Jahre! —

Genügt diese Erklärung des Dr. Paulus nicht, so mögen wir bei dem Vorhergenannten uns einer noch natürlicheren erholen. Zacharias hatte schon früher Elisabeth versprochen, das Kind solle nicht, wie gewöhnlich, nach ihm, sondern nach ihrem Namen genannt werden. Jetzt war der ominöse Moment da, und der Alte muß einen sehr theilnehmenden Zuschauer machen. Man bemerkt, wie sein ganzes Wesen eine besondere Spannung an sich trägt, wie er sich anstrengt, seine Meinung zu verstehen zu geben. Nun setzt er sich nieder, und ergreift den Griffel und die dargereichte Tafel; aber der hohe Grad freudiger Entzückung und die gewaltsame Anstrengung, den Namen des Kindes auszusprechen, setzen sein Blut in stärkere Bewegung, die Stockung, welche der Zunge Lähmung bewirkte, ist plötzlich aufgehoben, die Sprachwerkzeuge erhalten die verlorne Wirksamkeit wieder, und Zacharias rief unerwartet aus: des Kindes Name sey Johannes! —

Was aber nun den folgenden Lobgesang des Zacharias betrifft, so hat es Kuinöl ganz errathen, wenn er urtheilt: Zacharias habe ihn erst später verfaßt und aufgesetzt. Doch geht die Meinung der meisten protestantischen Gottesgelehrten lieber dahin, daß all die Lieder und Wechselgespräche der drei heiligen Personen vielmehr von den evangelischen Autoren, je nach den verschiedenen Situationen, in welchen sie ihre Leute dachten, ebenso frei componirt worden seyen, wie etwa die Reden der Helden bei Thukydides und Livius. Was konnte hier Dr. Strauß anders thun, als das, was er allerseits Negatives vorfand, von ganzem Herzen, mit ganzer

und aus allen Kräften zu acceptiren, und noch einen Schritt zu gehen mit der Proposition: der Besuch bei Elisabeth gar nicht statt gehabt, sondern sei erst nach dem ersten Erfolge erfunden, um die beiden Knaben schon in der Jugend mit einander in Berührung zu bringen! Schilderung der Eltern des Läufers ist übrigens „bloß auf den Fuß begründet, daß nur ein so gottseliges Ehepaar mit einem Sohne habe begnadigt werden können“!

IV. Kapitel.

Joseph und die leiblichen Geschwister Jesu. Über den falschen Prophetism.

So weit wären wir mithin jetzt mit der „im lyrischen Schwunge gehaltenen Jugendgeschichte nach Lukas“ gekommen, daß sie Schleiermacher ungeschont, wenigstens was das erste Kapitel betrifft, für ein bloß poetisches Kunstwerk nach der Weise mehrerer jüdischen Dichtungen erklärt. Sachgemäß kommt nun Matthäus mit seiner Kindheitsgeschichte an die Reihe, wobei uns aber Döderlein gleich mit der neuen Ankündigung entgegentritt, daß die Jugendgeschichte nach Matthäus und Lukas unmöglich zu vereintigen sey. Zum Glück ist durch Steckbriefe schon längst notorisch, daß die ersten Episoden Matthäus ursprünglich zu den Apokryphen gehörten, und erst durch mich nichts dir nichts in den Evangelienmoder sich eingeschlichen. Indes reicht die Wissenschaft der Rationalisten, von welcher wir aus dem Bisherigen wenigstens einen kleinen Vorgeschmack haben, hier aus, um die darin enthaltenen außerordentlichen Begebenheiten natürlich zu deuten, daß ehrlicher Leute Vernunft daran kein Anstoß nimmt; wenn gleich einige mit Hase in seinem „Leben“ (S. 51.) dafür halten, eine solche natürliche und asterpsychologische Erklärung entwürdigende die hohen biblischen Gestalten zu verächtlich machen, welche weniger nach Bethlehem als — nach Beblam gehörten, man solle darum dergleichen volkstümliche Sagen lieber gar nicht zu hören und zu erklären versuchen!

In der Zwischenzeit also hat Joseph, wie sich errathen läßt, die Besuche Gabriels erfahren; vielleicht daß Maria selbst ihrem Mann hievon in Kenntniß gesetzt hatte. Das aber macht ihn nicht schlauer, und, wie Thiers spottet, bis zum Einschlafen nachdenklich.

Natürlich erweckt das Sinnen des Tages den Traum der Nacht, und wie eine liebevolle Zuneigung immer eher entschuldigt, als verdammt, so übernimmt auch Momus, der hier als Engel erscheint, die Rolle des Anwalts der Verlobten, und er ist endlich geneigt, ihr zu glauben und zu verzeihen. Zum Troste fällt ihm nehmlich eine Prophetenstelle ein, die ihn mit voller Beruhigung der Zukunft entgegensehen heißt, und er lernt so in der Nacht, worauf die Evangelisten nach Strauß bei hellem Sonnenschein verfallen: — die historia Messiae ante Messiam darzustellen.

Aber das vollste Maß von Hohn giebt bereits Thomas Paine in seinem unvergleichlichen *Age of Reason*, Lond. 1826 über diese Geschichte aus, welcher Strauß an Maliziosität noch weit übertrifft. So, ruft er uns entgegen, beruht also das Christenthum zuerst auf dem Traume eines Alderman, und ist selbst nur ein tausendjähriger Traum der Menschheit? Seit Abraham treten Engel in die Welt, sie essen und trinken; wo sie aber die Speisen ausscheiden, hat man noch nie gehört, vielleicht, wie die Vögel, in der Luft? Der heilige Geist tritt nun mit der christlichen Zeit noch hinzu. — Paine gehört mit zu jenen englischen Deisten, welche keinen Anstand nehmen, wir ihr Jünger, der Wolfenbüttler Fragmentist, die Propheten und Evangelisten offenbare Lügner und Betrüger zu heißen, und er insbesondere nennt das ganze Evangelium ohne Umschweife ein Fabel- und Lügenbuch (*fabelous and false*, III. p. 60.). —

Joseph fährt seine Braut sofort in sein Haus, verbindet aber Zartfinn genug, dem Heiligen in ihr nicht zu nahe treten zu wollen, und er erkannte sie nicht bis zur Geburt ihres Erstlings, d. h. wie der hochberühmte Reander in seinem, bereits in dreifacher Auflage erschienenen Leben Jesu Christi sein orthodoxes Glaubensbekenntniß ausdrückt: das ganze erste Halbjahr ihrer Ehe nicht, wiewohl sie ihm später noch vier Söhne und einige Töchter gebar, welche darum im Evangelium Jesu Geschwister oder Brüder heißen!

In der That, wenn dieß so zu nehmen ist, und wir, so oft in der Bibel von Söhnen und Brüdern die Rede ist, immer an leibliche Söhne und Brüder in nächster Beziehung denken müssen, dann wundern wir uns nicht wenig, daß Israel, d. h. der Erzvater Jakob, beim Auszug aus Ägypten über sechsmalshunderttausend streitbare Söhne hatte, und daß die Ehen der Hebräer noch in der Folge oft so ungemein gesegnet waren, wenn wir z. B. bei der Übertragung

unbeslade I. Chron. XV. lesen: „Von den Nachkommen Gaaths Ariel mit 120 Brüdern, von Merari's Nachkommen Asaia mit Brüdern, von Gerson's Kindern Johel mit 130 Brüdern, von Laschbämmlingen Elisaphans Semetias mit 200 Brüdern, von us Kindern Eliel mit 80 Brüdern, von Dyzels Nachkommen Aminabab mit 112 Köpfen.“ Man denke sich, fünf Älteste mit halbhundert Brüdern finden sich bei Einer Gelegenheit zusammen! Auch Herder macht Jakob und Judas als wahre Brüder Jesu d, muß sich aber deshalb verdientermaßen selbst von einem Henklinge, wie Beaturini, beschämen lassen, welcher ihm den erf macht: warum denn dann Johannes zum Versorger Mariens wurde, und warum Judas in seinem Briefe sich nicht vielmehr einen Bruder Jesu als des Jakobus nennen wollte? Demummet läßt Strauß, der sich überhaupt um keinen positiven erf ernstlich bekümmert, den Heiland nach wie vor eine Anzahl ichter Brüder und Schwestern haben. Und wenn auch Weise l. der obigen Entgegnung gedenkt, so geschieht ihm doch im zelisten der Geschwister Jesu auf so unbefangene Weise Erung, daß er es nicht übers Herz bringen kann, es anders als eltere Kinder Mariens zu beziehen. Darum trifft er selbst eine scheidung zwischen Jakobus und Judas Alphäi, den Aposteln igherrn, und dessen gleichnamigen leiblichen Brüdern, gleichviel, auch die Apostelgeschichte (I, 17. XV, 13.) mit dem Galater- (I, 19. Jak. I, 1. Jud. 1.) und das ganze Alterthum hiezu mße.

Wenn also nach Matthäus der Herr nach seiner Auferstehung ranen vom Grabe mit dieser Nachricht zu seinen Brüdern schickt, d hierunter nicht die Apostel zu verstehen, sondern seine leib- : Geschwister. Auf dem Wege dieser Erklärung erfahren wir nar, daß Paulus nach Röm. XVI, 1. eine Schwester Phöbe, laut seinen übrigen Briefen Brüder mit Namen Apollo, Ty- , Timotheus und Onesimus, ja noch eine Anzahl anderer un- unter Brüder, in seinem Gefolge sowohl als zu seinen Sendboten , und in den verschiedenen Gemeinden zurückließ, sondern daß isfolge Ephes. V. auch „liebe Kinder“ besaß. Und was von us gilt, darüber haben Eulenspiegels theologische Nach- er längst auch den Petrus beim Worte genommen; denn wenn n seiner *ομιλησεν* gräht, so ist dieß nicht etwa seine ander-

wählte Gemeinde zu Babylon, sondern seine Neuvermählte, und wenn er Markus seinen lieben Sohn nennt, so wissen wir bestimmt und nach seinen eigenen Worten, daß er einen Sohn hatte!

Überaus merkwürdig aber versetzt der Verfasser der Abhandlung über die beiden ersten Kapitel des Matthäus und Lukas in Henke's R. Magazin (Bd. III. S. 3. 399.) selbst Maria auf diesen Standpunkt, indem er hier mit seinem Geisteshebel eingreifend die Frage der Nazarenerin ihrem Engel gegenüber richtig dahin auf den Kopf stellt, als wollte sie sagen: Wie kann ich, die schon Vermählte, noch den Messias gebären, als dessen Mutter ich ja keinen Mann haben, sondern eine Jungfrau seyn müßte? Und in der That, wenn man recht radikal seyn will, muß man auf die hier erschichtliche Weise das oberste zu unterst kehren.

Wenn dagegen Matthäus die Stelle aus Isaias VII. hieher bezieht: „eine Jungfrau werde empfangen und einen Sohn haben, welcher Immanuel heißen soll“ — so hat er sich bei dieser Allegation nach dem Ausspruche der protestantischen Bibelweisen ganz auffallend verrechnet. Denn fürs erste hat wohl Kant, der Königsberger Philosoph, diesen Namen getragen, von Jesus aber ist dies nicht bekannt. Dann sey an besagter Stelle von einer vermählten Jungfrau, die noch kein geschlechtliches Verhältniß eingegangen, oder besser von einer jungen Frau, vielleicht dem Weibe des Propheten selbst die Rede, in Rücksicht deren er sich begeistert zu sagen: ehe neun Monden um seyen, werde die prophezeite Veränderung sich geben, und König Ahas über die Syrer den Sieg davon tragen. Darauf möge Isaias vielleicht wirklich einen Sohn erhalten haben, den er Emmanuel zu nennen schon früher Rath's geworden. — Hennell erklärt (253. 256.): „die Hypothese von einem zweiten oder mystischen Sinne in den Schriften des alten Testaments sey durchaus grundlos. Da aber die ersten Christen ihren Beweis für die Messianität Jesu doch auf Weissagungen gründeten, mußten sie, da bei mehreren Citaten die Übereinstimmung nicht stattfand, die Weissagungen willkürlich ändern, oder sie waren versucht, wie man Grund zum Verdachte hat, wenn sie bei öffentlichen Unterredungen von den Juden stark in die Enge getrieben wurden, die Übereinstimmung auch noch auf anderem Wege, durch Alteration der Thatfachen zu erzielen.“ Derselbe Hennell findet (234.) hier die Beschreibung aus der Zeit des

Isaas genommen, welcher als ein achtjähriges Kind die Herrschaft in seine Schulter nahm. — Seltsam, daß Isaas voraussehen konnte, werde aus dem Knaben einst ein großes Licht werden, welcher gewaltige, ja göttliche Ehrentitel in voraus verdiente.

Doch, laute der ausbeugende Widerspruch wie immer: daß dem angeliksten des alten Bundes die unter dem vorliegenden Bilde in zeter Frist in Aussicht gestellte Errettung von den Syrern nur Rücksicht auf den großen Erlöser vorschwebte, welcher noch aus einer unbefleckten Jungfrau von Ahas Stamme geboren werden sollte: diese zwei Gedanken zusammen als den Sinn der Prophezie zu fassen, ist den Aufferkirchlichen zu schwer!

Hier scheint also der Evangelist im Vergleiche mit der Bibel ist der modernen Theologen übel durchs Examen zu fallen; wer er eigentlich durchfällt, das ist Dr. Strauß, der sich nicht im Lande sieht, nachzuweisen, daß die Erwartung vom Messias als Jungfrauensohn im Judenthume überhaupt herrschend gewesen, und doch voraussetzlich aus der obigen Prophetenstelle erschließen sollte.

Doch wer über die Ansichten der Aufferkirchlichen von den messianischen Weissagungen überhaupt Aufklärung zu gewinnen wünscht, beschlage die von Hase §. 35. weiter angeführten Autoritäten nach, und urtheile dann, was sich dem Christenthum im Protestantismus für eine weitere Entwicklung in der Zukunft prophezeihen lasse.

Inzwischen spielt auch Jung-Israel seine Variationen über dieses Thema durch, und so ist namentlich in der Zeitschrift „Orient“ von Fürst (1843. S. 734. 778.) der rabbinische Zornmuth in Bezug der Erfüllung der alttestamentlichen Weissagungen im neuen Testamente mit seiner Meinung herausgerückt. „Der schon im Judenthume begründete geistige Messias (sic!) verkörperte sich bei den materiellen Galiläern immer mehr, und was konnte ihrem Ehrgeize, wornach sie schon mit ihren Geheimlehren gegen die damit unbekanntes Jüdäer groß thaten, mehr schmeicheln, als den Glauben allen von den Propheten verübten Wundern besetzten Erlöser aus ihrer Mitte ausgehen zu lassen? Gleichwie sie aber ursprünglich solchen als einen im Triumphe einhergehenden König und Helden dachten, konnten sie doch — wie ein Heiden ohne eigentliches Ziel und regulirten Gang immer Schwankungen zwischen beiden Seiten unterworfen ist (so ward aus Saulus ein Paulus),

eben so leicht zum Extreme überspringen, und passende Bibelsprüche dazu finden. Wie leicht eine müßige, sinnliche Lebensweise solche Phantastesprünge begünstigt, mag folgendes beweisen. So hört man auch jetzt nach neuen Reisebriefen von den italienischen Banditen nicht selten folgende Vergleiche zwischen sich und ihrem Heiland anstellen: „Jesus hatte in dieser Welt viel zu dulden: wir auch, wir müssen viel leiden. Er war früchtig: wir sind es auch; er wandelte begleitet von seinen Schülern: mit uns ziehen nackte Gesellen; er ging nackten Fußes: wir haben auch keine Schuhe; er besaß nur eine Tunika und ein Gewand: wir haben nichts als Rock und Mantel; er litt Hunger und Durst: davon können auch wir erzählen; er fastete vierzig Tage lang in der Wüste: wir fasten beinahe jeden Tag; er ward vom Teufel versucht, der ihn auf einen hohen Berg führte: uns versucht der Teufel zu jeder Stunde, und führt uns auf Höhen, daß wir den Wanderern auflauern; Jesus ward gehaßt, und von der Welt verstoßen: die Welt haßt uns auch, verstoßt uns auch; Jesus ward gefangen: das wird uns auch geschehen; sie peitschten ihn mit Ruthen: und steht die Bastonade bevor; man hing ihn zwischen zwei Schächern: uns wird gleiche Gesellschaft nicht fehlen; er stieg zur Hölle nieder: wir werden auch hinabsteigen“ u. s. w.

Gerade so, insinuirt uns der Jude (E. J. E.), passe die Auslegung alttestamentlicher Bibelstellen auf Jesus durch die Evangelisten!

V. Kapitel.

Die Geschlechtsregister.

Noch mehr haben die ersten Christen nach der Ansicht unseres Mythikers auf jene Stelle bei Michas V. gesündigt, wo ein künftiger Nationalretter und Wiederhersteller des Reiches David ersehen, und darum sein Auszug von Bethlehem bestimmt wird. Als Jesus nun in der späteren Zeit sich mit so großem Erfolge für den Messias ausgab: da glaubte man einem solchen Manne auch ein hohes Herkommen zuschreiben zu müssen, und obgleich er zu Nazaret von armen Eltern geboren war, dichtete ihm die Sage nun die Ehre der Abkunft aus königlichem Geblüte an, und man entwarf, wie Strauß (S. 20 u. 31.) dafür hält, zur Zeit, als man noch nicht daran

chte, die metaphorische Bezeichnung „Sohn Gottes“ wörtlichen Verstande auf ihn anzuwenden, aufs Unerhörte hin einen doppelten Stammbaum für ihn, das einmal bis David, und da dies noch nicht genug schien, das anderemal er bis auf Adam zurück. Darum ist sein Vorschlag, man möge keine weitere Mühe geben, die Vereinigung beider Genealogien versuchen. Dies ist auch der Rath seines geistesverwandten Vorgängers, Thies, der vielleicht am meisten den Namen seines Vorfahrs zu führen verdient, obwohl Strauß, vielleicht eben darum, dieses Wissens nicht ein einzigesmal in seinem Werke seiner gedenkt hat.

Nach Weiße (I, 171.) verhält es sich mit diesen Ahnentafeln: mit der Tafelrunde Carls des Großen und König Arthurs und den Stammbäumen ihrer Paladine. Aber nicht bloß die Abkunft von David ist ungewiß, sondern auch, daß der wahre Vater Joseph seines Gewerbes ein Zimmermann gewesen, und in welcher Weise vielleicht aus einem Mißverständnisse der Stelle Markus VI, 3 hervorgegangen seyn, daß Jesus selber ein Zimmermann genannt wird?!? Niemand erkennt Weiße Jesum für den ehelich erzeugten Sohn seiner Eltern an.

Noch jünger und wo möglich nüchterner erklärt Bruno Bauer seiner Kritik der Synoptiker I, 38: „Die Genealogieen sind älter als das christologische Bewußtseyn der göttlichen Inkarnation, sonst könnten sie nicht auf Joseph herabgeführt werden können. Die ideale Anschauung der Propheten vom Messias als Sohne Davids führte erst auf den Gedanken einer wirklichen, empirischen Abstammung, die erst nach der Zeit, als Markus schrieb. Erst durch die Vereinerlichung des Christenthums in der heidnischen Welt wurde die Theorie vom Gottessohne geldäufig. Sie ist heidnisch, wie die von den gottgebornen Helden.“

Also heidnisch, grundheidnisch; doch früher als diese göttliche Paternität erfand man vorerst die königlich davidische. Übrigens wußten die Jünger noch nichts davon, daß ihr Meister für den Sohn Davids gelte; denn alles ähnelnde Erkommen beruht nach unserem Gewährsmanne auf empirischer Erörterung.

Wurde aber Jesus nicht als Sprößling der davidischen Linie,

somit als rechtmäßiger Thronfolger Davids dargestellt, erklärt Thieß (II. S. 81.), so konnte kein rechtgläubiger Jude ihn für mehr, als einen Pseudomeffias halten. So entstanden durch einen jüdischen „Geschichtsklitterer“ die Genealogieen. „Dergleichen Ausgeburten des jüdischen Profelyteneifers“, wie sie der Apostel Paulus nenne (?), für diplomatische Urkunden anzusehen, sey ein Einfall, der nur in den Kopf eines palästinenfischen Christen kommen konnte. Die Genealogie bei Matthäus insbesondere nennt er ohne weiters ein „rabbini-sches Kunststück“; zugleich findet er darin eine „Liste von vier überberüchtigten Weibern, welche ihm vielleicht schon um der Jungfrau willen, die sich an das letzte Glied anschließt, in diese Gesellschaft zu gehören schienen!“ Wem diese Sprache noch nicht verständlich genug ist, der lese dazu, was Storr äuffert, welcher das Geschlechtsregister bei Matthäus für das Nachwerk eines ungläubigen Anverwandten Christi hält, der mit dem *ὁ λεγόμενος Χριστός* seinen Spott treiben, aber doch eine mittelbare Verbindung mit Joseph festsetzen wollte! Weiter, glossirt Thieß, liege in dieser Mittelbarkeit nur insoferne etwas der Mutter zur Ehre gereichendes, als man zugeben will, daß die mit der Mutter in Parallele gesetzten vier Jungfrauen (?) ebenfalls vom heiligen Geiste Mütter geworden seyen! Also habe der Verfasser dieser Genealogie mit seinem „gesagten Christus“ Jesum für einen natürlichen Sohn der Maria gehalten!?!

Dagegen glaubt Dr. Paulus, daß vielmehr ein Anhänger Jesu dem Matthäus die Einleitung vorgesetzt habe, die er von andersher erborgte. Wenn aber Thieß spottet: man habe doch damals kein Kirchenbuch und keine Taufregister gehalten — nun so bescheidet sich auch der Patriarch des Rationalismus damit: es sey die Erfindung einer solchen Genealogie nach der Zerstörung Jerusalems jedenfalls eine leichte Sache gewesen! — Zwar nach der bisher herrschenden Annahme der Aufferkirchlichen wäre der Streit noch kürzer abgethan; denn es beruhen ihnen die beiden ersten Kapitel des Matthäus vollends auf Interpolation oder späteren Einschlebseln. Dazu hat Eichhorn in seiner Einleitung bewiesen, daß auch unsere zweite Genealogie nicht von Lukas herrühre. Schon das *ὡς ἐνομιζέτο* darin (III, 23.) deutet nach Volken darauf hin, daß der Verfasser derselben unreinen problematischen Stammbaum liefern wollte. Doch was dabei den seltsamen Rainan betrifft, so

e ihn Knittel wohl durch den klugen Einsall, Sale habe zu
geheissen, zu entfernen. Daß jedoch auf der andern Seite
häus sich einmal eine Auslassung von mehreren Königen zu
den kommen läßt, rührt nach Hennell einzig davon her,
er den Namen des Dhozias mit dem seines Urenkels Dzas
schelte.

Jetzt kömmt aber Strauß, und vindicirt dem ganzen Evange-
mplere sein Recht, indem er wohl die ganze evangelische Ge-
te für unterschoben erklärt, dagegen jedem bisherigen Kapitel
ihre, ein Bestandtheil dieses großen mythischen Einschlebs in
: der historischen Zeit zu bilden, unverweigert läßt! Ist dies
noch ein kürzerer Prozeß, und die Sache durch eine mephisto-
sche Advocatie mit einmal zu dem Ende geführt, wo sich nichts
res mehr anstreiten läßt?

Wirklich scheint der Unglaube seiner Sache hier so sicher zu
daß man nicht mehr im Ernste, sondern nur mit Spott sich
Gegenstandes bemächtigen und die Verhandlung weiter fortführen

So erklärt der Leipziger Lichtfreund in seinen mit dia-
jem Scharfsinne critisirten Evangelien, ihr Geist und ihre Verf.
S. 242. 245.: „Wir dürfen wohl von vornherein vermuthen,
das Geschlechtsregister des Lukas bloß in polemischer
, um nicht zu sagen illusorisch ironischer Absicht
n die Genealogie des Matthäus verfertigt und her-
: ist. Niemand wird glauben, daß es dem Lukas mit dieser
alls kunstreich angelegten Genealogie irgendwie Ernst sey; denn
hat nicht mit Unrecht den Verdacht des absichtlich und
ig frei Gemachten gegen sie vorgebracht. Sie ist von Nathan
uf Jesus wirklich frei geschaffen. Es finden sich da so viele
häuffe und Levi's und Josephs und Judas und Johanneße und
könige (Melch) und Meinsicht und Meinschmud (Keri und Abdi),
selbst der falsche Prophet Kosam nebst dem kleinen Propheten
Juda: Amos, und dem zweifelhaften Propheten Nachum, —
man gar nicht zweifeln kann, die ganze Arbeit sey bloß eine
isflirung der Genealogie des Matthäus und aller derjenigen
nen und endlosen Untersuchungen (I Tim. I, 4.), die nur Zwie-
aber keine Erbauung bewirken. Denn was thut Lukas, nach-
er in seinem ganzen wichtig-kunstvollen Nachwerke haupt-
ch den Leviten Matthäus als sechsfachen Stammvater und

fleischlichen Urheber jenes von ihm beschriebenen Jesus Christus deutlich genug angegeben hat? — Er wirft seinen ganzen Stammbaum als eine nutzlose Narrenuntersuchung (Tit. III, 9.) über Bord, mit dem einfachen Zusage *ὡς ἐνομιζέτο*, beim Namen Jesu. Wenn also Jesus nicht wahrhaft, sondern nur dem Volksglauben, d. i. der Sage nach Josephs Sohn war, so fällt ja nothwendig der ganze Stammbaum dahin; denn er ruht auf Triebfand. Der Übergang Jesu zu den übrigen Gliedern ist nur ein Spinnenspäthchen, das der Wind jeder zweifelnden Lehre zerbläst, und was bleibt von alle dem mühsamen Baue stehen, den das schonungslose *ὡς ἐνομιζέτο* zerbrach, — als das einzige, wahrhaft gewisse Resultat: er war der Sohn Gottes, wie der erste Adam; der Stammvater jenes davidischen Jesus aber, der aus den sechs- oder sieben Geschlechtern von Abraham stammt, ist — — der Levite Matthäus. Vom fleischlichen Jesus gilt die Sage, nur der geistige bleibt gerettet.“ — So müssen die Evangelisten nach dem Beispiele der protestantischen Theologen seit drei Jahrhunderten wie tolle Hunde sich abheßen und zerbeißen, und Versflagen gegeneinander geschrieben haben, damit ihre Ausleger, diesen Vorwand bei ihren Lästerungen zum Gewande ihrer Unschuld nehmend, der Anklage entgehen, daß sie die heiligen Schriften rein versiffliren.

VI. Kapitel.

Die Schätzung.

Also ist die Geburt Jesu aus Isaia's Geschlecht und in Davids Heimath eine Mythe! Nun sollte er aber doch als Christus in Bethlehem geboren seyn, wie nun dahin kommen?

Da bot sich, meint Strauss, dem Verfasser unseres dritten Evangeliums der Gedanke an eine römische Schätzung. Was verschlug es ihm, daß diese leider erst zehn Jahre später stattgefunden, und zur Zeit, da die Herodier herrschten, auf Judäa gar keine Anwendung fand? Zu diesem Behufe sollte jeder, so dachte Lukas, in seinem Stammorte sich einfinden, was aber zu verwundern ist, da hier das Bestehen der zwölf Stämme Israels vorausgesetzt wird, die doch vor mehr als sechshalbshundert Jahren in der zwiefachen Gefangenschaft sich zerstreuten, während jene, welche später noch zurückkehrten, in der Confusion der Völker längst ihre Geschlechtsregister

eingebüßt hatten. Überflüssig wäre es in jedem Falle gewesen, wegen eines solchen Catasters das ganze Volk aus seinen Sigen aufzuführen, noch überflüssiger, auch die Frauen mitwandern zu lassen, die ja doch keinen Geschlechtsbaum führten. Unglaublich erscheint es auch, daß sie in ihrer eigenen Vaterstadt kein Unterkommen gefunden haben sollten, und die Geburt im Hirtenstalle sehe doch einem Apollomythus gar zu ähnlich! — So viel sind der Einwendungen von Seite des Mythikers gegen die Wahrheit unserer biblischen Geschichtserzählung!

Hier sßt besonders die tiefe Untedlichkeit jeden ehrlichen Mann jurück, indem der Verfasser des mythischen Lebens Jesu sich nicht entblödet, in allen Auflagen seines Werkes dieselbe Irrthumsbeschuldigung in Betreff des Census gegen den Evangelisten auf die Bahn zu bringen, gleichviel, ob indes Hug und Tholuck, oder früher schon Sandclemente, Münter und so viele andere bis zur Evidenz die Wahrheit einer früheren Römerschätzung, und zwar gerade um die Zeit der Geburt Christi nachgewiesen haben — ein Beweis, daß es Herr Strauß nicht um die Wahrheit, sondern einzig um den Cur seines Buches, seinen falschen Ruhm und um Geldgewinn zu thun sey!

Eher dürfen wir dies einem Manne wie Hennell nachsehen, der vom Comptoir hinweg seine „Untersuchungen über den Ursprung des Christenthums“ schrieb, und hier mit dem Dilemma uns droht: da die Schätzung nicht vor 700 u. c. statt hatte, und 782 das fünfzehnte des Liberius ist, so folgt, wollen wir nicht annehmen, Jesus sey bei der Taufe erst 22 Jahre alt gewesen, daß Lukas nicht nur dem Matthäus, sondern sich selbst in den Umständen, die er mit der Geburt Jesu in Zusammenhang bringt, widerspreche.

Dagegen meint Weise (I, 205, 236.), es sey zwar möglich, Lukas in diesem Punkte von dem Verdachte eines Irrthums zu retten; doch mögen wir aus so vielen anderen Gründen, wo er sich keineswegs als diplomatisch genauer Geschichtschreiber erweist, dazu in einem für mythisch anzusprechenden Zusammenhang einen wirklich begangenen Irrthum für weit wahrscheinlicher halten. Übrigens scheine auch dem Evangelisten die chronologische Differenz zwischen der angeblichen und wirklichen Schätzung nicht entgangen zu seyn, darum nennt er sie frischweg die erste unter Quirinus, und zeigt solchergestalt allerdings den guten Willen, der Sage, deren Irrthum er zu bemerken auf der Spur war, nachzuhelfen!

Mit andern Worten: der ehrsame Verf. wundert sich, daß die Evangelisten bei ihren vielen und fortgesetzten Geschichtslügen auch einmal die Wahrheit vorbringen sollten, und glaubt ihnen darum zur besseren Sicherheit auch da nicht, wo alle sonstigen Zeugnisse übereinstimmen!

VIII. Kapitel.

Die Geburt Jesu.

Die Geburt aus Bethlehem, sowie die Geschichte Jesu überhaupt läuft also nach Strauß auf eine historia Messiae ante Messiam hinaus, indem die Evangelisten die jüdischen Volkserwartungen über den Messias, als von jenem erfüllt, in ein Buch zusammentrugen. Dagegen findet Weise, daß die Evangelien gar keine jüdische Christologie zur Voraussetzung haben, sondern, und dieß gilt namentlich von der Jugendgeschichte, ganz auf pagantistischem Standpunkt gezeichnet seyen. Ganz und gar aber wird Strauß der Hebel aus der Hand genommen durch B. Bauer, indem dieser im Gegentheile beweist, daß vor Ausbildung der Christengemeinde der Reflexionsbegriff Messias den Juden gänzlich gefehlt habe, und bis man es nicht zu dieser verzeherendsten Critik bringe, die schöpferische Kraft Jesu und seiner Principien gar nicht zu Tage komme. — Er gibt sich den boshaften Anschein, als wolle er Christum mit seiner Evangelien-critik erst recht zu Ehren bringen! Nichts tritt indes widerlicher hervor, als dieß unstatthafte Hineintragen unserer jezigen Speculationsweise in die Urkirche, die doch bis auf Origenes herab sicherlich gar wenig spekulirte.

Für Strauß ist und bleibt also Nazaret der Geburtsort Christi. Da kömmt aber jüngst fataler Weise ein ungenannter Sachse und beweist in seinem Buche: „Die Evangelien, ihr Geist und ihre Verfasser, Leipzig 1845. S. 31., daß Bethlehem die ursprüngliche und einzige Heimath Jesu sey, daher auch Joseph von Aegypten zurück sich gleich wieder dahin wandte, und erst dann wegen der Nachstellungen des Archelaus in Nazaret seine Wohnstätte aufschlug“. — Es ist sehr gut, daß uns der gelehrte Speculant dieß zu wissen thut; denn, fährt er S. 393 fort: „In der That weiß man aus der Darstellung des Johannes eigentlich nicht, woher denn Jesus

us? Philippus sagt zwar wohl, er sey aus Nazaret und Josephs ohn: aber gegen diese Angabe wird sogleich von Nathanael Unauhe eingelegt, I, 46. 47. Dasselbe geschieht VII, 52. von den hartäern, indem sie ausdrücklich, wenn schon unrichtig, bemerken, es Galiläa sey kein Prophet aufgestanden. Im Kap. IV, 43. 44. ird von seinem Vaterlande, wie geistlich, in so sich selbst widerrechender zweifelhafter Weise gesprochen, daß man nicht gewiß wird, Galiläa oder Judäa als sein Vaterland anzusehen sey? Und eben wird er B. 42. gerade bezeichnend genug Erlöser der ganzen Welt nennt. Mutter und Brüder von ihm kommen zwar (II, 1. VII, 3 f.) r, aber in diesen beiden Stellen steht er ihnen fremd, sie abweisend, eigentlich verleugnend gegenüber (II, 4. VII, 6—10.), und in der neuen Stelle, wo er für seine Mutter liebend sorgt (XIX, 26.), mag e tiefere Bedeutung, welche diese Anordnung für den Lieblingsnger hat, wenigstens gleich großen Antheil an der Erwähnung jenes ortes haben. Ihr Name ist nirgends genannt, auch nennt sie esus nie „Mutter!“ sondern mit dem fremd klingenden Worte *γυνα*, weib! wie wenn sie nicht seine wahre und wirkliche Mutter, sondern n als solche geltendes Weib wäre.“

Doch ist es denn für Dr. Strauß nicht Beweises genug, daß esus, als die Juden bei Johannes sich selbst fragen: muß nicht der lessias aus Bethlehem kommen? sich nicht wegen seiner Herkunft chtfertiget, sondern als Galiläer nach wie vor gilt, obwohl alles iran lag, dieß entgegenstehende Vorurtheil auf die Seite zu bringen? Urdings hat diese Stelle nicht wenig Schein; aber wenn wir uns af den Standpunkt des Mythikers versetzen: wer sagt uns denn, is sie nicht mythisch eingeflochten sey? So hat gerade Strauß m wenigsten Grund, darauf zu pochen; denn das Glühfeuer seiner ritik versengt alles zu Staub und Asche.

Anderer halten indes dafür, es wäre doch möglich, daß Jesus aus em von den Evangelisten erwähnten zufälligen Anlasse in der Dadsstadt zur Welt gekommen; nur so beschränkt zu seyn möge man iemand zumuthen, mit der katholischen Kirche zu glauben, daß dieß m 25. December, in Wintermitte geschehen sey. Dieß Fest sey ja ffenbar einzig von den Päbsten an die Stelle des heidnischen Sonensestes unterschoben worden. Im übrigen kömmt es nur darauf r, die rein poetisch geschilderten Umstände der Geburt des Herrn

genügend in die Prosa unserer Anschauungsweise aufzulösen, um sie als historisches Gemeingut passiren zu lassen.

Joseph und Maria kommen auf ihrer Reise also in Bethlehem an, und nehmen, da es nach damaliger Landesfüte keine Gasthäuser gab, mit der Hütte einer Hirtenfamilie vorlieb. Maria hat nichts eifrigeres zu thun, als den guten Leuten von ihrer Hoffnung, den Messias zu gebären, zu erzählen, und wie hätten Bewohner aus der Davidsstadt das nicht ganz gerührt glauben sollen? Als sie aber des Nachts auf dem Felde hüten, und nach Dr. Paulus eine Gesellschaft palästinenensischer Irrlichter oder feurige Erscheinungen erblicken, dergleichen nach glaubhaften Reisebeschreibungen noch häufig in der dortigen Gegend, wie auch am Sinai vorkommen, und eine bedeutende Höhe erreichen sollen, reden sie in ihrer Einfachheit zu einander: „Die gute Frau muß wohl entbunden, unser Messias muß wohl schon geboren seyn? Diese leuchtende Erscheinung von guten Dämonen, dieser Gottesbote deutet, sagt es uns an, daß das Himmelskind gewiß schon in unserer Futterkätte liegt“.

Indeß macht das glänzende Phänomen allerlei Bewegungen hin und her, theilt sich auseinander, und breitet sich flackernd in der Luft aus. „Seht da, wie die guten Engel in Menge sich freuen, Gott preisen und uns Menschen Glück wünschen.“ In das trauliche Lied, das wir sangen, von der glücklichen Zufriedenheit und dem Wohlergehen aller Gutgesinnten, stimmen jene tanzenden Luftfeuer gewiß auch ein, es ist das ihre! — Ihr jovialer Gesang selbst lautet nach Volken: „Preis Gott auf seinem Throne! Im Lande herrscht Segen, Glück blüht auf Erden, jedem geht es nach Wunsch, oder mit Heumann: nach Wohlbehagen, d. h. die Menschen haben jetzt, was sie wünschen.“ Als aber der phosphorische Schein verschwunden ist, eilen sie nach Hause, und der Erfolg bestätigt ihre Auslegungen von der glänzenden Erscheinung.

Ein derlei Phosphor mochte es wahrscheinlich auch seyn, womit der Dornbusch bestrichen war, in welchem Moses die Herrlichkeit Gottes vermuthete. Ganz bestimmt finden wir wenigstens ausgesprochen, daß, im Lichte der Zeit betrachtet, das Rauchen und Brennen des Sinai bei der Gesetzgebung nichts weiter war, als ein Feuer, welches Moses, um der Einbildungskraft seines Volkes zu Hilfe zu kommen, auf dem Berge anzündete, womit zufällig noch ein starkes

Gewitter zusammentraf (und was hinter dem Berge vorging, konnte ohnehin wegen der dortigen Gebirgsecke das wenigste Volk sehen). Das Leuchten des Angesichts Moses bei seinem Herabsteigen aber war eine natürliche Folge großer Erhitzung, was mit dem Volke auch Moses selbst, da er dessen wahre Ursache nicht kannte, für etwas Göttliches hielt, so daß er allen sicherlich wie ein Engel erschienen wäre, wenn damals der Glaube an höhere Geister unter den Israeliten schon gegolten hätte. Wem dieß nicht von selbst einleuchtet, der mag sich in Eichhorn's Allgemeiner Bibliothek die weiteren Aufschlüsse erholen.

Hier aber waren, was das Evangelium als Engel in der Höhe bezeichnet, wie wir hören, netzliche Lustlichter. Venturini äußert: die Anstrengungen der Reise und der Schrecken vor einem heranziehenden Gewitter hätten Maria zu einer Frühgeburt in der nächsten besten Höhle genöthigt; Blitz und Donnerschlag betäuben die Hirten, der ganze Himmel scheint im Feuer zu stehen: das hat was zu bedeuten! Da kam die alte Anna herbeigesprungen, welche eben als Hebamme Dienste geleistet; sie erzählt, und hat nun die Ehre für einen Engel angesehen zu werden, wie jene Lichtstrahlen oben. Die Hirten aber folgen bis zu der vom Mondschneie erhellten Grotte. — Dieß ist zwar durchgängiger Hohn, aber da es auch bei den anderen nicht viel besser gemeint ist, müssen wir es gleichwohl ernsthaft aufnehmen.

Nur ein Zweifel steigt uns dabel auf: wie denn diese Landleute, die doch an dergleichen atmosphärische Erscheinungen gewohnt seyn mußten, darin auch bei noch so großer Einfalt ein besonderes himmlisches Zeichen erblicken konnten? Darum verdient wohl Eck's Versuch über die Wundergeschichten des neuen Testaments in Sablers Theologischem Journal 7, 4. S. 411. unsere Beachtung. Wenn die Hirten, meint dieser, bei der Geburt Jesu von himmlischen Stimmen: Ehre sey Gott in der Höhe! singen zu hören glaubten, und einen leuchtenden Glanz sahen, so war dieß — das Licht einer wandernden Botenlaterne (welcher vielleicht die Hebamme brachte?), wozu sich das Freudengeschrei mehrerer Begleiter gesellte! Doch urtheilt Pape, der Vorfall werde uns nur nach der Deutung beschrieben, welche die Hirten davon gemacht. Eigentlich sey ihnen aus der Luft ein Geschrei, wie das eines Kriegsheeres (also wie die wilde Jagd) entgegengestommen, woraus sie

geschlossen, daß die himmlische Armee diesen Jubelton erhebe. Zum Glück hat der obige Volten noch die Anzeige gemacht, daß die Hirten nicht alle von der Heerde weg nach Bethlehem gegangen, sondern wohl einige zurückblieben; und Wetstein ertheilt uns den seltsamen Aufschluß, sie seyen sogar Heiden gewesen!

Da die Hirten Eigenthümer der Höhle waren, fanden sie, wie Dr. Paulus sagt, ohne erst „bei einem langen nächtlichen Suchen in allen Futterstätten des Städtchens“ herumkommen zu müssen, den Neugebornen ohne weiters: „sie können nicht schnell genug den Messias sehen. Was sie sich gleich gedacht hatten, hatte also wirklich jener Höhengschein zu bedeuten gehabt, das leuchtete ihnen jetzt klar ein; und was sie unter einander gesagt, hatte ein Engel ihnen eingegeben. Maria aber war am meisten erstaunt, daß solche Engelgeister sich an ihre Erscheinung Gabriels noch anreiheten; und sie merkte es sich im Gedächtnisse, und erzählte es später so.“

So erklärt sich der evangelische Wunderbericht ganz natürlich, das Wunderbare liegt nur im Erfolge. Die Sache wäre hienach in der schönsten Ordnung, wenn nicht Thies, der Confusionsrath, neue Bedenkllichkeiten dagegen erhöhe, und dem Ganzen einen mythischen Anstrich zu geben suchte, so daß man zuversichtlich gestehen muß, er habe Strauß wacker vorgearbeitet. Lukas, so wirft er (Th. II. S. 82.) das Webeschifflein seiner Argumente hin und her, scheint die morgenländischen Weisen des Rathhäus mit Bethlehemitischen Landleuten zu vertauschen. Jenen leuchtet ein Stern, — diese umstrahlt die Gottheit, indes ihr Engel zu ihnen tritt. Jene werden durch das von ihnen bemerkte Himmelszeichen veranlaßt, zu fragen: wo ist der neugeborne jüdische Regent? — Diese erhalten vom Himmel die Nachricht: in der Stadt Davids ist so eben zur allgemeinen Volksfreude der Messias geboren. Jene finden von ihrem Zeichen geleitet das junge Kind, das sie suchen — diesen wird es buchstäblich bezeichnet. Jene sehen das erwünschte Himmelslicht auf ihrer nächtlichen Reise — diese erblicken in der Nacht ein ganzes Heer himmlischer Geister, und vernehmen ihren Chorgesang. Jene kommen in Bethlehem zur guten Stunde an — diese machen sich gleich auf den Weg, und erreichen ihre Absicht. Jene huldigen dem vermeinten Prinzen im Beiseyn der Mutter — diese machen die Geburt des Messias ihr selbst, und hernächst zu ihrer innigsten Theilnahme jedermann kund. Jene kommen, einer göttlichen Traumeingebung gewürdigt,

hls behalten in ihr Land zurück — diese kehren, voll von der nächsten Erscheinung, die ihnen begegnet ist, frohlockend um.“

Strauß selbst findet sich bei diesen Erzählungen ganz an den Ort der Sage gemahnt, wie „die Mythologie der alten Welt der neuen hat nehmlich er uns zuverlässig aufgeschlossen!) Landten und Hirten am liebsten Götterererscheinungen zu Theil werden t, auch die Götterdöhne und großen Männer, wie Cyrus und omulus, häufig unter Hirten erzogen werden. Auch Moses te auf dem Felde bei den Heerden die himmlische Erscheinung, d David wurde aus den Hürden genommen, das Volk zu weiden. e Krippe erinnert an die Geburtshöhle des Zeus und anderer Götter, wenn gleich die mißverständene Stelle Jf. XXXIII, die nächste Veranlassung dieses Zuges gewesen seyn mag. Die icht bildet den dunklen Hintergrund für die Herrlichit Gottes, welche wie einst nach der rabbinischen Sage bei der burt des Moses, so jetzt auch bei der Geburt des Messias er einen mußte. Daß aber Maria all die Worte der Hirten schweid überlegte und in ihrem Herzen bewahrte, ist eine aus der Geichte Jakobs und Josephs (Gen. XXXVII, 11.) herübergenommene rase.“

Jedenfalls müssen die Verf. unserer Evangelien, zumal bei dem naltigen Entgang biblischer Confordanzen, zur Auffuchung und Zamenreimung und Leimung all der weithergeholtten wunderfeltsamen ge nicht wenig Zeit und Mühe verbraucht haben, bis es ihnen ang, nach der ihnen vorschwebenden Idee aus lauter alttestamenten Stellen ein neues Geschichtsganze zusammenzuschustern!

VIII. Kapitel.

Die Beschneidung und Darstellung im Tempel.

Daß die Beschneidung nicht ganz weggeblieben ist, gt nach Weises Rüge I, 209. von einer gewissen Taktlosigkeit b biblischen Verfassers. Man hätte dem Mythos doch so viel nsequenz zutrauen sollen, daß er das so wunderbar geborne Kind d dessen Mutter von jenen Gebräuchen entbunden hielte. Auch r die dabey thätigen Personen hat die Sage kein besonderes Geschniß, sondern es sind Gestalten von idealisch-symbolischer Beutung, wie Zacharias und Elisabeth.

Im Gegentheile tadelt es Bruno Bauer, daß diese Handlung bei Jesus nicht weiter ausgemalt ist, findet es aber leicht erklärlich, weil der Evangelist sie bei Johannes antecipirt, und seinen Stoff der Schilderung erschöpft hatte. Strauß seinerseits schließt daraus mit Schleiermacher, daß der Verf. von Lukas erstem Kapitel nicht der Concipient des ganzen Evangeliums sey. Inzwischen findet er in der Geschichte von Simeon und Hanna eine offenbare Nachbildung der Szene bei der Beschneidung des Läufer's. „Hatte aber einmal in Bezug auf Jesus die Sage seine Darstellung im Tempel so verherrlicht, so (meint auch er) mußte die Beschneidung leer ausgehen.“ Ebenso erklärt Gfrörer (Die heilige Sage I, 91. 97.): „Das erste Kapitel des Lukas ist ein episches Gedicht im Geiste niederländischer Malerei, man kann sich daher auch nicht wundern, daß es zu so vielen Gemälden den Stoff hergegeben hat. Der Erzähler im zweiten Kapitel hat nach dem Vorbild des ersten gearbeitet: er benützte eine Denkschrift über Johannes den Täufer.“

Doch da die bisherige Auslegung so wohl gelungen ist, lohnt es sich schon der Mühe, die Aufopferung im Tempel näher zu betrachten. Der nazaretanische Familienaufsatz fährt also nach Dr. Paulus Gregese zu melden fort, wie die Kunde von der Geburt des Wunderkinds sich immer weiter ausgebreitet, und endlich nach Jerusalem zu den Ohren eines Residenzbürgers, Simeon, gelangt. Vielleicht war er einer von den vielen „Stillen im Lande“, d. h. ein Essäer, bei welchen auch Johannes der Täufer seine Erziehung und Bildung fand. Eines Tages kann er dem Drange nicht widerstehen, den Tempel zu besuchen; wie er aber in den Vorhof kömmt, trägt eine Frau eben ein wunderschönes Kind auf den Armen daher. Seine Aufmerksamkeit wird durch die Gesichtsbildung des Knäbleins in Anspruch genommen, und durch die Theilnahme des Mannes bestimmt, beginnt Maria, ihm nun all die Hoffnungen auszulegen, die sie auf diesen Sprößling setze. Da kann Simeon sich nicht mehr halten, er bricht in Segensprüche aus, und ruft: Nun entlassst du deinen Diener im Frieden, d. h. „ich kann nun froh diesen Tempel verlassen!“ und um mit der meisterhaften Auslegung in Henke's N. Magazin B. V. S. 169 f. fortzufahren: „Wüßte ich doch so, wie ich dieß Kind hier trage, auch den neugebornen Messias noch erblicken.“

Doch gefällt sich seinem Glückwunsche gegen sie die Befürchtung diesem holden Knaben möge wohl noch manches zustoßen (wie sagen: es möge noch viel Wasser den Strom hinabrinnen), bis ihre messianischen Hoffnungen erfüllt sehen dürfte. Noch leichter ist es sich der Verfasser der natürlichen Geschichte, wenn er schon während Mariens Aufenthalt im Tempel das Augenmerk auf sie, die Davididin, geworfen, und sie zu hohen Plänen auszuheben hatte. „Simeon erfährt durch Offenbarung, daß Jesus der Sohn des Herrn sey, bemerkt Hennell (337.). Dennoch erinnert alles dessen seine eigene Familie, die nicht an ihn glaubte, dreißig Jahre später nicht mehr.“

Durch diese lauten Reden herbeigezogen, gefällt sich auch eine Matrone, Channa, ihnen bei, welche Dr. Paulus sogar für Wahrsagerin, wie jene in der Apostelgeschichte XVI, 16., angun- geneigt ist, während sie der Verfasser der natürlichen Geschichte des Propheten von Nazaret, wie gesagt, für die Amme des Kindes hält; und nun ist natürlich des Redens und Handelns über das wunderholde Kind in ganz Jerusalem kein Ende. Aber die Folgen dieser unvorsichtigen Plauderei erwelsen sich allzubald für Jesus und die Bethlehemiten gefährlich. Hier ist der Heidelbergische Bibelweise alle Personen ungemein passend vortritt: den frommen Residenzbürger, die eifrige Tempeldienerin u. s. w., fährt Thieß fort, der Erfinder dieser ganzen Geschichte war auch kein Dummkopf!

Was hält nun Strauß hiervon? Nichts weiter, als daß die Episode mit den darin neu auftretenden Personen post eventum Verherrlichung des Messias optima lide zusammengedichtet sey, auf eine ganz natürliche Sagenpoesie hinauslaufe, um aus ihrer Zeugen Mund schon in der frühesten Kindheit die künftige Würde prognosticiren zu lassen. Übrigens schon mit der Verwerfung der Erstgeburt Jesu die Nothwendigkeit dieser Darstellung im Tempel zur Loskaufung vom Gesetze des Erstgeburtshums hinweg. An sich sieht diese anspruchlose Erzählung die Mythe so wenig gleich, daß man bei der zudringlichen Ver- tung des Mannes unwillkürlich in helles Lachen ausbrechen könnte; aber da er Jesu Geburt zu Bethlehem einmal beseitigt hat, blieb ihm anders übrig, als auch hier und in den weiter damit

zusammenhängenden Kapiteln, koste es, was es wolle, seine fixe Idee durchzusetzen.

IX. Kapitel.

Die Weisen aus dem Morgenlande.

Doch jetzt beginnen die Schwierigkeiten für die vernünftige Auslegung zu wachsen; denn die heilige Sage meldet Wunder von der Ankunft persischer Gelehrter aus dem Oriente. Kamen diese Magier vor der Tempelbarstellung, überlegt Kettig, so fiel Jesus bei derselben unfehlbar in die Hände des Herodes; kamen sie nach derselben, so erschraß Jerusalem nicht mehr vor der unerhörten Kunde, und sie fanden das Kind auch nicht mehr in Bethlehem. Jedenfalls ist hier ein innerer Widerspruch, darum möchte man wohl in Versuchung gerathen, den Werth oder Unwerth dieser sich kreuzenden Berichte dahingestellt seyn zu lassen. Doch erklären wir immerhin mit Dr. Paulus uns jeden einzelnen Vorgang für sich.

Wie also der Zufall oft ein wunderbares Zusammentreffen fügt, so geschah es bald darauf, daß babylonische Juden, auf einer Handelsreise vom Euphrat her nach Palästina begriffen, bei den Eltern in Bethlehem zusprachen. Mosche hält sie für Professoren aus Babel, alte akademische Freunde des Rabbi Simeon. Im Gegentheile sieht Ruß in ihnen nur ein paar gemeine arabische Bauern, Michaelis dafür Landläufer oder Zigeuner! Münster aber Schwarzkünstler und Zauberer, jedoch in gutem Sinne. Leider, bedauert Dr. Paulus, erkundigten sich Joseph und Maria nicht näher nach dem woher? und wohin? noch nach der merkantilschen oder sonstigen Absicht, die sie eigentlich nach Jerusalem führte.

Doch wer sie immer waren: sie hatten da und dort auf ihrem letzten Wege von einem neugebornen Sprößling des alten Königs Hauses gehört, was das Volk, der herodischen Herrschaft überdrüssig, begierig aufgriff. Da erinnern sie sich, vor ein paar Jahren eine seltsame Sterngruppe in einer bedeutsamen Himmelsgegend beobachtet zu haben, welches, wie sie jetzt aus dem günstigen Ausgange die astrologische Prognose zurückstellten, vielleicht gar die Geburt dieses künftigen Königs vom Oriente vorbedeuten sollte. „Das mystische Gebrüt und Geschwäg der alten Propheten“ hievon, um mit Venturini zu reden, war um diese Zeit, bei dem nahe

gehofften Tode des Herodes auch unter den Juden am Euphrat wieder aufgewärmt worden. Das Geschäft der Astrologie war in ihrer dortigen Heimath gang und gebe, Juden wie Nichtjuden betrieben diese nicht uneinträglichen Künste, auch wohl zur Täuschung anderer; wer sich damit abgab, erhielt den Namen Chaldäer oder Magier, und dieß herumziehende Menschenvolf war im ganzen weiten Römerreiche verbreitet. „Wie einfältig und kräftig, erklärt Herder, beschreibt das der aller gelehrten Sternkunde und Völkerstaatsweisheit glücklich unwissende Matthäus!“ Ist doch erst B. Bauer dahinter gekommen, daß die Nachricht des Tacitus von der damals allgemein verbreiteten Erwartung eines Herrschers aus dem Oriente bloß aus Josephus Flavius geschöpft sey; und daselbe gilt folglich auch von Sueton und Dio Cassius.

Als sie an ihrem Bestimmungsorte angelangt waren, erkundigten sie sich wirklich am Hofe, ob etwa ein neuer Prinz geboren sey? Herodes, dem schon die Verkündigung des Messias im Tempel zu Ohren gekommen war, wittert ein Complot, eine Rebellion, und legt den Hofrabbinnen und gesammten Schriftgelehrten dieß theologische Bedenken vor. Da gesellt sich zur falschen Kunst der Astrologie zum nicht geringen Triumph für Dr. Strauß (§. 33. S. 268.) nun auch die falsche Kunst der Prophetenauslegung; denn die Versammelten erklären nach der damaligen Zeitmeinung auf Michas V. hin: aus Bethlehem werde der Messias kommen; während doch an besagter Stelle nach dem Zusammenhange nicht von einem Geborenwerden an diesem Orte, sondern nur von einem gehofften Erretter aus dem davidischen Geschlechte, dessen Alter, jetzt aber so sehr herabgekommene Stammort Bethlehem war, - und zwar von einem Erretter gegen die Assyrer zunächst die Rede ist. (!)

Darum bedeutet uns Dr. Paulus: „das Gutachten des Synedrums zeige uns wohl, wie damals die Majorität über die vorgelegte Frage dachte, nicht aber, wie wir darüber zu denken, und Michas Stelle zu eregestren haben.“ Nun, wer weiß? „Jüdische Rasorethen, meint Ammon, konnten so eine bekannte Weissagung unmöglich anführen; man erblickt darin offenbar die Hand eines späteren; die Begebenheiten nach den Drakeln, und diese hintwieder nach den Begebenheiten beugenden Hellenisten.“ Ich sollte doch glauben, ruft ein anderer Critikus: die ganze Auslegung sey nicht Sache des Synedrums, sondern der Evangelisten. Die Worte sind freilich den

Schriftgelehrten in den Mund gelegt; aber woher sollte der Evangelist so genaue Nachricht erhalten haben, daß sie die Stelle gerade mit den Worten, wie sie hier angeführt sind, citirt haben? „Jedenfalls, schließt Thieß; war es ein übelgedeutetes Orakel.“

Aber unsere babylonischen oder arabischen Juden unter dem Namen Magier nahmen es nicht so critisch, sondern dachten gelegentlich auf ihrem Rückwege Bethlehern doch zu besuchen, und bekamen dort wirklich, da vielleicht eben kein anderes neugebornes Kind da war, das der Maria zu sehen; genug! die Bethlehemiten weisen sie sogleich an den „Sohn der jungen schönen Frau“, ob es aber ein Prinz sey, wüßten sie nicht. Jetzt sahen sie freilich, daß sie so weit ihre Reise umsonst gemacht hatten, Maria verstand ihre Sprache nicht einmal; nur als sie den Namen Herodes nennen hört, springt sie auf, und fürchtet für ihren Sohn. Ihnen war es nun offenbar unmöglich, wie Henke's Magazin (B. V, 1. 171.) bezeugt, daß sie bei dem armseligen Zustande, in welchem sie das Kind erblickten, es für das messianische erkannten, darum schenkten sie ihm und seinen dürftigen Eltern aus Mitleid, sey es, um die Ausruhe und den erhaltenen Labetrunk zu vergelten, einiges von ihren (kaufmännischen!) Schätzen, und reisten weiter, indem sie es nicht wohl gerathen achteten, dem Herodes von ihrem vergeblichen Suchen Rapport zu erstatten (um vielleicht ausgelacht zu werden, wie ja auch die Hirtengeschichte nach Venturini den Bethlehemiten einige Tage als Stadtgespräch zur Belustigung diente). Erst als später wirklich dieses seltsame Vorzeichen sich an Jesus erfüllt zu haben schien, deutete man diesen Besuch zu seinen Ehren und Gunsten.

Schneckenburger hält diese Opferung der Magier für eine traditionelle Umbildung der Thatsache bei Lukas, wo die Hirten ihre Huldigung darbringen. Ammon glaubt, „sie huldigten ihm mit einigen Drogen, die sie zu Arzneien gebrauchten“, wogegen Woolston, der englische Deist, einwendet, die Weisen hätten der armen Familie anstatt Weihrauch und Myrrhen lieber Zucker, Seife und Kerzen schenken sollen. Bei diesem Zwiespalte der Meinungen verjöhnt uns nur Bohnen durch die Erklärung: „die Myrrhen hätten zur Bewahrung der zarten Glieder Jesu auf der Reise, der Weihrauch aber zu Vertreibung des gewöhnlichen Dunstes

nd üblen Geruches sowohl im Stalle als in der Herberge und in Oefen gedient, in welchen sie einzufehren genöthigt waren.“

Da haben wirs nun! Das große Ziel ihrer weiten Reise war also, im Stalle Duft und Lust zu machen? Doch warum nicht? Denn übrigens, wie man die Entdeckung gemacht hat, die Bestien Daniel in der Löwengrube sich darum nicht an den Hebräer ranwagten, weil diesen eine eigenthümliche Ausdünstung anlebt, war der Weihrauch ein noch näher liegendes Bedürfnis. Die Tyrren aber dienten, dem Kindlein die Würmer abzutreiben. — O die Thoren! Ja wohl, ergänzt Thiesß: die Weisen waren, hören gleich, durch einen Stern, der ihnen die Geburt eines künftigen Königs bedeuten sollte, nach Jerusalem geführt. Zum Glück hat Schmidt in seinem Repertorium die Entdeckung gemacht, daß die ganze Sache nur ein wohlgemeinter Versuch in evangelisch poetischer Sprache ist. Und da es Ammon sofort geradezu für eine poetische Mythe erklärt, so blieb für Strauß auch hier nichts weiter zu thun übrig, als noch summarisch aufzuräumen. „Weil Sterne nach dem Volksglauben überhaupt immer für die Vorläufer großer Ereignisse gelten, so dachten die Juden, müsse nach Numeri XXIV, 17. auch Christi Geburt durch einen Stern voraus verkündet worden seyn. Die ganze Erscheinung der Magier ist übrigens eine Dichtung nach Ps. LX. und Ps. LXXII.; und wie nach Virgil dem Aeneas eine Cometa facem ducens den Weg von Troja ins Abendland zeigte, so auch Thrasylbul und Timoleon himmlische Feuer führten, und wie nach dem Abraham nach einer rabbinischen Fabel ein Stern den Weg nach Mesopotamien zeigte, so ließ man auch sie durch den Stern führen.“

Weiter macht Weiße I, 219. seinem Scharfsinne durch die Bemerkung Luft: Die unterlassene Anführung der Stelle von Bileam beweist, daß der Evangelist die Sage nicht selbst erfand, sondern schon vorgefunden bildet vorfand. Daß der Stern aus dem Oriente gekommen, sey ein Zug, der sich von selbst verstand; denn dort war das Vaterland der Astrologen, welche den Stern verstehen mußten! Neben dem trägt Bauer I, 93. 109. noch sein Scharflein Wiß durch die ironische Bemerkung bei: Gott müßte sich dem astrologischen Irrthum, daß die Geburt großer Männer durch Himmelszeichen verherrlicht werde, weit anbequemert haben, daß er den Magiern durch einen wunderbaren Stern die Geburt des Messias anzeigte. Das Bedürfnis einer solchen Erzählung entstand aber nicht,

wie Strauß will, unter den Juden, sondern erst unter den Heiden, welche dieselbe mythologische Anschauungsweise cultivirt hatten; und so sollten jene als Vorboten ihrer Berufung huldigend zur Krippe des Erlösers wallfahrten. Die Combination der Prophetenstelle von den niederfallenden Äthiopen und den Königen von Tharsis, Arabien und Saba, welche Geschenke bringen, trug das Erforderliche dazu bei. Indes ist der Berichterstatter keineswegs vielfachen Verwicklungen entgangen. Gleich bei der Ankunft der Magier muß Herodes an ein so entferntes Mittel denken, die Kinder umzubringen, auch an die Möglichkeit, daß sie ihn hintergehen, und er muß sie ausforschen. Warum hat er ihnen nicht lieber heimliche Begleiter zugesellt, um vom Kinde zu erfahren? Ferner ist es auffallend, daß der Evangelist den Magiern nicht erlaubte, zu Herodes zurückzukehren: Gefahr war ja durchaus keine vorhanden? — und was ein Mann in der Rolle des advocatus diaboli an albernen Einwänden noch weiter aufzubieten hat.

X. Kapitel.

Kindermord und Flucht nach Ägypten.

Also hat sich der Zug dieser Weisen wieder nur im Rebelllande begeben. Weil man indes dachte, daß solch ein Vorgang nicht ohne Rückwirkung des Herodes geblieben seyn könne, schließt Krug scharfsinnig weiter, so fügte man auch noch einen Kindermord und die Flucht nach Ägypten hinzu. Was wäre das aber für eine unnünftige Grausamkeit gewesen, überlegt C. G. Hofmann. Weiß doch auch Josephus nichts davon! Darum will auch Hase (L. 3. S. 31.) den Mordversuch gegen den Messias und das allgemeine Kindergemezel klüglich auf sich beruhen lassen.

Doktor Paulus hingegen ahnt, die von Jerusalem wegweisenden Magier hätten, sobald sie des Herodes Künste merkten, und sich besannen, wie er so begierig auf das Kind gewesen, ihre gegründeten Besorgnisse wegen seiner vermuthlichen Rachstellung sich nicht verhehlt. Ein guter Engel gab es ihnen ein, und sofort theilten sie ihre Ansichten auch dem Joseph mit. Nachschicken und „etwa“ ein paar Duzend Knaben todtstechen zu lassen, war für einen Solchen eine Kleinigkeit. Nein! nur diesem kein Wort von unserem

Messias. Ihn, euch und uns würde er wie seine eigenen Frauen und Kinder behandeln: der bluttriefende Thumder! Was so in Josephs Gemüth den Tag über hin und her erwogen worden war, entschied sich für ihn, wie bei Leuten, die auf Träume zu achten gewohnt sind, dies oft erfolgt, während des Schlafes“.

Was war nun zu thun? Die Gefahr schreckt ihn, die Gespräche der Magier, denkt Ruinöl, haben ihn schon auf den Gedanken gebracht, ihr Beispiel noch mehr: sich ebenfalls aus dem Staube zu machen. Zum Überflusse kömmt nach Venturini noch ein geheimer Bote aus Jerusalem mit frischer Warnung, und so eilt Joseph ohne weiters der nahen Grenze zu, dem drohenden Blutbad zu entfliehen.

Zu bedauern ist nur nach Dr. Paulus Dasürhalten (Leben Jesu I, 108 f.) die Zwecklosigkeit dieser Ankunft der Weisen. Um der bloßen Lustreinigung willen hätten sie wohl süglich daheim bleiben dürfen! „Gewinnen konnten sie durch den Anblick des Kindes, besonders im religiösen Sinne, mehr wohl nicht, als daß sie hörten, was vornehmlich Maria sie versichern konnte. Die messianischen Wirkungen selbst konnten ja erst nach Jahrzehnden sich äussern. Ihre Sterndeutung hatte also keine andere Folge, als die Ermordung, nicht etwa bloß der neugebornen Knaben, sondern bis zu den zweijährigen hinauf, weil sie unglücklicher Weise eine vor ein paar Jahren beobachtete Himmelserscheinung als ihren Leitstern angaben, eine Sternerscheinung demnach, die nicht einmal mit der Empfängniß Jesu zusammentraf, welche nicht zwei Jahre, sondern erst zehn oder elf Monate früher geschehen war.“ Freilich ist es mit dem Kindermord vielleicht nicht so gefährlich hergegangen, als man sich vorstellt; denn *ἀνεῖλεν* heißt nur: Herodes beseitigte sie, d. h. er ließ sie einsperren! — Die armen Würmer, welch ein Geschrei mochten sie erheben, daß man's bis Rama hörte, wenn er nicht auch die Ammen mit einsperren ließ! Wie werden sich die Zweijährigen auf diese Strafe hin gebessert haben!

Wenn wir nun aber doch selbst bei Makrobios lesen, daß Herodes, der König der Juden, in Syrien die noch nicht vollends zwei Jahre alten Kinder nebst seinem eigenen Sohne tödten ließ, und Kaiser Augustus auf die Nachricht hiervon das bekannte Wortspiel gebrauchte, so meint Hennell (380.): „es verlohne sich kaum der Mühe, diese Stelle näher ins Auge zu fassen; denn wenn er auch 400 nach Christus diese Worte schrieb, aus welcher anderen Quelle

kann er sie geschöpft haben, als aus Matthäus? Aber die Stelle trägt die entschiedensten Merkmale der Unächtheit an sich; denn was sollte ihn, den Heiden, bestimmt haben, ein so genaues Zeugniß für eine der bedenklichsten Stellen des Matthäus abzulegen? Wo lesen wir, daß Herodes einen Sohn unter zwei Jahren habe hinrichten lassen? waren nicht Alexander, Aristobul und Antipater schon Jünglinge? Doch die Äußerung Augustus ist auch witziger ohne die Anspielung auf den bethlehemitischen Kindermord, zu welchem Einschießel, wie wir uns leicht vorstellen können, sich christliche Abschreiber versucht fühlen mochten, um ihrem neuen Glauben dadurch einen so mühelosen als wesentlichen Dienst zu leisten, daß sie heidnische und jüdische Beweisstellen erdichteten. Auch Voltaire sagt, ohne jedoch seinen Gewährsmann zu nennen, in den alten Abschriften des Matrobios seyen diese Worte nicht gestanden. Es erging also diesem nicht besser als dem Josephus mit seiner Nachricht über Christus. — Mit solchen Gegentreden läßt sich freilich alles anfangen, und die ganze Geschichte verliert dann ihre Beweiskraft. Ob so muthwillig gesuchte Widersprüche aber auch aus einem Interesse für die Wahrheit entspringen, ist eine andere Frage.

Wie weit wohl Joseph in Ägypten gekommen seyn mag? möchte Paulus erfahren. Genug, als er darauf die Nachricht von Herodes Tode erhielt, fiel es ihm im Traume ein: geh wieder in das Land Israel! Und als er schon auf dem Wege war, dachte er: gehe gar nach Galiläa! Es ist nach Thies Bemerken eine ganz besondere Liebhaberei des Matthäus, sich in Traumgesichten, Engelererscheinungen und Orakelsprüchen zu ergehen: warum also nicht auch hier? Daß ihm aber kein Engel dabei erschienen, leuchtet unter andern auch Dr. Strauß von selber ein, denn dieser hätte gleich das erstemal ihn auf Galiläa angewiesen, und sich das zweitemal den Gang erspart. Auch hier nimmt zudem Matthäus wieder Anlaß, eine Prophetenstelle bei den Haaren herbeizuziehen: Aus Ägypten habe ich meinen Sohn berufen! was doch auf den Auszug der Kinder Israels sich bezieht. „Kein Wunder beweist, erklärt Reimarus, daß dieser Spruch von Christus handle.“ Da werden sich die Ergeten wohl hüten, sowohl hierin etwas weiteres zu suchen, als auch Wunder zu thun! Ach, daß man eine solche ultramontane Schriftauslegung so lange zum Polarstern der christlichen gemacht! Diese Akkommodation!

ne Applikation! Whiston, Eckermann, Volten u. s. f. schlagen die Hände über den Kopf zusammen!

Wenn aber Hennell (337.) auch wirklich bei dem steten Verahre der Juden mit Alexandria glaubwürdig findet, daß Jesus in gend einer Zeit seines Lebens (wohlgemerkt, also später!) ne Reise nach dem Nillande angetreten habe; so verdient doch wohl itrauß den Preis der Vollendung, indem er dafürhält: eben um eser Prophetenstelle willen habe sich die Erzählung von Jesu Flucht ch Ägypten ausgebildet, an der doch so wenig ein wahres Wort v, als an dem Kindermord und an dem Magiersterne, da derlei erfolgungen und ominöse Zeichen, Glückssterne und Unsterne ja im ben aller berühmt gewordenen Männer nach der Hand sich forterz hlen. Eigentlich aber habe der Mordbefehl des Pharao wider e israelitischen Knäblein dem ähnlichen Berichte von Herodes, und Josif's Flucht nach Midian der Meldung von der Flucht der stern Jesu nach Ägypten den ersten Ursprung gegeben. Nebstdem gen die beiden Jugenderzählungen selbst chronologisch ungereimt, id unmöglich vereinbar, was jeder Billigdenkende zugeben müsse. — amit bleibt denn dem Nährvater Christi sowohl der Weg nach ethlehem, als der noch weitere nach dem Nillande erspart, und er wenig als die Magier sollen durch eine kostbillige Hin- und Herise belästigt werden; sondern sie haben schon von vornherein ihre aut vor dem Wütherich Herodes in Sicherheit gebracht, dem diese unge Mordgeschichte auch ganz unschuldig, und bloß zum Vorthteile r Maler, angedichtet worden.

Ruhig kann nun Kaiser Augustus statt jener bejorglichen Schatzung n Mittagsschläfschen machen, und Quirinius der Statthalter braucht h deshalb in seinen übrigen Amtsgeschäften einstweilen nicht stören : lassen. Das überflüssige Gas im Weltraume aber, das bisher zu n verschiedenen Signalen bei der Geburt Christi sich sammeln mußte, ird besser in die nächtlichen Studirlampen unserer protestantischen erten Theologen verwendet. Doch auch das wird entbehrlich; denn te leicht wird es doch der Folgezeit werden, die sonst mit jedem ahre noch voluminösere Weltgeschichte zu studiren, wenn man nun mit einem Male den ganzen Quark als Mythe los wird? Ich blüge hier vor, diesem Wohlthäter der studirenden Menschheit ein piernes Monument zu errichten, wenn er nicht schon selbst in seinem

Falle seyn, die Hauptstadt zu sehen, den Sitz der Gelehrten, der Richter, der Priester seiner Nation! Was ihm im galiläischen Landstädtchen, in dem sehr beschränkt denkenden Nazaret niemand klar machen konnte, das hoffte er wohl — denn sein Auffuchen der Rabbinen zeigt uns, was er wünschte und hoffte — mit einemmal von den weiseren Männern in der Residenz, in den Rabbinenschulen am Tempel erfragen zu können. Aber nicht bloß auf dieses Fest kam Jesus nach Jerusalem, sondern fortan bis zu seinem dreißigsten Jahre wohl jährlich auf alle drei Hauptfeste, um dort Belehrung zu holen. Wie viel mußte er die ganze Zwischenzeit über bei fleißiger Bibel-lesung sich Stoff auffammeln, was ihm zu fragen beigefallen war, um sich dort von den hochgepriesenen Meistern seine Zweifel lösen zu lassen, und dann wieder für langehin Nahrung und Antrieb zu haben! Auf diese hohen Feste kamen Juden aus allen Weltgegenden zusammen: welch ein Anlaß zur Ausbildung sittlichreligiöser und anderer Einsichten für ihn! Lehrbegierig und mittheilend, welch günstige Vorbildung zum künftigen Volkslehrer. Was konnte er da nicht alles lernen für Beredsamkeit und Menschenkenntniß bei seiner natürlichen Aufgewecktheit und Geistesgegenwart? Er sah zugleich nach Venturini, wie die Priesterschaft nur zum Verderben des Volkes da sey, und konnte darnach seine Pläne nehmen. Welche Ursachen müssen solchen Wirkungen vorausgegangen seyn? Wie konnte er die falschen Glossen der pharisäischen Hyperkrisis durchschauen, und aus der vergleichenden Betrachtung der verschiedenen Schulen seine Bildung ziehen, ohne darum einer bestimmten Schule zu folgen? wie mochte er selbst die alexandrinische Theosophie sich aneignen, ohne deshalb zu den wunderlichen Phantasieen eines Philo sich verleiten zu lassen!“ Doch wir kommen vor den Erklamationen des Heidelberger Doktors gar nicht zu Ende. Schade, daß nicht auch andere diese Vortheile alle benützten, so hätten wir ja eine Menge Christus bekommen können? Und dann waren die Juden noch so unklug, Jesum für keinen Gelehrten zu halten, räsonnirt Dan. H. Arnoldt, und hält es für nöthig, in einer eigenen Dissertation: *De Judaeis Christo defectum eruditionis male obijcientibus, ad Joh. VII, 15.* sie deshalb zurechtzuweisen und nachträglich eines bessern zu belehren.

Doch, genügt etwa diese gelegentlich von allen drei Welttheilen entlehnte Bildung noch nicht, um daran einen Maßstab für die progressiven Kenntnisse dieses geistigen Erblers von

vernunft und Aberglauben zu gewinnen, nun so darf man, meint Hase (S. 38.), doch auch sein besonderes Genie oder mit Breiling seine intellektuelle Selbstbildung“ mit in Rechnung bringen. Kurz, er saß bei solcher Gelegenheit Eltern und Heimath. Und so saß er auch diesmal in Mitte der Lehrer, d. h. nach Ruinöl, in Gesellschaft von Lehrern, oder nach Paulus zwischen den Suggesten. Lehrer auf dem Boden in einer der Hallen bei ihren Lehrveranstaltungen. Zu Hause aber angelangt, mußte wieder die Bibel an; darum finden wir während seines späteren Lehramtes sein Gedächtniß besonders für Stellen aus der Thora, den Psalmen und dem Prophetenbuche Daniel ausgezeichnet, die er daher auch schlau zu benützen verstand.

„In einzelnen Fällen, bezeugt Hase S. 41., hat Jesus wirklich große Menschenkenntniß, Beredsamkeit und Geistesgegenwart bewährt, doch überschreitet seine intellektuelle Bildung so wenig die Grenzen der Menschheit, daß andere in dieser geistig weltlichen Größe ihm überlegen erscheinen: seine Verhältnisse waren ihrer höchsten Entwicklung nicht fähig!“ Also müssen wir es ihm wohl vergeben! Hier gibt Dr. Paulus (L. J. I, 1. 19. 121 f.) uns noch einen trefflichen Wink: sobald nemlich späterhin die Juden, bemerkt er, mit ihren grübelnden Fragen weiteren Aufschluß begehrten, lenkte Jesus sich wieder vom Thema ab; wie dieß bei Joh. VIII, 15. XII, 24. dem einleuchten wird.

XIII. Kapitel.

Christus und der Täufer in den Logen der Essener.

Über seine Bildungsmittel außer den Tempelschulen ließe sich zwischen manches sagen, hätten nicht die Evangelisten es weislich funden, hierüber ein durchgängiges Stillschweigen zu beobachten, so daß rapid in mediam rem zum Grundsatz sich genommen. Warum sind auch nicht alle einig in diesem Punkte. Da Jesus überaus ausgemacht der erste Protestant war (während wir diese Ehre erst dem großen Lichtengel oder Kain einräumen wollten), indem er offen wider pharisäische Satzungen und althergebrachte Traditionen protestirte, so hält ein Theil, wie Hente (Magazin) und *de Côtés* in seiner Schußschrift für Jesus von Nazaret S. 128 f.,

für gegründet, er sey vorzüglich bei den Sabudern in die Schule gegangen; während Bolingbroke und Voltaire, der englische und französische Atheist, sowie ihr glorreicher Schüler, Friedrich der Große von Preußen, es einleuchtend fanden, daß Jesus zur Loge der Essener sich gehalten, deren strenge Sittenzucht, Gütergemeinschaft und Verwerfung des Eides er auch noch späterhin adoptirte, und wider welche darum allein im ganzen Evangelium keine Rüge vorkomme. Was wußte auch der Pöbel von Nazaret darum, meint Dr. Paulus, wenn Jesus bei effaischen Rabbinen seine Kenntnisse eingeholt und seinen Ehrentitel Rabbi erhalten?

Hier haben aber vornehmlich die englischen Deisten und ihre Nachfolger Klem, Stäublin und andere den Stein der Weisen gefunden. Denn es ist wirklich jener geheime, ganz wie der Orden der Pythagoräer und Freimaurer organisirte Bund der Essener, welcher Jesus sowohl, als Johannes den Täufer zu seinen Mitgliedern zählte, und als seine Emisäre benützte. Daraus erklärt sich, daß er mit einem Male, wie ein Deus ex machina auf der Weltbühne auftritt, und eben so plötzlich, um des größeren Aufsehens willen, wieder verschwand, d. h. in seine Loge zurücktrat. In dieser geheimen Gesellschaft lernte der große Prophet von Nazaret die Verwerflichkeit der Opfer, Gehorsam gegen die Obrigkeit, und Wohlwollen und Liebe gegen die Heiden; namentlich aber eignete er sich hier seine geheimen Kenntnisse in der Natur und Heilkunde an. Nach Ablauf der Probezeit entschied sich Johannes für das einsame, Jesus für das gesellige Leben im Dienste des Ordens; und dieser, der, zur Stufe der Meisterschaft zugelassen, sich in die tiefsten Geheimnisse des Bundes eingeweiht fand, ergriff sofort, mit gemessenen Instruktionen für die Grenzen einer Wirksamkeit versehen, und unter fortwährender Unterstützung und Verbindung mit der Loge, deren Sendlinge auch mehrmals in seinem Leben hervortraten — die messianische Laufbahn. Dieser im Finstern schleichende Orden war damals ebenso intrigant und weitausgreifend in seinen Plänen, wie später eine ähnliche, gleich abgeschlossene, aber höchst staatsgefährliche Gesellschaft, deren Glieder, die Nachfolger der Essener, sich nach ihrem Schüler Jesus nannten, so daß dieser süglich für den Stifter der Jesuiten anzusehen ist.

Venturini weiß noch weiter, daß Vater Joseph schon auf der Reise nach Ägypten am Berge Casius mit diesen Vätern bekannt geworden

welche nach ihrer Gewohnheit, fremde Kinder aufzuziehen und dann in den Orden einzuverleiben, ihm auch in Betreff Jesu diesen Vorschlag machten, auf die ablehnende Antwort ihn aber an die Therapeuten im Aegyptenland wiesen. Von ihrem Vorstande erhielt er dann die Nachricht von Herodes Tode; bei ihnen lernte Jesus später die Fertigkeiten des Brodes und Weines, was das größte Gebot im Gesetz, daß man nicht schwören, sondern nur ja oder nein sagen dürfe, auch dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes gebieten müsse, u. s. w. Wie sie schon ihrem Namen nach „die Heiligen“ waren, so wurden auch die Christen später so genannt. Sie brachten ihm zuerst den Gedanken von seinem hohen Berufe beigebracht, wie es dort dem jungen Muhammed auf seiner Reise nach Mekka erging. Ihnen lernt er die geheimen Kennzeichen ab, durch welche auch die Apostel später bei ihren Missionen sich mit ihren Gegnern zu verständigen wußten. Dabei mußte er natürlich, wie Muhammed, für sich ewige Verschwiegenheit geloben. Im Angesichte der Welt endlich verkündet „der arglose Joseph“ dem erstaunten Volke seine himmlische Abkunft, und erweist ihm hiemit einen Gesandten, wie das Orakel des Jupiter Hammon dem großen Alexander.

Haben wir gleich an dem Bisherigen schon übergenug, um unsere Überzeugung in diesem Punkte festzustellen, so ist doch Wahrhaftigkeit, theure Mann Gottes, erbötig, uns noch tiefer in den Räbergang des kunstreichen Getriebes einzuführen, wo wir vollends sehen, auf einen versteckten Federdruck bei der unbemerkten Öffnung mit dem Heiligen Christus an einem heimlichen Drahte befestigt als die süßsame Harmonie hervorspringt. Schon als Kind bekam Jesus, dem Gesandten zufolge, von durchreisenden Persern gewisse Medikamente und Recepte; alexandrinische Juden und aufgeklärte, die in den magischen Traditionen der ägyptischen Tempel vertraute Meister aus diesem Lande der geheimen Weisheit und Magie, dem Alterthum alle Zauberkünste zuschrieb, weil man damals die natürlichen Wege noch nicht offen kannte, waren es sodann, die ihm bei seinen schon vor dem zwölften Jahre unternommenen Festen als einen bildsamen, hoffnungsvollen Jüngling kennen gelernt wurden, und ihm einen freieren Blick in religiösen Dingen eröffneten. Und nun an, wenn seine Eltern ihn beim Anblicke Auswärtiger oder Fremder Desseiner weismachen wollten, diese seyen von Gott

Bepp, Leben Jesu. VI.

gestraft und geschlagen, glaubte er es schon nicht mehr! Die obigen waren es jetzt, die ihn nicht nur mit den geheimen Einrichtungen ihrer Kaste bekannt machten, sondern einer von den Alexandrinern händigte ihm sogar einen sokratischen Dialog ein, wodurch Jesu Ansicht vom Judenthume freier wurde, und zuerst der Gedanke in ihm aufstieg, auch die Heiden in seinen Plan aufzunehmen.

In ähnlicher Weise fabelt Ammon in Erlangen. Richter ruft die orientalische Philosophie zu Hilfe; Vergesma denkt wieder an den Zöbism. Nur einen Umstand hätten wir noch zu erwähnen bald vergessen, worauf Thieß (S. 31.) aufmerksam macht: daß nemlich der frühe Tod des sogenannten Pflgevaters Jesu seiner freien Geistesentwicklung und ungehinderten eigenen Ausbildung sehr vortheilhaft zu statten kam, indem er nicht länger mehr unterthänig zu seyn brauchte, wie es bei Lukas II, 49. bis dahin heißt. Die Weise, wie er später seine Verwandten „abfertigt“, beweist ihm ebenfalls, daß er auffer Nazaret seine Bildung erlangt hatte! Und so hat auch noch kürzlich Gfrörer Christus zu einem Essäer gestempelt; während Weise wieder auf die aufferjüdischen Schulen rekurriert, und es als einen der wichtigsten Momente zum Verständniß der Erscheinung Christi erklärt, daß Galiläa auch von Heiden bewohnt war, im Verkehr mit welchen Ausländern er die gewöhnlichen heimischen Vorurtheile früh absoßen lernen konnte. Hat er ihnen doch auch seine Jugendgeschichte zu danken, welche, sollte er meinen, Jesu aus der griechischen Mythologie von Heiden angeedichtet wurde. Aufferdem mochte er noch, wie der jüdische Geschichtschreiber, bei allen drei Sekten seines Volkes, oder immerhin auch bei einem Einstebler, wie Vanus, in die Lehre gegangen seyn. — Seltsam, daß es noch keinem eingefallen ist, Lightfoot's zufällige Erinnerung, daß Bethanien auch durch „Haus des Unterrichts oder der Tradition“ (בית הוראה) gedolmetscht werden könne, zum Vorthell einer jenseitigen Jordanloge auszubenten?

Das jüngste Urtheil in dieser Sache hat inzwischen Hennell (Untersuchungen über den Ursprung des Christenthums S. 25 f.) abgegeben, und gemeint: wie oft aus den untersten Classen der Gesellschaft Männer von ungewöhnlicher Geistesgröße hervorgehen, so sey dieß auch mit Jesus der Fall, der „die im Bereiche jüdischer Landleute liegende Literatur des alten Testaments eifrig studirte, worein sein Geist um so mehr sich ausschließlich vertiefte,

als seine Aufmerksamkeit nicht durch Verbreitung über einen weiteren Kreis von Schriften getheilt war. Obgleich sein Stand und Wohnort ihn vorzugsweise mit der Lehre der Essener und Galiläer bekannt machte, gehörte er doch keiner von beiden Parteien ausschließlich zu, sondern er adoptirte und sanktionirte so viel von den Ansichten beider, als seinem eigenen Geschmack und Urtheil zusagte. So behielt er die reine Moral der Essener bei, beseitigte aber das Strenge und Herbe derselben. Er adoptirte die freisinnige Religionsansicht des Judas von Gamala, enthielt sich aber des offenbar fruchtlosen Versuches eines bewaffneten Widerstandes gegen die Römer.“ Was aber seine prophetischen Anschauungen betrifft, so „eignete sich Jesus den erhabenen und begeisterten Ton des Isaias, dieser Lieblingschrift der Juden, an, ja er schöpfte aus demselben zum Theil die Ideen seiner Messianität und des Himmelreichs, wie aus Daniel den Titel Menschensohn, und weil das Buch sich auf weltliche, wie geistige Interessen bezieht, so wollte er demzufolge den doppelten Charakter eines Königs und Propheten in sich vereinigen wissen. In der That scheint Isaias eine so ausnehmende Gewalt über die Gemüther Jesu und der Jünger behauptet zu haben, daß man es nicht für die geringste Ursache zur Begründung des Christenthums ansehen darf. Allein als die göttliche Autorität Jesu aufkam, wurde das Verhältniß umgekehrt, und das Christenthum als die Ursache des Buches aufgefaßt, als habe dessen Verfasser kraft einer göttlichen Vorhersehung die Gedanken Jesu anticipirt.“ Was aber Hennell hier (272.) von Isaias, das urtheilt Strauß von dem Einflusse aller Propheten und alttestamentlichen Schriften, und somit wären wir über den Bildungsgang Christi ins Reine gesetzt.

So viel im allgemeinen über die wissenschaftlichen Erziehungsmittel und die muthmaßlichen Hebel und hervortretendsten Momente der Bildung unseres Herrn. Hätte er natürlich in jeder Beziehung andere Schulen gehabt, wie wir jetzt, so würde er es dieser Ansicht zufolge wohl ungleich weiter haben bringen können. Da aber seine Erziehung selbst nicht darnach war, so werden auch seine Leistungen zum Besten des Geschlechtes nicht unübertrefflich genannt werden können. Darum denkt bereits Lessing in seiner „Erziehung des Menschengeschlechtes“ an eine einmalige Auffindung einer edleren Erzieherin zur Tugend, als die im neuen Testament dem fleischigen

Beobachter in den künftigen Belohnungen in Aussicht gestellt werde. Auch Schleiermacher stimmt ein, daß im Religiösen wohl über die volksthümliche Form des Lehrens und Lebens Jesu hinausgegangen werden könne und müsse. Auf dieß hin aber erklärt Strauß in seinen Streifschriften unumwunden: es sey die Zeit vorüber, wo man Jesu Aussprüche geradezu für Axiome gelten lasse!

Großartig ist ausserdem gewiß noch die Entdeckung des vielgenannten geistigen Vaters unserer rationalistischen Gegner: Die Evangelisten hätten nur darum nichts von den folgenden achtzehn Jahren des Lebenslaufes Christi aufgezeichnet, weil in diese Zeit die muthwilligen Thorheiten und Jugendstreiche fallen, wo nicht viel Gutes von einem zu sagen sey! Mit um so größerer Spannung wenden wir uns dafür jetzt zu dem öffentlichen Leben Christi, zumal hier seine aktive Wunderthätigkeit angehen soll, und wir sind schon aus der bisherigen natürlichen Betrachtung eisenfest überzeugt, daß Jesus als ein fortan weiser und tugendhafter Mensch, als ein Freund der Ordnung und Harmonie in den geregelten Gang der Natur nicht werde haben eingreifen wollen, selbst wenn er es gekonnt hätte, sondern daß er durchweg nur Thaten der Freundschaft und Menschenliebe vorzunehmen dachte, bald jene ärztliche Geschicklichkeit praktizirte, bald sonst mit Rath und That zur Hand ging, wobei ihn denn auch der freundliche Zufall und das gute Glück redlich unterstützten.

Was endlich den Punkt seiner eigenen Gesundheit von Jugend auf betrifft, so weiß Michaelis in Ermanglung anderer Nachrichten uns zu sagen, daß Jesus wenigstens den zur Entwicklung des menschlichen Leibes nothwendigen Kinderkrankheiten unterworfen gewesen sey! Indes findet Schmidtman, der Heiland habe gegen Ende seines Lebens auch noch an einer Brustwasser sucht gekränkelt; kein Wunder, daß er auf den Lanzensich am Kreuze so viel Wasser von sich gab.

XIII. Kapitel.

Die Taufe.

Das Urevangelium ist es, das leider verloren gegangen, und nur so weit auf uns gekommen ist, als die noch vorhandenen Evangelisten Bruchstücke davon aufgenommen haben, was den scharfsinnigen Kritikern jetzt so viel Kopfzerbrechens verursacht, daß sie nun all ihren Scharfsinn aufbieten müssen, um die wahre Deutung und den klaren Zusammenhang der Christusgeschichte herauszufinden. Schröder hat indeß eine „Denkschrift über das Leben des Täufers“ als älteste Quelle in Bereitschaft.

Johannes hatte in der Zwischenzeit an den Ufern des todtten Meeres bei den Essenern in seiner Nachbarschaft hinlänglich geheimen Unterricht genossen, trat zuerst als Prediger der Buße auf, und erregte bei den Bewohnern Hebrons und Carmels großes Aufsehen. Was dabei sein Leben der Ascese, und namentlich den Genuß der Heuschrecken betrifft, so hielt bereits Hilarius und nach ihm Tyranus die *ἀχρίδας* für Krebse, trotz deren Verbot durch Moses Levit. XI, 10. Der Mönch Christian Druthmarus rieth dafür auf Vögel mit röthlichen tibiis, oder auf *καρίδας*, Fische von der Art der squillae, die aber sonst nur im Meere vorkommen. Andere gingen zu den Vegetabilien über, und sahen darin Meerzwiebel (vgl. Celsus Hierobot. II, 74 f.); oder brachten eine Art des besten Oils in Vorschlag, welches noch jetzt die syrischen Mönche genießen, und die Araber ridschl-ul-dscherad, d. i. „Heuschreckenfuß“, nennen. Rudolph in seiner äthiopischen Geschichte dachte an Johanniskbrod, Bocharb an Holzbirnen (*ἀχρίδας*). Noch die frühesten Recensenten, und selbst die Itala, nahmen das Wort für *ἀχρίδων*, summitates frondium, wovon bei Ezech. XVII, 4. zu lesen, als habe Johannes die zarten Wipfel junger Zweige, oder wie Isidor von Pelusium will, von Gartengewächsen — *ἀχρίσματα* s. *ἀχρίμωνας βοτάνων ἢ φρούτων* gegessen. Die Eboniten gaben ihm dafür, wie wir wissen, *ἐχρίδας*, d. h. Syrup und Honigsüße in den Mund; so daß wir nun zwischen Süß und Bitter die Wahl haben.

Doch gleichviel! ein Schwärmer, versteht der durch Dr. Strauß jüngst aus dem Englischen eingeführte, „ehrenwerthe und liebens-

würdige“ Hennell in seinen Untersuchungen über den Ursprung des Christenthumes S. 23., „ein Schwärmer aus der essentischen Sekte, Namens Johannes, nahm die Kleidung und Lebensweise des erwarteten Propheten an, trat in der Wüste auf, und rief das Volk zur Buße. Er wollte den Elias nachahmen, aber eine Stelle aus Zacharias (XIII, 4.) scheint zu beweisen, daß diese Nachahmung häufig vorgekommen sey.“ In Ansehung seiner Bußpredigten selbst ließ er es keineswegs bei dem „gewöhnlich unnützen Moralisiren ins allgemeine hin“ bewenden, wie uns Dr. Paulus bedeutsam zu verstehen gibt, sondern fügte hinzu auch noch ein sprechendes Symbol, die Taufabwaschung, welche das sinnbildliche Sündenbekenntniß seyn sollte. Diese schreibt sich eigentlich nach Venturini von dem Übertritte heidnischer Frauenzimmer zur patriarchalischen, später jüdischen Religion her. Lange, lesen wir in Henke's Magazin (B. VI, 3. S. 373 f.), lange hatten die beiden Jünglinge, Jesus und Johannes sich zusammen mit den Planen einer Weltverbesserung getragen. Darum wissen alle protestantisch theologischen Handbücher uns so viel von einem Plane, von einer vorgesezten Tendenz Jesu zu sagen. Welch edelmüthiger Streit, meint der mehrfach angeführte unbekannte Verfasser, wird sich wohl zwischen den Jugendfreunden entzündet haben, indem jeder den anderen für würdiger gehalten, den Messias vorzustellen, bis endlich Johannes im Bewußtseyn seiner unzulänglichen Fähigkeiten zurücktrat, Jesus aber durch die Naturbegebenheiten bei seiner Taufe in der Überzeugung, die ihm schon seine Eltern beizubringen nicht müßig waren: daß er der Messias sey, bekräftigt wurde.

Von einer durchgängigen Vortrefflichkeit kann nehmlich hier bei keinem von beiden die Rede seyn. Ja, „daß Jesus ohne Sünde war, kann aus seinen Reden und Handlungen nicht bewiesen werden,“ ist selbst der Titel eines Buches, das M. Weber geschrieben hat. Die Hulldigung des strengen Täufers und die unbedingte Verehrung der Apostel reicht zu dem Beweise nicht hin; denn, meint Hase S. 39., „sie kannten seine Vergangenheit und das Geheimniß seines Herzens nicht, um bezeugen zu können, daß niemals die sinnliche Lust darin Raum gefunden habe; auch ist gar nicht wahrscheinlich, daß dieser strenge Begriff der Sündlosigkeit, wie die neuere Zeit (etwa durch die Reformation?) ihn gefaßt hat, den

Aposteln bekannt war. Daher ihr Zeugniß wenig mehr besagt, als wenn Xenophon seinem Lehrer nachrühmt, daß nie jemand ihn sah Unfrommes thun, noch hörte Unheiliges reden. Nur sein Zeugniß: *Wer kann mich einer Sünde zeihen? mag uns genügen.* — Darum durfte er wohl auch zur Buftaufe kommen.

Wenn in diesem und den weiteren Punkten auch das Evangelium mit klaren Worten widersprechen sollte, so dürfen wir es doch auf Dr. Paulus Versicherung hin glauben, daß Jesus und Johannes sich schon lange in voraus gekannt. „Welche Verabredung zwischen den zweien jungen energischen Männern, setzt er bei, würde den Priestersohn, den älteren, rauheren und ernsteren Judäer bewogen haben, sich zur Durchführung ihrer gemeinschaftlichen patriotischen Absichten dem jüngeren, weicheren und nachgiebigeren Galiläer, dem Laien noch dazu, nachzusetzen, wenn nicht die so große Vortrefflichkeit und Geistesüberlegenheit dieses letzteren ganz entschieden ihm eingeleuchtet hätte?“

Das ziemlich entgegengesetzte Urtheil fällt indes Strauß. Nach ihm ist Jesus ein Mann von richtigem Verstande, doch nicht von allzuhohen Ideen; noch auch von der Selbstentsagung, wie sie dem Käufer eigen war; denn er konnte den Anregungen anderer, und den eigenen (ehrgelzigen Trieben?) in sich nicht widerstehen. Namentlich war er mannigfaltig den Schranken und Vorurtheilen seiner Zeit unterworfen! —

Und so erfolgte nach getroffener Verabredung zuerst das Auftreten des Johannes als Elias unter der Oberregierung des Tiberius, „da Unterregent Pontius Pilatus, und Viertelsfürst von Galiläa Herodes war“. Zwar nennt Weisse, Straußens Nachbeter in den meisten Stücken, welcher II, 195. auch das Faktum der Taufe des Herrn für einen aus der Eliaserwartung entstandenen Mythos erklärt, diese Aufzeichnung der Tetrarchen eine „Genauigkeit grillenhafter Art“; doch mag man sie gelten lassen. Was aber das Alter Jesu hiebei anlangt, so behilft er sich am liebsten mit Frenäus, welcher dem Herrn freigebig vierzig bis fünfzig Jahre zukommen läßt. Es ist ihm nicht wahrscheinlich, daß Christus schon mit dreißig Jahren mit sich im Reinen gewesen sey; auch glaubt er nicht, daß er gleich nach der Taufe zu predigen angefangen habe, sondern vielmehr, daß er noch viele Jahre Johannes allein wirken ließ, dann aber austrat, Jahre lang unangefochten allein in Galiläa verblieb, und zuletzt andere Jahre lang noch in

Jerusalem wirkte, ohne weiter nach Galiläa zurückzukehren. Die vierzig Tage der Versuchung sind wahrscheinlich auch nur ein symbolischer Ausdruck für einen größeren Zeitraum seiner Unschlüssigkeit, während Neander ihn wegen des zu langen Fastens lieber abkürzen möchte. Inzwischen mag Jesus doch wohl unter Herodes geboren seyn, sowie er kurz vor dem Abgange des Pilatus starb. Nur wundert sich Weisse (I, 430.), daß Bretschneider den Punkt der Angabe der wenigen Ostersfeste als den wichtigsten zur Bestreitung der Autorität der vier Evangelien übersehen konnte, und B. Bauer wirft (III, 118.) die bedenkliche Frage auf: sollte der Chronolog Lukas schon die Hypothese gewagt haben, daß der Herr drei Jahre unter dem Volke gewirkt, und dem Vierten (Evangelisten), der von ihm so vieles gelernt hat, für sein chronologisches Riesengebäude einigen Mörtel geliefert haben?

Doch wie alt er auch dabei gewesen seyn mag, gewiß, er kam verabredeter Maßen zur Taufe; und wie wenn zwei Schriftsteller in öffentlichen Blättern sich gegenseitig beloben, und einer dem andern abwechselnd die Hand drückt, so sollte auch Johannes, den Volkserwartungen sich affommodirend, als Elias sich benehmen, und auf Jesum als das große Licht der Zeit hinweisen, um diesem zu Ansehen zu verhelfen, und nach der Hand von ihm das gebührende Lob im doppelten Maße zurückgemessen erhalten. „Ich, sprach er nach Dr. Paulus, bin nicht werth sein Bedienter zu seyn, und habe das Wasser zu meinem Symbole gemacht; er aber wird euch hineintauchen in Begeisterung für das Heilige — nicht um Lehrunfehlbare zu machen, wohl aber um für das Heilige die Vernunft der Überzeugungstreuen zu begeistern.“

So waren nach Henke die Rollen wohl durchdacht und nicht übel ausgetheilt; passende Prophetenphrasen fanden sich nach der Hand von selbst. Als es nun an der Zeit schien, kam auch Jesus wie zufällig an den Jordan, und empfing mit vieler Nührung und in feierlicher Stimmung das Taufbad. Umsonst sträubt sich der neue Elias, ihn zuzulassen; der Herr entgegnet mit Ammon (Gesch. d. L. J. I, 270.) bloß: „Erlaube mir das Sträuben, ich finde es angemessen, jeder Anforderung der guten Sitte Genüge zu leisten.“ In dem Augenblicke geschah es von Ungefähr, wie es nur so seyn will? daß ein Blitz die Wolken zertheilte, was nach Bauer's (Hebr. Mythol. II, 226.), Ruinöl's (Comment. in Math. p. 83.) u. a. Erinnerung

ng natürlich einen Donner verursachte, sey es auch, wie Hase . 48.) dafürhält, daß ein sonstiges Meteor hinzutrat; das Bild-er spiegelt sich auf dem Jordan, die schroffen Felsen von Gllgal rfen das Echo tausendstimmig zurück. Darüber brach einer er-rect in einen lauten Schrei aus, eine Taube aber, durch den rm aus dem nächsten Gebüsch aufgefüßt, flog scheu über ihre lupter weg, was als ein Zeichen von günstiger Vorbedeutung, ja) göttliche Approbation ihrer Gedanken bei der ganzen Handlung n ihnen ausgelegt wurde. Wenn der Himmel sich öffnet und Gott ine Stimme erhebt, so ist dieß für Ammon im alten wie neuen :stament immer das Bild eines Ungewitters (vgl. Ps. XVIII, 14.).

„Welch ein Moment! fährt Dr. Paulus mit Emphase fort: er fählt ihn, und könnte jetzt zugleich in physikalischen und psycho- zischen Unterscheidungen subtilisiren? In diesem Momente ruft r Himmel, ruft die ganze Natur umher Jesu die Gottesstimme zu: u bist! dieser ist! der Sohn des Reiches, der Liebling, der Gott- fällige!“ — Wie rührend doch das ist! Schade, daß man nicht ch die Bauchrednerei noch mit ins Spiel gezogen. „Die große age ist entschieden. Johannes, welcher in dem Augenblicke in Jesu ienen seine Gefühle und Überzeugungen gelesen (Joh. I, 32—34), rd zuerst zu dem Glauben hingerissen, daß er der Messias sey. id von dieser (subjektiven!) Gewißheit hat es am Ende abgehangen, f der Religionslehre eines Gekreuzigten Judenthum und Heidenthum ichen, daß ihr Throne und Theorien nachgeben mußten.“ So b die beiden alten Theorien durch die neue oder das Christen- um aus dem Felde geschlagen worden; denn der protestantische eeleneifer trägt auch hier Fürsorge, daß ja keine That mit ins piel komme, sondern alles bei dem bloßen Glauben oder historischen irwahrhalten sein Verbleiben habe. Gewiß, sie verdienen hierin s Zeugniß, Luthers moralischem Lehrsatze auch im Historischen u geblieben zu seyn! —

Aber wozu so vielfältiges bei der Taufe erklären? Wenn man nkände und Zeugen vermindert, und das Ganze etwa auf eine isache Vision zurückführt, wird sich die Sache noch leichter geben. arum nimmt Hase an: Johannes habe für seine Person wirklich was gesehen, was er für ein himmlisches Anzeichen, für Gottes :ugenstimme gehalten: erst die Überlieferung habe nachher daraus ie *eigentliche Stimme vom Himmel* u. dgl. gemacht. Volk und

Jünger waren nicht zugegen, sonst hätte dieser Eindruck alle späteren Hinweisungen überflüssig gemacht!? Dieß unbekannte Meteor meint Baumgarten-Crusius, erfuhr eine Hinweisung auf Gen. I, 2. und so kam die Taube mit in die Partie. Der sanfte Schwung, die Regung der Lüste, welche bei der ganzen Handlung stattfand, nimmt Hegels philosophischer Gegner an, habe ihr Gleichniß vom Flug einer Taube erborgt. Doch wozu Handlung? Nach de Wette ist das Ganze ein Mythos, aus dem Mißverständniß einer Erzählung des Täufers entsprungen, welche von den wundersüchtigen Zuhörern zu einer derartigen Geschichte ausgemalt wurde. Wieder nach anderer Urtheil kann auch diese falsche Thätigkeit der Zuhörer aus dem Spiele bleiben; denn Lukas allein leihe im Grunde, um die Phantastie des Anachoreten desto kräftiger zu nähren, ihm das Gesicht einer körperlichen Taube! Man sieht, daß nach solchen Vorgängern Strauß wenig oder gar nichts mehr zur Nachlese übrig blieb!

Strauß also hält von vorneherein schon das um sechs Monate höhere Alter des Täufers für „gemacht im Interesse der Sagenpoesie“. Ihre gegenseitige Beziehung von Jugend an ist ihm ein Produkt „der populären Vorstellungsweise, das Wesentliche sich als von jeher Gewesenes zu denken“; später aber, nehmlich im Moment der Taufe durch Johannes muß doch wieder „sein ganzes Verhältniß nicht als ein natürlich entstandenes, sondern als ein unmittelbar von Gott gewirktes“ erscheinen. Die besondere Affektion Christi zu Johannes, sowie ihre gegenseitige Anerkennung ist geradezu undenkbar und unwahr, sonst hätte dieser sich ihm ja anschließen müssen. Die ganze Ausführung beruht auf dem einfachen Thema der Apostelgeschichte XIX, 4., wo Paulus allgemein angibt, daß Johannes auf den kommenden Messias, also auf Jesu getauft habe! — Wenn wir nur auch wüßten, worauf dann diese Angabe beruht? Die Herabkunft des Geistes ist aus Isaias XI, 2., die himmlische Stimme aus XLII, 1. „singirt“, und auch später noch öfter bei Jesus in Anwendung gebracht. Die in Syrien und Palästina geltende Heiligkeit der Taube aber, als Symbol der belebenden Naturwärme, führte mit Rücksicht auf die obige Stelle aus der Schöpfungsgeschichte auf die gleiche figürliche Gestalt des Geistes, der darum ebenso in der Empfängniß Mariens hervortritt.

Wie aber ist dieser Mythos fortgeschritten? fragt und

antwortet Hennell (S. 170.). „Matthäus und Markus berichten, es sey vom Täufer getauft worden, und habe den Geist gleich der Taube auf sich herabkommen sehen. Lukas sagt, der Geist sey eiblicher Gestalt als eine Taube erschienen. Johannes setzt zu, diese Herabkunft sey dem Täufer noch vorher angezeigt worden zu den Zeiten Iustins aber mußte sich im Jordan auch noch Feuer entzündet haben.“ —

Wenn es indeß Strauß allerdings für möglich hält, daß Jonaes in kürzester Zeit das gewirkt habe, so erklärt dieß D. Bauer, oben Weise in Bezug auf Jesu, geradezu für unmöglich. Vielleicht sey diese Zeitbestimmung bloß aus der idealen Auffassung vomhältnisse des Täufers zu Christus hervorgegangen. Überhaupt ist nach D. Bauer in der ganzen Erzählung ein Widerspruch andern. Johannes predigt fürs erste in der Wüste, und dann Jesus aus der Wüste zur Versuchung in die Wüste geführt. Ist schlechthin gegen die Wahrheit, daß die Wüste Juda bis an Jordan sich erstreckte. Was treibt aber den Evangelisten so getrig, Johannes bis zum Tage seines Auftretens in die Wüste zu rufen, als die Stelle aus Isaias von der Stimme des Rufenden in der Wüste? „Wir wissen also nichts davon, in welchem unnten Lokale der Täufer aufgetreten sey. Nur die ideale Anschauung hat seinen Geburtsort ins Gebirge setzt.“ (I. 143. 145.)

Es ist ferner gewiß, daß der Täufer sich selbst nicht als as betrachtete: also kann er auch nicht dessen Kleidung gegen haben. (151.) Aber der Mann, der in der dürftigen Zeit rat, als das Wort Gottes theuer war, und die Offenbarung ergette, mußte nach der evangelischen Anschauung sich auch Weinkräftigere Speisen versagen. Kein geringes Bedenken erregt es nun, daß alle Worte, die der Täufer spricht, später in den Reden Christi wieder vorkommen. Unmöglich konnte er vom Täufer so abhängig seyn, daß er dessen Redensarten nicht, bis auf die Konstruktion der Sätze sich aneignete! Alles, was der Täufer ist, wird eigentlich in seinen Reden niedergelegt: sie sind also nur seine Charakteristik im Sinne der Gemeinde. — Er hat was will der Mann, nachdem Weise II, 67. vielmehr umgekehrt bewiesen hat, daß diese und alle andern Reden, welche Jonaes der Täufer im Munde führt, sich ursprünglich als Reden

Christi nachweisen lassen, die erst die evangelischen Erzähler auf jenen übertragen haben!

Hier hilft alles nichts; denn so weit ist einmal B. Bauer mit den Synoptikern fertig; in seiner Critik des Johannes fällt er aber noch insbesondere (S. 38.) das categorische Urtheil auf völlige Verwerfung der Taufgeschichte im allgemeinen und insbesondere. Denn „einerseits verliert die Taufe Jesu alle innere Bedeutung, da sie nicht mehr an sich unendlicher Zweck, sondern nur äußeres Mittel geworden ist, durch welches der Täufer erfahren soll, wer der Messias sey, was dem Logos als göttliches Selbstbewußtseyn schon immer klar gewesen. Nach der andern Seite verliert die Wassertaufe Johannes ihre Beziehung, mit der sie sich auf das Volk richtete, und wird nicht mehr Zucht, sondern nur mehr todes mechanisches Mittel, und für den Täufer der Anlaß, daß er den Herrn kennen lernte und auch vor dem Volke von ihm zeugte.“ Somit läßt B. Bauer nicht einmal die Taufe, geschweige ein Wunder, oder auch nur eine einzige der Reden Christi als geschichtlich stehen, bis auf die aus der Voraussetzung der Taufe heraus construirte Notiz, daß Jesus ein Sünder gewesen sey!

Da haben wir es nun! Was soll es jetzt, wenn Venturini den Täufer in der Zwischenzeit, vielleicht zur Erholung, zu seinen Bekannten nach Bethanien gehen läßt, von wo er jedoch, durch eine Commission des Synedriums mit einer Untersuchung bedroht, sich bald wieder an den Jordan verfügte. Er bedurfte der doppelten Commotion nicht, da man beiderseits keine Anforderungen an ihn macht, und da, wie uns auch der obige Leipziger Lichtfreund (die Evangelien 2c. S. 385.) belehrt, überhaupt keine Taufe stattfand; denn „die Verschweigung derselben bei Johannes ist kaum anders, als eine Ableugnung derselben anzusehen. Wenigstens würde ohne die synoptischen Berichte (welche die ins Christenthum mit eingeschlichene jüdische Proselytentaufe durch die Anwendung auf Christus legalisiren wollten) aus denen des vierten Evangeliums Niemand auf den Gedanken kommen, Jesus sey von Johannes getauft worden, sondern auf das gerade Gegentheil.“

XIV. Kapitel.

Die Versuchung.

Jetzt sah Jesus die ganze Welt vor sich: was sollte er nun mit Talenten anfangen? Er versinkt in Nachdenken, und wird Geiste in die Wüste geführt, d. h. er träumt in der Wüste zu nun dort nach langem Fasten eine Versuchung zu bestehen, die sich untertags seine Gedanken beschäftigte. Man muß sich nur Zustand Jesu nach jenem eigenthümlichen Vorgange bei der Taufe vorstellen. „In welche hohe Stimmung und Anspannung mußte Jesus versetzen?“ Es war für Dr. Paulus gewiß keine Kleinigkeit darüber nachzudenken. „Einsam überläßt er sich all diesen Sinnen (an die Zukunft) und den Gefühlen (der Gegenwart), bis sein organisirter Körper der Überspannung unterliegt, und unwillkürlich für neue Eindrücke verschlossen in tiefen Trübsal versinkt.“ — Wie dürfte eine solche Ohnmacht uns betreffen, da ja auch Zacharias vor Schreckbildern seiner eigenen Sünden im Tempel in Ohnmacht gesunken ist!

„Die erste Wirkung seiner Wiederholung ist das Empfinden der Trübsal selbst. Während sein Geist im Zurückkehren zu sich selbst stehen ist, und sein Bewußtsein noch traumartig seine früheren Sünden festhält, und in handelnde Gestalten umschafft, ist es ihm, wenn er lange und anhaltend gefastet hätte — so wie als die großen Propheten Moses und Elias — als ob er jetzt hungerte, und doch mitten in einer Einöde wäre, sowie gewöhnlich das freie Spiel der Phantasie Übel zu Übeln häuft.“ Nach dem Traum ist ja nicht selten Wirklichkeit, daß man sich vierzig Tage lang hungert in Sand verlaufen habe; vielleicht hat man ihn in der Einöde auch schon oft geträumt! „Nichts als Steine sieht er umher, und endlich eine zweideutige Gestalt (einen schwarzen Mann), ihm ein Probeküchlein von seiner Reflexivität anbieten will.“ Es zeigt ihm vor, was er sich oft schon gedacht und gesagt: „daß er in seinen künftigen Unternehmungen nicht auf die Wunderkräfte der Gottheit zu verlassen habe, daß er bei all seinem muthvollen Streben an die Gottheit sie deshalb nicht auf die Probe stellen werde, um durch bloße Schandthaten des Wunderbaren die Aufmerksamkeit für sich zu erwecken, vielmehr an der „Allgemeinlichkeit Gottes“

in der Natur^a sich genügen lassen müsse“ — d. h. daß er gar kein Wunder wirken dürfe, am allerwenigsten aber böse Mittel (oder nach Strauß: Mittel wider den gewöhnlichen Lauf der Natur) für seine guten Zwecke anwenden dürfe!

In diesem letzteren Punkte ist übrigens v. Langsdorf (vom Zwecke Jesu und seiner Jünger) mit Dr. Paulus keineswegs einverstanden; denn ihm ist Jesus (nicht sein Versucher?) offenbar ein verkappter Jesuit, der die feste Idee hat, der Messias seyn zu wollen, und Grundsatz dieser ist es ja, daß der Zweck das Mittel heilige!

Bei solchen guten Vorsätzen war Jesus der Hilfe von oben versichert, und dieß wird in der „ominösen“ orientalischen Bildersprache schließlich durch die Ankunft von Engeln ausgedrückt. Unumwunden stimmen deshalb auch Gabler, Bertholdt, Clerikus, Farmer, Graß, Zahn, Reuß u. a. dafür, dieß Kapitel wieder für eine Vision, oder für ein natürliches Gewächs der Phantasie zu betrachten; so daß nach dieser Ansicht das Evangelium von Anfang bis zu Ende von gespensterartigen Auswüchsen ganz eigentlich troßt!

Das ist nun die ganze Geschichte von der Teufelsversuchung. „Als äußere Thatsache gefaßt, wäre sie nach Hase's Urtheil ein unnützes Schauspiel voll Widersprüche in sich selbst, gegen den Charakter Jesu und jeden denkbaren Charakter eines Teufels.“ Es müßte in der That ein „dummer Teufel“ gewesen seyn, und Dr. Paulus möchte es nicht auf sich genommen haben, in Gestalt eines Lichtengels verkleidet, Jesu einen solchen Streich spielen zu wollen. Was aber über sein jartes Gewissen geht, das wagen andere, und so ist es am Ende doch muthmaßlich ein menschlicher Verführer gewesen, der auf den Propheten von Nazaret bei der Taufe aufmerksam geworden, ihm nachgegangen, und ihn in seiner Vermummung angeredet, indem er ihn ins Examen nehmen wollte, um ihn nach bestandener Prüfung unter seiner Leitung und nach seiner Weise als Messias auftreten zu lassen, oder durch den, als recht überzeugendes Wunderstück ihm angerathenen Herabsturz vom Tempeldache Angesichts des opfernden Volkes mit einmal zu verderben.

Ja, ja! es war, wie Hermann van der Hardt, Basedow, Venturini, Rosenmüller, R. G. Schuster in Eichhorn's Bibl., C. H. Möller, und noch Ruinöl erweisen, ein verkappter

Pharisäer, von der herrschenden Partei zu Jerusalem abgesandt, um Jesus auf die Probe zu stellen, ob er wirklich messianische Wunderkräfte besäße, und ob es vielleicht möglich wäre, ihn in das Interesse der jüdischen Priesterschaft zu ziehen, und zu einer Unternehmung wider die Römer zu gebrauchen — oder ihn auszuforschen und zu vernichten. Somit in der That ein Diabolus! Mit den Steinen ging es nun nicht, und an ihre Wandlung in Brod war nicht zu denken: Jesus hatte nicht einmal so großen Hunger, als man sich bisher vorstellen wollte; denn fürs erste sind nach Neander die vierzig Tage noch keineswegs für voll zu nehmen. So versteht es das Haupt des Vereins für den historischen Christus. Weisse dagegen läßt sie als runde Zahl für einen viel größeren Zeitraum der Selbstknechtschlossenheit Jesu gelten. Sodann hatte er diese Zeit auch keineswegs mit Nichteßen hingbracht, sondern, wie nach Ruindl und Venturini auch ebenfalls Neander würdig behauptet: er fastete nur in unserem gewöhnlichen Sinne, daß er kein Fleisch aß, kümmerlich von Wurzeln und Kräutern sich nährte, und Wasser dazu trank. Um so mehr also fand der Herr die Zumuthung, in einen Stein beißen zu sollen, lächerlich. War es doch nur ein Anreiz zur üppigen Magenüberfüllung, wie schon Enthymius Zigabenus meint.

Statt dessen begleitet Jesus den fremden Unbekannten voll Gefälligkeit bis zum Tempel von Jerusalem, von dessen Höhe beide die freie Aussicht genießen. Doch hier hat der evangelische Bericht seinen gefährlichsten Feind gegen sich; denn Strauß rümpft gar hochbedenklich die Nase, wie Jesus das gethan haben könnte; denn abgesehen davon, daß es einem Laien gar nicht erlaubt war, sich auf das Tempeldach zu stellen, so wäre dies auch nicht einmal möglich gewesen, meint er, sintemalen die obersten Zinnen mit vergoldeten Spießen versehen waren, welche so spiz ausliefen, daß nicht einmal ein Vogel darauf sich setzen, und dort seinen Urath ablagern mochte! So muß denn eine Schwierigkeit um die andere sich uns in den Weg werfen! Wie doch die Evangelisten gerade lauter solche Erzählungen aufgreifen konnten, welche alle Wahrscheinlichkeit gegen sich haben? Das ist ein rechtes Wunder! Doch wenn Jesus einer so vorsichtigen Führung sich zu erfreuen hatte, als unser Mythiker, der bis zur lächerlichsten Pedanterie behutsam in seinen Untersuchungen sich gebehret, dann mochte die

Dachbiste vielleicht dennoch angehen, immerhin aber durfte er von Glück sagen und Gott danken, daß er ungespießt wieder herab, und zurück auf seinen Berg kam.

Wo ist aber nun der hohe Berg, von dem aus man die ganze Welt überschauen kann, ruft die protestantische Theologenzunft wie mit einem Munde zusammen, und galt es auch nur allein Palästina in seinem Gesichtskreise zu haben, wie Ruinöl meint? Hier, muß Strauß (I. S. 53.) gestehen, wußte Jesus offenbar nicht, daß die Erde eine Kugel sey, die man unmöglich mit einem Blicke übersehen könne. Da hat aber Frig'sche glücklich die Lösung getroffen: der Teufel zeigte Jesu nehmlich die Welt auf einer Landkarte, und da hatte der Heiland denn Muße genug, sie herumzudrehen, und mit Vergnügen nach allen Seiten zu betrachten. Weil aber demungeachtet nichts aus ihm herauszubringen war, ließ der Versucher endlich von ihm ab; und so scheiterte nach Schütz dieser „Empörungsversuch jüdischer Priester“, welcher im Grunde die Versuchungsgeschichte ausmacht. Zum Glück kamen nach seinem Abgange dienstbare Engel, d. h. sanfte, erfrischende Winde, oder besser nach Henke's Magazin IV. 2. S. 352., es nahte im Vorüberziehen eine Caravane mit Lebensmitteln, die dem Heilande nach der langen Abmattung und den eben ausgestandenen Strapazen in der Wüste jetzt wohl zu statten kamen! Was aber Markus vollends noch mit den wilden Thieren wolle, unter welchen der Herr friedlich gewandelt seyn soll, ist in der That nicht abzusehen; darum hält Schleiermacher diesen Zug für gar abentheuerlich.

Also wären wir auch mit dieser Geschichte zu Ende? Keineswegs; denn der Widerspruch bindet sich an keine Grenze, und verbreitet sich, gleich dem Unkraut, in tausend und abertausend Wurzelfasern, daß es schwer hält, auch nur seine Hauptgeschoße zu verfolgen. Nur so viel bleibt ausgemacht, daß Teufel und Engel, über deren Nichteristenz de Wette u. a. längst entschieden haben, sich um den Heiland nicht viel bemüht haben werden. Nimmt sich aber die obige natürliche Darstellung einer menschlichen Versuchungsgeschichte etwas allzutoll aus, und befriedigt es nicht, mit Paulus und Consorten sie für eine wüste Vision, oder mit Meyer für einen „bedeutungsvollen Morgentraum“ zu halten: so übrigts noch, entweder mit Thieß, R. G. L. und J. G. G. Schmidt, David Schulze,

L. F. Löffler u. a., jede historische Beziehung aufzugeben, und jeder mit Schleiermacher, Schmidt, Usteri, Baumgartenistius, Hase u. s. w. geradezu für eine Parabel zu erachten, die Jesus seinen Jüngern erzählte, die aber so unflug waren, daß sie für wirklich geschehen zu halten; oder mit Dereser, Ammon, A. Richter, und unter anderen auch mit dem Niederländer J. Floh in seiner „Proeve eener berebeneerde Verklaaring der Geschiednisse van's Helland Verzoeking in de Woestyne“ sie für eine hebraeische oder jüdische Legende zu erklären, welche zwischen dem Menschen und dem Satan als handelnden Personen sich bewegt. In solchen Agadoth besteht das ganze Evangelium, obwohl im Talmud Schabbath geschrieben steht: Sie seyen nicht werth, daß man sie aufnehme; und Masseroth: Der Schreiber derselben verdiene, daß man die Hand abhaue. Thiesß insbesondere steht darin ein Fragment aus einem prophetischen Historienbuche, oder eine apokryphische Fiktion, die den Evangelisten als Lückenbüßer diente, worin Messiasnovize und der Teufel gar wunderbarlich in biblischen Szenen, jener nach der Thora, dieser aus späteren Büchern wählend, ergehen müssen. Wahrscheinlich, glaubt er, habe ein Schriftsteller an dieser Scene seinen Pinsel versucht, während Schröder für die Hypothese irgend eines frommen Judenchriften hält.

Am Ende aber ist es einfach eine Mythe, um den allgemeinen Kern der absoluten Gegensätze auszudrücken. Es ist die alte Vorstellung vom sündigenden Adam, oder wie Augusti erinnert, von Iphigenie am Scheidewege, welche beide nicht begreifen, daß Leben und Sünde, Freiheit und Nothwendigkeit im Grunde auf sich hinauslaufen, weil die Welt der Leib Gottes ist, und Gott in sich selbst denkt. Die vierzigstägige Abstinenz aber ist jener irdischen Mythe im Leben des Moses und Elias nachgebildet, welche ältere hinwieder im kleinen Maßstabe ein Nachbild vierzig Leidensjahre in der Wüste ist, um zu beliebigem Gebrauche wendet zu werden. Wenn aber nach dem Zeugnisse anderer auch jener Zeitraum von Jahren wieder mythisch ist, so scheint es fast, ob das Hündlein sich hier in den Schweif beiße, und knurrend Kreise herumtanze.

Doch was verstehen wir! Hat es doch auch Markus mißverstanden, und darum die abentheuerliche historische Notiz an ihre Stelle gesetzt. Hätten nicht Thiesß, Ziegler, Schmidt, Schulze,

Frißsche u. a. längst diese glänzende Entdeckung gemacht, so wäre Strauß bei seiner ausnehmenden Genialität vielleicht zuerst darauf verfallen; so aber blieb ihm auch hier nur die Ehre, den Schleppträger so würdiger Vorgänger zu machen.

Hier dünkt ihm nun einmal alles mythisch, gerade wie Noth, wenn er (s. v. Aaron) vom goldenen Kalbe spricht: „Mythisch ist, 1) daß Moses vierzig Tage ohne Speise und Trank auf dem Sinai verweilte; 2) daß Jehova dort, und zwar auf menschliche Weise, mit ihm rebete; 3) ja selbst die steinernen Tafeln verfertigte und beschrieb; 4) daß Aaron der hohe Priester sich zu einer so gesetzwidrigen Handlung verleiten läßt, und Moses ihm so leicht verzeiht; 5) daß die Leviten das Volk auf Moses Befehl erschlugen; 6) daß Jehova eine Seuche als Strafe sendet!“ Wie man sieht, könnte man in einer neu zu gründenden Kirche auf diese Weise eine ganze Litanei einführen, mit dem fortgesetzten Responsorium für das Volk: „Ist ein Mythos! Ist ein Mythos!“ zumal da (nach Lexik. 123. 279.) „auch der vierzigjährige Zug durch die Wüste eine Mythe ist,“ die Stiftungsgeschichte des Pascha durch Moses wieder nach de Wette als falsch sich erweist, und das von Jericho, ja alles, was im Buche Josua weiter folgt, in diesen Kreis fällt. Hat doch bereits Göthe im westfälischen Diwan S. 438 f. die vierzig Jahre auf zwei herabgesetzt, hatte aber vollends den letzten Beweis für die historische Existenz Moses, sowie die beiden Gesetztafeln kritisch bezweifelt, und mit welchen Gründen Hegel selbst nennt in seinen Vermischten Schriften (30. 223.) die alttest. Bücher Kindermährchen, und sagt: „Moses ist nicht weniger, als der Zauberer Merlin, eine bloße Phantastegestalt. Es ist endlich Zeit, daß man diese Kindermährchen antiquire.“

Doch bleiben wir immerhin mit Strauß bei dem neuen Testamente stehen, wir werden hier kaum zu Ende kommen. „Waren also die vornehmsten Frommen des hebräischen Alterthums versucht (d. h. in der Wirklichkeit nicht versucht) worden, was lag näher, als daß nach rabbinischer Vorstellung der Satan vor allem an den Messias sich wagen werde.“ Das Lokal hing nothwendig mit jenen alttestamentlichen Vorbildern und damit zusammen, daß anderseits die Versuchung Jesu auch nach der vierzigjährigen Versuchung des Volkes Israel in der Wüste componirt wurde; weil es dort aber hauptsächlich durch Hunger geschah, war dadurch die erste Versuchung Christi zum voraus bestimmt.“ Dies beweisen schon die

Jesum und dem Satan aus Deuter. VI. VIII. gegen einander Geseht gebrachten Schriftstellen. „Doch an Einer Versuchung es nicht genug. Von Abraham zählten die Rabbinen deren ; für eine dramatische Darstellung aber, wie wir sie in Evangelien haben, war dieß zu viel, und unter den niederen lag keine näher, als die heilige Drei, sowie auch in der inischen Stelle der Teufel mit Abraham drei Gänge macht, wobenfalls mit alttestamentlichen Schriftsätzen hin und her gefochten.“ Der zweite Akt ist von der Versuchung Israels wegen Her mangels bei Massa (VI, 16.) hergenommen, „nur sah man nach etwas Adäquaterem um. Da fiel dem Urheber dieses Zugs mögliche Verführung zu einer tollkühnen Handlung Ps. XCI, 11 f.

Die Worte: auf den Händen tragen, um das Anstoßen zu selbgen, schienen auf das Herabstürzen von einer Höhe zu deuten, welche konnte dieß anders seyn, als die Höhe des Tempels auf was heiligem Berge, was aber an dem oben gerügten Bedenken t, daß das Tempeldach in Spieße auslief, also niemand darauf n konnte! Die dritte Versuchung zur Abgötterei oder Teufels- tung war eine der gefährlichsten, welcher Israels Volk unterlegen

Dem Messias, welcher als jüdischer König zugleich zur Welt- chaft bestimmt war, sollte sie also der Satan (Asmodi als Sar m oder Fürst dieser Welt) statt leidenvoller Mühe für den leichten der Anbetung angeboten haben. Die Engel sind theils aus der schnung des Mannas als Engelsbrodes (Ps. LXXVIII, 25.), s aus der Geschichte des Elias hergenommen, „wo der Engel Speise — vor dem vierzigstägigen Fasten bringt, wie t hernach.“ Das ganze Ereigniß ist ein Produkt der „ver- stehenden Sage, welche Jesum als einen solchen darzustellen liebte, welchem, wie von einem Loth und Elifa, eine höhere Hand, oder r seine eigene Macht als höheren Wesens die Feinde abwehrte“. Weiße, um doch auch etwas Neues zu sagen, will wissen 13. 21., das Ganze finde seine Anknüpfungspunkte in der Sage der Versuchung Hiobs, obwohl er auch die talmudische von Versuchung Abrahams oder die griechische Fabel von Herakles Mitsfaktoren nicht in Abrede stellt. Es war übrigens keine Spie- chterei, sondern hat die Bedeutung: die Versuchung eines Geistes Jesum kann keine gemeine, bloß sinnliche, sie muß eine zur geistigen be, zur Sünde des Genius gewesen seyn. Eine solche konnte

dem nicht erpart bleiben, welcher von dem Sturm, der nie stirbt, und von dem Feuer, das nie erlischt, zu sprechen berufen war.

Zur letzten Verklärung bringt aber diese Mythe erst Bruno Bauer (I, 219. 239). Wenn die christliche Gemeinde, sagt er, ihre Erfahrungen und inneren Kämpfe so darstellen sollte, daß sie ihr all Kämpf des Erlösers vorkamen, so geschah es hier nach folgendem Axiomement. „Die Gemeinde hat auf ihrem Zug durch die Welt der Welt mit teuflischen Versuchungen gekämpft, und in der Geschichte das Gelübde gethan, nur auf die innere Kraft des Principis zu vertrauen“ — also that dieß auch Christus, ihr Stifter u. s. w. Das geht nehmlich nach dem Axiom der neuen Logik an, daß die Folge ihren Grund hervorgebracht habe, woran wir nach dem Bisherigen immer weniger Anstand nehmen werden. Lukas hält die Einheit des Ortes so viel wie möglich bei, daher läßt er die Versuchung von den Zinnen des Tempels als dritte folgen, kann aber nun, wie unser Gewährsmann klug bemerkt, die Speisung durch die Engel nicht mehr beisetzen. Doch vielleicht war dieser Zug der Mythe zu seiner Zeit noch nicht erfunden, sondern erst als die beiden andern Synoptiker schrieben? Wenn aber Schleiermacher, der Parabolist, glaubt: falls Christus auch nur auf die flüchtigste Weise solche Gedanken gehegt hat, so ist er nicht mehr Christus! so steiget B. Bauer dagegen den Einwurf dahin: Er müßte gegen sich selbst gefrevelt und gegen seine Person die ärgste Sünde begangen haben, wenn er in dieser Weise auch nur zur Person einer Parabel sich gemacht und den Jüngern zur Vorstellung gebracht hätte. Hat Jesus wirklich Kämpfe dieser Art erlebt, so gab es keinen Grund für ihn, davon mit seinen Jüngern zu sprechen!

Welche Bedeutung soll aber nun unser Mythos haben, wenn, wie Reimarus und Venturini beweisen, und Strauß und andere dieß annehmen, Jesus doch keineswegs seinen Ehrgeiz aufgab, und der Herrschsucht entsagte, sondern ausgemacht den Plan in sich trug, mit religiösen oder sey es gewaltsamen Mitteln ein politisches Reich Israel zu gründen, und sich zum obersten Hierarchen, zum theokratischen Volkskönig darin aufzuwerfen, wobei er auch seine Apostel mit zwölf Schöffenstühlen bedachte, — bis endlich der Tod ihm einen Streich durch die Rechnung machte! Und wie weit sind denn Dr. Strauß und Paulus von diesem Gedanken? „Noch war es nicht entschieden, spricht der letztere, wie die Nation sich im

hängt das Weltgeschick an Augenblicken, und wer das Glück hat, führt die Braut nach Hause. Jesus hatte nichts zu thun, als den messianischen Ideen, welche in der Zeit gährten, eine Richtung und einen Mittelpunkt in seiner Person zu geben, und — die Revolution machte sich dann von selbst. Glücklicher Weise ist es nach Hase's Erforschung (§. 18.) nicht ganz unmöglich, daß auch ein anderer, zur guten Stunde geboren, einst noch die Idee der Gegenwart erfasse, und sich so zum Herrn der Zukunft mache; es steht bei Gott, uns noch einen zweiten und viele andere Gottmenschen zu senden. Dann geht auch gegen Christus in Erfüllung das Sprichwort, wie wir sagen: Es tanzt nicht immer der eine voran!

Anfangs also predigte Jesus, wie Strauß festsetzt, noch ganz harmlos nach dem Vorspiele des Täufers: „Die Zeit ist erfüllt, das Reich Gottes ist nahe gekommen!“ Wir können dies noch bei Markus I, 15. lesen. (Und daß er auch der Taufe sich annahm, klingt aus Joh. III, 22. wieder.) Als er aber den großen Fortgang seiner Sache sah, da kam ihm Höheres in die Gedanken: er sagte sich nicht bloß vom Täufer los, sondern zog selbst einige von seinen Jüngern an sich, worüber es zwischen den beiderseitigen Anhängern wiederholt zu Zwistigkeiten kam: Vorgänge, über welche jedoch die Volks Sage bald einen dekorirenden Schleier verbreitete. Johannes, der nur unbestimmt auf einen nach ihm Kommenden hingewiesen hatte, — so unbestimmt, wie die sogenannten Propheten ihre Wünsche, Seufzer und Sehnsuchtsgedanken auf einen möglichen künftigen Retter und zeitlichen Wiederhersteller des Judenreiches aussprachen, woraus dann die Messiasidee entsprangen — wenn wir anders gegen B. Bauer eine solche vor Christus gelten lassen wollen: Johannes selbst sollte nun Jesum eingeführt, und vor dem Volke von ihm das Zeugniß seines messianischen Berufes abgelegt, ja sich vor ihm aufs tiefste verdemüthiget haben, wogegen sich die Johannesjünger später allzeit aufs bestimmteste verwahrten. Doch das war noch nicht genug: der Geist Gottes sollte sich auf ihn herabgelassen haben, indem man anfangs noch nicht daran dachte, ihn vom heiligen Geiste selbst erzeugen zu lassen. Damit er aber sich herniederlassen könne, mußte man das Himmelsgewölbe sich theilen lassen, weil die Zeitgenossen den Wohnplatz Gottes über uns dachten, und die Bestätigung mußte durch einen lauten Ruf aus der Höhe erfolgt seyn. Doch läßt es schon Frisich-

hingestellt seyn, ob die ältesten Christen von einer solchen, wiederhol-
t messianischen Einführung Jesu durch den Täufer auch nur wußten?

Aber indem die preisende Mythe ihre Tonleiter höher und höher
klimmte, fand sie bald an einer bloßen Erklärung vor der Volksmenge
schon nicht mehr Genüge, sondern „die Aussage des Täufers sollte
etwas diplomatische Giltigkeit haben, und so mußte
sie auf die officielle Anfrage einer obrigkeitlichen De-
claration erfolgt seyn“ — wie wir im vierten Evangelium diese
Anforderungen sehen. So lange hatte es nehmlich zur vollen Ausbildung
dieser Mythe bedurft. In der That aber war Johannes bis zu
seinen letzten Lebenstagen nicht zu diesem Glauben gekommen, wie
er auch aus seiner zweifelhaften Sendung vom Kerker aus ent-
schieden — welche, weil sie den Absichten des Mythikers förderlich
scheint, also doch keine Mythe zu seyn braucht! Lassen wir dafür
es „Vorurtheil“, zu glauben, daß ein Mann von so „berber-
roffer Natur“ sich ohne weiters dem Jesus von Nazaret unter-
werfen hätte, da, wie Strauß den hegel'schen Geschichtscanon ent-
wickelt, es in zehn Fällen nicht einmal vorkommt, daß der menschliche
Verstand und Egoismus sich so leicht einem anderen freiwillig unterordnet.

Von all dem Bisherigen also scheint ihm (§. 46.) nur so viel
historisch zu seyn, daß Jesus, der Sohn Josephs von Nazaret, durch
den Ruf von der Taufe des Johannes angezogen, sich derselben un-
terwarf, (ihm seine Sünden bekannte,) und nachdem er einige Zeit
in der Gefolge des Täufers gewesen, und durch ihn mit der
Königlichen des nahenden Messiasreiches vertraut geworden war, nach der
Verhaftung des Johannes dessen Wirksamkeit in modificirter Weise
fortsetzte, doch auch nachdem er über ihn hinausgeschritten war, nie-
mals aufhörte, ihm aufrichtige Hochachtung zu zollen.“
Die eine Blutsverwandtschaft und Jugendbeziehung beider ist nun
nicht vorneherein nicht zu denken. Aber auch an der Ausrufung des
Täufers gegenüber der Gesandtschaft: Ich bin die Stimme des Ru-
dens in der Wüste u. s. w., ist ganz und gar nichts Historisches,
sondern bei seinem Aufenthalt als Bussprediger in der Wüste erin-
nerte sich das Volk erst an die einschlägige Prophetenstelle, und legte
am Ende ihm noch selbst in den Mund!

In dem Schmelztiegel einer solchen Critik wird eines zu allem,
und alles zu nichts, und die urkundlichste Wahrheit muß in diesem
Häufwerk in Rauch aufgehen. Doch da schon Eine Verwundt wider

die Vernunft der Gesamtheit im Rechte stehen kann, und der Widerspruch aller noch nichts beweist, wie sie sagen — wogegen freilich der edle de Maille erinnert, daß, wenn Ein Mensch ohne Augen geboren würde, dieser dem Grundsätze nach allen anderen beweisen könnte, daß ihr Sehen ein Naturfehler sey: so wird Herr Str auf wohl um so zuversichtlicher bei seinen Hirngespinnsten sich im Rechte glauben, als ja die ganze protestantische Theologenwelt bei solchen Thorheiten aufzuwachsen pflegt, und er nicht der einzige ist.

Ganz im Geiste dieser Grundsätze ist es unter ihnen bereits unfürdenkliches Herkommen, wie Hase zeigt, von einem Plane, und nach der Art menschlichen Vornehmens auch von einer „weiten besonderen Gestaltung des Planes Jesu“ zu reden. Ebenso äußert Hennell (Unterf. 31 f.): „Als Jesus zu dem Rufe eines Wunderthäters und Propheten kam, und auf seinen Wanderungen durch die Städte Galiläas von großen Volkshaufen, ja sogar von einzelnen Juden der besseren Classe begleitet wurde, nahm er anfangs nur den Titel Menschensohn an, welchen man einigen Propheten gegeben hatte (?). Zu dem gefährlichen Anspruch an die Würde des Messias oder des Nachfolgers Davids bekannte er sich nur insgeheim gegen seine vertrautesten Jünger; denn eine offene Annahme desselben war nahezu so viel als ein Aufruf zum Abfall von den Römern, und eine bewaffnete Empörung scheint nie in seinem Plane gelegen zu haben. Allein die Ereignisse gestalteten sich zuletzt anders, keine der einflussreicheren Städte hatte ihm Schutz oder irgend Vorschub geleistet, und so nahm auch der Plan Jesu nothwendig eine etwas andere Farbe an.“ Er war nehmlich entschlossen genug, statt vor seinen Verfolgern wieder in die frühere Dunkelheit des handwerksmäßigen Alltagslebens sich zurückzuziehen, frei nach Jerusalem zu gehen, dort offen sich für den Messias zu erklären, und es bei diesem Bekenntnisse nöthigenfalls, ja voraussichtlich auf den Martyrtod ankommen zu lassen.

Fällt aber doch der ganze religiöse Steigerungsprozeß nur in das Bewußtseyn der Christlichen Gemeinde, wie auch unser englischer Gewährsmann will, also daß diese Jesum vom Sohne Josephs allmählig zum Menschensohne, zum Davidssohn, und endlich zum Gottessohn potenzirte, so ist auch die Umgestaltung des Planes Jesu ihr anheimgegeben, und alle einschlägigen Berichte darüber rein von der Vorstellung der Späteren abhängig gemacht. Doch wollen wir

den ganzen Prozeß auf den Ausgangspunkt zurückführen, so achten wir auf die extreme Manipulation, wie Weiße und B. Bauer seinerseits mit dem Vernichtungswerke zu Stande kömmt.

Wenn wir nun gleich von vornherein der Rüge begegnen, daß Pharisäer und Sadducäer ganz einträchtig an den Jordan hinabmarschiren müssen, um sich von Johannes ausschelten zu lassen, so handelt sich's jetzt begreiflich nicht mehr darum, etwa mit Lücke (Comm. zu Joh. I, 342.) zufolge seines eregetischen Pragmatismus zu reagiren: es seyen eben zwei verschiedene Gesandtschaften gewesen, oder mit Tholud (Joh. S. 69.) den Täufer wenigstens zweimal den Ausdruck des Isaias in den Mund nehmen zu lassen. Sondern nichts von all dem, was man von einer gleichzeitigen Wirksamkeit Christi und des Johannes liest, darf fürder für geschichtlich legitimirt gelten, und wenn die Evangelisten darauf den Abschnitt mit den Worten schließen: des Heilands Ruf habe sich in Judäa und allen umliegenden Ländern ausgebreitet — so haben sie dieß eben auf eigene Verantwortung geschrieben. Johannes ist im Evangelium einzig an seinen Platz gestellt, um den Juden von Christus Zeugniß geben zu sollen. Aber, erwiedert schon Weiße (I, 257. 263. 271.), es wäre ein Eingriff, ja eine Vernichtung der göttlichen Würde Christi, wenn Johannes in dem schlichten galiläischen Handwerksmanne früher, als dieser selbst, seinen himmlischen Beruf erkannt hätte. Darum nennt Weiße die Deputation der Juden eine Erfindung des Herausgebers, welcher seine Aufferung irthümlich in eine frühere Zeit versetzte. Was aber den Elias betrifft, so kann weder das Volk den Johannes, noch dieser sich selbst, sondern erst Jesus ihn, namentlich wegen seiner Lebensart, mit jenem Propheten verglichen haben. Das Volk muß diese Vermuthung nur hegen, um die dem Täufer beigelegten Worte zu motiviren, worin er noch einen Höheren nach ihm ankündigt. Übrigens, meint er mit Hase (L. J. S. 68 u. 84.) vorläufig, habe erst das Gefängniß den Johannes mürbe gemacht, daß er Christum besser anerkannte. Indeß, bescheidet er sich gewissenhaft, hat doch Wieland des Dichterjünglings Göthe Beruf vorausgesehen — und um Wieland und Göthes willen dürfte also auch jener biblische Bericht in den Augen unserer Critiker etwas Gnade finden!

Um so erbitterter stößt B. Bauer ins Horn des wilden Jägers.

Wie konnte, räsonnirt er (Critic des Joh. 11.), der Täufer antworten, er sey nicht der Messias? „Da wir nicht einmal eine Spur davon finden, daß das Volk ihn dafür hielt, so konnte noch viel weniger die Obrigkeit darum fragen.“ Nun gab es zudem nach seiner Hauptung (Synopt. I, 391 f. 416.) gar keine Messiaserwartung unter den Juden, sondern in den Evangelien begegnen wir dem ersten Versuch, dieß Dogma in die Propheten hineinzulegen. Erst aus dem christlichen Bewußtseyn ging der Messiasbegriff durch die fortwährende Berührung auch in die Synagoge über (Hört!) Jonathans Targum, welcher dergleichen enthält, ist viel jünger, und wird im Talmud als Übersetzung eines gewissen R. Joseph (+ 325) angeführt; Dnkelos aber ist eine fiktive Person, und der Name aus dem griechischen Übersetzer Aquilas entstanden, daher ein jeder als Proselyt geschildert wird.

Ist dem also, dann kann freilich weder Johannes seinen Nachfolger, noch dieser am Ende sich selber für den Messias gehalten und erklärt haben. Aber ebenso wenig konnte Jesus den Täufer für den Elias ausgeben, auch das Volk ihn nicht für den verheißenen Vorläufer anschauen. Zwar meint Weiße, nachdem er die Aussprüche des Täufers insgesammt verworfen, es habe einzig das Zeugniß Jesu für Johannes Bedeutung, worin er ihn mit Elias parallelsetzt. Anderseits scheinen die Worte des Heilands: „Wenn ihr wollt, so ist er der Elias,“ vielmehr eine Anbequemung an ein bereits bestehendes jüdisches Vorurtheil auszudrücken. Aber selbst die lange so berühmte Akkommodationstheorie will jetzt zur gründlichen Erklärung der Schrift nicht mehr ausreichen, am wenigsten hier. Denn die Erwartung von einem kommenden Elias war damals gleich der Messiashoffnung nach B. Bauer noch gar nicht vorhanden. Die jüdischen Zeugnisse für das geglaubte Vorgehen eines Herolds im Targum und Talmud stammen erst aus späterer Zeit, und auch „die Anschauung vom Elias ist erst durch die Bekanntschaft mit der christlichen Welt für den jüdischen Gesichtskreis fixirt — sonst hätte der Täufer erklären müssen: er sey jener Elias, wenigstens im idealen Sinne.“

Daran dachte aber weder Johannes noch die Juden; und B. Bauer findet „nicht einmal eine Spur“ von diesem Dafürhalten. Da wir jedoch, trotz dieser unverschämte lügenhaften Versicherung, bei Lukas III, 15, lesen, das Volk habe Johannes selbst für den Messias

wahrgeschaut, so fühlt er sich gedrungen, in einer Note beizufügen: dies sey kein historisches Zeugniß; Lukas pragmatisire vielmehr, und bilde sich für Reden seiner handelnden Personen aus freier Hand geschichtliche Übergänge.“ Einerseits sind also „Frage und Antwort nur als Folie hervorgesucht, um darauf das Hauptbild um so lebhafter zu zeichnen, und die Spannung auf die Ankunft des Kommenden zu verstärken“ — anderseits nennt Bauer (Synopt. I, 246.) auch noch Matthäus den Pragmatiker und Mann der Reflexion (?), welcher allein von dem Motive weiß, das Jesus nach Galiläa vertrieb, und läßt also die Handlungen noch zu den voraus erdichteten Reden ersinnen. Eine solche Critik des „Christlichen Tacitus“ erinnert an Lichtenbergs satyrische Önome:

Es war einmal ein Loch,
Und in dem Loch war noch ein Loch,
Und dieses Loch war größer noch,
Als obbenanntes Schüffeloch.

Nach diesem „mißrathenen Anfang“ fährt B. Bauer (nicht von sich, sondern von Lukas) fort, wo der Vorläufer mit seiner Antwort sich compromittirt, dürfen wir über die weiteren offiziellen Aussprüche nicht verstimmt seyn. Mit noch größerem Unrecht wird dem Läufer die verneinende Antwort: er sey nicht der Prophet! in den Mund gelegt. Welch ein Widerspruch, diesen Titel, den höchsten Gegenstand der religiösen Anschauung hier zugleich einer niedrigeren Stufe der theokratischen Rangordnung beizulegen! Wie dem aber sey, „jedemfalls wäre er dem Ansehen seiner Obrigkeit eine motivirtere Antwort schuldig gewesen; er hätte sein zurückstoßendes Wesen mehr mildern sollen“. Umsonst entschuldigt Tholuck (Joh. S. 67.) „die barschen Sitten des rauhen Busßpredigers“. B. Bauer macht nicht dem Läufer den Vorwurf, sondern nur dem späteren christlichen Gemeindebewußtseyn, das ihm so einen Zug angedichtet. Denn „da die Fragen, die der Vorläufer mit Nein beantwortet, als unmöglich und ungeschichtlich sich bewiesen haben,“ so kann es uns, sagt er, nicht einfallen, in der Weise wie der gläubige Apologet, den Evangelisten der ungeschickten Darstellung, und den Läufer der rücksichtslosen Barschheit zu beschuldigen. Es soll die Weisheit der alten Priester und ihr abgestorbenes Wesen sich ja nur offenbaren, um durch den schlüsslichen Ausspruch des Evangelisten verdunkelt zu werden. Darum muß er verneinend antworten.

Somit war auch diese Antwort des Täufers erst fertig geworden, als seine historische Erscheinung schon abgelaufen war. Auf die Hauptfrage selbst, über seine Berechtigung zu taufen, läßt der Evangelist ihn gar nicht eingehen; denn die Frage dient ihm nur zum „Hebel“, den er nach Belieben wegwirft oder vergift, sobald der Täufer über seine Stellung zu Wort gekommen ist; ja die ganze „Hypothese“ von der Botschaft ist ihm nur ein Mittel zu diesem Zwecke. Daß Johannes in seiner Erwiderung die Bußtaufe als Vorbereitung auf die nahe Ankunft des Kommenden rechtfertigt, welcher als der König der Könige auf gebahntem Wege seinen Einzug unter die Völker halten wolle, ist bei diesem Einwurfe de Wette und B. Bauer ganz entgangen.

Nun ist die Gesandtschaft heimgeschiedt, aber ungeneigte, zwischen Alt und Neu stehende Volksmassen und vorüberziehende Jünger umgeben noch immer Johannes, damit die Szene nicht leer bleibe. Denn jetzt, des andern Tages, „kõmmt Jesus auf den Täufer zu. Weshalb? erfahren wir nicht. Es geschieht aber, damit der Täufer das höchste Zeugniß von ihm ablegen könne. Da er jedoch dieß Zeugniß nicht in wenig Worte zusammenfaßt, die mehreren Sätze aber, jeder für sich so inhaltlich schwer sind, daß sie nicht flüchtig und obenhin ausgesprochen werden können, so muß der Herr noch weit von ihm entfernt gewesen seyn, als ihn der Täufer sieht, und nun von ihm zu den Umstehenden spricht. Wäre aber der Herr wirklich auch so weit entfernt gewesen, als er sich dem Blick des Täufers zeigte, so ist das Reden und Hinzeigen desselben haltlos, und sieht gezwungen und ungeschickt aus. Müssen wir nun vielmehr den Herrn so nahe herangekommen denken, daß der Täufer bequem auf ihn hinzeigen kann, so kann er wieder nicht so ausführlich von demselben sprechen, der jeden Augenblick zu ihm herankommen muß, er müßte denn die Worte, die doch ein freies, klares und nachdrucksvoll ausgesprochenes Zeugniß seyn sollen, den Umstehenden auf das schleunigste und hastigste ins Ohr geistelt haben“!

Also ist das Herankommen des Herrn wieder nur ein pragmatischer „Hebel“, um die Aussprüche des Täufers anzubringen, und das dicier hic est nachdrucksvoller zu machen, „wenn esnehmlich fest stand, daß der Täufer auf Jesus hingewiesen“, wovon übrigens schon Strauß das gerade Gegenthell behauptete. Der

Evangelist hat es also für B. Bauer nur auf eine künstliche Steigerung abgesehen. Zuerst läßt er Johannes vor dem anwesenden Volke und der feierlichen Gesandtschaft Zeugniß geben, jetzt, sobald er den Herrn auf den Punkt gestellt hatte, wo er ihn haben wollte, auch in seiner Gegenwart. Nothwendig müßte aber der Evangelist dem Herrn in jener Entfernung so lange Halt! gebieten, bis der Täufer in seiner Rede mit dem gehörigen Anstand zu Ende gekommen.“

Wer sollte meinen, daß die paar Worte: „Siehe das Lamm Gottes, welches die Sünden der Welt hinwegnimmt,“ wornach der Täufer in seiner Erklärung vor dem Volke auf die früheren Vorgänge zurückkommt, dem Verstande eines Menschen so grausam mißspielen könnten, daß der griesgrämige Critiker an dem vorgeworfenen Brocken sich wie ein toller Bullenbeißer verbeißt, und vor Gelfer und Butz kaum mehr von der Stelle kömmt? Hat er aber endlich von diesem abgelassen, so fällt er mit bissigem Zähnefletschen den Nächstvorübergehenden an, und läßt sein Jorngist auch an ihm aus. Doch nehmen wir immer die weiteren Ausfälle hin.

Wie sollte, spricht er, der Täufer gleich auf der Stelle in Jesu den leidenden Messias, das Lamm Gottes erkannt haben, das die Sünden der Welt trägt, da doch die Jünger, nachdem sie eine lange Schule durchgemacht, Jesu Worte vom bevorstehenden Leiden nicht begreifen wollen? — Wir glauben, weil Johannes ein Prophet war, sprach er aus, was den Jüngern erst durch die wirkliche Erfüllung klar zum Verständnisse kam; wie aber schon im gewöhnlichen Leben der wahre Dichter oder Seher (vates) selbst die Tiefe der Worte einer momentanen Begeisterung selten ganz erfaßt, so auch Johannes, obwohl er in den Mittelpunkt der Messiasidee sich versetzt fand, daher sein später bei rationellem Bewußtseyn erwachter Zweifel! B. Bauer dagegen kömmt auf die Entdeckung: erst das zeitliche Zusammentreffen des Paschalammes mit dem Opfertode Christi konnte diese Idee geläufig machen, und die typische Sprache nicht früher entstehen und verständlich gefunden werden. Auch die Spekulation von der Präexistenz des Messias ist natürlich erst aus der späteren Dogmatik dem Täufer in den Mund gegeben. Und diese critischen Resultate flößen ihm ein solches Selbstbewußtseyn ein, daß er „von dem Ergebnisse

der bisherigen Kritik auch nicht Einen Punkt aufzugeben sich zwingen lassen kann“.

Zwar hat der geneigte Leser vielleicht an den bisherigen Proben der modernen Bibelweisheit schon genug, ja übersatt, wie es auch dem Verfasser längst ergangen. Gut! je mehr es anwidert, desto besser haben wir ja unseren Zweck erreicht; denn wie es galt, durch den „Mann im Monde“ die Schlechtigkeit der Romane ganz anschaulich zu machen, oder gar damit zu verdrängen, so wollen wir hier aus dem vorhandenen Material den rationalistischen Roman der Erlösungsgeschichte in ein Buch fassen und ausschreiben, nicht daß jemand hiedurch in seinem Glauben erschüttert werde, daran ist gar nicht zu denken, sondern vielmehr, da eine solche Kost auf die Länge jeder gesunden Natur widersteht: um die Übersättigung an derartigen rationalistischen Schriftausklärer bis zum unaussprechlichen Eckel zu steigern, und mit Grausen ersehen zu lassen, in welcher Weise unsere Zeit von literarischen Bagabunden, die sie als ihre Wortführer begrüßt, sobald sie das Heiligste mit Roth besudeln, hinwieder bedient wird. Vielleicht daß die Gesamtportionen dieses Tischtzettels endlich hinreichen, ihren Heißhunger, wobei sie, wie gewisse Indianer, sich den Magen mit Erde stopft, zu stillen, und daß sie nach solchen Eruptionen, zu denen die Menschen dieses Jahrhunderts nach ihrer Schweines-Natur wiederholt zurückgekehrt, endlich anfängt, von ihrem Laumel wieder nüchtern zu werden. Darum fahren wir immerhin fort.

XVI. Kapitel.

Apostelwahl. Petrus als primus inter pares.

Vom heiligen Franziskus wissen die Aufferkirchlichen uns zu erzählen, wie er nach der Erwählung seiner Gefährten unter der Thüre seiner Hütte zu Affisi geseffen, und die Welt vor sich angesehen habe, ohne zu wissen, was er sollte, noch wollte? In derselben Lage befand sich, wie wir zuvor hörten, auch Christus beim Antritt seines Lehramtes, und er mußte es dem Ungefähr überlassen, wohin es ihn führe, und wie lange es dauere. Den muthmaßlichen Zeitraum seiner nun folgenden, einzig didaktischen Wirksamkeit anbelangend, können wir uns auch hier in Tübingen oder Stuttgart Rath's erscholen; dort gibt uns nehmlich Strauß (I, 495. 629.) den Aufschluß:

„Wenn auch geschichtlich nur Eine Reise Jesu nach Jerusalem stattgefunden hätte, so konnte doch die Sage versucht seyn, nach und nach deren mehrere zu machen, indem sie für sich von dem Schlusse ausging: wie wird ein so großes Licht, als Jesus war, so lange unter dem Scheffel gestanden, und nicht frühzeitig und oft sich auf den erhabenen Leuchter gestellt haben, welchen ihm Jerusalem darbot?“

Darum seht er, während andere über die mangelhafte Chronologie bei den Synoptikern sich beklagen, hierin vielmehr auf Johannes wenig Verlaß, weil die mehreren Festreisen Jesu sogar nicht über allen Zweifel erhaben seyen! — O gewiß! wir dürften uns alle zusammen schlafen legen, und hätten nicht nöthig, auch nur Ein Jahr zu arbeiten, wenn wir so glücklich wären, wie Christus, und die Sage alles für uns thäte; denn zu der historischen Thätigkeit, welche nach dem abschließenden Tone der Mythiker unserm Helland auf Erden zu entwickeln noch übrig bleibt, wäre wohl kaum ein Zeitraum von vierzehn Tagen erforderlich! Weiße dagegen, wie wir hörten, läßt Christum nach längerer Vorbereitung als mit dreißig Jahren auftreten, nimmt aber dann auch noch einen um so längeren Zeitraum seiner öffentlichen Wirksamkeit an. — Ja, wäre er nicht der Gottmensch, der als Ideal zur Nachahmung uns aufgestellt ist, und dessen man um alle Welt gern los seyn möchte: dann dürfte seine Geschichte ohne Anstand als historisch begründet passiren, wie jene seiner Zeitgenossen — so aber muß unter den möglichsten Wendungen alles reinweg bis auf den Boden!

Nun wir bei der Erwählung der Apostel angelangt sind, ertheilt Strauß die Entscheidung: „wenn in seiner früheren Darstellung des Verhältnisses zwischen Jesus und dem Käufer nur irgend etwas Wahres sey (was natürlich nicht der Fall ist!) so könne unmöglich Johannes seine Jünger selbst an Jesus gewiesen haben;“ weil er ihn in diesem Falle ja als Meister über sich erkannt hätte, was nach Strauß nicht angeht. Aber wenn Johannes und Andreas Jesu auch wirklich auf diese Veranlassung nachfolgten, so hatte dieß ja nach Dr. Paulus Erklärung nicht viel zu bedeuten; sie wollten ihn nur vorübergehend bis zum nächsten Orte begleiten, daher ihre Frage: wo wohnst du? Zulezt aber meinten sie, sich wirklich nicht mehr von ihm trennen zu können, und wurden so seine Apostel. Sie waren ihm und er ihnen bei weitem nicht so unbekannt;

denn wie hätte Jesus im Vorübergehen auf den ersten Wurf unter den vier geschäftigen Männern gleich die beiden ausgezeichnetsten unter seinen künftigen Aposteln errathen können, den Petrus und den Johannes? Er müßte die Menschen mit Einem Blick durchschaut haben! Da aber das menschliche Innere erst aus einer Reihe von Reden und Handlungen zu erkennen ist, so überschreitet eine so plötzliche Menschenkenntniß jeden möglichen Begriff. Dagegen weiß Strauß nach den vorausgeschickten Erörterungen auch hier nicht anders sich aus der Bedenklichkeit zu helfen, als indem er auf sein beliebtes Stedenpferdchen recurirt, und diesen Bericht als einen erdichteten Zug aus der Vorstellung vom Messias als dem Herzenskundigen sich erklärt.

Von Sokrates meldet die Geschichte, daß er einst einem Jünglinge in einem engen Gäßchen begegnete, und von seinen einnehmenden charakteristisch lebendigen Zügen überrascht ihm plötzlich mit seinem Stocke den Weg versperrt und ihn gefragt habe: wo denn der Markt sich befinde, wo man alles haben könnte? Als dieser ihm hierauf fertige Auskunft ertheilte, habe er ihn weiter gefragt: wo man denn gute Menschen haben könne? Auf seine Erwiederung aber: das wisse er nicht! nahm Sokrates das Wort, und sprach: so folge mit nach, und lerne es! — und von Stund' an war Xenophon sein Schüler. — Werden wir von der Wahrheit dieser, wie der evangelischen Erzählung mächtig ergriffen, so müssen die von der Rehrseite auch hier wieder einen Mythus riechen, oder sagen, er habe ihn schon länger gekannt.

Ist also die evangelische Sage dem einen viel zu geschwätzig, so bedauert der andere, daß die heiligen Berichterstatter nur immer über den Erfolg, nicht aber zugleich über die vorangehenden Umstände sich erklären, wodurch gewiß alle Wundertäuschung hinwegfallen und die Weissagungen in beispieldweise Rede sich auflösen würden. Namentlich sieht Venturini sich genöthigt, zu ergänzen, daß Jesus am ersten Abende nach seiner Rückkehr aus der Wüste mit dem Täufer wieder in die Versammlung der Heiligen (Essäer) ins Thal Achor sich zurückgezogen, dort mit ihm das weitere verabrebet, und am anderen Tage nach erfolgten Lobeserhebungen auch die beiden Jünger zu einem in der Nähe wohnenden Bruder mitgenommen habe. Ach! seufzt Dr. Paulus aus schwerem Herzen auf: „daß uns nicht überliefert wurde, wie er in den ersten Wehestunden sich mit ihnen bekannt gemacht, ihr Herz und ihren Geist für sich gewonnen!“

Nur eines ist uns zum Glücke bemerkt, „daß Andreas eher wie Petrus, und dieser nur durch ihn jenen großen Fund gemacht“. Linke glaubt bei dieser Gelegenheit: Jesus werde nach längerer Unterredung mit Simon den Ausspruch gethan haben: Du bist Petrus, der Fels, u. s. w. Ihm aber entgegengetrauß: in diesem Falle würde Jesus ja einem vorschnellen Urtheile hingegeben haben, das ihn möglicher Weise auch betrügen konnte. Doch mit Dr. Paulus Brillen näher zugesehen, hat es auch hier nichts zu bedeuten; denn Simon, der ältere, der von seiner persönlichen Gestalt den Beinamen Petrus führte, scheint ein Galiläa und Nazaret nicht unbekannter Mann gewesen zu seyn. Jesus hatte ihn schon früher als Genossen einer Räuberbande kennen gelernt, welche auch ihn anwerben wollte, worauf er aber nicht einging, meint Venturini! Und warum denn nicht, da auch Strauß gelten läßt: Jesus habe weniger als ein Räubersauptmann die Seinen an sich zu fesseln gewußt! Als Petrus daher Jesu vorgestellt wurde, sprach dieser nach Dr. Paulus zu ihm: „Du bist also der Simon, Jonas Sohn? auch mir bist du ein Felsenmann heißen!“ — was aber das finstere Mittelalter dahin verstand, als hätte Jesus dem verzagten Manne diesen Namen erteilt.

Wenn nach dieser Erklärung schon der Name des Petrus auf eine höhnische Poste hinausläuft, wie wird es erst um seinen übrigen Ortang bestellt seyn? Bisher hielt man wohl dafür, daß sein Privat in allen vier Evangelien, namentlich bei Johannes, deutlich ausgesprochen sey; aber schon Dr. Paulus will seinerseits die Entdeckung gemacht haben, die Strauß eifertig bekräftigt: das vierte Evangelium müsse wohl von einem Antipetriner herrühren, weil darin Petrus gegen Johannes auffallend sich zurückgesetzt finde! Daß der erfasser als Augenzeuge darin hervortrete, kann hiegegen nicht in Betrachtung gelegt werden, hat denn nicht Bretschneider den Verweis gellefert, daß dieß Evangelium weit entfernt sei, von Johannes her zu rühren — worin auch wieder Strauß den gehorsamen Nachtreter macht, und es gegen die übrigen nicht genug herabzusetzen weiß. Unbeachtet steht er, um den Unparteiischen zu spielen, nicht an, den biblischen Vorzug des Petrus anzuerkennen. Man wird ihm diese Unpartheilichkeit verzeihen, da es sich ja um etwas handelt, was *etwas mehr mechanisch, nicht aber dynamisch* besteht, und da er ja zwei

ſchen den mythiſch inficirten Quellen der evangeliſchen Geſchichte und der hiſtoriſchen Wahrheit einen himmelweiten Unterſchied ſtatuirt. Er gibt es zu, daß Petrus überall als der Erſte erſcheine und auch der Erſte heiße. Er erkennt ſelbſt die Armseligkeit jener alten Belemit, welche dieſe Stellung Petri für einen bloßen Zufall erklärt, wie Frißſche jüngſt wieder: weil er nehmlich zuerſt erwählt worden ſey — was gar nicht einmal der Fall iſt, wohl aber ſeyn müßte, wenn hier die „Mythe“ im Spiele wäre. Er behilft ſich nicht mit dem Nothbehelf eines Neander und andern, die den Petrus mit dem Orden eines primus inter pares ſchmücken, was ſo nichtsſagend iſt, wie alles, was von dieſer Seite kömmt. Er anerkennt vielmehr ein „durchgängiges Voranſtellen, einen gewiſſen Vorrang deſſelben ſowohl (Matth. XV, 15. XVI, 16. 22. XVII, 4. XVIII, 21. XXVI, 23. Joh. VI, 68.) wo es zu ſprechen, als (Matth. XIV, 28. XXVI, 58. Joh. XVIII, 16.) wo es zu handeln gilt; und wenn dieß Thun und Reden auch nicht ſelten ein verfehltes iſt, ſo iſt er doch auch der Erſte, welcher nach der ſynoptiſchen Darſtellung die Meſſianität Jeſu ausſpricht. Lobſprüche und Vorzüge knüpfen ſich ſchon an den ihm ertheilten Beinamen, die Befugniß zu binden und zu löſen wird ihm inſondere ertheilt, und dann erſt auf alle Apoſtel ausgebehnt. Noch entſchiedener tritt dieſer Vorrang des Petrus unter den älteren Apoſteln bekanntlich in der Apoſtelgeſchichte und in den pauliniſchen Briefen hervor.“ Dieß alles erklärt Strauß (I. S. 73 und 74.) gewiß nicht aus einer Vorliebe für das Papſthum und die katholiſche Kirche, ſondern in unbefangener Anerkennung des evangeliſchen Thatbefundes zum ſprachloſen Erſtaunen, Erdröthen und Unwillen aller wahrhaft Evangeliſchen. Aber daß die Evangeliſten das wollen, gibt darum, ſo denkt Strauß, für uns noch kein Präjudiz, und wäre auch ſonſt die höhere Sanction des Petrus über alle Anſechtung erhoben, ſo dürfte doch die Succellion im Primat ſo viele Einwendungen erfahren, daß das ganze Zuſtändniß wieder zu nichts wird.

Doch auf der andern Seite iſt „Petrus“ vielmehr ein bekanntes Stichwort, als ein Ehrenname, und zwar von wegen ſeiner colloſalen Geſtalt. Aber auch Nathanael war dem Herrn bereits von Kana her bekannt, wie Dr. Paulus erkundet; als er daher mit Philippus ſich näherte, ſprach Jeſus, ſo daß jener es noch hören konnte: „Wahrhaftig, ein argloſer Iſraelite.“ Sie durch nicht wenig geſchmeichelt, entgegnete dieſer: „Woher kennſt du

denn schon so gut und so wahr? Da erwiderte Jesus kunstlos ohne alle Annäherung: Schon ehe Philippus dich rief, sah ich da du unter dem Feigenbaume lagst. — Wie oft sieht beobachtet man einen, der es selbst nicht bemerkt!“ diese kindische Erklärung weisen selbst Lücke und Tholud nicht. Wie bedeutungsvoll nimmt sich jetzt die Antwort Christi hierauf

„Wunderst du dich schon darüber, daß ich dich unter dem Feigenbaume liegen gesehen? wahrlich, du wirst noch größeres als das!“ Hier ist von keiner Allwissenheit die Rede, fährt Dr. Paul (L. S. I, 167 f.) fort, sonst hätte der Herr darauf ihm nicht „Größeres zu sehen versprechen können!“ — Als wenn ein ganz natürliches Sehen an sich schon etwas Großes wäre! Da stellt ihm wohl der biedere Venturini als näher Geistesverwandter die Seite, wenn er behauptet, Jesus sey dem Philippus „geschlichen, habe, von dem Feigenbaume gedeckt, ihr Gespräch belauscht, sich aber dann schnell wieder entfernt, als die beiden aufstanden und auf ihn zugehen wollten. Und nun kennt er leicht seine Gemüthsart, und gewinnt auch sogleich mit einer schmeichelhaften Rede.

Aber was sollen wir auf dieß Gespräch für ein Gewicht legen? doch nach Strauß die Verhandlung mit Nathanael von vorn in ein Gewebe von Unwahrscheinlichkeiten. Zwar „wie der Herr unter dem Feigenbaume sieht, so sehen magnetische Personen ein Arzt, ihre Verwandte, oft selbst gleichgiltige Individuen in fernem Häusern und Gegenden; wie er dem samaritanischen Weibe von ihm sechs Männern sagte, so haben Sonnambule schon in dem Inneren derer, mit denen sie sich unterredeten, deren geheime Verhältnisse gesehen. Diese und ähnliche Erscheinungen von wunderbarem Wissen und Leben Jesu können also an das Hell- und; Fersehen magnetischer Personen erinnern.“ Aber der Evangelist hat hier ja offenbar einen Chronismus sich schuldig gemacht, wenn er nun seinen Mann von Nazareth als einem verächtlichen Orte reden läßt, während es doch erst nach dem von daraus gegangenen Christenthume bei den Juden in Credit kam! Zum Glücke belehrt uns jetzt einer aus Jungfräueligsten über die große Verrufenheit Galliläas im allgemeinen zur damaligen Zeit, indem er uns, wie schon einmal gedacht, seinem Aufsatze über Missionswesen oder Unwesen in der Zeit *ist Orient von Fürst* (1843. S. 695.) zu lesen gibt: „Die Hagada

sowohl als Kabbala gehen von gleichen Wurzeln aus, nur in verschiedenen Potenzen; beide sind von den finstern Höhlen Galiläas entstanden. Die reine, wahre Glaubenssonne konnte mit ihrem vollen Lichte da nicht hinkommen, nur einige Schatten drängten sich hinein, die durch die vielen Ecken gebrochen eine zwar zauberhafte Höhlenbeleuchtung abgeben, aber statt zu erhellen nur noch tiefer in die Abgründe, wo Ungeheuer hausen, und wo kein Abgrund mehr, führen. Mit Rechten sagten sie daher aus Judäa: Kann aus Galiläa auch was Gutes kommen?“ —

Wider die ehemalige wirkliche Existenz, namentlich der ersten vier Apostel überhaupt, „die in der christlichen Sage durch eine besondere Berufungsgeschichte ausgezeichnet sind,“ glaubt Strauß nun nichts einwenden zu müssen; aber Nathanael und Bartholomäus, den wiederholten Begleiter des Philippus, zu identificiren, erscheint ihm als eine harmonistische Fiktion; ebenso sieht er in Judas Jakobi und Thaddäus zwei verschiedene Personen: wie auch Weise vermittle seines besonderen historischen Spürsinns Jakob den Gerechten für den Bruder des Herrn erkennt, und von dem Alphäiden, der als Sohn einer anderen Maria mit den übrigen Kindern vorkomme, unterscheidet. Wahrhaftig! wenn diese Entdeckung nicht Aufsehen erregt, so erregt es keine mehr! Das geht ihn natürlich nicht an, daß die Apostelgeschichte (I, 13. XV, 13.) denselben Mann immer an derselben Stelle findet.

Vielleicht, hält schon Schleiermacher dafür, daß noch zu Lebzeiten Jesu einer von beiden Männern gestorben oder aus der Reihe der Apostel ausgetreten, und ein anderer seine Stelle eingenommen, so daß nur die einen Verzeichnisse den früheren, die andern den späteren Personalbestand wiedergeben? Dem vortrefflichen Schleiermacher fiel die Wendung nicht bei, welche Strauß ergreift: daß eben keiner der Apostelkataloge ächt sei oder aus den Lebzeiten Jesu herstamme, sondern daß man später zwar die Zwölfzahl festgehalten habe, und die ausgezeichnetsten derselben kannte, die offenen Stellen aber ohne bestimmte Data nach abweichenden Traditionen mit verschiedenen Mitgliedern besetzte!

So hatte Jesus also doch einen Kreis von Jüngern zusammengebracht, wie viel auch deren ursprünglich seyn und später ab- und zugehen mochten. Ja, erklärt Dr. Kromm, der nach seinem eigenen Bekenntnisse dreißig Jahre mit Lesen und Studiren der Bibel hange-

bracht, in seinem Buche „der historische Christus“ (269.): „Jesus mußte so ein Institut ins Leben rufen; denn er sah ein, daß ohne das sicher sein Name bald erloschen, und seines Mundes Rede bald verklungen seyn würde.“ — Im Gegentheile haben wieder andere Aufferkirchliche vielmehr gerechten Anstoß daran genommen, und können sich von Anfang nicht genug verwundern, wie Jesus großentheils mit so unbedeutenden Männern sich umgeben mochte, welche, mit geringer Ausnahme, nach seinem Hingange so viel wie gar nichts gewirkt, wie die diplomatische Geschichte auch nichts von ihnen aufbehalten hat, so daß es ohne Paulus, den Vorläufer Luthers, wie sie meinen, wohl gar zu keinem Christenthume gekommen wäre. Im vollen Chorus aber erhebt sich erst eine Rote von Rationalisten, Naturalisten, Deisten, Pantheisten und Nihilisten und anderen guten Geistern mit der ungeweihten Beschuldigung: Jesus müsse wenig Menschenkenntniß besessen haben, daß er seinen nachmaligen Verräther nicht nur unter die Zahl seiner intimsten Freunde aufnahm, sondern ohne alle Ahnung der Fallstraße, welche ihm dieser legte, ihn bis zu seinem Ende an seiner Seite duldete!

Den Schluß aber macht erst wieder B. Bauer, mit welchem die Protestation derer, die von Hause aus bisher die Evangelischen hießen, wider das Evangelium endlich ihr erstrebtes Ziel erreicht hat. Was gilt also ihm der Bericht vom Verufe der Apostel? Er fragt sich zuvörderst (Joh. S. 40.): „Warum der Herr auch des folgenden Tages wieder in vornehmer Ferne sich hielt, und weßhalb er immer zu gelegener Zeit da war, so daß der Käufer bloß aufzuklicken braucht, um ihn zu sehen und andern mit Finger zu zeigen? Davon erfahren wir nichts; die Antwort jedoch ist: damit die Jünger sich anschließen können. Das ist aber eine gemachte Welt, in welcher alles nach den augenblicklichen Wünschen ihres Schöpfers sich zuträgt. Das zweimalige Kommen ist offenbar ein opus superrogationis.“ — In demselben Geiste führt uns auch Schröder in „das Heiligthum und die Wahrheit“ ein (I, 144.), und deutet als Hierophant diese Geschichtsvorstellung dahin, daß jedenfalls bei der „Annäherung zwischen dem Käufer und Jesu gegenseitige Erklärungen stattgefunden hätten, die Zwiegespräche aber hinter dem Vorhang erfolgt wären. Es ist das Interesse einer male-
rischen Situation, daß erst den ungläubigen Priestern Zeugniß

vom Entfernten abgelegt, dann dem Volk der Gegenwärtige gezeigt wird, dann und drittens die Jünger aus der Indifferenz hervortreten und sich anschließen, so daß man von der untersten Stufe allmählig die Spitze hervortwachsen sieht."

Wie frostig ist die Frage der Jünger nach Jesu Wohnung? fährt B. Bauer (44. 51.) fort. Die Antwort: „Komm und sieh“ ist bloß eine Reminiscenz aus der Apokalypse VI., nur daß man hier in gespanntester Erwartung steht, das Pathos sich aber in nichts auflöst. Der Herr kann nicht mit so mattem Pomp, überhaupt nicht in so leerer Überschwenglichkeit gesprochen haben; daher dürfen wir ihm diese Rede auch nicht zuschreiben. Das Suchen und Finden des Petrus sobann ist eine anschauliche Arabeske, ohne entfernten treuen Abdruck der Wirklichkeit. Die Berkehrtheit der Evangelisten wird uns aber erst recht anschaulich, indem der Vierte (Joh. XXI, 19.) aus dem Bericht des Lukas vom Fischzuge des Petrus zu spät die Notiz abschrieb, daß Petrus vom Herrn zur Nachfolge aufgefordert wird, worauf er sich umdreht, und als er auch den Ungenannten folgen sieht, fragt: was soll denn dieser? — Nach dieser Auffassung B. Bauers (III, 339.) scheint es sonach, als ob Strauß mit seiner Behauptung, daß der vierte Evangelist den Petrus allenthalben gegen Johannes zu kurz kommen lasse, wieder im Rechtthelle wäre. Doch versäumen wir nicht, was weiter folgt.

Aus den Worten des Andreas: wir haben den Messias gefunden, spricht ein falscher Ruhm. Was kann er höchstens sagen, als man hat uns den als Messias gezeigt? Finden kann man nur einen Bekannten; wenn es nun weiter heißt: Jesus fand den Philippus, so muß er ihm schon bekannt geworden seyn. Er muß ihm als ein zum Reiche Gottes „Geneigter“ von seinen Landsleuten geschildert worden seyn, meint auch Lücke. (Joh. I, 387.) Es ist aber nach B. Bauer nur der Trieb nach Abwechslung, der diese Anordnung des Berichtes hervorgebracht hat. Wie der Täufer zuerst zwei Jünger an Jesu gewiesen, so muß nun ein Jünger den andern hinführen, und zum angenehmen Wechsel der Herr auch einmal einen selbst berufen. In dem Zuruf des Philippus an Nathanael: wir haben den Mann gefunden, von dem Moses und die Propheten geschrieben, setzt bereits das vergleichende Bewußtseyn das System einer Combination der messianischen Weissagungen voraus, stellt also

Bel auf einen späteren Standpunkt. Die Notiz, daß es Nazaret sey, ist nur hingeworfen, um durch den Contrast Zweifel und Überwindung die Erzählung zu beleben, und nicht ungewisses Einerlei den bereitwilligen Nachfolger zu ermüden. Schließen wir hieraus, Johannes habe von dem Ort Bethlehern nichts gewußt; aber es ist nach D. Bauer eude an Contrasten, daß er keine Aufklärung darüber gab. Der Ausspruch: „ein wahrer Israelite“, und „ihr werdet selber offen sehen“, zeichnet sich vorthellhaft von der gewöhnlichen „des Evangelisten“ aus. Dagegen sind die von Nathanael ihm ertheilten „heterogenen Attribute“: „Du bist der Gottes, der König Israels, (wobei Olshausen glaubt, es habe den Ausspruch des Täufers schnell seinem Freunde nicht) nur wieder eine selbstgemachte Überschwenglichkeit. In Glück haben sich die Evangelisten durch die Erzählung der Trübe aller übrigen Apostel nicht noch weiter verfehlt, sonst wäre vor endlosen Einwürfen hiemit noch nicht am Ziele.

XVII. Kapitel.

Der Auftritt zu Nazaret.

Der Auftritt Jesu mit einer Anzahl von Leuten, die bei ihren unentwickelten Talenten ihn gewiß nicht überschauten, wieder in Galiläa; denn Galiläa war nach Thies eben der geeignete Schauplatz für einen moralischen Thaumaturgen. Nur mit solchen Inferioritäten sollte er sich umgeben, um zu glänzen. Indeß mißlang gleich der Versuch in seiner Vaterstadt, wo man ihn besser kannte. Die Vorurtheile der Vernunftgläubiger diesen Auftritt beanstanden, da ja die Bürger von seinem schlechten Herkommen und von seinen Brüdern, auch bezeugen, daß er bei ihnen keine Wunder wirkte, und die Rationalisten Wasser auf ihre Mühle ist! Daß aber der Jesus ein Deus ex machina ihn eben auf die Worte bei Isaias, welche für seinen ganzen Erdenwandel charakteristisch sind, wieder eine veranstaltete Comödie, oder — er blätterte eben so vor, bis er sie fand, wie Dr. Paulus dieß klug verstanden hat, wandte die Prophetenstelle sogleich auf sich an, und ließ er winkten einander Beifall zu. Bald aber gingen die Spieler

bürgerlichen Kleinstädter an, ihn zu bekränzen, und sprachen: Er ist denn doch unser Stadtkind und unter uns aufgewachsen. Ja, wenn er unter uns geblieben wäre, dann hätte was aus ihm werden können. Unter diesen Worten kam es wegen seiner Bevorzugung Kapharnaums zum hitzigen Streit. Umsonst rechtfertigt sich Jesus mit dem Beispiele aller Propheten: doch „sie trieben ihn hinaus, und hätten ihn vielleicht gar über ihren Berghügel hinabgestürzt; Jesus aber gab nach, soweit es unschädlich war, wendete sich um, und schritt in ausdrucksvoller Erhabenheit mitten durch den ihm nachgelaufenen Abderitenhaufen hindurch.“

Mit den mörderischen Absichten der Nazaretaner war es also so ernstlich nicht gemeint; es hätte ja gar kein Grund vorgelegen. Jedensfalls versichert uns auch Schleiermacher (über Lukas S. 62.) aufs bestimmteste, es sey dabei beiseite nicht auf sein Leben abgesehen gewesen — wenn man ihn gleich über die Felsen hinabstürzen wollte! Kein Wunder, daß er glücklich mit heiler Haut aus ihrer Mitte ging. In diesen Ton stimmt jüngst auch Robinson ein, indem er auf Grund eigener Besichtigung (Paläst. III, 421.) erklärt: „Jesus nahm furchtlos seinen Weg durch die Menge, und entging wahrscheinlich ihrer Nachstellung, indem er die engen krummen Gassen der Stadt benützte.“ — Als wenn er sich in ein Maulloch verkrochen hätte? Zuletzt aber schlägt B. Bauer (I, 136. 255. III, 319.) wieder dem Fasse den Boden aus, und spottet darüber: Sein erstes Auftreten solle berichtet werden, und doch sagt Lukas ungeschickt: er trat auf nach seiner Gewohnheit? Der Mordversuch ist eine Übertreibung, wie anderwärts bei Johannes die ähnlichen Vorfälle. Es scheint, die Sage wollte sich nur Rechenschaft geben, warum Christus in Kapharnaum lebte, und da bot namentlich Jeremias (XII, 7. vgl. Ps. LXIX, 8 f.) ein Element zur Geschichte der Verwerfung Jesu von Nazaret! — Wie, träumen wir oder sehen wir hier wirklich Bauer auf den von Dr. Strauß gebahnten Wegen wandeln, um nachzutragen, was dieser in der Eile vergessen hat! Übrigens sey dieß, behauptet Hennell (Unters. 219.) dreist, neben jener Entführung des Petrus aus dem Gefängnisse (im N. T.) das einzige Beispiel einer wunderbaren Befreiung von Feinden, und das nachfolgende um so weniger glaubhaft, da Christus dergleichen nie für sich oder seine Jünger in Aussicht stellte, wohl aber das Gegentheil!

XVIII. Capitel.

Die Hochzeit zu Kana und der Wunderglaube überhaupt.

von seiner nachgiebigen Umkehr, die, wie Dr. Paulus berichtet hat, ihn vor Mißhandlung rettete, verließ Jesus nun seine Vaterstadt, und wir finden ihn freundlich eingeladen zur Hochzeit in Kana. Hier nehmen die Evangelisten Anlaß, mit einem lustigen Schwauke bekannt zu machen, dergleichen in einem solchen heiteren Familienfeste sich gerne zur Unterhaltung erlaubt. Da es bei dieser Gelegenheit so frühlich herging, man sich auch über die Kreuz- und Quersprünge nicht betruß, womit die Erregten über das hier erzählte Wunder hingen.

Der ganze Hergang ist nach dem neuen heidelbergischen Glaubensbekenntnis so zu fassen. Der Meister war allein zum Feste geworden, hatte aber unerwartet auch seine Gesellschaft von Kana mitgebracht. Da nun die Hochzeit sieben Tage dauerte, so kann man sich leicht denken, wie bei einigem Zuspruche unter solchen Umständen des Weines leicht zu wenig ward. Deswegen war „Jesus selber gleich in einiger Sorge, und sprach bedenklich in der Mitte der Leute: Die Leutchen haben nicht Wein genug! wie wenn sie die Kanne der hinzugekommenen Gäste fast lieber hinweggewünscht hätten! Doch der Menschenfreund hatte vorgesorgt, und beruhigte sie, indem er wollte seiner Zeit schon Rath schaffen, was die Mutter mit dem Kanne auch den Aufwärtern mittheilte. Brachte es doch die Mutter mit sich, bei solchen Anlässen unter der Hand ein freundliches Hochzeitgeschenk in Bereitschaft zu halten, und Jesus wollte bei dieser Gelegenheit auch ein „Zeichen seines theilnehmenden Wohlwollens“ geben. Wie die artige Überraschung eingeleitet wissen wir nicht: von einem Wunder kann hier einmal nicht die Rede seyn; denn wozu dann das Wasser? Hätte er nicht viel eher den Wein gleich aus den leeren Krügen quellen lassen? Genug! wahrscheinlich an einem der letzteren Tage ließ er mit einem Male große Krüge hereintragen, und befahl, sie bis zum Vollen mit Wasser zu füllen. Dieß weist darauf hin, daß sie von vorn auf schon mit etwas anderem gefüllt waren, und

die Lösung des Scherzes ist uns handgreiflich gegeben, wenn der einsichtige Dr. Paulus weiter bemerkt: daß man das Wasser gewöhnlich mit Wein gemischt trank. Das Ganze geschah in einer späten Nachtstunde, wo den Gästen die Augen schon ziemlich übergingen, so daß sie die vorgegangene Täuschung nicht mehr wohl beobachten konnten. Freilich, stimmt Ammon (L. J. I, 308.) ein: nach der Angabe des Talmud selbst (Schabb. f. 79. Sanh. 14.) war der Wein in Galiläa so stark, daß immer zwei Drittel oder drei Quart Wasser zugegossen werden mußten. Der Wein war schon auf dem Boden, dazu ließ Christus das Wasser gießen, und so bezahlte er seine Zechel! Und das war die erste „Großthat“, wodurch er seine hohe Würde offenbarte? — Wie wenn aber die Hochzeitgäste schon so betrunken waren, daß sie am Ende Wasser und Wein gar nicht mehr zu unterscheiden vermochten? Wirklich war diese Ansicht nach dem Zeugnisse des Chrysostomus (homil. 23. in Joh.) schon unter den damaligen Zeitgenossen in Umlauf. Dann hatte der Herr, wie Faust in Auerbachs Keller gethan, und die fröhlichen Trinker, ja selbst den, wenn anders noch nüchternen, Schenkmeister vortrefflich hinter das Licht geführt, und die Brautleute vielmehr um die Zeche geprellt. Dem auszuweichen, können wir ja leicht noch ein Duzend andere Wasserproben uns erholen.

So kommt Gfrörer (Heiligth. u. Wahrh. S. 304.) zu dem Schlusse: Christus wollte gar nicht Wasser in Wein wandeln, sonst hätte er auch das schmutzige Spülwasser in den nothwendig vollen Schwenkgefäßen zu Wein machen können. (Wie geschmackvoll!) Das, womit er die zuvor geleerten Spülschäffer füllen ließ, war also schon Wein, und Vers 3—5 beruhen rein auf Verabredung. Der allgemeine Volksglaube aber forderte, daß er als der rechte Messias sein erstes Wunder in Galiläa thun müsse; da bot sich der Vorfall zu Kana. Man fragte sich: Ach, sollte das wirklich so natürlich zugegangen seyn! Ach, sollte das nicht ein Wunder gewesen seyn! Ach ja, ach ja, das ist gewiß ein Wunder gewesen!

Maria hatte es gleich gedacht, holt Venturini aus, daß ihr Sohn so ein gewöhnliches Geschenk im Hinterhalt habe,

und wollte ihn nur mahnen, einmal damit hervorzurücken. Er aber entgegnete, der rechte Augenblick sey noch nicht gekommen; und weil er nun sah, daß es hier nicht bloß an Wein, sondern auch an Wasser fehle, ließ er zuerñ die Krüge füllen, vielleicht um den Anwesenden einen Wink zu geben, den so wohlthätigen Reinigungsgebrauch nicht zu vernachlässigen. Dann sprach er zu den Dienern: „Setzt holet den Wein, den ich zum Geschenk für den Bräutigam bestimmte — ihr findet ihn in jener Kammer.“ Dem Hauswirth durften sie es nicht sagen, und er rieth auch nicht auf Jesus, da er wußte, daß die Priester und Rabbinen sonst nicht viel zu schenken pflegten. „Ei, ei, spricht er zum Bräutigam, und setzt den Finger an die Nase,“ u. s. w. Dieser aber läßt sich ungern in seiner Unterhaltung mit der Braut stören, und fragt nicht weiter nach; die Diener indes schmunzeln und reiben sich die Hände, daß sie nun auch einen Trunk mehr bekommen. Kein Mensch dachte da weiter an etwas; nur der Berichterstatter Johannes hatte dabei dem Guten in so weit zu viel gethan, daß er die „Täuschung“ nicht merkte, und den „vorgefallenen humanen Scherz Jesu“, wie es Kaiser in seiner biblischen Theologie nennt, abentheuerlich für ein Wunder angesehen?

Bitterer rückt Woolston mit seiner Meinung heraus, und nimmt keinen Anstand, zu fragen, wie es Jesus denn nicht unter seiner Würde befunden habe, sich nicht allein in Gesellschaft von Trunkenbolden (?) betreten zu lassen, sondern ihrer Trunkenheit selbst durch ein offenkundiges Luruswunder noch Vorschub zu leisten? Auf diesen Einwurf weiß nur Olshausen nach Semlers Vorgang einigermaßen Antwort zu geben, indem er die lurrutrenden Wundergeschosse etwas beschneidet, und das Ganze dahin beschränken zu müssen glaubt, daß er dafür hält, die sechs Amphoren zusammen, und nicht jeder einzelne, hätten zwei bis drei Metreten gefaßt, und Jesus diese Handlung vorgenommen, um sich als die Freundlichkeit selbst, im Gegensatz zur herben Strenge des Täufers, welcher keinen Wein trank, darzustellen.

Aber glaube man ja nicht, daß die protestantische Bibelfunft damit schon erschöpft sey! So durstig werden wir nicht heimgeschickt. Verstehen doch Seb. Schmidt, Bengel und andere bei Köcher die Sache dahin: Maria habe Jesu vor allem einen Wink

geben wollen, mit gutem Beispiele voranzugehen, und um andere zur Nachfolge aufzumuntern, sich doch einmal von der Tafel aufzumachen und heimzukehren; denn sie hätten schon bald keinen Wein mehr! worauf sie mit Koppe den Herrn sagen lassen: *Wesh, was geht das dich an? Meine Polizeistunde ist noch nicht gekommen! d. h. ich werde schon selbst wissen, was ich zu thun habe, und kann gehen, wann ich will! Das Ärgerniß, welches Herber an dem harten Ausdrücke „Weib“ nimmt, verschwindet übrigens, wenn die auf die Mahnung abschlägige Antwort, wie andere wissen, eine zuvor abgemachte Sache war, um die Spannung der Gesellschaft zu vermehren. Wie hätte sie auch die Diener zum Gehorsam auffordern können, wenn Jesus nicht auf sie zu, oder in das Lokal, wo sie sich umtummelten, hinausgegangen wäre! Maria erwartete nur ein äußerst pomphaftes Hervortreten, sagt Saurin, darum wies sie der Herr zurück. Jedenfalls, rügt Schweizer entgegen, war es ein „gefährliches Quantum“ Wein, wodurch er seine harte Rede hernach wieder gut machte — als ob alles nothwendig gleich hätte ausgetrunken werden müssen? Indes setzt es schon einen nicht geringen Grad Trunkenheit von Seite der Gesellschaft voraus, wie Dr. Strauß bemerkt, wenn sie dieß Fokusfokusspiel nicht merkten, wie man den, vielleicht durch den mit ins Spiel gezogenen Speisemeister, unter der Hand herbeschafften Wein, ihnen als ob aus den dastehenden Wasserkrügen geschöpft präsentirte. Der Letztere wundert sich ja auch nicht über die Herbeschaffung des Weins, will uns Gfrörer (Heiligth. u. Wahrh. S. 305.) belehren, sondern nur über dessen Güte. —*

Inzwischen läßt sich der Hergang auch noch auf andere Weise für die vernünftige Anschauung versinnlichen. So hält Woolston sich für versichert, Jesus habe vielmehr durch nachgeschüttete Liqueure dem Wasser einen Weingeschmack beigebracht. Langsdorf glaubt, es habe eine künstliche Weinbereitung durch Kräutereffenz stattgefunden. Kieser aber findet die Erklärung des Scheinwunders in der geheimen Macht des Magnetiseurs über das Geschmacksorgan von Somnambülen. Ja, behauptet noch jüngst Weiße (I, 342. 349. 431.), unstreitig war in früherer Zeit der „thierische Magnetismus“ schon bekannt: Christus war so ein Magnetiseur, eine galvanische Batterie, die sich unwillkürlich und ohne Aufhören der elektrischen Kraft zur Heilung

der Menschen entließ; doch mußte der Glaube den magnetischen Rapport vermitteln. Wie er aber merkte, daß diese Kraft zu ihm nachließ, da war es Zeit, daß er sich aus Galiläa aufmachte und nach Jerusalem ging. Doch vermochte er es auch nicht, durch Verwandlung einiger Schläuche Wasser in Wein, ein zur Heiterkeit aufgelegtes Gelage zu erfreuen, oder eine hungrige Volksmenge mit einer Quantität Wunderbroden zu speisen.

So oder anders war also die wunderbare, oder bloß scherzhafte Veranstaltung geschehen. Daß aber Jesus die Hochzeitleute über den wahren Thatbestand nicht aufklärte, geschah natürlich, um den Einwand der Täuschung nicht selbst zu zerstören. Vielmehr war der Erfolg der, daß nach der Offenbarung einer solchen Sozialität und Humanität seine Jünger sich freudig an ihn schlossen; und dies ist nach Dr. Paulus in schlichte Prosa übersetzt, die Bedeutung dessen, was Johannes schreibt: Jesus habe durch diese Wunder zuerst seine Herrlichkeit geoffenbart, und seine Jünger glaubten an ihn!

Wenn dieser Aufschluß nicht genügt, der mag sich von Storr die Frage: „ob Jesus seine Wunder für einen Beweis der göttlichen Sendung erklärt?“ verneinend auslegen lassen; oder von Kromm erfahren: Wunder sey nur, was die damalige Zeit wundern machte. Übrigens war Jesus weit entfernt, etwas Außerordentliches thun zu wollen: dies, meint der Letztgenannte, sehen wir schon aus seiner abschlägigen Antwort auf Satans Vorschlag! Man muß also mit Dr. Paulus zwischen relativen und absoluten Wundern unterscheiden, und die Annehmbarkeit der letzteren unbedingt verwerfen. Zu den ersteren aber gehören z. B. die Wunder der neueren Erfindungen, mit Dampf zu kutschiren u. s. w., die aber keineswegs dem Ueberer zu gute kommen, daher der Letztgenannte auch die Bemerkung anfügen läßt: man wisse nicht, daß Jesus einmal eine physikalische Entdeckung gemacht habe. Leistungen der Art sind es nun auch, welche vor Dr. Strauß allein und einzig Gnade finden, und als miraculhaft passiren dürfen. Dagegen äußert er vor der besondern Gottesthat in seiner Christl. Glaubenslehre (I, 233. 242 f.): „Das Wunder müßte uns die Existenz Gottes und was damit zusammenhängt, vielmehr im höchsten Grade ungewiß machen. Wir dürfen es als Grundsatz feststellen: kein mensch-

liches Zeugniß reicht hin, um ein Wunder zu erweisen, und zur sicheren Grundlage eines Religionsystems zu machen. In der Kindheit einer neuen Religion halten weise und gelehrte Männer die Sache meistens für zu unbedeutend, um ihr ihre Aufmerksamkeit und Beobachtung zuzuwenden. Hinterher aber, wenn sie geruhen „Betrug“ entdecken möchten, um dem hintergegangenen Haufen die Täuschung zu benehmen, ist der günstige Augenblick entflohen, und die Urkunden und Zeugen, welche die Sache aufklären könnten, verloren gegangen.“ Also so weit erklärt sich der Mythiker entfernt, Wunder für Kennzeichen und Beweise der hohen geistigen Würde Jesu anzusehen, daß ihn vielmehr diese von der Annahme jener abhält! So weit steht es heute mit dem Wunderbeweis!

Wir sahen bei dem Zeugenverhöre, wie den hochgelahrten Theologen von jenseits bei ihrer natürlichen Beurkundung des Wunders zu Kana der Wein so ziemlich ausgegangen ist, und der lutherische Glaube ihnen dabei ganz versauert. Darum kehrt Strauß muthig zuerst die Unmöglichkeit einer solchen Auflösung, dann aber die Unthunlichkeit der Wunderthat selbst hier besonders hervor. Denn wie viele verschiedene Handlungen hätten dazu gehört, um diesen Natur- und Kunstprozeß vollends durchzuführen? Man glaubt es gar nicht! Zuerst hätte Jesus zu dem elementarischen Agens des Wassers die Kraft der übrigen Elemente, als: Erde, Luft und Licht, hinzufügen müssen; dann aber, was die Hauptsache ist, die organische Individualität der Rebe zweifelsohne ebenso unsichtbar herbeischaffen; drittens, den natürlichen Prozeß und die Potenzirung dieser Elemente untereinander vermitteln, und das Blühen und Fruchttreiben der Rebe sammt dem Reifen der Traube in einem Augenblick vor sich gehen lassen; viertens den Kunstprozeß der Presse bei verdeckten Augen eben so plötzlich eintreten, und endlich die Gährung des Traubensaftes im selben Momente bewirken müssen. Dieß alles lehnt sich ihm wider diesen beschleunigten Naturprozeß bei dem Wundervorgange zu Kana auf; Gott wird hierbei mit seinen Handlungen nothwendig in die Schule unserer Gedanken und progressiven Erfahrungen geschickt, an ein über Zeit und Raum allmächtig wirkendes Schöpferwort zu denken aber erlaubt ihm sein Gewissen nicht.

Darum bedünkt es ihn, die ganze Geschichte sey eine Mythik.

und er findet sein Entstehen leicht aus den ebenso mythischen Erzählungen des hebräischen Alterthums. Denn wie Moses den Nil in Blut verwandelte, und aus dürrem Gestein (ähnlich Simeon) sich Wassers erholte; Elisa aber die schädliche Quelle in einen Gesundbrunnen übergehen ließ: so habe man dafür gehalten, werde der Meffias wohl noch eine bessere (süßere!) Wandlung, wie Wassers in Wein (oder Meth?) hervorzubringen im Stande seyn.

Also, „indem man innerhalb der Species des Wassers stehen blieb, mußte beinahe von selbst eine Verwandlung in Wein sich geben.“ Und so habe sich ein Stück um das andere gefunden, bis das Ganze zur erbaulichen Geschichte von der Hochzeit zu Kana sich gemacht! —

O des Händleins, das sich immerfort in den Schweiß beißt, und knurrend im Kreise herumspringt! Nach welchen Vorbildern sind denn jene früheren Wundersagen entstanden? — Doch da fällt uns bei dieser Auseinanderlegung der Schwierigkeiten eines solchen Naturwunders unwillkürlich der genial gelaunte Sebastian Sailer mit einer Antwort ein, wenn er mit natvem Schwabenwize Gott Vater nach vollbrachter Schöpfung den ganzen Hergang bedenklich also erzählen läßt:

„Nichts ist nichts, und wird nichts werden,
 Drum hab' ich wollen schaffen Himmel und Erden.
 Just um die Zeit,
 Wo's nimmer viel schneit.
 Ich bin schon längst mit dem Besen umgangen,
 Da den' ich, will's endlich im Frühling anfangen,
 Wenn die Lerchen singen, und kommen die Schwalben,
 Wenn der Schnee vergeht, und blühen die Palmen,
 Nachdem ich gewacht so manche Nacht,
 Hab' ich gedacht:
 Jetzt will ich gehn d'ran, weil's an mir ist,
 Im Namen des gekreuzigten Herrn Jesu Christ.
 Ich kann es wohl sagen,
 Ich habe gar oft den Kalender aufgeschlagen,
 Zu schauen, wann 's Zeichen am Besten,
 In welchem Monat, zu welcher Zeit,
 Bis endlich der heilige Geist mir's verleiht:
 Im Frühling geh d'ran,
 Im Frühjahr fangs' an,
 Da geht es mit wenigen Kösten!
 Im Sommer eben
 Ist's mit dem Wetter ein unföhres Leben,

Wie bald ist's geschehn, daß der Donner drein schlägt,
 Den' nach, wenn's etwa mir auch so gehn möcht'!
 Zudem, wenn es heiß,
 Hat einer viel Schweiß;
 Im Herbst, wenn es reift,
 Und der Wind so pfeift,
 Wenn die Sonne von uns wieder scheidet,
 Und in der Balanz ist mir 's Schaffen verleidet.
 Im Winter innen,
 Wenn die Weiber hinter dem Ofen spinnen,
 Bei Schnee und Nebel, bei Duft und Eise,
 Da geht es auf keine Weise.
 Das Blasen in die Hände
 Hat nimmer ein Ende.
 So ist's dabei blieben, und eben im Merzen,
 Daß ich's recht sag':
 Am fünfundzwanzigsten Tag
 Hab' ich angezündet alle himmlischen Kerzen! —

d. h. der Menschen Gedanken sind nicht Gottes Gedanken!

Ja diese Unmittelbarkeit, wodurch Jesus seine Kraft und Gegenwart überall offenbaren soll, macht Ehren-Strauß auch in seinen friedlichen Blättern noch zu schaffen. „Daß ein Kranker wieder gesund wird, ist etwas, das sich alle Tage auf die natürlichste Weise ereignet; wie mancher Blinde dankte schon natürlichen Mitteln die Wiederherstellung seines Gesichtes; auch an Beispielen, daß Todt-geglaubte wieder erwachten, hat es zu keiner Zeit gefehlt. Ja selbst eine Himmelsstimme — sie ist vorerst nur eine Stimme, die an sich ebenso gut von menschlichen Stimmorganen hervorgebracht seyn kann; die Wasserverwandlung — wie oft wird aus einem Gefäß, in dem früher Wasser sich befunden hatte, später auf die natürlichste Weise Wein geschöpft; die Speisung, wer mehr austheilt, als er von Einem empfangen hat, kann ja von Andern Empfangenes dazugefügt haben! Man findet in Geschichten von Somnambülen, daß magnetisirtes Wasser für sie einen anderen Geschmack hatte, als unmagnetisirtes: — aber wer wollte meinen, dieß zur Erklärung des Wunders zu Kana benutzen zu können? Ferner haben Somnambüle schon, wenn der Magnetiseur eine Speise zu sich nahm, denselben Geschmack im Munde und dieselbe Stärkung im Magen empfunden, wie wenn sie selbst jene Speise genossen hätten; aber wäre es nicht mehr als lächerlich, daraus das Speise-

erklären zu wollen?“ — Und doch kann es Strauß nicht erklären, das ist eben das Fatale; und das allerletzte Mittel, worauf er verfällt, ist: zwischen dem Gewöhnlichen und Unerwarteten auf der einen, und dem Ungewöhnlichen und Übernatürlichen auf der andern Seite, das Natürliche aber Ungewöhnliche in die Mitte festzuhalten, wovon sich nun Christus und sein Publikum bedienen können.

Wenn aber das Wunder auf diese Weise sich keineswegs mit sich selbst als eine Mythe demonstrieren läßt, was ist denn das? Ganz einfach, sagt Weise II, S. 200., ist es eine Parabel, indem die Worte: „jeder schenkt zuerst den guten Samen,“ die eigentliche Pointe bilden, um den stufenweisen Vortrag Jesu zu bezeichnen. Die Zurechtweisung solcher, die ihm Außerordentliches begehrten, mag indes wohl geschichtlich worauf er sein Verhalten eben durch die Parabel entschuldigte. Erzählung rührt darum auch nicht von Johannes, sondern Herausgeber seines Evangeliums her. Die Worte: „Meine Zeit ist noch nicht gekommen,“ sind endlich von jener Aufforderung, Jüttenfest zu besuchen (Joh. VII, 6.) bei den Haaren hieher zu ziehen.

Aber mit dieser Entschuldigung läßt B. Bauer den Evangelisten nicht ruhig passieren. Er blickt der Gesellschaft fester unter die Augen, und mustert sie wieder Person für Person. Die Eingebung Jesu zur Hochzeit soll fürs erste der Beweggrund seyn, woran er Judäa, seinen eigentlichen Schauplatz, verläßt; aber widersprechend ist, daß auch die Jünger geladen werden. Konnten die Kananaer von den Jüngern wissen, die erst durch die Heute oder gestern zu ihm gekommen; und doch ist die Hochzeit schon am dritten Tage nach Philippus Erwählung! Zum Glück Unglück können „Zeitangaben, die sich bei näherer Betrachtung auflösen, gegen den Bericht der Synoptiker keine Instanz bilden.“ Also muß auf einer andern Seite die Bresche eröffnet werden, nemlich: „Wie kann die Mutter ein Wunder erwarten, jetzt, nachdem Jesus noch nie zuvor ein Wunder gethan?“ Und die Abfertigung (oder mit Strauß zu reden: die unerschütterlich-transcendentale Härte der Anrede) widersteht der Art und Weise des Herrn, und gegen die Mutter gerichtete Verflüchtigung dieser Herbigkeit alles Maas.“ Das Wunder, damit
v. Leben Jesu. VI.

es nicht zur Befriedigung der Lust zu dienen schiene, mußte einen Hebel haben; dieß ist die Aufforderung Marias. Damit aber der Autorität Jesu nicht zu nahe getreten werde, muß die Bitte abgeschlagen werden: auch eine Inconvenienz! Daher sind diese Worte des Herrn ebenso ungeschichtlich, wie die vorangehenden Worte der Mutter. Eines braucht sich aber an die Worte des andern nicht zu kehren, weil bloß der Evangelist sie ihnen leihet, und die Sache hat dennoch ihren Fortgang.

Was ist nun der Ursprung des Ganzen? Dieser Wunderbericht fußt in seinem letzten Grunde in der Transsubstantiationstheorie. Aber — und nun höre man, mit welcher Batterieen B. Bauer (70) hier die Thatsache in den Grund schießt! „Es läßt ihn dunkel, warum in diesem Vorspiel des Abendmahls gerade Wein vorkommen mußte; auch so früh, wie man annehmen müßte, war die Verwandlungstheorie noch nicht ausgebildet. Dazu müßte der Mythos auch allgemeineren Anflug gefunden haben; dann müßte er auch mit der Sage von der Brodvermehrung, als einem Vorbild der Brodspende des Abendmahls, näher in Beziehung treten. Da auch dieß nicht der Fall ist, so müßte der Bericht reines schriftstellerisches Erzeugniß des vierten Evangelisten seyn. Aber dann müßte wieder die Beziehung auf die Weinspende des Abendmahls ihn schlechthin beherrschen.“ — Und was ist nun der müßende Schluß? „Die mythische Erklärung will sich also mit völliger Sicherheit nicht durchführen lassen;“ worüber wir ihn mit Strauß in den Haaren liegen lassen wollen. Sein Ende ist übrigens, daß er vor lauter Dampf und Dunst und gemuster Überlegung sich gar nicht mehr verweist!

Ganz kaltblütig gibt inzwischen Hennell (Unterf. 171.) den Bescheid: „Nachdem wir einmal mit Grund an der Wahrhaftigkeit unseres Schriftstellers gestrauchelt haben, sind wir weit mehr zu der Vermuthung gedrungen, das einfache Faktum des Hergangs habe bloß darin bestanden, daß Jesus einmal während seines Lebens einer Hochzeit anwohnte, bis einige Jünger in späteren Zeiten zu seiner Verherrlichung hiemit die Erzählung eines gelegentlich verrichteten Wunders verknüpften, als zu dem Glauben an eine mit so vielen Unwahrscheinlichkeiten belastete Geschichte!“ —

XIX. Kapitel.

Der Besessene in der Synagoge.

Wir folgen Jesu nach Kapharnaum. Doch läßt uns der schonnte Leipziger Lichtfreund (die Evangelien S. 390.) hier von vornherein in Ungewißheit, ob wir es hier mit einer *reinen* Geschichte oder bloß mit einem beabsichtigten Parallelismus zu haben, in welchen Matthäus den ersten mit dem zweiten stellt. „Kazaret und Kapharnaum sind also eigentlich nur, wie Bethanien und Hebron die Zufluchtsorte, in welchen der zweite David verbannter lebt, während seine Feinde ihm nach dem Leben trachten. Wie David muß er selbst dort öfters den Aufenthalt wechseln zu den Heiden am Meeresufer, wie David nach Gath, auf Zeit entweichend, oder sich in die Wüste zurückziehend. Wie David, so folgt auch ihm auf allen diesen Zügen ein zahlreicher Haufe theils von treuen Freunden oder Jüngern, theils von weniger zahlreichem Volkshaufen nach.“ Wir unterschreiben dies ganz und wenn gleich nicht in dem Sinne, wie es hier gemeint ist, daß die *reine* wahrhafte Beziehung über der müßigen Spekulation aufzuheben, und die historische Realität von der ewigen Idee zu trennen zu sollen.

Im Laufe der Thätigkeit, die der göttliche Heiland in seinem Aufenthaltsorte zu Kapharnaum nun entfaltet, treffen wir erst bei der Heilung eines Dämonsichen in der dortigen Synagoge. Das Volk liebte es einmal, von seinen großen Männern *Wunder*vorkstellungen sich zu machen, und hatte schon dem ersten seiner früheren Führer einen derartigen buntscheckigen Mantel angesehen: warum sollte es dies Recht bei seinem Messias sich nicht lassen? Unserer Zeit aber, mit ihrem Lichte der reinen Wissenschaft blieb es vorbehalten, sie entweder materiell: physisch, chemisch und psychisch, oder formell: energetisch, symbolisch und allegorisch, parabolisch, ideell und mythisch hin zu erklären, und auf den natürlichen Ausdruck zu bringen. Hier haben wir es nun mit einer ganz besonderen Gattung von Wundern zu thun, welchem sich Jesus akkommodiren mußte. Denn selbst hatte, nach Ruinöls Bemerkungen, nicht Zeit, seinen *Lehrern* in der Physik und Metaphysik Unterricht

zu geben, und weit wichtigeres zu thun, als sie über ihren Irrthum in Bezug auf Dämonische aufzuklären. Es lebten nehmlich die Damaligen in dem Wahne an dämonische Besetzungen, an Spukgeister, Hexenwesen und Zauberei, wovon ja selbst die evangelischen Theologen Deutschlands nach Dr. Paulus Rüge (L. J. I, 216 f.) erst dritthalb Jahrhunderte nach der Reformation endlich glücklich zurückgekommen sind. Indes, wie Hase urtheilt, wußten die gebildeteren griechischen Ärzte schon zu Christi Zeit derlei Seelenstörungen mit Erfolg zu heilen.

Wenn wir aber im Evangelium lesen, aus den Besessenen habe ein böser Geist geredet, so erklärt Mark (s. v. 21N) umgekehrt, die Beschwörer seyen meistens Zauberredner gewesen, von welchen man glaubte, daß ein Dämon aus ihnen spreche. — Am Ende dürfen wir auch den göttlichen Logos in die Zunft der Astrologen einreihen!

Als nun Jesus einst die ganze Versammlung durch seinen Vortrag erschütterte (denn daß dieß heute zum erstenmal geschah, wie die Evangelisten melden, sagt der vernünftigen Erklärung wegen des weiter folgenden nicht zu!), da fand sich in der Ecke der Synagoge ein Mann, der, mit einer ungewöhnlichen, sinnverwirrenden Krankheit behaftet, sich für besessen hielt, wie man denn in jenen Tagen alles Böse dem Teufel, alles Gute den Engeln zuschrieb. In einem lichten Augenblicke hereingetreten, macht heute die Rede Jesu auf unseren Zerrütteten einen gewaltigen Eindruck: sein Nachbar sagt ihm, wie Dr. Paulus, der nahe dabel stand, ihm noch ins Ohr flüstern hörte: daß dieß der Messias sey. Da kehrt mit einem Male seine unglückliche Gehirnkrankheit wieder, seine Einbildungskraft ist erhitzt, er glaubt in seiner firen Idee, daß der ihn besitzende Geist mit diesem Heiligen nicht zusammen unter einem Dache es aushalten könne, geräth in Paroxisn, und schreit laut auf. Jesus aber wendet gegen diesen Kranken das psychische Heilverfahren an, er geht in die Vorstellungen desselben ein, und befehlt dem Dämon, vor ihm wirklich auszufahren. Damit trat die Crisis bei dem Kranken ein, er fiel in furchtbare Zuckungen, die mit Entkräftung und starrer Ruhe endigten, wovon die Evangelien Kürze halber freilich nichts melden! Als sich der Mensch aber allmählig wieder erholte, glaubte das Volk wirklich, es sey der Dämon von ihm ausgefahren, und war froh, daß er ihm keinen weiteren Schaden zugefügt habe; w

gleich staunten sie Jesum an, der diesen Zufall zur Befestigung des Volksglaubens, daß er der Gottgeheilte sey, sofort benützte.

Wenn übrigens unser Wunderdoktor aus Heidelberg glaubt, daß diese Entscheidung wenigstens für eine Zeit lang Folge gehabt, sonach die Crisis nur eine vorübergehende war, so gehen Venturini und Kaiser schon bestimmter mit der Sprache heraus, und erklären: man habe Kranke dieser Art nicht selten für geheilt gehalten, wenn nur durch Jesu die Crisis eben gebrochen war. Das Gerücht habe die Handlung furchtbar vergrößert; die Evangelisten aber gäben nicht an, wie es weiter mit solchen Kranken gegangen, wahrscheinlich, weil sie es nicht erfuhren, daß später die Krankheit wiedergekehrt sey. „Man mußte wohl bemerken, daß manche, wenn sie gleich von den ungefühmen Ausbrüchen der sogenannten dämonischen Übel los wurden, und nach Exorcismen aufhörten, sich für beseffen zu halten, doch krank blieben. Dieß erklärte man sich aber daraus, daß der schadenfrohe Dämon beim Ausfahren ihm einen geheimen Schaden beigebracht, noch einen Stoß versetzt habe.“ Mit Frohlocken klatscht Thieß seinen Vorgängern für eine solche Entdeckung seinen Beifall zu. Ja! spricht er: „Es möge wohl irgend einer, wie ein Beseffener Jesu in die Rede gefallen seyn, und dieser möge mit einem Worte ihn zum Schweigen gebracht, und insofern den Dämon aus ihm vertrieben, auch möge der auf die Art erschütterte Mensch Convulsionen bekommen, und als der Paroxysmus vorüber war, sich ganz ruhig verhalten haben, was der jüdische Pöbel gegenüber dem schweigenden Manne auf Rechnung eines außerordentlichen Exorcisten schrieb — zuletzt aber gehe den Evangelisten doch dieser ärmliche Stoff aus!“ —

In der That, wenn Jesus nichts weiter gethan hat, als daß er dem periodischen Ausbruch der Krankheit und ihrem schnellen Verlaufe beigewohnt, und etwa bei der Wiederkehr der Bestinnung ein Autoritätswort dazu gesprochen, so ist gar nicht abzusehen, warum der Anfall nicht nach wie vor sich wiederholt haben sollte? Wir kennen einen Arzt, dem ein solcher wahnsinnig Berrückter die Aussage machte, es habe sich bei ihm ein Teufel hinter dem Ohre eingekleistert. Als der Arzt nun in seine fixe Idee einging, ihm an der bezeichneten Stelle eine Wunde rißte, und darauf in einer Flasche wirklich ein kleines Teufelchen, als das herausgekommene vorhielt, war der Bethörte damit zufrieden, und schien geheilt. Bald darauf aber

hätte fast jeder Tag wieder eine ähnliche Operation nöthig gemacht. Wie jedoch Jesus bei gleicher Bewandniß seiner Wunder nicht alsbald nach erfolgter Enttäuschung der Augenzeugen um seine ganze Autorität gekommen ist, dieß zu begreifen fehlt uns der richtige Verstand der eben bezeichneten gelehrten Männer.

Auch Strauß erklärt sich (§. 92.) wider eine solche Mißhandlung des evangelischen Berichtes: da er aber nicht glaubhaft findet, daß die Jesu inwohnende Gottheit den bösen Feind bei jeder Begegnung in Wahrheit erkannt und in die Flucht geschlagen habe, flüchtet er sich wieder gegen jede weitere Erklärung hinter den Deckmantel seiner altweibischen Mythe. Er denkt: wenn dem erschienenen Heilande schon aus dem Munde der Kinder Lob bereitet war, während die Erwachsenen ihn verkannten, so mußte die Sage um so mehr Veranlassung nehmen, ihn selbst von den Dämonen anerkennen zu lassen, je rühmlicher eine solche Anerkennung für Jesu war! — so daß wir bei solchen Äußerungen nicht wissen, ob wir mehr über jene Plattheiten der natürlichen Auslegung, die an Jesum den Maßstab unserer Alltags Erfahrung legt, oder über die namenlose Armseligkeit dieser Rokenphilosophie, wo Altmütterchen Sage in einem fort den Faden spinnen muß, wenn dem Mythiker der Verstand ausgeht, den Kopf schütteln sollen.

Inzwischen hat unser Mythiker Hennells kaufmännische Untersuchungen über das Christenthum und seinen Ursprung kennen gelernt, und sich durch dessen Bevormbung und Einführung in der deutschen Lesewelt selber gewissermassen der vorher verschmähten stockrationalistischen Wundererklärung genähert. Jetzt bekömmt die Sache (§. 27 f.) aber folgende Wendung. „Wenn die Menge Jesum bestürmte, ihre Krankheiten zu heilen, fügte er sich ihrem Ungeßüm so weit, daß er das Wort, das sie verlangten, aussprach. In diesen Fällen reichte die vertrauensvolle Erwartung, daß es wirksam seyn werde, hin, einen sichtbaren Erfolg zu erzielen, und es scheint, daß Christus im Allgemeinen sich hütete, den Versuch zu wagen, wenn ihm nicht von Seiten der Hilfe suchenden Person dieses Vertrauen entgegen kam. Bei Besessenen war das Wunder eines der zweideutigsten, indem jeder Wechsel der Symptome als ein Zeichen der Entfernung des Dämons angesehen werden konnte. Bei Wahnsinnigen mochte eine Rede oder Geberde der Machtvollkommenheit augenblickliche Beruhigung herbeiführen;

eytischen mußte Erschöpfung bald die nehmliche Wir-
fern. Bei vielen anderen Krankheiten, als Lähmung,
u. s. w., konnte eine plötzliche Kraftanstrengung von
es Kranken den Anschein der Wiedergenesung erzeugen. Fälle
tlichen Erfolgs, welche wahrscheinlich allein in der Erin-
asteten (obwohl es auch hin und wieder nicht an Spuren
flingens fehlt, namentlich wenn Markus VI, 5. in Betreff
erzählt: Jesus konnte daselbst kein Wunder thun (*οὐκ*
, auffer daß er wenigen Kranken die Hände auslegte, und
; und er wunderte sich über ihren Unglauben, d. h. daß er
ischt sah!) wurden dann, indem sie von Mund zu Mund
vergrößert, und eifrige Anhänger schmückten die Dar-
derselben bald mit einzelnen Anekdoten von entschiedenem
, z. B. Blindenheilungen und Todtenerweckungen
nal wenn solche Anekdoten soweit einen gewissen tatsäch-
und hatten, als eine Wirkung dieser Art wirklich versucht,
) nur erbeten worden war.“ — Damit reichen wir denn
rung aller Wunder, namentlich für den nachfolgenden Fall
sich auch, wie hier insbesondere, die Wundergradation nach
: der Synoptiker recht sichtlich herausstellen soll.

XX. Kapitel.

Die Fieberkranke.

Zusammenhang der biblischen Erzählung führt uns auf die
lung der Schwieger Simsons, welche Dr. Paulus ganz
findet, da ja „viele Fieberarten bekanntlich schon durch einen
Einbruch auf die Nerven unterbrochen oder auch ganz geheilt
und dann die Nachricht von dem Vorgange in der Syna-
diesem Falle nicht anders, als wohlthätig wirken konnte.
lk faßte nun schon sein Vertrauen zu ihm als dem Lieblinge
um so mehr also die Hausmutter selbst. Sie hatte sich
den Vorbereitungen zur Mahlzeit für Jesus zu sehr ange-
meint Venturini, so daß sie sich zu Bette legen mußte.
hlte ihr den Puls, schon sein Anblick gewährte ihr Erleich-
nun hob er sie vollends heraus, und sieh! es ging wieder
Füßen.

Wenn aber sogar unser Mythiker (§. 92. not. 52.) dafürhält: dieser Fieberanfall lasse sich vielleicht zu den vorübergehenden Verstimmungen des Nervensystems rechnen, auf welche Jesus psychologisch eingewirkt haben kann — so können wir nicht genug staunen, woher denn auf einmal dieser historische Zug in die heilige Geschichtszählung kommen sollte, da doch alles andere Märchen sind?

Was übrigens die dabei angezogene Weissagung aus Jf. LIII, 4. betrifft, so rügt Hennell (235): „wer auch immer die hier gemeinte Person seyn mag, die unsere Schmerzen tragen und von Gott geschlagen werden soll (man sieht, der falsche Critiker kann hier nicht einmal jemand namhaft vorschützen!), jedenfalls hat Matthäus nicht nur unrichtig citirt, sondern die Stelle auch in einem ganz andern Sinne gegeben; denn der Urtext redet von den Leiden, denen jemand sich unterzog, Matthäus von den Gebrechen und Krankheiten, wovon Jesus andere befreite.“

XXI. Kapitel.

Der Aussäzige.

„So kam der wunderliche Synagogenredner, sagt Thieß, bald in den Ruf eines Wunderarztes. Als ein ausgezeichnete Rabbi mußte er auch nicht gemeine Kenntnisse in der Arzneikunde besitzen, hatten doch schon die Propheten den Priestern darin einst den Rang abgelassen. Nun gab es bald kein Übel mehr, wogegen er nicht wenigstens Rath wußte. Man durfte seine Kur nicht einmal abwarten, man durfte ihn nur berühren, und weg war das Übelbefinden.“ — Unerklärlich, daß er nicht selbst eine größere Praxis suchte! Vergebens will Jesus, um mit dem Vater des Rationalismus in unseren Tagen zu reden: „der Störung durch Wunderheilungen zu entfliehen“, von Kapharnaum sich nach der Umgegend wenden: es wirft sich ihm schon wieder ein Aussäziger in den Weg, der voll von seiner Hautkrankheit war. Aber ganz erwünscht ruft Michaelis mit seinem Vorgänger aus: denn „diese Beschreibung, so fürchterlich sie klingt, ist gerade das Symptom der Heilbarkeit, welches Jesus gekannt haben muß, indem das Ausschlagen und Abblättern des Aussages auf der ganzen Haut die Reinigungs-crisis bezeichnet.“ (Vgl. Levit. XIII, 13.) Der Leprose übersteht sich

Folge noch viele dergleichen Kranke an ihn, um von ihm rein gemacht, d. h. rein gesprochen zu werden; Jesus aber, der diese gute Ordnung (daß die Priester über die Hautkrankheiten die Aufsicht führten!) auch an der sonst ihm mißfälligen Priesterschaft achtete, verwies sie immer an diese. — Welchen Moment doch eine solche Episode im Leben des großen Messias bildet! Daß die Evangelisten es nur der Mühe werth finden konnten, eine Feder anzusetzen, um lauter dertlei Geschichten zum Beweise der Messianität Jesu auf die Nachwelt zu bringen?

• Übrigens, fährt Dr. Paulus fort, mag es uns hierorts aus der Erwähnung des Umstands, daß Jesus kaum mehr öffentlich in eine Stadt gehen konnte, ohne von solchen Zubringlichen belästigt zu werden, aufs neue klar werden, „daß dergleichen Heilungen nicht von seinem bloßen Worte und Willen abhängen, sondern ihn Zeit kosteten“; denn ein vorübergehendes Wort hätte ihn von seinem Hauptgeschäft, dem Lehren, nicht abgehalten. „Jedenfalls mußte er Hand anlegen,“ fährt Thieß, der Nachfolger des unheiligen Paulus darein. Warum nicht? Hat doch schon Kaiser Julian Jesu ein Arzneiverfahren zugemuthet! Wenn er aber mit einem bloßen Worte, also bei tausend Heilungen fast ohne Zeitverlust für seinen Hauptzweck zu heilen vermocht hätte, wäre dann sein Entweichen mit der Humanität zu vereinigen, welche doch so ganz im Charakter Jesu liegt?

Wenn sich nun auch nicht läugnen läßt, schließt Dr. Paulus, daß Jesus Heilungskenntnisse für mancherlei Krankheiten besaß, „ohne daß wir bestimmen können, woher? so sind doch Lehren und Gesundmachen zwei so verschiedenartige Wirkungen, daß von der Wirklichkeit des Gesundmachens auf die Wahrheit einer Religionslehre jede gezogene Konsequenz seit den Tagen der Kirchenväter ein Fehlschluß ist“! Um aber nicht bloß mit solchen heilsamen Worten uns abzuspeisen, weist er uns auf ein analoges Beispiel aus Fordsal hin. „Ein Indianer reiste nach Mekka, und läßt sich vom Scherif ins Gesicht und auf die Brust speien. Die weißen Flecken des Aussages hatte er nun zwar behalten, allein er bildete sich ein, und galt auch bei anderen dafür rein zu seyn“!

So, stimmt Thieß (§. 12 u. 28.) ein, wurde mit Berichten, die für uns leer sind, das Evangelium angefüllt. Der Weg, auf welchem sie in dasselbe gelangten, ist aber nicht der, auf welchem

wieder zurück wollen (d. h. mit andern Worten: über dieses Ungeltum sind wir hinaus!). Wohl habe Jesus dem Kranken, indess nach Matthäus doch nichts geringeres als Wunderkuren artete, eingeschärft, ihn (wegen einer solchen Bagatelle) nicht Gespräch zu bringen; aber die ehrlichen „Anekdotensammler“ am Ende doch gar alles aufgehascht! — Freilich, wie wir sagten, da sie nichts zu berichten hatten, als Beiträge zur jüdischen Krankengeschichte, ärztliche Consultationen, und hie und da ein unmächtiges Wort von Seite Jesu, bald zu einem vermeintlichen Dämonischen, bald zu einem schon heilen Ausfägigen gesprochen, woraus der Volksglaube dann Wunderdinge machte, so hätten sie ihre Arbeit sich ersparen dürfen. Ja es trifft sie noch dazu eine schwere Verantwortung; denn die Evangelien enthalten dann nur Blendwerk, den Verstand irre zu leiten, und sind offenbar nicht höher zu schätzen, als eine Sammlung von Zauber- und Herenanekdoten, durch die sie der Nachwelt den Kopf verwirrt, und viele Tausende Zeit und Leben gebracht haben, bis man endlich zu dem vorliegenden Resultate gelangte, daß der Inhalt der Schrift auf nichts hinauslaufe!

Während wir so reden, hat auch der Chorführer der Mythiker die natürliche Auffassung als eine willkürliche (muthwillige) Verung der Bibel verschmäht und verworfen. Wenn er aber an klaren Sinn sich hält, will ihn der Gedanke, „daß eine, in Folge der Verderbnis der Säfte durch den hartnäckigsten und bössartigsten Ausschläge zerfressene Haut durch ein Wort und eine Berührung sogleich rein und gesund geworden sey, so abenteuerlich und unersinkbar bedünken, daß es jeden, der ausserhalb gewisser Vorurtheile steht, unwillkürlich an das Fabelreich erinnern muß.“ Darum hat er es vorgezogen, wieder statt auf ebenem historischen Boden, in seinem beliebten Extratrade zu gehen, und da findet wirklich im fabelhaften Gebiete morgenländischer, näher jüdischer Geschichte das plötzliche sowohl Entstehen als Verschwindenmachen des Moses, so bei Moses, so bei Elisäus. Was nun der erste Prophet in Jehovas Auftrag vermocht, warum sollte das nicht auch der zweite zu thun im Stande seyn? Damit werden die Jesu angebichteten Wunderheilungen in diesem Gebiete gerechtfertigt! — Lassen wir ihm sein Steckenpferd, und wundern wir uns nicht über die Einfalt einer Zeit, die solche Kinderpossen für eine,

weiß Wunder! wie große Entdeckung mit aufgesperrtem Munde noch anstaunen kann!

XXII. Kapitel.

Der Sichtbrüchige zu Kapharnaum, und von der Sündenvergebung.

Verfolgen wir die evangelische „Anekdotenreihe“ weiter, so werden wir zur Heilung des Sichtbrüchigen wieder nach Kapharnaum geführt. Es ist dieß nach Dr. Paulus die „Heilung eines Gelähmten durch Ermuthigung gegen ein Vorurtheil“. Dieser Nerventränke hatte nehmlich in dem Wahne, seine Krankheit sei eine Strafe gewisser Vergehungen, nicht einmal die Hoffnung zur Wiederherstellung, also auch nicht den Muth sich aufzurichten und zu gehen — wie Kinder, ehe sie zum ersten Versuche ermuntert werden. In dieser seiner Einbildung wollte er nun ein sonderbares Vertrauen zum Heilande gefaßt haben, und ließ sich auf einer Tragbahre zu ihm tragen; da er aber wegen des „ohne Zweifel von ihm selbst veranlaßten Gedränges“ (?) nicht zum Hause hinein konnte, schafften sie ihn durch das Nachbarhaus auf das Dach. Aber da die Aufdeckung einer Öffnung vermittelst Hinwegräumens von Ziegeln in Mitte des Daches doch etwas gar zu Abenteuerliches hat, wie selbst der wackere Dischhausen einräumen zu müssen glaubt, und nach Woolstons Bemerkung die im Zimmer unterhalb Befindlichen dadurch ja offenbar beschädigt worden wären! so verkündet das Haupt und der Herold des Rationalism, der die ganze Rotte ungläubiger Gotteslehrer des Jahrhunderts wie einen Cometenstweif nach sich zog, sie hätten vielmehr vom Vorbach ein Stück hinweggenommen, und ihn so von der Gasse — auf die Gasse, gerade vor die Thüre oder das Fenster hinabgelassen? Doch nein, erklärt Venturini, man ließ ihn schon wirklich durch die Dachöffnung, aber erst mit Bewilligung des Hauswirths. Jesus sah sein Zutrauen, und sprach: Kind, sey getrost! deine Versündigungen sind dir erlassen, d. h.: „Glaube getrost, nicht um gewisser Versündigungen willen länger krank bleiben zu müssen. Er sagt nicht einmal: deine Sünden werden dir (jezt! durch mich!) nachgelassen, sondern sie sind dir nachgelassen, nehmlich sie sind dir nie so aufgerechnet gewesen.“

So hob er speciell seine Verzagtheit und Niedergeschlagenheit, welche ihn über seine Wiederherstellung in Zweifel und Ungewißheit ließ, daß er zum Aufstehen seine Kräfte nicht zusammenraffte: durfte sich jedoch über die gänzliche Grundlosigkeit der Vorstellung wegen eines göttlichen Strafverhängnisses nicht wörtlich erklären, „damit nicht der Kranke in seiner Bangigkeit und folglich ungeheilt bleibe. Doch fällt auf Jesu nicht die Schuld, wenn spätere Christen (bis auf Dr. Paulus) in seine Worte den Sinn hineinlegten (!?), wie wenn er jetzt eben diesem Kranken allein und aus besonderer Gnade die Sünden überhauptein erlasse“. Er wollte vielmehr durch seinen thatsächlichen Widerspruch (!) die krankhafte Vorurtheil und damit die ganze Krankheit heben (?). — Man muß auf ihrer Seite stehen und in unserer Zeit leben, um eine solche — baare Unverschämtheit — ohne Erröthen vor aller Welt aussprechen hören zu können! Doch es gibt keinen adäquaten Ausdruck für die Frivolität gewisser Männer, die sich Theologen nennen!

Auch Hase vermuthet: „Jesus ließ sich nur zu der sinnlich frommen Weltansicht des Alterthums herab, also kann sich die hier ausgesprochene Sündenvergebung nur auf die Heilung von einer Krankheit beziehen, welche der Kranke für Sündenstrafe hielt!“ Ja! und wenn der Heiland selbst nicht unbedingt von Sünden rein war, wie sie sagen, so wäre es allerdings eine grenzenlose Keckheit gewesen, anderen Sünden und Sündenstrafen in Wahrheit erlassen zu wollen! In demselben Geiste urtheilt auch Weiße: der bestrebende Ausdruck von der Sündenvergebung sey ebenso wenig auf Jesu Rechnung zu schreiben, wie so vieles andere. Seltsam erklärt zwar Butschany in seinen Untersuchungen der Vorzüge des heiligen Petrus (Hamburg, 1788. S. 49.): Das Wort „Sünden vergeben“ heiße nur: die Krankheiten, die man für Sündenstrafen nahm, vergeben (?). So oft dagegen die Apostel nach den Befehlen Christi eine Sündenstrafe behielten, geschah es auf eine wunderbare Weise (?). Denn hätte z. B. Petrus den Ananias und die Sapphira mit eigener Hand getödtet, und Paulus den Elima mit einem Schläge um sein Gesicht gebracht, so hätte man die Apostel ja als boshafte Ruhestörer eingezogen (!). Während wir aber so nachdenken, was es wohl heiße: auf wunderbare Weise die Sündenstrafe vergeben oder behalten, läßt D. Bauer (Joh. 308) seinen ganzen Ärger über diese Zu-

muthung aus. „Die ideale Vernichtung eines Vergehens in Reue und die Vergebung wäre nur ein Schein, sagt er, wenn Vergehen nicht auch nach der Seite, wo es in die wirkliche Welt in die Erscheinung eingegriffen hat, durch die Anerkennung der Nothwendigkeit der Strafe vernichtet wird. In diesem Ernst der wirklichen Strafe und des Mark und Bein durchdringenden Leidens vermittelt sich erst auf kräftige und reale Weise die innere geistige Erhebung des Vergehens.“ Es kann hienach Jesus nicht verziehen haben dadurch, daß er sprach: Gehe hin, und sündige nicht mehr! ohne zuvor dem Sünder die Disciplin gegeben zu haben. Man sieht, an Liebe zum Widerspruch wird B. Bauer gar noch ein Ascet! und nun schließt er daraus: „Der Vorfall kann, so wie er hier berichtet ist, sich nicht zugetragen haben. Es liegt aber in der Art der nach Gegensätzen trachtenden Anschauung des Verfassers, diese so weit zu überbieten, daß sie sich für die Größenbestimmung der wirklichen Welt gar nicht mehr halten lassen — wie Völker, die auf der untersten Stufe der Cultur stehen, in der Kunst nur Monstrositäten schaffen. Da nun dieser Abschnitt ebenso wie die übrigen Theile dieses Evangeliums Gegensätze bis zum Unwahrscheinlichen und bis zur Verhältnißlosigkeit hinausschraubt, so ist seine Unächtheit erwiesen.“

Nehmen wir ihn inzwischen als ächt hin, und schlagen wir lieber die Gegensätze mit Dr. Paulus breit, so verstanden die lauernden Pharisäer die ausgesprochene Sündenvergebung doch wirklich in dem Sinn, den Jesu Worte einzig möglicher Weise haben können, wenn es noch ein gemeinsames Verstandesbewußtseyn für die Menschheit gibt. Darum „stieß sogleich einer den anderen, ob dieß nicht eine Anmaßlichkeit sey, wodurch Jesus in die Rechte der Gottheit eingreife? Doch sogleich macht der Heiland auf die natürliche Weise sich deutlich, und wiederholt unumwunden die Versicherung: er sey heilbar mit der Aufforderung: er solle nur muthig seine Kräfte versuchen!“ Wie nur der Herr das so vorauswusste und ihm gleich ansah? — „Steh nur auf, spricht er, es hat dein Übelbefinden nichts weiter zu bedeuten. Dieß geschieht denn auch zum allgemeinen Erstaunen. Weil nemlich der Kranke auf das Wort des Messias hin sich nicht mehr für einen hielt, den Gott schlage und martere, so weicht seine melancholische Verzweiflung, er hat sein persönliches Vertrauen, seine Kräfte wieder; denn er gebraucht sie ja, daß er aufsteht, und sein

„gebet selbst nach Hause bringt,“ so wie ungefähr Zacharias seine Sprache wohl hatte, aber nicht zu reden wagte, und darum freiwillig taum war! Er hieß ihn jetzt nach Hause gehen, um wieder Platz zu Reden zu bekommen. Und nun fährt er fort: „Mit Recht habe ich diesen Menschen versichert, daß seine Versündigung erlassen sey, und er sie nicht als bleibendes Verhängniß Gottes zu denken habe; denn es ist ja Wahrheit, und es hat bei diesem Menschen so belebend gewirkt, daß er aufsteht!“ Das erstickte Vorurtheil macht den Kranken gesund, und die dadurch erweckte Ehrfurcht über den Ausdruck Jesu erstickt für jetzt alle weiteren Einwendungen gegen ihn. Das Volk aber schloß aus dem wunderbaren Erfolge auf ein officielles Wunder als Thatsache zurück, was irrig ist, indem ähnliche Fälle schneller psychischer Heilung von Lähmungen nicht selten sind, eine Ängster noch fortzusehende Nachkur aber hat ihm Dr. Pausen verordnet. „Die Leute priesen nun die Gottheit, daß nach ihrem Willen Menschen, hier der Messias, eine solche Vollmacht und wohlthätiger Wirksamkeit haben könnten.“ Nur weil man glaubte, er müsse Wunder thun, äuffert Venturini, so sah man bei ihm überall Wunder. Derlei Jongleurs gab es in Judäa genug; der Arzt Jesus unterwarf sich indeß dem Vorurtheile, um wirken zu können.

Freilich setzt es Thies in Zweifel, ob es nicht mehr ein ansehblicher als wirklicher Patient gewesen sey, in Ansehung dessen sich die Sage nicht begnügte, ihn bloß aufstehen zu lassen, sondern auch sein Nachhausegehen hinzusetzt. „Daß dieß sich so verhalten habe, dafür bürgte die Menge von Zuschauern, die freilich zu bald sich verließ, als daß man sie einzeln hätte (zu Protokoll) vernehmen, und ihre Aussagen mit einander vergleichen können. Ob aber Jesus jene Worte so befehlswelse ausgesprochen, ob er nur das, oder auch das zu dem Menschen gesagt habe?“ Genug! nachdem er ihm Trost zugesprochen, weil er gleich merkte, daß hier keine *paralysis universa*, keine *impotentia movendi membra plenaria* vorliege, und nun sehen mußte, wie die Gesetzesausleger an der Sprache seines tiefgefühltesten Mitleids Anstoß nahmen, „schritt er nun so rascher auch zur That, und leistete die Hilfe, die er für den Augenblick leisten konnte. Dieser plötzlich eintretende Augenblick veränderte vielleicht (von selbst?) auf einmal den Krankheitszustand des Menschen, und erregte in ihm ein neues Leben.“

Jedenfalls muß die Behandlung ganz simpel gewesen seyn, auch fügt unser obiger gewiß nicht wenig simple Gewährsmann hinzu: „das Wertwürdigste in diesem Berichte sey die zum andernmale vorkommende, simple und doch so vielfach gedeutete Benennung Menschensohn, die sich Jesus hier gibt.“

Daß doch alle Ärzte die Geschicklichkeit besäßen, um die Kranken durch das bloße Wort: steh auf und lauf, es fehlt dir ja nichts! zu heilen und durch Beseitigung von Vorurtheilen, oder besser noch durch Akkommodation an ihre Vorstellungen, sey es Verstellungen gesund zu machen! Doch diese „vermeinte“ Krankheitsheilung ist rein im Geiste der „Reformation“, wo alle Wahrheit auf dem individuellen Mein, ja oft auf einer simulirten Meinung beruht. Scheint aber mit dieser natürlichen Auslegung gleich die Grundsuppe aller Abgeschmacktheit und wüdrigen Gemeinheit erschöpft, so wird sie doch durch die vollendete Absurdität der mythischen Traumdeuterei noch weit überboten, der zufolge diese ganze Geschichte nichts weiter ist, als die erdichtete Erfüllung der hyperbolischen Erwartungen des Propheten Jesaias XXXV, 6., daß in den messianischen Zeiten die Lahmen springen würden wie ein Hirsch. In der Forterzählung des vermeintlich Geschehenen, meint Strauß (§. 95.), habe sich die Volkspheantasie bald so weit verfliegen, daß sie in einem Climax von Wunderbarem (wir wollen uns an das Wort Climax gleich gewöhnen!) zuletzt sogar auf das Dach des Hauses, wo Jesus lehrte, sich erschwang, „einen Zug, den Markus um so lieber aufnahm, weil er den keine Mühe scheuenden Eifer und das Vertrauen der Leute zu Jesus in das stärkste Licht setzte.“ —

Wenn Dr. Paulus nach einer noch vernünftigen Analogie auf einen merkwürdigen Fall aus der altrömischen Geschichte (Liv. II, 36.) hinweist, wo erzählt wird, daß der Göttervater einem Manne aus dem gemeinen Volke im Traume anbefohlen habe, den Consuln unverzüglich zu melden, daß die Spiele pompöser gefeiert werden sollten! auf seine Weigerung aber ihm in wenig Tagen ein Sohn starb, und bei fortgesetzter Zögerung er selbst an allen Gliedern erlahmte, bis er auf eine Bahre gelegt sich auf das Forum zu den Füßen der Consuln tragen ließ; und sieh! als er das Geheiß der Götter ausgerichtet hatte, plötzlich wieder gesund auferstand! — so meint Strauß, auch diese Geschichte, so wie alles

malische, was seinem Allerteltsmythenverstande nicht einleuchtet, für fensbare Mähren, so daß bei fortgesetztem Prozesse zum Jubel der plagten Jugend am Ende von der Universalgeschichte nichts mehr rig bleibt, als Fabelwerk, und er, der Mährchenerzähler — der ampffessel und Eisenbahnen im übrigen nicht zu vergessen, auf der Erfindung zur Apotheose der Menschheit er in seinen Schriften oft genug zurückkommen kann.

Während Hennell uns bittet, die in der Folge der synoptischen erteichte hier wieder vorliegende Wundersteigerung nicht zu übersehen, it es natürlich B. Bauer in dieser Art Geschicklichkeit noch um ne Stufe weiter gebracht, indem er (III, 317.) sofort erklärt: Der Lieberkranke am Teich Bethesda bei Johannes, und eser Paralytische des Markus seyen ein und derselbe, nd die Heilung des Lahmen durch Petrus nur eine achbildung des Urberichts. Dieser ist 40 Jahre alt, jener 1 Jahre krank u. s. w., denn der Vierte hat fast alle wesentlichen ige dieser Erzählung entlehnt, um sie seinem Evangelium zu Gute mmen zu lassen!?! — Nicht möglich!

XXIII. Kapitel.

Der reiche Fischzug.

Indem wir dem Faden unserer Synopsiß treu bleiben, gehen wir Berfolge der rationalistifischen Verzerrungen der Lebensbilder Christi if eine der von Strauß s. g. „Seeanedoten“, nämlich den ichen Fischzug über. Wie es Dr. Paulus doch so natürlich fint, daß der Herr, um von der Volksmenge hinwegzukommen, seine inger in die Tiefe des Meeres hinaussteuern heißt, und da sie eben t eine Stelle gelangen, wo es von Fischen wimmelt, den wegen r vorhergängigen fruchtlosen Fahrt Verzagten getrost auf seine Pa- le das Reß auszuwerfen gebietet, worauf sie denn auch glücklich ten stattlichen Fang machen!

Daß Jesus sie „mit seiner frohen, halbscherzenden Vertraulich- t“ seine Menschenfischer nennt, und zu einem wichtigeren Stück icht ihm folgen heißt, befremdet uns nicht, da unser Rationalist den elland gerne zu einem Spafsvogel macht. Er dachte sich's gleich, rint sein Geistesverwandter, Venturini, daß bei dem heranziehendem turme in der Mitte des Sees die Fische sich sammeln würden, und

so ein guter Fang sich erwarten ließe. — Als wenn Männer, die ihr ganzes Leben auf dem See zugebracht, ihr Gewerbe nicht besser hätten verstehen sollen, um von Jesu, menschlich gesagt, aufs Geratewohl über die fischreichen Stellen aufgeklärt zu werden! Das wäre mit eine schlimme Vorbedeutung für künftige Menschenfischer und Weltmissionäre! aber für das Missionswesen uns gegenüber mag die Auffassung allerdings passen.

Ja, was ist das für ein übernatürliches Wunder, könnte man jetzt neuerdings sagen: hat nicht erst im verwichenen Jahre (17. November 1844) ein Fischer aus Lindau in der Nähe des Seeufers mit Einem Zuge fünfzig Zentner Fische von der Gattung *aurata* in sein Netz gebracht? Aber daß gerade dem Erlöser sich alles so natürlich in die Hände spielen mußte, das nennen wir außerordentlich!

Da hat es de Wette seinerseits kürzer gemacht, und diesen Vorgang sowohl als den ähnlichen nach der Auferstehung für sagenhaft erkannt; Strauß aber vollends den Punkt getroffen, indem er die ganze Wundergeschichte als mythisches Faktum aus dem Diktum Jesu, er wolle seine Apostel zu Menschenfischern machen, ableitet, zumal ja Porphyry und Jamblich auch von Pythagoras (und Spätere vom heiligen Antonius!) eine ähnliche Anekdote erzählen; während die Erwählung der beiden Brüderpaare von den Fischernegern hinweg ihn dann zugleich wieder an ihr Vorbild, die Berufung des Elisa durch Elias — vom Pfluge weg, erinnert! Dies ist bei Pythagoras um so mehr verwunderlich, als ja nach Reubner (Röm. Gesch. I, 251.) selbst seine Persönlichkeit in Zweifel zu ziehen ist! — Ähnlich läßt der Leipziger Anonymus (Die Evangel. ic. S. 212.) „die bekannte Geschichte vom wunderbaren Fischzug aus der Berufungsgeschichte des Petrus bei Matth. IV, 18. 22. und dem Gleichnisse vom Himmelreiche als einem Netze, das ins Meer geworfen wird, gebildet seyn“. — Wenn nur nicht die Rede von den Menschenfischern selbst wieder mythisch wäre! Dafür bewundern wir den von Strauß entdeckten Climax oder die Wunderstaffage, welche die Volksdichtung in Bezug auf Thaten, die Jesus auf der See verrichtet haben sollte, erstiegen hat, indem sie dem Messias die Beschwichtigung eines Sturmes, darauf gar auf dem Meere zu wandeln, und endlich selbst dessen Bewohner an sich locken zu können, gutraute! Jedenfalls ist dieser Stufengang so halbbrecherisch nicht; denn sollte die Sache auch rückwärts gehen, so geht der Sturz hin.

no — ins Wasser. Zum Glück kommt ihm in seinen friedlichen Blättern noch der Gedanke an den Magnetismus vielleicht zu Hilfe; denn wenn Jesus anzugeben weiß, wo in dem See, seinen Jüngern, den fahrenden Fischern, unbemerkt, eine Menge von Fischen sich zusammenbrängt hatte, so kann dieß an jene Menschen erinnern, welche vergrabene Metalle, Knochen, verborgene Wassertrüch dichte Zwischenlagen hindurch empfinden, oder an solche, denen der Leib anderer wie durchsichtig ist, so daß sie dessen innerste Theile anschauen, und deren Zustand und etwaige Leiden an den können.“

War aber Christus ein Heilseher, so wird die obige Argumentation des Mythikers dadurch wieder rückgängig. Dafür läßt es dennell bei einem ähnlichen Beweisverfahren betenden. Bei Jones, bemerkt er nehmlich (S. 170.), haben wir die Wundergeschichte, und zwar den miraculösen Fischfang, dazu ein wunderbares Hlenfeuer zum Braten der Fische, und eine Weissagung auf den Tod des Petrus, doch all dieß erst nach der Auferstehung. Lukas ist nur von Einem wunderbaren Fischzuge, der aber bei seinen beiden Vorgängern ebenfalls fehlt — so daß für Hannel als ursprünglicher Mann, der aber im Laufe der Zeit eine solche Lichthülle zur Verherrlichung nach sich zog, bloß die Berufung des Petrus während des Lebens stehen bleibt. Gewiß eine große Genügsamkeit, eine Nüchternheit ohne Gleichen; aber auch vergebliche Mühe bei Tag und Nacht, bei aller Anstrengung nicht Ein gesunder Gedanke erfischt wird. Set alle Wunder eregetisch oder mythisch zu Wasser auf; wenn aber noch nur Eines unbesiegtbar stehen bleibt, so ist dieß die Klippe, woran die ganze Arbeit scheitert, oder von wo aus die Kritik wieder bis dem Punkte zurückgeschleudert wird, von wo sie zuerst ausgelaufen!

XXIV. Kapitel.

Matthäus der Jöllner.

Aber ein neues Präjudiz hat die hierauf folgende Berufung des inneren Matthäus gegen sich, wenn es dabei heißt, er habe alles lassen, während wir ihn doch keineswegs beständig unter den Begleitern Jesu genannt finden, wie derselbe bei Wette arffühmtig ausgeklügelt hat. Darum, und aus ähnlichen, ja noch *legendären Gründen*, z. B. dem lakonischen: Folge mir nach! bes.

fürchtet Strauß nicht unmaßgeblich, es möge der ganze Hergang Bedenklichkeiten unterliegen, wornach beide Berichte hierüber als unhistorisch erscheinen müßten!? Schade, daß so scharfsichtige Herren sich nicht auf die Astronomie verlegten, mit ihrem Sehrohre hätten sie ohne Zweifel längst allen neuen Entdeckungen ein Ende gemacht.

Indeß ist es mit diesem „Alles verlassen“ näher gesehen so strenge nicht gemeint, und wir haben nicht einmal den Rechtfertigungsversuch Frißche's gegen die Anklage eines Julian und Porphyrius, als habe Matthäus hierin leichtsinnig gehandelt, nöthig — denn wie Dr. Paulus (Creget. Handb. I. b. S. 510.) fand, so hatte der Jöllner den Herrn nur für diesen Tag auf eine Mahlzeit eingeladen, und da Jesus nun sein Lehrgeschäft beendigt hatte, sagte er dem Freunde im Vorübergehen an, daß er jetzt bei Appetit sei, und dieser gefälligt ihn nach Hause begleiten solle, was der Gastlader denn auch prompt gethan. Freilich eine seltsame Artigkeit von Seite des Heilandes; wenigstens ist es bei uns eben nicht Gesellschaftston, daß der Gastgebetene mit solchem Commandoworte sich zur Tafel zu setzen begehrt! Doch wenn die erstewählten Jünger Jesu nur bis zu seinem nächsten Aufenthalt, und später der Schriftgelehrte ihm über den See folgen wollte, so wird auch hier die Aufforderung zur Nachfolge bis in sein Haus keine Einwendung erleiden.

Neander will wenigstens eine lange Vorbereitung nicht in Abrede gestellt wissen; denn nach ihm war Matthäus schon eine gute Zeit darauf vorbereitet, bis der Herr ihn wirklich zur Nachfolge berief — ähnlich wie er auch der Befehung Pauli eine lange studirte Vorbereitung für das Christenthum vorhergehen läßt! Dies Urtheil eines sonst für so gelehrt angesehenen Mannes scheint eben keine besondere Stärke im Fache der Psychologie zu verrathen.

Aber verlassen oder nicht verlassen, vorherige Bekanntschaft oder Nichtbekanntschaft, was kommt es darauf an? hat doch Strauß auch bei dieser Geschichte die Reduktion so weit vollführt, daß wir nun wissen, es sey dem biblischen Erzähler bei der so plötzlich geschilberten Berufesumkehr nur um einen rechten Gegensatz zu thun gewesen. „Das Tumultuarische, Zähne und Gewaltfame der Scene ist nicht der Gang des wirklichen Lebens, noch das Verfahren eines Mannes, der, wie Jesus, die Geseze und Formen der Wirklichkeit achtet; sondern das Verfahren der Sage und Poesie,

Gablers neuestem theologischen Journal meint: dieß durchzusehen habe wohl ein größeres Ansehen dazu gehört, als daß Jesus gleich beim ersten Pascha sich dieß erlaubt haben sollte, wie Johannes wollte. Aber so gar großen Ansehens bedurfte es, wenn wir Lampe und Fegsel hören, doch wieder nicht; denn ihrer Überzeugung nach wollte Jesus nicht die Käufer und Verkäufer hinaustreiben, sondern er sagte ihnen nur, sie möchten gehen; damit sie aber die Heerden eher von Ort und Stelle brächten, habe er ihnen treiben geholfen — also einen Viehtreiber ihnen abgegeben! „Solche erdichtete oder aus Kleinstädtereie erkünstelte Wunder,“ predigt Mosheim in seinen heiligen Reden (Th. III, 3. S. 198.), muß man ja nicht zur Beglaubigung der göttlichen Sendung Jesu anwenden. Und wenn er die Häfcher auch ausjagte, spricht Dr. Paulus nach seiner Methode, so war er ja doch nicht allein, sondern kam mit all seinen (handfesten) Aposteln aufgetreten, wozu sich noch eine große Anzahl anderer gesellte, welche gleichfalls über den Marktunfug entrüstet gewesen; und so war es allerdings thunlich, (in einer allgemeinen Schlägerei?) die Ruhestörer hinauszubringen; von den Käufern sey ohnehin nicht die Rede. Ja, tausend Arme wären Jesu zu Gebote gestanden, hätte nur einer es gewagt, ihm Widerstand zu leisten, fährt Venturini fort, so sehr freute sich das Volk wieder einmal über das energische Auftreten eines Mannes. Dann aber machte er ihnen erst noch das Heiligthum verächtlich. — Unmöglich! ruft B. Bauer (Joh. 74.): Wie verdächtig ist der Zug mit der Geißel! Wie durfte der Herr das wagen? da begab er sich ja auf ein Gebiet, wo es der Gegner nicht mehr mit einer geistigen Größe zu thun hatte, sondern ihm vollkommen ebenbürtig war. Dann war die Geißel nicht nur eine gefährliche, sondern selbst überflüssige That! — Wissen wir nun, wie wir daran sind?

Als Jesus indeß zur Verantwortung gezogen wird, erwiedert er bloß: „Löset diesen Tempel, d. h. nach Dr. Paulus, die jetzige in mancher Hinsicht verkehrte Tempel Einrichtung, auf, so will ich euch in drei Tagen, d. h. in ganz kurzer Zeit, eine weit bessere herstellen.“ Schade nur, daß bei dergleichen begeisterten Reden Jesu die Hörer diesen richtigen Sinn nicht erfaßten, und später gar an den Tempel seines Leibes dachten, als wollte er nicht, etwa wie Strauß, die alte Kirche exegetisch Stein für Stein abbrechen und sie dogmatisch

wieder aufbauen! Wie hätte er aber zur Rechtfertigung seiner gegenwärtigen That sich auf einen künftigen Erfolg berufen dürfen?“ Bengel seinerseits glaubt wirklich und fest, Jesus habe zuerst auf den Tempel, dann aber schnell auf sich zurückgedeutet, die Juden aber die zeigende Bewegung, die sich auf seinen Leib richtete, übersehen, daher sie den wahren Sinn nicht verstanden. Dagegen kehrt Bretschneider den Satz lieber um, und hält Jesu Aufforderung, den Tempel abzubauen, geradezu für eine Fiktion des Evangelisten, gemacht, um die Anklage der beiden Zeugen vor Pilatus durch ein Vorläufiges zu eruiren. Schweizer erklärt die ganze Stelle für unächt. Schröder hingegen meint, Christus habe damit die Juden bloß an der Nase herumgeführt.

Dafür ist dem Mythiker hier sein Mythenverstand nahe ausgegangen, und da er gar keine Allegorie für diesen Fall aus dem alten Testamente ausfindig zu machen weiß, und sich (§. 87.) nur nothdürftig auf den Vorwurf der Mördergrube bei Jeremias, und auf Malach. III. berufen kann, woraus die Sage entstanden seyn könnte, so möchte er fast zu seiner Schande gestehen, daß er den Evangelisten die historische Wahrheit des Berichtes und Jesu die Ehre dieser That als wirklich zukommend einräumen müsse. — War es also etwa dies Vornehmen, wodurch Christus den Sieg über die Welt davontrug, da alles andere bisher der Mythe anheimfällt? O, es dürfte eine ungemaine Schadenfreude hinter dieser scheinbaren Einräumung sich verbergen! Doch wir sind kein Herzenskundiger, und haben von jedem eher das Bessere zu denken, darum, wenn gleich diese maßlose Verkehrtheit nach menschlicher Ansicht unmöglich mehr für Wahrheitsliebe gelten kann, sondern vielmehr als die bitterste Verhöhnung erscheint, so überlassen wir das Urtheil hierüber doch unvorgreiflich dem, der Herz und Nieren prüft!

XXVI. Kapitel.

Nikodemus.

Wer sollte es aber glauben, daß Strauß (§. 79.) selbst die Unterredung mit Nikodemus ins Fabelreich verweist? Daß die *archaische* Sage nichts von ihm gewußt, schließt er

daraus, weil die Synoptiker nicht einmal namentlich seiner erwähnen; dennoch weiß er die Entstehung dieser Sage uns zu erklären. (Wie hier Sage und Nichtsage zusammengehe, möge ein anderer sich reimen, uns fängt es hier im Kopfe etwas stark zu reissen an, weil wir den rechten Mythikerverstand nicht haben.) Da nehmlich die Pharisäer Jesu den Vorwurf machten, nur der dumme Böbel glaube an ihn, wie denn auch wirklich in der ganzen Apostelgeschichte nicht ein jüdischer Vornehmer unter den Gläubigen vorkömmt: so war dies ein Stachel im Bewußtseyn der ersten Gemeinde, und sie tröstete sich bald mit der Erfindung, es hätte wohl auch ein Vorfteher der Juden an den Heiland geglaubt, aber nur nicht öffentlich damit hervorzutreten gewagt, sondern er wäre im Schleier der Nacht durch die Hinterthüre zum Herrn gekommen. Der Reflexion war hier schon in Joseph von Arimathäa, welcher in der synoptischen Tradition lebte, ein Anhalt gegeben; „aber es lag im Interesse der Sage, mehr als einen vornehmen Freund Jesu namhaft zu machen, und so bildete sich eine neue Figur, deren griechischer Name Νικόδημος (wie Archelaus?) schon den Repräsentanten der volkbeherrschenden Classen anzudeuten scheint. Man denke nur an die verwandten Namen Nikolaus und die Nikolaiten!“ — Weil also Jesus „Heiland oder Erretter“ bezeichnet, was den ersten Christen gerade ein willkommenener Name zu ihrem Glauben, wird er wohl auch, wie sein Beerbigger, dem Abgrund der Mythie anheimfallen! Auf so einen überlächerlich bornirten Ausspruch läßt sich in der That eine Anwandlung von Mitleid und Erbarmen nur schwer unterdrücken, gegen einen Mann, der doch im Rufe eines so ausgezeichneten, wenn auch einseitigen Verstandes steht; aber wenn so etwas ohne Correction hingehet, dann dürfen wir uns nicht mehr klagen, wenn ihn der Laumel bei seinem verkehrten Spiel bis zum Äussersten hinreißt. Was sagten wir denn, daß wir die ganze Geschichte ihm preisgeben dürfen, und der Historiker bedenkt sich ernstlich, ob er selbst mit seinem Namen nicht auch ins Fabelreich gehöre?

Vorläufig läßt Koppe den Nikodemus wenigstens als Spion zu Jesu kommen; ja der Prophet von Nazaret hört ihn schon in dem geheimen Zusammenkunftshause in Bethanien anpochen. Aber Bretschneider in seinen Probabilien nimmt gleich an der Anrede dieses (fabelhaften) Nikodemus Anstoß. Was soll

denn für die Rettung des Weiteren noch für ein Trost bleiben, da es „im Interesse der Sage oder des Evangelisten“ lag, den Mann, mit welchem der kluge Lehrer sich hier unterhalten haben sollte, so einfältig als möglich zu schildern? da sein Benehmen unbedenkbar, die Reden im Munde Jesu aber unpassend sind? Ist es möglich, zu denken, daß Jesus „schon damals seinen Tod, und zwar in der bestimmten Form als Kreuzestod vorhergewußt“, daß er dem Pharisäer gegenüber von seiner künftigen Erhöhung, gleich der Kreuzschlange Mosis, reden muß! — Da hätte ja Jesus am Ende noch gar zu einem Apothekerschilder werden müssen; denn Eckermann hat in seinen theol. Beiträgen (Th. I. St. II. p. 46.) bewiesen, daß die Schlange in der Wüste nur das Zeichen des Askulap gewesen, und vor einer Apotheke gehangen, damit die Kinder Israels, wenn sie von einer Schlange gebissen wurden, gleich wußten, wohin sie zur Heilung sich begeben mußten! So weit Eckermann; in nicht minder freimüthigen Untersuchungen hat sich Rau über diese Typologie ergangen; und wenn wir hierzu noch jene Deutung fügen, daß der Stab Mosis, den er dort vor Pharao hinwarf, damit er wie eine Schlange zuackte — nur eine mit einer Schlangenhaut überzogene Drahtpuppe gewesen sey: so wundern wir uns höchstens, wie das Verschlingen der übrigen Schlangen durch diese Puppe geschehen seyn möge, sind aber fest überzeugt, daß Jesus wie dieser schlangenhäutige Mosisstab an den Nagel gehängt zu werden begehrte! Das Ganze in unserer Nikodemusgeschichte läuft materiell darauf hinaus, daß der junge Galliläer eine überspannte Forderung an den alten Mann stellt, der nach einem würdigen Leben ein Recht hat, zu seyn (und zu bleiben), wie er ist; der Form nach aber ist es eine durch Strauß bekannt gemachte Liebhaberei des Verfassers unsers vierten Evangeliums, sich in Dialogen zu ergehen, und in grellen Contrasten zu schaukeln. War es denn nicht ein einsames Gespräch, fragt Weiße (II, 205.); wie konnte also Johannes davon wissen? Er mußte es selbst angelegt haben.

Diese Contrasten und gesuchten Widersprüche weiß aber am unerbittlichsten B. Bauer (Joh. 84.) dem Evangelisten vorzugeweißen. Vor allem findet er es seltsam, daß dieser sich nicht darüber erklärt, warum der Heiland denen, die doch auf Grund seiner Wunder an ihn glaubten, nicht getraut haben soll; und er nennt dies eine *consequente*, dem Verhalten Jesu untergelegte Theorie. So

dann erklärt Jesus sich mit dem Bekenntnisse Nikodemi, daß er von Gott sey, noch nicht zufrieden, sondern will, er müsse von oben geboren seyn, um zu besagter Erkenntniß zu gelangen! Konnte Jesus sein Inneres durchschauen, dann hätte er auch wissen sollen, wie schwach es mit seinem Fassungsvermögen stehe, und ihn allmählig zum Gedanken der Wiedergeburt erheben müssen, nicht aber mit einer so unverständlichen Forderung blindlings überfallen dürfen. Wie konnte er auch von der Wasser- und Geistesstauung biblisch zu ihm reden? Da müßte er ja ein Christ gewesen seyn, um ihn zu verstehen (?) — wenn er nicht geflissentlich mißverstanden werden wollte? Wie kann er überhaupt von der Taufe als einem Sacramente reden, das er doch erst nach der Auferstehung eingesetzt haben soll? Statt sie ihm zu Verständniß zu bringen, springt er auf die Wiedergeburt, und gleich darauf auf die unwillkürliche Wirkung derselben über, bis Nikodemus, in rath- und verstandloses Staunen versetzt, rein die Möglichkeit, nachzukommen, aufgibt, und mit der Ruhe der Resignation fragt, wie das zugehe? oder vielmehr der Evangelist läßt das ins Mysteriöse ausgelaufene Gespräch mit der gänzlichen Ermattung des vornehmen Pharisäers enden, um dann Jesu seine Weisheit auskramen zu lassen. Warum soll der Herr das himmlische Geheimniß seines Kreuztodes dem so kindisch ungeschickt erwießenen Mann aufschließen, und ihm ein typologisches Spiel vormachen? Den Gedanken, die eherne Schlange für ein Symbol des Heils zu betrachten, hat der Vierte übrigens aus dem Buche der Weisheit XVI, 6. geschöpft. Darauf spricht Jesus von seiner Himmelfahrt, als wenn sie schon vorüber wäre, weil der Evangelist seine spätere Reminiscenz ihm in den Mund legt; denn das Verständniß konnte nur Einer haben, der die ganze Geschichte Jesu mit ihren Zufälligkeiten hinter sich sah.

Die unglückliche Beschränktheit des gelehrten Pharisäers ist also nur ein Werk des Evangelisten; ihn erfreut der Contrast, die unergründliche Weisheit seines Meisters, und die Unfähigkeit des an seiner Grenze angelangten endlichen Verstandes. Jesus klagt im Majestätsplural über ihre Unempfänglichkeit: auch das ist von der späteren Erfahrung der Apostel gesprochen. Ist aber auch das alles umwuchernde Schlinggewächse der Phantasie des Evangelisten entsprossen, so will B. Bauer doch den Stamm sichern, daß Jesus

it einem Pharisäer geredet, wie daß er schlicht bürgerlich einer ist beigeohnt. Darum erklärt er: „als letzter Kern des hts bliebe nun weiter nichts übrig, als daß Jesus I mit einem pharisäischen Obern über die Nothigkeit der Wiebergeburt gesprochen habe; aber eben, worin er dem Nikodemus mit der Ause- setzung des Heilwerks zuseht, hat der Herr nicht ten“!

XXVII. Kapitel.

: Einkehr zu Bethanien. Vom Eölibate Jesu.

ine ergöbliche Erkursion bietet uns die hierauf folgende Ein- s Heilands zu Bethanien; denn wenn auch Lukas hierüber zu berichten weiß, so haben doch die protestantischen Väter Erkundigungen in ihrem eigenthümlichen Gedankentrefse einge- Ihr Scharffinn verbreitet sich zuvörderst über Jesu Aufferung tabelle: Nur Eines thut noth, Maria hat den besseren erwählt! Sollen wir hier Nachtigal's geistreiches Sup- t übergehen, wornach Jesus der emsigen Martha bedeutet haben ,es sey Eine Person genug, um für ihn das Mahl reiten,“ die andere könne schon sitzen bleiben! Oder lachen elleicht im Vorbeigehen über die Naivität eines Dr. Paulus, er, nach Theophylakts Belspiel, jene Worte (Comment. l.) dahin erklärt: Jesus habe nur Ein Gericht nöthig den. Es war zum erstenmale, meint er, daß Jesus die alität seiner „zwei neuen Bekanntinen machte; darum sich die Hauswirthin so überflüssig viel in der Küche für uen Gast zu schaffen. Sie weiß es noch nicht, daß er mit m vorlieb nimmt. Vielleicht waren sie einst Freun- Johannes des Täufers gewesen, dessen Besuch thanien darauf deutet, daß er dort eine Bekannt- : oder Verwandtschaft hatte“! Maria hat sich indes Jesu und seine Begleiter zu Tische gesetzt, und eben den n Bissen sich hinausgenommen. Als nun Martha, herrn zur gleichen Gesellschaftleistung aufgefordert, sich scher- arüber beklagt, daß ihre Schwester sich gar so bequem hinge-

fürchtet Strauß nicht unmaßgeblich, es möge der ganze Hergang Bedenkllichkeiten unterliegen, wornach beide Berichte hierüber als unhistorisch erscheinen müßten! Schade, daß so scharfsichtige Herren sich nicht auf die Astronomie verlegten, mit ihrem Sehrohre hätten sie ohne Zweifel längst allen neuen Entdeckungen ein Ende gemacht.

Indeß ist es mit diesem „Alles verlassen“ näher gesehen so strenge nicht gemeint, und wir haben nicht einmal den Rechtfertigungsversuch Frischke's gegen die Anklage eines Julian und Porphyrius, als habe Matthäus hierin leichtsinnig gehandelt, nöthig — denn wie Dr. Paulus (Creget. Handb. I. b. S. 510.) fand, so hatte der Zöllner den Herrn nur für diesen Tag auf eine Mahlzeit eingeladen, und da Jesus nun sein Lehrgeschäft beendet hatte, sagte er dem Freunde im Vorübergehen an, daß er jetzt bei Appetit sei, und dieser gefälligt ihn nach Hause begleiten solle, was der Gastlader denn auch prompt gethan. Freilich eine seltsame Artigkeit von Seite des Heilandes; wenigstens ist es bei uns eben nicht Gesellschaftston, daß der Gastgebetene mit solchem Commandoworte sich zur Tafel zu setzen begehrt! Doch wenn die ersterwählten Jünger Jesu nur bis zu seinem nächsten Aufenthalt, und später der Schriftgelehrte ihm über den See folgen wollte, so wird auch hier die Aufforderung zur Nachfolge bis in sein Haus keine Einwendung erleiden.

Neander will wenigstens eine lange Vorbereitung nicht in Abrede gestellt wissen; denn nach ihm war Matthäus schon eine gute Zeit darauf vorbereitet, bis der Herr ihn wirklich zur Nachfolge berief — ähnlich wie er auch der Bekehrung Pauli eine lange studirte Vorbereitung für das Christenthum vorhergehen läßt! Dieß Urtheil eines sonst für so gelehrt angesehenen Mannes scheint eben keine besondere Stärke im Fache der Psychologie zu verrathen.

Aber verlassen oder nicht verlassen, vorherige Bekanntschaft oder Nichtbekanntschaft, was kommt es darauf an? hat doch Strauß auch bei dieser Geschichte die Reduktion so weit vollführt, daß wir nun wissen, es sey dem biblischen Erzähler bei der so plöblich geschilberten Berufesumkehr nur um einen rechten Gegensatz zu thun gewesen. „Das Tumultuarische, Zähne und Gewaltfame der Scene ist nicht der Gang des wirklichen Lebens, noch das Verfahren eines Mannes, der, wie Jesus, die Geseze und Formen der Wirklichkeit achtet; sondern das Verfahren der Sage und Poesie.

eiche Contrafte und ergreifende Szenen liebt.“ Was endlich bei r abgehaltenen Mahlzeit selbst die Parabeln, oder um nicht auf itteres einzugehen, bloß die Schlussfolgerung daraus betrifft: „Im immelreich sey mehr Freude über einen Gerechten“ u. s. w., so glaubt eifße (II, 100.): diese könne unmöglich von Christus selbst gezogen n, denn das wäre Ironie! — Wirklich?

XXV. Kapitel.

Austreibung der Tempelschänder.

Dies Bestreben der Mythe muß denn auch hierauf in der Schil- rung von der Tempelreinigung hervortreten. Denn, wie wäre es dglich, fragen namentlich die englischen Deisten und ihnen zu- lge de Wette, daß Jesus, der sich noch gar nicht für den Mes- is ausgegeben (?), wegen eines so unerheblichen Grundes einen so waltfamen, tumultuarischen Akt ausgeübt? und wenn auch Anlaß einer Rüge sich bot, so wäre doch der Gebrauch einer Geißel für ie Person von so hoher Würde ganz unwürdig gewesen! — Es ist r eigenthümlicher Instinkt in dieser theologischen Menschengattung, r sie eine solche Verwahrung gegen diese That Jesu einzulegen be- mmt! es ist das böse Gewissen, welches ihnen sagt, daß auch sie, e Wortmädler und Bibelverwüster, die die Schrift nur an sich ge- sen haben, um mit ihr ihren geistigen Betrug und Muthwillen zu riben, in jeder Beziehung zur Sippe jener Tempelschänder und fal- en Wechßler gehören, und nichts weiter verdienen, als mit Stricken nausgejagt zu werden aus dem Heiligthume, daß sie also gräulich runehren. Und fürwahr, wenn das arme protestantische Volk eine jnung hätte, wie es von seinen Führern systematisch um allen Glau- n betrogen wird — wir möchten auf seltsame Gedanken kommen, is dann geschähe! —

Doch, um in den Angaben dieser Geistesmänner fortzufahren: ß Jesus, der einzelne, unbekannte Mann, eine solche Menge von enschen so ohne Widerstand auch nur hinauszutreiben vermocht, b den Grimm seiner Gegner plötzlich zu dämpfen und unschädlich machen im Stande gewesen, überschreitet schon die Grenzen der idglichkeit, und durch seine Verufung auf eine höhere göttliche Volk- ht hätte er vollends lächerlich werden müssen. Ziegler in

Schwester Maria und den Lazarus lieb hatte“ u. s. w., hat für Venturini etwas besonders Bedeutsames. „Will hier Johannes (XI, 5.), der Vertraute Jesu, einen unziemlichen Verdacht (sic!) von seinem Freunde abwenden, indem er Martha vor der offenbar von Jesu vorgezogenen Maria erwähnt?“ Hat doch der eben genannte rebliche Forscher es ausspionirt, daß sie nahe daran war, ihn von seiner vorgesezten Laufbahn abzuguziehen, wenn er nicht noch zum Glücke überlegt hätte, daß er auf solche Weise mit Weib und Kind seinen Beruf nicht wohl erreichen würde. Er erkannte in ihr, daß nicht aller Lohn für ihn auf Erden verloren sey — wenn nicht ein höheres Ziel ihn abgerufen hätte. Noch interessantere Szenen könnte man an die Darstellung knüpfen, fügt er in einer Note bei, daß Maria Lazari mit Magdalena identisch sey. — Und warum nicht? Hat doch schon Thieß hier die Bahn gebrochen, und erklärt: „Er selbst war über die süßen Schwächen des Herzens, von denen auch die stärksten Geister nicht frei bleiben — nicht erhaben; aber er erhob sich über sie auf den Flügeln der Andacht“ (?) u. s. f. Wie süß und zärtlich das klingt! Was muß das für eine schmachttende Andacht gewesen seyn?

Doch hat man es einmal so weit in der Vermessenheit gebracht, dann hindert nichts mehr, auch noch den letzten Schritt vorwärts zu thun; daher schon derselbe Thieß (II, p. 132.), ohne eben leise aufzutreten, sich der Aufferung nicht entblödet: „Indessen liesse sich wohl eine eigene Untersuchung über Jesu Verhältniß zum andern Geschlechte, insonderheit zur Maria, Lazarus Schwester, anstellen! (I, S. 343.) Diese wird von der Magdalerin nirgends ausdrücklich unterschieden, sie kömmt mehr als einmal zum Grabe ihres Herrn, wie sie den gekreuzigten Jesus nennt (Joh. XX, 2. 13. vgl. XI, 32.), sie will ihn einbalsamiren (Mark. XVI, 1. vgl. XIV, 8.); sie will ihn umarmen, als sie ihn lebend wieder erkennt“ (Joh. XX, 17. vgl. XI, 32.). — Kein Wunder, wenn sie vielleicht um ihren Herrn Gemahl unter dem Kreuze also geweinet! —

In der That bereichert uns Schultheß in den N. theol. Annalen (1826. Nachr. 9—21.) mit der ohne Umschweife ausgesprochenen „Bermuthung, daß Jesus wirklich verheirathet war“; und Opitz liefert in seinem Leben Jesu eine so romanhafte Ausföhrung

ines Verhältnisses zu Maria von Bethanien, daß er darin vielleicht er vom Verf. der natürlichen Geschichte des großen Propheten von Nazareth übertroffen wird. Auch das obige Bedenken, daß er in seiner Jugend nicht in den Ehestand getreten sey, hat nichts auf sich; man andere halten es wegen der Allgemeinheit der jüdischen Sitte er wahrscheinlich, daß Jesus in der höheren Zeit seines Lebens, in der Periode nach seiner Auferstehung aus dem Scheintode nehmlich, aus der uns weitere Nachrichten fehlen, vielleicht verhehlicht gewesen sey, aber ein Weib und vielleicht auch die Kinder durch den Tod verloren habe. Doch will der jüngste Geistesmann in dieser Richtung, Weise (I, 249.), dem eben nicht beistimmen, sondern glaubt, Jesus habe aus Sorge für seine physisch-magnetische Heilkraft, von der wir, nach Analogieen, welche die Erfahrung darbietet, Grund haben vorauszusetzen, daß sie durch geschlechtlichen Umgang würde geschwächt worden seyn, sich der Ehe enthalten! — Gewiß kann es nicht leicht etwas gottesdienstlicheres und feierlicheres geben, als derlei Betrachtungen; da aber er ganze protest. Cult in Predigt und Gesang besteht, so muß es nicht wenig ergreifend und erbaulich gewesen seyn, als man derlei Vorträge auch auf die Kanzel brachte, wie es in den „Predigten zur Beförderung einer heiteren Frömmigkeit“ S. 129 u. f. wirklich geschah. Von da ist aber nur mehr ein kleiner Schritt zu dem Cultus der freien Kirchen in Nordamerika, wo bei seiner Versammlung Schillers Lied: „Freude, schöner Götterfunken“, der: „Freut euch des Lebens, man lebt nur einmal“, in den rühmlichsten Tönen gesungen wird. Den Gipfel aller Verruchtheit jedoch erreicht vollends die jüngste Volkschrift „Madonna und Magalena“ von Gottschall (Berlin 1845.).

Blieb aber Jesus auch unbeweibt, so soll ihm dieß gar nicht er Ehre gereichen; haben doch die Theologen von der Gegenseite schon längst durchschimmern lassen, wie es möglich sey, das Verhältniß des Meisters zu seinem Lieblinge Johannes, er immer an seiner Brust lag, im Sinne der Griechen zu verstehen, wie die Athener eine ähnliche Schmähung zu ihrer Beschönigung auf Sokrates häuften, nachdem sie ihm den Giftbecher gereicht hatten.

Hier wollen wir wieder einen Augenblick inne halten, und ernstlich überlegen, wie weit es mit dem Abfalle von der Kirche gediehen

sey, und wie viel Christenthum sich noch im derzeitigen Protestantismus finde, wenn es zu solchen Debatten unter seinen Stimmführern kommen konnte? All diese theologischen Verhandlungen, was sind sie anders, als fortgesetzte Gotteslästerungen, und wer kann seine Hände noch in Unschuld waschen, wenn bei der fast durchgängigen Ansteckung der Hochschulen durch diesen diabolischen Geist von Hunderten des genannten Gelichters selbst der über alle berühmte und frommgläubige Reander die Versuchung nicht überwand, Christo eine natürliche Erzeugung, und consequent damit auch, wie eben gerügt, einen ganz gewöhnlich menschlichen, d. h. sinnlichen Lebenswandel nach dem Muster des ersten Adams zuzumuthen! O der heillosen Folgen des gottverhassten Principis einer falsch verstandenen Reformation! Haben sie doch auch jüngst in wohlbegriffener Consequenz erklärt: wenn es heute wieder zur Probe im Paradiese käme, sie würden ohne weiters zu dem Apfel greifen, um von dem Zwangsgebote loszukommen — und sich die Freiheit zu retten!

XXVIII. Kapitel.

Jesum in Collision mit dem Täufer.

Wir finden Jesum hierauf, wie er lehrend und durch seine Jünger taufend im Lande Judäa umherzieht. Sollte man meinen, daß der Protestantismus unserer Tage selbst an dieser Meldung einen Anstoß nimmt? Und würde von keiner Seite etwas eingewendet, so setzt doch der hegelsche Sophist (L. F. I, S. 72.) wieder seine trübe Brille auf die Nase, unter deren Farbenscheine ihm alles mythisch sich gestaltet, und siehe da! er hat es gefunden. „Da der Taufritus schon von Johannes eingeführt war, so ist, je mehr Jesus von Anfang an nur in dessen Fußstapfen zu treten (d. h. sein Nachtreter zu seyn) beabsichtigte, es um so wahrscheinlicher, daß auch er mit seinen Jüngern sich der Taufe bedient habe. Aber die Tendenz des vierten Evangeliums, Jesum aufs Entschiedenste über den Täufer zu stellen“, ließ es nicht zu, daß der Messias selbst diese Funktion ausgeübt haben sollte, darum mußte es durch seine Apostel geschehen seyn!

Bisher war den Rationalisten bei dieser Gelegenheit die *Bekämpfung des Tüfers in der Wüste*, wenn er Jesum für den himm-

a Bräutigam, und dieser hinwieder Johannes als den größten Propheten erklärt, natürlich, wie früher, nur eine abgekartete Puppe, wobei jeder im Namen des andern sich selbst erhob, und Wolke Sand in die Augen gestreut wurde. Ja die so unverliche Rede des Täufers: er sey nur der Brautführer, und freue über die Stimme des Bräutigams! erklären Michaelis, Lange, Lus u. a. bei Kuhnöl noch dazu in einer Weise, daß man Schamröthe es nicht lesen kann, geschweige denn wiederholen! Strauß dagegen äuffert, wie bemerkt: „wenn anders an der Darstellung des Verhältnisses zwischen Jesu und Johannes nur irgend etwas wahres ist“ (was wir schwer bezweifeln!), so kann dieser jenen nicht so erhoben haben. Also darf wieder erst die Volksfage ex eventu diesen wechselnden Rapport erdichtet haben. Doch würde der Erfurs hier ungleich glänzender ausgefallen seyn, wenn nicht schon Bretschneider als unserm Mythiker den Vorrang abgelassen, und mit originaler Berstande in seinen Probabilien S. 66. es längst herausgestellt hätte, daß die Anfrage der Jünger bei Johannes (III, 25.) die Bevollmächtigung Christi zu taufen, nichts weiter sey, als Umbildung jener anderen Erzählung bei Matth. IX, 14. geleich der Mahzeit bei diesem Zöllner, wo dieselben Jünger sich beklagen, warum Jesus mit den Seinen nicht faste?!? Hätten wir es uns doch gleich denken sollen, daß bei einer solchen Bewandnis das Evangelium nicht vom Jünger der Liebe herrühren könne! — Noch passender aber dürfte anzunehmen seyn, wenn anders ein Vorzug von unserer Seite etwas gilt, daß vielleicht die Stelle Matth. XV, 2., wo gelegentlich vom Händewaschen oder Nichtwaschen der Jünger die Rede ist, zu dieser Erzählung von der Aufnahme sich weiter umgebildet? Und warum nicht? Doch hören wir was Weise (I, 406.) über das Ganze urtheilt. Ihm streift zuerst schon an Abgeschmacktheit die Bemerkung, daß Jesus es Anon zu seinem Standorte erwählt habe, weil es viel besser da gab — als wenn hiez zu nicht jeder Uferplatz genügt? Erst die Jünger adoptirten ferner die Taufe Johannes nach Jesu Tod als ein Sinnbild der Begräbnis und Wiedererstehung. Es ist also eine irrig befundene Vorgang, sowohl daß Jesus vor der Einziehung des Täufers in Judäa taufte, als daß die Jünger beider Meister mit einander in Streit

und Wortwechsel geriethen. Der Evangelist besann sich aber auf die Notiz, daß Jesus nicht selbst taufte, erst als er ein widersprechendes Faktum zu erzählen im Begriffe stand. Christus wies sie vielmehr an, mit dem heiligen Geiste zu taufen, während Johannes bloß mit Wasser taufte!

In ähnlicher, wo möglich noch verständigerer Weise räumt schließlich noch B. Bauer mit dem biblischen Berichte vollends auf. Fürs erste müßte die Auffassung, welche die Taufe für Jesu zu einer bloßen Formalität macht, ihn zur Anklage führen, daß Jesus mit einem so ernsten Akt, wie die Johannestaufe war, ein unsittliches Spiel getrieben. Dann konnte der Herr unmöglich während seiner irdischen Gegenwart für den Glauben an ihn eine symbolische Handlung einführen. Daß er getauft habe, ist also ein Übertrag aus dem späteren Standpunkt, daher wir auch ausserdem nichts davon hören, und die Forderung der Taufe in seinen Reden beruht auf späterer Reflexion. Was sollte aber auch die gleichzeitige Johannaustaufe? War sie nicht ein Anachronism, wenn er auf den Zukünftigen hindeutete, der doch schon erschienen war? taufte er aber auf den Erschienenen, so war seine Taufe mit jener der Jünger einerlei, und es konnte keine Eifersucht entstehen.

Es ist daher nach B. Bauers Bedünken (I, 106. 202.) die unendlich überwiegende Wahrscheinlichkeit, daß die ganze Anordnung dieser Geschichte der hinterherigen Überlegung angehört. Jesus und Johannes brauchten keineswegs die Schule, welche die Zeit vor ihnen durchmachen mußte, besucht zu haben, und doch mußte Johannes den Späteren aus der Kraft des Selbstbewußtseyns als Vorläufer erscheinen. Was dann die Anhänger des Johannes diesem berichten, konnten sie sagen, auch wenn kein Streit zwischen ihnen und den Aposteln stattgefunden. Doch nein! die Klage selbst zerreißt sich in Stücke: sie konnten nicht sagen, der, dem du Zeugniß abgelegt hast, taufst, und alles läuft ihm nach; denn sie hätten sich ja freuen und nachfolgen müssen, daß dem, den er ihnen als Messias gezeigt, alles nachfolge — wenn nicht überhaupt jenes Zeugniß im Feuer der Kritik versengt wäre. Es schien schon den Synoptikern unpassend, daß der Täufer noch eine Zeit nebenher wirken, und auf den Kommenden hinweisen sollte, während dieser sich schon als den Herrn erwies? Eher dürfen wir also für eine noch länger anhaltende Wirksamkeit nicht stimmen.

und nicht der den Synoptikern entgegengesetzte Bericht des vierten Evangelisten einen festen Kern an die Hand gibt. Warum schließt aber dann Johannes nicht auch Jesu dem Bräutigam an? Darum, weil seine Wirksamkeit dann aufhören, und nicht bloß abnehmen müßte.

Hier wie anderwärts bewegt sich der Evangelist gern im Gegenbes des Evangeliums und der dafür unempfänglichen Welt, und seine he Seele ergießt sich in Klagen über die Letztere. Dieser wiederholte Jammer: Jesu Zeugniß nehme niemand an, ist ins Sentimentale, und namentlich konnte der Täufer nicht so reden, da seine Anhänger ja eben klagen, zuviel dessen Zeugniß annähmen! Durch diese immer erkehrende unpassende Hyperbel verliert der Charakter Jesu selbst Droßartigkeit, und sein Kampf löst sich in fortgesetzte vergebliche Wählungen auf. Wie konnte der Evangelist dann den Täufer im ensage zu Jesu sagen lassen, daß er nur irdisch rede, da er doch r die tiefste Einsicht in die göttliche Heilsökonomie, selbst in den ertod Christi zeigt, ja mit denselben Worten spricht, welche Christus n Nikodemus gebraucht; und wie hätte er bei solcher Einsicht für sich stehen können?

Woher nun diese Geschichte? Dem Reid der Johannesger fehlte aller Anlaß, da Jesus nicht taufte! Mag un seyn, daß sie selbst Jesum fragten, warum er nicht taufte, warum er diese innere, und dazu noch die äussere Reinigung bsänne, oder daß überhaupt über ihr Verhältniß Fragen aufgeien wurden — aus jener Zurückdatirung der Taufe auf Christus ann sich leicht die Eifersucht oder die erwünschte Gelegenheit.

Evangelist, der aus solchem Material seinen Bericht zimmert, te die Gelegenheit benützen, den Täufer noch einmal zum Zeugnißzen zu gebrauchen, ehe er ihn vom Schauplay abtreten ließ. mach thun wir dem Bericht zu viel Ehre oder Unrecht an, wenn ihn einen Mythos nennen wollten. —

Gut, daß diese Scribenten aus eigenem Verfahren wissen, daß e Gedanken *ἀπαξ λεγόμενα* bleiben, und kein zweiter durch Einna darauf ihre Originalität beeinträchtigen wird!

XXIX. Kapitel.

Jesus und die Samariterin.

Die Verfolgung der Phar isär zwingt Jesum, den Evangelien zufolge, in Eile durch Samaria den Rückweg nach Galiläa anzutreten, und wir begegnen ihm bei der ersten Rast im Gespräche mit der Samariterin zu Sichem am Brunnen. Hier müssen wir Dr. Paulus (R. J. I, 187.) hören! Wir wissen nicht, sagt er, „durch welche vielfach mögliche Veranlassung diese leichtsinnige Frau schon fünf Männer gehabt, und jetzt mit einem ausser der Ehe lebte.“ — Vielleicht, daß damals in Samaria schon das preussische Landrecht gegolten, welches in 37 Fällen die Ehescheidung erlaubt? welche Befehdenheit, daß ein Dr. Paulus spricht: er wisse sich's von Samaria nicht zu erklären, da es doch auch in Berlin nichts Unerhörtes ist, einer Frau von vier bis fünf noch lebenden Männern zu begegnen? Doch weiter im Texte!

Vermuthlich hatte ihm, während er am Brunnen saß, und die Frau aus dem Städtchen daherkam, jemand im Vorbeigehen einen gehässigen Wink gegeben, sich mit ihr als einer Überberüchtigten nicht abzugeben, etwa kurz so: „Diese ist von der Art, daß sie jetzt nach dem sechsten Manne trachtet!“ Schweizer erklärt sich diese nähere Bekanntschaft dadurch, als habe der Heiland schon aus der Bereitwilligkeit der Frau, sich mit einem fremden Manne in ein Gespräch einzulassen, gemerkt, welche Person er vor sich habe, und darauf die Jünger in Samaria sich noch des weitern erkundigt. Von Jesu, als dem Herzenskundigen, ist also hier wieder nicht die Rede. Schade, daß gerade so eine nasenweise Person mit ihrer Warnung zuvorkommen muß; vielleicht hatte Jesus sonst in ihr „ein Herz gefunden, das dem Bunde mit ihm gewachsen war,“ und sie zur Frau bekommend ein Glück gemacht, wornach er, wie wir hörten, sein Lebelang vergeblich sich sehnte. Jetzt hatte der Herr also gut reden: Fünf Männer hast du schon gehabt, und der jetzige ist nicht einmal dein Mann! Daß indes Bretschneider bei diesem Zwiesgespräche, sowie zuvor in der Unterredung des Nikodemus schon an der Lokalität wie am Eingange der Rede mehrfachen Anstoß nimmt, versteht sich von selbst, wenn man das zarte Wahrheitsgefühl des Herrn Gothaer Superintendenten kennt. Kamentlich will er auch

den Vorwurf einer Verstellung von Jesus nicht beseitigen können, wenn er nach ihrem Manne fragt, und doch wissen soll, sie habe keinen. Lúde glaubt, Jesus habe wegen des Unverstandes der Frau nach ihrem Manne gefragt, um sich mit ihm besser (über den Ziehbrunnen?) verständigen zu können, und ihr mit den Worten: Geh, und rufe deinen Mann! fast zufällig eine Verlegenheit bereitet.

Wie sie doch so verschämt die Augen niederschlägt, daß der Hellaub in ihren Mienen lesen kann, was er ihr weiter zu sagen hat; und als sie auf die Religionsverehrung ihres Volkes überlenkt, wie erstaunt sie nicht, zu sehen, daß er weder Jude noch Samariter sey? — Der rationalistische Patriarch stellt sich dieß ihr Erstaunen wahrscheinlich vor, wie das unsere, wenn wir an ihm erfahren, daß er weder Christ noch Jude, noch Moslem, sondern — ein gelehrter Tollhäufer ist; aber unsere Verwunderung ist in der That oft mit Abscheu gemischt. Am kürzesten weiß er sich indeß zu helfen, indem er den Herrn auf die Mahnung der Jünger, zu essen, sich nicht lange weigern, sondern ohne weiters nach den mitgebrachten Speisen greifen läßt!

Vollends eiskalt überläuft es uns jedoch, wenn wir auf die frostigen Abstraktionen unseres Mythikers übergehen. Ihm zufolge hatte Jesus mit jüdischer Engherzigkeit nie im Sinne, auch auf die Samariter seine sich vorge setzte Sendung auszudehnen, und verbot darum seinen Aposteln bei ihrer ersten Mission den Weg dahin geradezu. Wie sollte er erst dem Nikodemus und der samarischen Frau noch tiefere Aufschlüsse gleich Anfangs über das Reich Gottes ertheilt haben, als selbst seinen Aposteln? Als aber in der Apostelzeit Philippus der Diakon Samaria zum Evangelium bekehrte (wenn diese Nachricht bei Lukas nicht wieder Mythos ist?) fand es die Sage schmeichelhaft und gelegen, und der Glaube machte sich von selbst geltend: daß schon Jesus da gesäet habe, wo die Apostel jetzt die gereifte Ährnte einheimfen mochten. „Schon das Lokal am Brunnen ist das idyllische Lokal der althebräischen Sage.“ Wie Abrahams Knecht Elieser, wenn er für Isaaß freien geht, von Rebekka zu trinken begehrt, so hier Jesus. Wie Elieser sich Rebekka zu erkennen gibt, und Jakob der Rachel, und beide Mädchen herauf zu ihren Verwandten eilen, um sie herbeizuholen, so hier bei der Samariterin. War Rebekka eine Jungfrau, die noch keinen Mann erkannte, und

Zippora, deren Bekanntschaft Moses auch am Brunnen machte, ebenso tabellos befunden, so muß die Repräsentantin des unreinen Volkes fünf Männer gehabt haben, und einen jetzt, der nicht ihr Mann ist. Tholud räth hier mit gerechtem Spott, die Ähnlichkeit vom ibyllischen Brunnengeländer und dem Laufen auch noch auf die Werbung im geistigen Sinne ausdehnen, indem Jesus wenigstens um die Seele der Frau gewonnen habe.

Enthalten wir uns lieber jeder weiteren Bemerkung; denn an solchen Aberwitz läßt sich kein wissenschaftlicher Maßstab legen. Wie die erdichtete Repräsentantin des samaritanischen Volkes ihm nicht anders als unhellig auftreten zu können scheint, so dürfen wir von dem Mythiker in der Wirklichkeit nichts weiter erwarten, als eine teuflische Wechselbalgerei mit all dem, was der Menschheit heilig ist, andererseits eine schamlose Rothzüchtigung des evangelischen Verdictes von Seite der Rationalisten. Ungleich mehr, als wenn das Recht auf die äußerste Spitze getrieben, in Unrecht umschlägt, wird hier eine bissige, haarspaltende Logik zum Werkzeuge der absoluten Lüge, wie kaum in der Hölle die Kniffe künstlicher erfonnen werden könnten! Welch eine unwürdige Vorstellung von Jesus, so indignirt er sich (§. 68.) weiter, wenn er aus sich die äußeren Verhältnisse anderer unbedeutender Personen bis ins kleinste Detail gekannt hätte! Dies wäre nicht eine Unwissenheit, sondern Unwisserei zu nennen, die das menschliche Bewußtseyn in Jesu zerstörte. Die Rabbinen zählen wohl eine solche Unwissenheit unter die Kennzeichen des Messias, schreiben sie auch dem Moses und Salomo zu, und erkennen am Mangel derselben den Pseudomesias Bar Cocheba. Was möge man aber von Jesu Menschenkenntniß und Unwissenheit denken, wenn er, statt ihre Gesinnung zu durchschauen, von dem schlauen Weibe, ohne es zu merken, sich von dem Punkte seiner Frage ab-, und auf einen anderen Gegenstand hinlenken läßt, in dem Augenblicke, wo er eben recht ernstlich auf den zuvor getroffenen empfindlichen Fleck im Bewußtseyn der Frau hätte losarbeiten sollen? Hier hätten wir also sicherlich nur eine Sage vor uns, die mit Gewaltthätigkeit das Gespräch auf einen Punkt hintreiben will, wo nicht bloß die Prophetengabe, sondern auch die Messianität Jesu offenbar werden soll! —

Und nun, nach solchen Spiegelfechtereien und nihilistischen Argumenten, bringt er die Rechnung zum Schluß, und das Produkt

Ansages ist: „Da sich somit die johanneische Erzählung als unrichtig ausgewiesen hat, so wissen wir von einem Verhältnisse, des Jesus als Messias mit den Samaritern angeknüpft hätte, ts, und es bleibt uns nur noch seine denselben günstige Beobachtung Luk. XVII, 16. neben der ungünstigen IX, 53., nebstdem das bot Matth. X, 5., die lobende Parabel Luk. X, 30., sammt der weisung, in Samaria das Evangelium zu verkünden, Apostelg. 1. Da aber diese ausdrückliche Anweisung als eine erst nach der Erhebung Jesu geschehene, bis zur Untersuchung (so. und Vertung!) dieses Faktums uns problematisch bleiben muß, so geht sich, ob auch ohne sie und unerachtet jenes Verbotes das ebenliche Verfahren der Apostel, Apostelg. VIII., sich erklären läßt, ist ob, sey es von Seiten der Apostelgeschichte ein Übergehen gegebener Bedenlichkeiten, oder lieber von Seiten des Mat- us eine zu partikularistische Zeichnung Jesu, oder endlich von te Jesu eine spätere Erweiterung der Ansicht vorausgesetzt werden ? was hier nicht weiter zu untersuchen ist,“ — oder, oder, oder, lebt uns hier, wie überall, nichts. Wie kann Strauß überhaupt berechtigt fühlen, „oder endlich“ zu sagen, da bei ihm die oder unendliche Reihe bilden, und er keine Möglichkeit ausschließen ? Von einem Bestande ist ja da keine Rede; denn wenn wir den Zelotism der Donnerkinder, Feuer vom Himmel zu rufen, mythisch auf einen Vorgang im II. Buche der Könige I. ab- n, so kann Strauß weder hier noch anderwärts ein Veto ein- n, und es ist nur Schade, daß das Schicksal ihn nicht zum ter der Universalgeschichte bestimmt, um den Leibnizischen Infini- malcalcul auch hier in seiner Weise durchzuführen.

O weiser Daniel! „wir wissen vom Verhältniß Jesu zu den maritern nichts“? Besser wäre es wohl und ehrenvoller für deutsche hrheitsliebe, für Wissenschaft und Philosophie, wir wüßten von aussischen, Feuerbachischen und ähnlichen Nichtswissern nichts!

Nun erst B. Bauer! er kommt vor unsäglichen Widersprüchen n zu Athem. Endlich, ruft er, bringt der Evangelist Jesu nach hem, wo er ihn haben will. Er bittet die Bürgerin um Wasser der Ostentation, daß er sie nicht zu bitten brauchte, und selbst) mehr geben könnte. In diesem Anerbieten lebendigen Wassers) der winzigen Bitte um pures Wasser liegt ein „Schein von eikeit“. Weil sie es nicht versteht, will er durch einen Gewalt-

Zum Schluffe aber hält er uns noch in einem eigenen Abschnitt eine Vorlesung darüber, daß die Messiasidee, wie den Juden, so auch den Samaritern fremd gewesen. Die Anschauungen, die Simon der Magier von sich selbst und die seine Landsleute von ihm hatten, sind uns dadurch, daß der Evangelist ihn zum Gegenbilde des Messias ausmalt, völlig unbekannt geworden, und aus einer unbekanntem Größe wird man nicht auf die Vorstellungen der Samariter schließen mögen. Simon Magus ist uns dadurch so verloren, als hätte er nie existirt, und über den Werth einer ungeschichtlichen Person kann er sich nicht erheben! — Wann doch für unsern Gewährsmann das Evangelium und die Apostelgeschichte geschrieben seyn mögen?

Dr. Paulus findet in den Evangelien nichts Übernatürliches berichtet, Strauß leitet den offenbaren Wunderbericht aus der angestammten Messiasidee ab, Bruno Bauer hingegen läugnet eine solche ganz und gar, und jeder beweist es auf seine Weise gegen jedermann. Die Unverständigen aber halten es mit Paulus, Strauß und Bauer zugleich, und wissen und begreifen nicht, daß sie es mit Tod und Leben halten, indem einer des andern Scharfrichter ist, und sie sich wechselseitig aus dem Wege räumen! So haben sie glühende Kohlen auf ihrem Haupte gesammelt.

XXX. Kapitel.

Der Hauptmann von Kapharnaum.

Eines abermaligen Wunders werden wir durch die natürliche Erklärung in der darauf folgenden Episode vom Hauptmann von Kapharnaum überhoben. Doch bevor wir einen Schritt weiter thun, wollen wir erst den vierten Evangelisten durch B. Bauer darüber ausschelten lassen, daß es ihm einfallen konnte, zu schreiben IV, 44.: Jesus habe selbst gesagt, daß kein Prophet in seiner Heimath geehrt sey. Was thut der Spruch hier? Galiläa, seine Heimath, nahm ihn ja gerade gut auf. Ist Galiläa aber im Gegensatz zu Judäa als seine Fremde gemeint, so paßt der Spruch hier wieder nicht, und steht ohne alle Veranlassung, um so mehr, da Jesus eben von Samaria herkam. Waren aber die Galiläer schon günstig für

ihn gestimmt durch die Wunder, welche er zu Jerusalem wirkte, so ist der Satz jedenfalls überflüssig.

Nun aber kommt dem Helande auf der Heimkehr der Hauptmann von Kapharnaum entgegen, und bittet ihn um die Heilung seines Knechtes oder Sohnes, der am Tode liege. Begreiflich, meint Dr. Paulus, geht man zu keinem Arzte, ohne daß man ihm die Krankheit schildert mit den Umständen, durch welche sie gefährlich scheine. So that denn auch der Officier oder königliche Diener, erzählte Jesu den ganzen Verlauf von Anfang bis zu Ende, wenn dies gleich im Evangelium wieder Kürze halber übergangen ist. Da dies der Herr hörte, verstand er gleich vermöge einer günstigen Kenntniß der Krankheitsstadien, daß die Todesgefahr jetzt eben vorübergehe, und der günstige Erfolg rechtfertigte wirklich sein Prognostikon. „Wie schwer aber eine solche Voraussagung gewesen, haben wir keinen Maßstab mehr;“ und ist es genug, daß im Evangelium nicht ausdrücklich steht, er habe die Heilung bewirkt, sondern nur vorhergesagt. Aber genau errathen, sagt der Schwabe, ist eben auch eine Kunst, und diese muß der Gottmensch sonach oft bewiesen haben, ohne seinen Credit, vermessen auf's Spiel gesetzt, endlich einmal einzubüßen. Obgleich es indeß uns andern seltsam erscheint, hier die heilende Einwirkung Jesu in Abrede zu stellen, zumal er selbst verspricht, zu kommen, und den Todtfranken gesund zu machen, hat doch auch der geistreiche Lücke der Behauptung sich unterwunden, Jesus habe hier kein Wunder gethan, sondern nur vermöge seiner Divinationsgabe dem Vater die Trostversicherung ertheilt, daß sein Sohn jetzt ausser Gefahr sey, und die Krankheit in demselben Augenblicke, wo sie mit einander redeten, sich zum Leben entschieden hätte.

Doch Dr. Paulus ist in seinen Erklärungen unerschöpflich. Wenn der Hauptmann sich in die Kategorie der Befehlenden setzt, denen die Untergebenen unbedingten Gehorsam pflichteten, so fließt ihm hieraus die bescheidene Bitte, er möge, anstatt selbst zu kommen, vielmehr befehlen, und einen oder mehrere seiner Jünger zur Bornahme der Kur absenden. Sein bloßes Wort hinzuschicken, wäre doch selbst im orientalischen Redestyl eine unerhörte Personifikation. Dies habe denn Jesus auch wirklich gethan, und während die Abgesandten noch einige Zeit bei ihm verweilten, kamen die Apostel ihnen voraus in Kapharnaum an, und siehe da, bis der Haupt-

mann zurückkam, war der Kranke hergestellt, oder doch im Zustande vollkommener Besserung. Das melden die Evangelisten natürlich nicht; denn sie befolgen durchweg als Grundsatz das *rapere in mediam rem*.

Wo doch die Apostel diese schnelle Arzneien gelernt haben mögen? um so mehr, da ihnen dieser Fall mehr als einmal geboten war. Denn wenn es auch bizarr, ja wie darauf angelegt erscheint, eine Geschichte abgeschmact zu machen, so leitet doch der gar zu engbrüstige Storr (über den Zweck der evang. Gesch. und der Br. Joh. 351.) aus der verschiedenen Situation, in welche die Evangelisten in der lebhaften Darstellung die hier handelnden Personen versetzen, drei Begebenheiten dieser Art ab, indem er sich in den Kopf setzt, daß in Kapharnaum zwei Hauptleute nach einander einen kranken Knecht und hinwieder ein Hofbeamter einen kranken Sohn gehabt, daß der zweite Hauptmann (bei Lukas) von der Geschichte des ersten gehört, sich auf ähnliche Weise an Jesum gewendet, und sein Beispiel durch Demuth noch zu übertreffen gesucht habe; wie zuvor der Hauptmann des Matthäus, mit der noch früheren Geschichte des Hofbeamten bekannt, das schwache Vertrauen, welches dieser letztere bei Johannes äussert, habe übertreffen wollen, und daß der Heiland somit alle drei Kranke auf dieselbe Weise aus der Ferne geheilt habe!? — Man sieht, die Reformation beweist guten Takt, sowohl in der Geschichte, als in der Anthropologie und Psychologie, und es läßt sich daraus was lernen.

Indeß erinnert Thieß: „Wer einmal das Vorurtheil, er sey ein Wunderthäter, für sich hat, der kann nicht leicht zu viel und nicht zu große Wunder thun!“ Auch unmöglich scheinende Dinge werden ihm zugemuthet, und man sah sich später gleichwohl oft in der Voraussetzung betrogen, daß nicht noch menschliche Hilfe hingereicht hätte. „Ob Jesus diese günstige Stimmung seines Volkes auch nur klüglich, oder nicht ganz von Selbsttäuschung frei benutzte, wage ich, sagt Thieß, selbst nach den Angaben der Evangelisten nicht zu bestimmen. Und wenn wir hier den Vorgang mit dem Hauptmannssohne von Kapharnaum betrachten, so bekümmerten sich selbst die Augen- und Ohrenzeugen nicht darum, worauf Jesus seine Versicherung gründete, ob noch eine Kur erforderlich war, und wie er dieselbe bewerkstelligte. Ist nicht am Ende die Geschichte, um die wir nicht wissen, die wahre?“

• O gewiß! auch die Kirche, um die ihr nicht wißt, ist die wahre. es Christenthum, um das die Geschichte nicht weiß, dünkt euch das ihre. Der Christus, um den die Evangelien nicht wissen, und den r ganz als Mann nach eurem Schlage erdichtet habt, der ist der ihre. Kurz! ihr seyd uns die Wahren! Wenn man so diese theogische Gewürm betrachtet, wie es über keine göttliche That hingekommen kann, ohne seinen Schleim zurückzulassen, und wie es besonders über die mystische Rose, die Lilie der Reinigkeit, über Maria ihrer Empfängniß seinen Geißer ausgegossen hat, dann möchte man h fürwahr nicht wundern, wie Buffon zur Zeit auf seine Hypothese von der Entstehung des Menschen verfallen konnte. Nur die bylonische Verwirrung im Lager des Protestantism, nur der gesellschaftliche Zustand überhaupt, in welchem Krankseyn bald als Normalzustand gilt, dürfte ein solches fortgesetztes Irrereden, einen solchen Schaum von Erbärmlichkeit einigermaßen entschuldigen. Aber weiter kann man es in der Verhöhnung Christi nicht mehr bringen.

Diesen Menschen gegenüber benimmt sich Strauss darum fast *h* wie ein Ehrenretter des Evangeliums.

Es dreht sich der Mythiker schräg und krumm,

Wie des Härbers Gaul nur im Ring herum;

• d bleibt endlich auch hier bei dem Schlusse stehen: dieser, wie jener verwandte Bericht, sey nur den alttestamentlichen Heilungs- und weckungsagen nachgebildet. Dazu unterhält er uns mit seinen liebten Gradationen der Wunderfrage, die von der „wunderbaren Heilung durch Berühren des Kranken, wie bei dem Ausfägigen und Blinden, vermöge eines nahe liegenden „Elixir“ zunächst zum Heilen Gegenwärtiger mittels des bloßen Wortes, wie bei den Dämonischen und Ausfägigen; endlich bis zur Herstellung selbst Abweider sich verfeigen konnte“, hier aber speciell ihren Faden an die mythische Mythe vom syrischen Feldherrn Raëman und dem Propheten Ilsa anknüpfte. So spornt der Ritter von der traurigen Gestalt jenen todtmüden Gaul auch gegen den Hauptmann von Kapharnaum, ob steht, während er selbst von der Gewalt des historischen Ereignisses in den Sand abgesetzt wird, Wolken von Mythen aufsteigen!

Da weiß sich doch Weisse II, 56. zu helfen, indem er das Ganze für eine Parabel hält. Der römische Centurio ist ihm der Repräsentant jener Völker, welche von Osten und Westen herzukommen werden, und nicht warten, bis Jesus zu ihnen kommt und ihnen

Wohlthaten aufdringt, ja die nicht einmal verlangen, daß er sich zu ihnen herablasse und persönlich in ihre Wohnungen eintrete. Diese geistige Wunderwirkung Jesu ist seine vollgeschichtliche, weder an Zeit noch Raum gebundene That. Das Verhältniß dieser Erzählung zu jener von der Kanaaniterin läßt uns, sagt er, einen Blick thun in die Mannigfaltigkeit der Formen, in welchen der Heiland öfter einen und denselben Hauptgedanken aussprach. Denn auch die letztere Geschichte ist bloß ein Gleichniß, da Weisse in beiden Fällen doch nicht mehr nachweisen möchte, daß Jesus mit den darin wieder hergestellten Personen zuvor im magnetischen Rapportе gestanden.

Dagegen kann B. Bauer seinen Zorn über diesen neuen mitschuldigen Bericht nicht wohl unterdrücken. Schon daß Johannes schreibt: dies war das zweite Wunder! zeigt, daß ihm die Anschauung von der Continuität der Wunderwirkungen abging, welche die Synoptiker haben. Eigentlich findet er darin eine verdunkelte Erinnerung an den Hergang des Vorfalls mit der Tochter des Jairus. Die Abweichungen rühren von Mißverständnissen und Gedächtnisfehlern her, indem Johannes nicht mehr bewußt war, daß der Herr dies bloß als Parabel vorgetragen, und keinen wirklichen Vorgang meinte. Darüber ist ihm aber auch die Pointe der Anekdote verloren gegangen. Daß dies Wunder, wie das erste, zu Kana geschehen sey, verräth zu sehr eine gesuchte pragmatische Tendenz. Wie sollte Jesus übrigens einen „königlichen Mann, der sich ohne Arg an ihn wendet, so angefahren haben: „Wenn ihr nicht Zeichen und Wunder sehet, glaubet ihr nicht!“ Der Glaube zeigt ihm ja eben den Weg zur Hilfe! Will er denn das Zeichen als solches und nur deshalb, damit er wisse, ob es sich zu glauben verlohne?“ Der Evangelist will gegen den Glauben, der bloß auf Wundern fuße, zu Felde ziehen, vergißt aber hier in der Anwendung, daß dem Königlichen der Glaube voranging. „Für die großartige, plastische Polemik aber, wie sie in der Darstellung des Matthäus erscheint, fehlte Johannes der Sinn.“ Die darauf folgende Heilung, welche Christus, mehr als gebeten, erteilt, steht nun ganz unpassend nach der schroffen Zurückweisung der geringeren Bitte. „Weiter offenbart sich noch die Engbrüstigkeit des Verfassers, denn weil es seinem apologetischen Bestreben um den Wunderglauben der Leser und ein Centrales zu thun ist, so läßt er den Vater auch Zeit und Stunde genau erkunden, obwohl es heißt: der Vater glaubte

in Herrn aufs Wort, und obwohl der Evangelist offen erklärt, den Aberglauben zu verachten!

Also läßt D. Bauer zwei Geschichten aus Einer Parabel, wie ein Bogen aus Einem Ei entschlüpfen. Dabei gebraucht er sich der Helmtücke, so lange er die Synoptiker schmäh't, immer lobend auf Johannes hinzuweisen, so daß man sich mit der Hoffnung beruhigt, finde von den Evangelisten doch noch den Einen bewährt; bis er nun zum Vierten kömmt, und diesen noch ungleich mehr auf Kosten der Vorgänger herabwürdiget! Hennell endlich leitet diesen neuen Wunderbericht aus einer „vagen Äußerung“ bei Matthäus ab, welcher keine Einzelnheiten gibt, also allein noch lobenswerth erscheinen dürfte. „Man lese, sagt er (Unters. 183.), den Bericht des Johannes, und man hat ein entschiedenes und umständlich erzähltes Wunder; man gehe um 25 Jahre zurück auf Lukas, und das Wunderbare hat sich auf einen kurzen Satz reducirt; kömmt man der Quelle näher, so erscheint das Wunder bei Matthäus in einer Gestalt, welcher man es ebenso gut für etwas bloß Erschlossenes, als für eine Thatsache der Erfahrung nehmen kann. Wie kann man sich des Verdachtes erwehren, daß, wenn sich noch ein älteres Zeugniß finden ließe, was man von der Sache wußte, alles am Ende auf die Worte Jesu hinausläuft: Gehe hin, und wie du geglaubt hast, so geschehe dir! woraus man auf die Heilung des Kranken schloß.“ — O des ohnmächtigen Weltlandes!

XXXI. Kapitel.

Behinderung der zu voreiligen Beerbigung des todtschwachen Jünglings von Naim.

Der Vortheil der rationalistischen Erklärung zeigt sich wieder in besonders bei der Erweckung des Jünglings zu Naim, oder „wie Jesus einen zu schnell weggetragenen aus dem Sarge rettete“. Der Hellsand kömmt mit seiner Begleitung ans Stadthor, wo eben ein Todter herausgetragen werden will. Die beiden Jünger treten sich also einander den Weg, und während des momentan getretenen Stillstandes hat Jesus Muße genug, sich mit dem Leichenzuge in ein Gespräch einzulassen. Sie erzählen ihm, unter welchen Umständen der da so plötzlich gestorben sey, so daß der Herr

gleich auf die Vermuthung geführt wird, der Sturzgrabende möge vielleicht nicht einmal wirklich todt seyn. Was Wunder auch, daß der, welcher vorher aus der entfernten Schilderung der Todeskrankheit des Sklavensohnes von Kapharnaum errieth, es fehle ihm nichts mehr, hier auf den Gedanken kam, es möge ihm gar nichts ernstliches, sondern nur eine Ohnmacht begegnet seyn, wie dieß auch der Erfolg bestätigte? Vielleicht daß er schon zuvor eine Einladung oder einen Wink erhielt, was zu Naim vorgehe, und deshalb kam; die ärztliche Praxis ist bekanntlich im ganzen Oriente eine freie Kunst.

Vorläufig sprach er zur Mutter nur: weine nicht! wie man gewöhnlich zum Troste sagt, ohne dabei ein Arg zu denken, und ohne daß darin eine Zusage besonderer Hilfe liegen konnte. Doch will er den Jüngling sehen. Aber sieh! da war er gerade noch recht gekommen. Da der Zug ohnehin (!) stockte, trat er indeß zum Sarge, faßte die offene Todtenbahre an, oder öffnete vielleicht den Deckel. Und was sah er? fragt Venturini. Eines der Augenlieder des vermeintlich Todten suchte. Schon wollten die Träger ungeduldig weiter, da rief er: still! halt! ich gebiete es! bestrich mit stärkendem Balsam nun des Jünglings Schläfe (vielleicht daß er ihm auch ein Riechfläschchen unter die Nase gehalten? doch das kommt noch später!), dann faßte er ihn bei der Hand, „schüttelte ihn“, unverkennbar äußern sich die Lebenszeichen, sey es auch nur, daß ein schwacher Seufzer sich regte; und auf das rief Jesus: Jüngling, ich dein Erretter sage dir: erwache, und ermuntere dich! Anrufen kann man, wie Dr. Paulus aufmerksam macht, doch nur einen Lebenden, der des Hörens fähig ist! wogegen freilich schon Strauß erinnert, daß alsdann die Apostrophe am Ende der Tage: Stehet auf, ihr Todten, und kommt zum Gericht! an lauter scheinthode Schläfer und wieder erwachte Ohnmächtige gerichtet seyn müßte, da andere Gottes Stimme in den Gräbern nicht hören könnten. —

Nun blickt Jesus erst noch dankend zum Himmel, um die so begonnene Comödie zu vollenden. Der große Menschenhaufe zerstreut sich; er aber übernachtet mit seinen nächsten Freunden zu Naim in der Wohnung der Wittwe, „und dort vollendet der weise Arzt durch treffliche Heilmittel des aufgewachten Jünglings völlige Genesung“ — worauf er ihn, natürlich zur weiteren Warte und Verpflegung bis zur vollkommenen Reconvalescenz, seiner

er zurückgab. Jesus selbst wußte nach Dr. Paulus Bemerkungen wie ihm bei dem ganzen Handel geschah, daß er so plötzlich rühm, und „unerwartet“ mit ihm zu reden anfing! Sollte er nicht voraussehenden Erfolg sich oder einem günstigen Ansehen erheben? Er war rein unschuldig! doch er mußte, wollte er oder die Lobeserhebungen von Seite der zuschauenden Menge hinnehmen, welche überall mit dem Gedanken: das ist Gottes Thätigkeit weitere Untersuchung abschneidet, weil sie in ihrer lieben Andacht der Wirkung auf die natürliche Ursache zurückzuschließen zu wollen; Und so priesen sie ihn wegen seines Machtwortes ohne Rücksicht auf einen großen Propheten, der unter ihnen aufgestanden, um Wege zu dem frommen Wandel Gottes gnädige Heimsuchung ihnen zu zeigen. — Aber er hätte es freilich wissen sollen, daß Haelis ein solches Wunderlob in die Tasche stecke, denn, ruffe denn auch der Jüngling konnte gar nicht todt seyn; wo wärst du? Was ist die Seele des Abgeschiedenen gefahren? Wie es auch ein Wunder der Wiedererweckung, fähig im schrecklichsten die Wohlthat, den einzigen Sohn einer Wittve zu graben zu werden, Tode, der unvermeidlichen Gefahr, lebendig Paulus ein für sich zu reißen? Eine Grausamkeit wäre es, die einmal von seinem Kerker sich verbitten muß: denn „ist mein Geistesleben“ (und bin in jene seligen Welt habe ich den letzten Kampf überwunden) (und bin die Allmacht für eine neue Hinübergegangen!) was thäte mich nicht? Ich führe, den befreiten Geist er einengte, den Täuschungen der Welt (des Rationalismus!) ihn neue aussetzte?“ Eine besondere Geschichtsforschung, spricht er bedeutsam, wird sich hier je weiter Urtheils enthalten. Doch können wir nicht umhin, dem guten Herzen des Schriftgelehrten Dr. Paulus alle Anerkennung zu zollen, und durch sein nütziges Bedauern fast zu Thränen gerührt zu werden, wenn er am. I, 817 f. L. J. I, 31 f.) so beweglich klagt, daß man da jeden sogleich für todt gehalten, und alles kopfunter kopfüber graben habe! Wie viele werden nicht in den Gräbern erstickt! „Wie mancher um Tode Hinschlummernde hätte wohl nicht den vollen Todeschlaf übergehen müssen, wenn damals schon der Anke in irgend einem der Gegenwärtigen lebhaft geworden wäre: begraben wahrscheinlich zu früh!“ Schade, daß Herz nicht über die frühe Beerdigung bei den Juden“ schreiben

konnte. Der edle Menschenfreund! Schade, daß der Heiland, der diesen Mißbrauch doch einsah, nicht allgemeine Vorkehr dagegen traf, noch auch seine Jünger etwa Leichenhäuser nach Art der unsrer errichten hieß! Hätte doch Dr. Paulus damals schon gelebt, wie würde erst er zum Leben zu erwecken verstanden haben? Wie aber Dr. Strauß dem Todten hier aus dem Sarge hilft, ersuchen wir leicht; ja der hier in Rede stehende konnte nach ihm gar nicht sein, weil zur Zeit vielleicht gar kein einziger Wittwen-
td. u. Raim gelebt, und die ganze Geschichte nur auf der ältesten Christengemeinde beruht, daß der Messias nach dem Tode der unter alten Propheten auch Todte erweckt haben müsse! — Und unser Heiligsten Evangelisten, die durch ihre schreckliche Erzählung dir nichts, dergestalt in Anspruch nehmen, und uns so mit nichts, ten es freilich Angst und Schrecken versetzen konnten! Aber sie wußten es freilich nicht besser. Es wäre indeß nach geläuterten Menschen, ein sogar sittlich nicht einmal erlaubt gewesen, einen hier zu dem allerhöchsten Wesen rein als Mittel zu behandeln, wie des Jünglings eine Zweck, der Mutter durch die Auferweckung höhere Beziehung die Rede zu machen! und ein weiteres Motiv, eine nung, daß hier die Grundhandlung finden wir nicht angedeutet! Genau auf den Messias hinüber des Sohnes der Wittve von Sarepta, daß Elias der Mutter ist, nur mit dem Unterschiede, Raim nach dem Tode des Sohnes unter dem Stadthore begegnet. So weit Strauß (II. S. 157. 174.).

Sind wir nun zwar schon durch solche übergeistige Manipulation des materiellen Wundergehaltes wieder genugsam überhoben, so hilft doch Hennell auch noch auf formelle Weise nach. „Gegen die Realität dieses Wunders spricht ihm augenscheinlich die geringe Notiz, welche davon genommen wird. Von allen drei Todtenerweckungsgeschichten, die das Evangelium bringt, war diese die geringste zur Bekanntmachung, da sie auf einer Straße vorging, und der Tod minder zweifelhaft war. Matthäus und Markus konnten sie nicht vergessen oder absichtlich unterdrückt haben; schweigen sie, so hatten sie keine Kunde davon. Die erweiterte Wissenschaft unseres Zeitalters, fährt er S. 207 fort, zeigt, daß Krankheiten und frühzeitiger Tod Strafen für den Mißbrauch der menschlichen Lebenskraft seyen, (d. B. berzindern?) und wirklich

le ein heilsames Mittel, den Menschen in die gehörigen Schranken zu weisen, wo ihm der höchste Grad moralischen und physischen Wohlbefindens gesichert ist. Wenn Christus den Sohn der Erde zu Naim auferweckte, hob er die natürliche Strafe des Jüngers für seine oder seines Vaters unordentliche Lebensweise auf.“
 steht, Gennell steht noch auf dem Punkte, zu glauben, daß der bloße Folge der eigenen Verschuldung sey, und daß, wie einer der Landsleute im vorigen Jahrhunderte behauptete, der Mensch über rechten Lebensweise in seiner Macht habe, auch nicht zu ändern — was ihm jedoch durch sein eigenes Beispiel nachzuweisen gelang. Von solchen Männern läßt sich manches Neue lernen.

XXXII. Kapitel.

Die Kanaanäerin.

lassen wir es also bei der puren Erlogenheit oder bei der bloß mythischen Vorstellung in Rücksicht auf die Todtenerweckung, folgen wir entfernt vom Schauplatz dieser Tragödie dem Heiland auf seiner Reise nach Phönizien hinab. Er zog sich, meint man, in die Verborgenheit dahin zurück, „um für die (theoretische) Ausbildung seiner Apostel eine von Streitigkeiten und Volksversammlungen ungehörte Zeit zu gewinnen. Wie er aber eben im Verborgenen hatte, in einem gewissen Hause „abzutreten“ (reisten sie etwa ablagen?), hatte eine Eingeborne dennoch erfahren, wer der von den Lehrschülern begleitete rabbinische Wanderer sey; ihre Muttermacht sie scharfblickend, daß sie aus nicht erzählter Vorkenntniß Jesus Hoffnung für die Rettung ihrer gleichsam behexten Tochter schöpft.“ —

Freilich, was konnte man nicht alles erzählen: daß Jesus einen blinden heilen Ausfähigen rein besunden? daß er einen vermeintlich brüchigen zum Aufstehen ermuntert? daß er von Levi zu Tisch eingeladen worden sey, und ihn im Vorbeigehen erinnerte, nicht daran zu denken, sondern nachzufolgen, weil er gleich vorangehen wolle u. s. w.?
 der Ruf von seinen Thaten, sagt auch Venturini, war schon in diesen Gegenden gedrungen. Oft seufzte die Mutter: Ach, läme der Wundermann aus Galiläa hieher: da steht sie einmal eine Kanaanäerin in feierlichem Chore vorübergehen, und gleich drückt sie

Der ist es! Sie eilt ihm nach: er aber schob schnell die Thüre in dem Gasthause, wo er einkehrte, hinter sich zu, und wies sie unsanft zurück. Daß er ihre Bitte aber später dennoch erfüllt, darin steht Gase (§. 95.) eine solche „Inconsequenz“, daß er den Gegenstand eigens unter dieser Aufschrift zu behandeln sich gebrungen fühlte. „Es ist von Alters her, meint er zudem, ein vergebliches Bemühen der Interpreten, hier die Härte in Jesu Rede zu mildern, oder die schöne Schwachheit, die einzige in seinem Leben, zu verläugnen“ — so daß wir herzlich bedauern müssen, warum Christus nicht auch diese „einzige liebenswürdige Schwäche in seinem Leben“ vermeiden konnte, um als vollkommenes Ideal uns dazustehen. Seltsam, daß ihm jene Eigenschaft, vermöge der er, wie wir hörten, kein Herz fand, keine gleichgesinnte Seele, sich mit ihr zu verbinden, nicht auch als eine unliebenswürdige Härte aufgerechnet wird.

Auch Thieß geräth hier über den Heiland in Unwillen. „Wer bei diesem Texte nicht etwas psychologisch hinzudenkt, erklärt er (§. 37.), möchte diese Stelle schwerlich mit Jesu Charakter vereinbar finden. Jesus kann die Heidin doch nicht mit solchen Worten auf die Probe gestellt haben, ob sie niederträchtig genug sey, sich von einem Juden, bloß weil sie Hilfe von ihm wünschte, einen Hund nennen zu lassen! Indesß replicirte sie in einem Tone, der ihn sogleich in seine gewöhnliche, rein menschliche Fassung versetzte, so daß er nichts als Segenswünsche über sie und ihre, an einem solchen Mutterherzen sanft ruhende Tochter aussprechen konnte.“ O wie charmant!

Und steh! wirklich als die Mutter „im nehmlichen Orte nach Hause kömmt, liegt die Tochter ruhig und ohne Paroxisim auf ihrem Bette. Der Schluß war, daß der Dämon bereits verbannt sey“, der Glaube that Wunder, und verbannte auf die Erzählung von der Zusage Jesu die entgegengesetzte Furcht, welche nach Dr. Paulus (Comm. II, 410.) wieder die einzige Ursache des Übels war, und so blieb die Krankheit gehoben! Wie aber Jesus schon wissen konnte, daß die Mutter ihre Tochter im beruhigten Zustande antreffen würde, erklärt sich daraus, daß der Herr, „während er der Frau eine harte Aussen Seite zeigen mußte, unter der Hand von seiner Wohnung aus (wie beim Hauptmannssohne von Kapharnaum) schon einen der Apostel, welche bereits sonst gegen Dämonien gewirkt hatten, zur Heilung des Mädchens, ehe es die Mutter hoffte, ab-

ickt hatte. Unfreundlich in Worten war er desto hilfreicher
: That gewesen!¹⁴

Sie muß, geht Venturini sogleich näher ein, durch ihr Betragen
wohl Anlaß zu einer so harten Rede gegeben haben: endlich
er sie doch aus, was es für eine Verwandniß mit ihrer Tochter

Und nun erzählt sie ihm alles haarklein; es war so eine Pu-
sfrankheit. Da schloß er den Johannes, der schon mehrmals
Dämonen vertrieben hatte, mit gemessener Anweisung in das Kran-
us. Er kehrt wieder zurück, und erstattet Bericht; und nun war ein
sprachener Bannfluch gegen den bösen Dämon und eine vorge-
bene Diät hinreichend, um Mutter und Tochter zufrieden zu
, und die Krankheit zu beschwichtigen.

Buntern wir uns indes nicht, daß selbst Dr. Strauß (67.)
Kapitel, wie jenes frühere von der Austreibung der Tempeljuden,
geschichtlich anzuerkennen geneigt ist, freilich mit Abzug alles
verbaren, wie sich von selbst versteht, wornach aber von der hi-
hen Thatsache uns so viel wie nichts mehr übrig bleibt. Soll
aus den hier vorliegenden Indicien der Beweis fließen, daß
Ausdehnung des von Jesu zu stiftenden sogenannten Gottes-
s über die Grenzen des jüdischen Volkes gar nicht in seiner ur-
glichen Absicht gelegen habe, daher er auch das mosaische Gesetz
if ein Jota beibehalten wissen wollte, und sich noch immer an
empel hielt. Hier scheint ihm „Jesus ganz die Abneigung
:r Volksgenossen gegen die Heiden zu theilen; ja
erscheint diesmal in ihm selbst stärker ausgeprägt, als in seinen
ern, wenn nicht anders deren Fürsprache für die Frau nur ein
der Contraste und Gruppen suchenden Sage ist“.
inde aber habe er nach allen Bitten doch nur eine einzelne zelt-
Böhlthat, nach dem Vorbilde des Elias und Elisa, einem Nicht-
liten erwiesen; von einer Einladung zum messianischen Reiche
sey nicht die Rede, so wenig als in Wahrheit bei den Samaritern!
er rückte schon Niemand in seinem Buche „Christus und die Ver-“
hier wieder fester mit der Sprache heraus, und erklärte jene
eigung“ geradezu für „rabbiniſchen Hochmuth“, der hier
ul unverholten hervordrehe. Wenn es dagegen bei Johannes
: Ich habe noch andere Schafe, auch diese will ich herbeiführen,
es wird ein Hirt und eine Heerde seyn. Wenn ich erhöht bin,
: ich alles an mich ziehen u. s. w., so sind dieß für Strauß

mythische Stellen, mit welchen sich nichts anfangen läßt — weil sie nehmlich nicht den leifesten Schatten auf Christum werfen lassen.

Jetzt wissen wir also, woran wir sind, und wie es mit dem wissenschaftlichen Gewissen des Mythikers stehe? Nimmer hätte diese Geschichte vor jener Idylle am Jakobsbrunnen in seinen Augen den Vorzug der historischen Begründung gefunden, gälte es nicht, hierauf die Hypothese zu stützen, daß Jesus die Heiden nicht in seinen Religionsplan aufgenommen, sondern erst der unerwartet reisende Erfolg zuletzt die Nothwendigkeit herbeigeführt habe, die anfänglich ganz enge gezogenen Grenzen zu überschreiten! Hiemit wird dem Christenthum der ursprüngliche Charakter einer Universalreligion abgesprochen, und der Erlöser der Welt von Sünde und Tod in eine Kategorie mit Muhammed gestellt, von dem es eigentlich erwiesen ist, daß sein erster Plan bloß auf Arabien ging, wie denn auch das Verbot des Weines, das Gebot einer jährlichen Wallfahrt nach Mekka darauf hinweist, bis er endlich seinem Fanatismus mit dem Schwerte in den Nachbarländern Bahn brach. Daß nach diesen wohlbegründeten Voraussetzungen der Heiland natürlich auch nicht die Worte: „Gehet hin, lehret alle Völker und taufet sie“, am Ende seiner Laufbahn zu seinen Jüngern gesprochen, sondern höchstens vielleicht einen guten Rath ihnen gegeben haben könne, dieß bestättigt ihm auch die Apostelgeschichte, da Petrus und die übrigen anfangs nichts weniger, als daran denken, in alle Welt auszugehen, und schon das Bedenken, den einzigen Cornelius in die Gemeinde aufzunehmen, erst durch eine symbolische Vision gehoben werden muß! —

Von einer Glaubensprüfung, worin das Weib der ihr zugebachten Gnade erst würdig werden sollte, scheint man in Tübingen keinen Begriff zu haben; und daß der Heiland vor seiner Auffahrt seinen Jüngern den ausdrücklichen Befehl gegeben habe, noch zwölf Jahre in Jerusalem und Judäa zu bleiben, und erst dann in die Diaspora auszuwandern, wie Clemens von Alexandrien nach einem Fragmente vom Herrn ausdrücklich bezeugt, darf der Mythiker nicht in Rechnung bringen, es würde ja seinen ganzen Satz umstoßen!

Doch kommen wir wieder auf B. Bauer zurück, so fällt er (III, 318.) die scharfe Sentenz: „Es sey nur aus der schlechten Manier der Geschichtschreibung des Johannes zu erklären, daß er jener Episode Jesu mit der Samariterin, welche bloß die Carrikatur der synoptischen Kanaänderin ist, eine symbolische

ng auf das samaritanische Volk geben wollte, sie aber wegen Rangels an aller plastischen Kraft nicht durchführen konnte.“ — wäre also den Synoptikern für den Augenblick die Ehre ein-
 !, daß es ihnen gelungen, in der Syrophönikerin das reine
 ol ihres heilverlangenden Volkes aufzustellen, welches
 s keinen historischen Werth für uns hat. Schade, daß die
 lissen, indem sie so auf diese Weise dem Heiland eine Wan-
 wlder Willen angebichtet, nicht auch den Zug der Lobtöne-
) gleich nach Sarepta verlegten, oder Weinwandlung und
 mwehrung nach dem Vorbilde des Elias in dortiger Gegend
 gehen ließen!

XXXIII. Kapitel.

Die Bergpredigt.

hen wir nun zur Bergpredigt über, so verfolgt uns bet-
 insende Dämon, der uns nicht bloß das Bild des Wunder-
 im Hohlspiegel der kalten Verständigkeit affenmäßig verzerrt,
 selbst das milde Antlitz des göttlichen Lehrers zerkrüppelt und
 asloses Bekritteln scheufällig verunstaltet. Vorläufig acceptiren
 r das Bekenntniß des Herrn Dr. Paulus (Comm. I, 265.
 daß Jesus keineswegs mit „unnützem Moralistren ins
 eine hin“ sich abgegeben (wie die lutherischen Präbikanten,
 n jede dogmatische Wahrheit abhanden gekommen!); und fra-
 dann, wenn er „die Beispiele falscher, das Gesetz selbst elu-
 : Auslegungen der Pharisäer und jüdischen Gottesgelehr-
 e von Jesu hier verworfen werden, anführt, was er sich denn
 ir seine Person dabei gedacht, und ob er nicht die Hand aufs
 gen wolle? Doch wir überlassen ihn seinen Gedanken, und
 u denen über, welche die ganze Rede in Häckerlinge zerschnel-
 id als Staub in alle Winde streuen.

vörderst soll der himmlische Vortrag von den acht Seligkeiten
 weker enthalten, als schroffe ebionitische Entgegen-
 gen, und es wird zu unserer Verwunderung aus den Homilien
 ligen Clemens bewiesen, wie diese lehrten: wer auf irdischen
 erzichte, werde dafür himmlische Schätze einsammeln, wer aber
 Welt sein Theil nehme, solle in der künftigen leer und

Die rabbinische Sage lasse wohl den Abraham mit sieben, den David, Daniel nebst den drei Jünglingen im Feuerofen, und endlich den Messias mit sechs Benedictionen gesegnet werden, und zähle gegenüber den zwanzig Seligkeiten in den Psalmen ebenso viele Wehe aus Isaia's auf. Wie leicht also, gibt Strauß und zu errathen auf, konnten diese honigsüßen Reben von den mythischen Dienen in den Mund Jesu eingetragen werden!

Schon Schleiermacher, den jüngst ein Schriftwerk aus protestantischer Feder („Hegels Lehre über Religion und Kunst“) sammt seinem Anhange mit Issachar, dem beinernen Esel, vergleicht, der zwischen den Grenzen (des Glaubens und des Unglaubens) liege, und dem Strauß (Glaubensl. II, 176.) selber das Zeugniß gibt: „daß er nicht bloß die Philosophie an die Theologie, sondern eben so die Theologie an die Philosophie ver-rathen habe, und gerade diese Zweiseitigkeit und Zweideutigkeit das Wesen seiner Stellung in der Geschichte der Theologie ausmache, um deren willen sein Wirken von beiden Seiten her nur als segensreicher Fluch oder fluchreicher Segen erscheinen könne“ — schon der göttliche, sonst nicht genug zu würdigende Schleiermacher hat (Über den Lukas S. 90.) den Referenten des dritten Evangeliums auf der verfänglichen That ertappt, aus eigenem Herzen die Bann- und Fluchformeln der Bergrede Christi angehängt zu haben, um ein rechtes Seitenstück zu dem Abschnitte im Deuteronomium zu liefern, wo Moses dem Volke gebietet, beim Einzuge in das Land Kanaan in zwei Hälften getheilt von Garizims Höhen den Segen über die Gehorsamen, vom Hebal aber ebenso vielfachen Fluch über die Übertreter des Gesetzes auszurufen. — Wie doch eine Spinne in ihrem Gewebe den Evangelisten so arg zu verstricken, und in lieb-kosender Umarmung mit ihrem Garne so das Herz zusammenzuschnü-ren weiß, daß er Zeter und Wehe über sich schreit, und Bannfluch und Feuer speit!

Doch wir sind mit dem Segen noch nicht fertig; denn voraus-gesetzt, daß die Rede vom Berge in die erste Zeit der Wirksamkeit Jesu fällt, „so kann er damals, wo er sich selbst noch gar nicht für den Messias erklärte (vielleicht noch gar nicht dafür hielt?), unmög-lich gesagt haben, daß man seinetwillen die Welt mit ihren Lüften verlassen solle, und dann das Himmelreich änten werde. Aber wenn

Jesus vom Menschensohne in der dritten Person gesprochen hat, so sollte er diesen damals noch nicht als identisch mit sich selbst beschreiben.“ So urtheilt unter andern Schneckenburger (über das Evangelium der Ägypter S. 29.) und nach ihm natürlich Strauß. Egreiflich nimmt der Leipziger Anonymus oder der Verfasser der Evangelien, ihr Geist u. s. w. die ganze Rede nur für ne gemachte. Dabei ist ihm (S. 47 f.) die Veränderung interessant, daß nehmlich von den Seligpreisungen des Matthäus im Paulus-Evangelium mehrere Stücke fehlen. So werde von diesem nicht der Armen im Geiste gedacht, da er, dem nach II Cor. III, 17. Christus der Geist, und der Geist der Hauptgegensatz gegen das Buchstaben Gesetz war (Röm. VII, 6.), daher er uns (Ephes. V, 18.) sich ermahnt, voll des Geistes zu seyn, unmöglich die Armen im Geiste (die Ebioniten?) als die voranstehenden Glieder im Gottesreiche selig preisen konnte. (Dieser Anstoß fällt freilich hinweg, wenn man den Ausspruch, wie nothwendig, von der Seligkeit der Armen im Geiste, im Gegensatz zum leiblichen Vergnügen versteht, wenn weil sie dem Leibe nach nie einer Seligkeit oder eines erquickenden Genußes sich erfreuen.) Ferner werden die Sanftmüthigen nicht erwähnt, wohl nur, weil diese Tugend ebenso wenig in Lukas und seines Meisters Charakter lag, der nach seinem eigenen Gebotnisse (II Cor. XI, 29.) leicht in Feuer loberte; noch auch der Friedfertigen, da sein Lebenselement Kampf, namentlich Kampf gegen die petrinsche Richtung war, wie diese im Matthäusevangelium sich ausspricht, und er das Joch der Knechtschaft des Gesetzes nicht neuerdings aufbürden lassen wollte (Gal. V, 1.). Noch weniger kommen endlich diejenigen unter den Seligen vor, die da hungern und dürsten nach der Gerechtigkeit, da Paulus nie gesetzlich verstandene δικαιοσύνη (Phil. III, 8—9.) sogar für Unthümlichkeit erklärte. — Sicher, wird uns S. 258. zu verstehen gegeben, hätte es der paulinische Evangelist auch nicht über sich gebracht, die Demuth selig zu preisen, und damit auf die Nichtdemüthigen einen Stein zu werfen; denn „es gibt wohl nicht leicht jemand, der so oft, so gern und so selbsteingegenommen von sich spricht, als Paulus. Kein Brief ist, worin er nicht sein Wirken (wie besonders in I u. II Cor.), seine geistige Einsicht (I Cor. 12 f. Ephes. III, 4.), seinen Wandel (I Theff. II, 9—11.), seine *unfehlbarkeit* (Gal. I, 8 f.) rühmte. Werdet wie ich! (Gal. IV, 12.)“

„werdet Nachahmer, vollständige Nachahmer von mir, sagt er wiederholt (I Cor. IV, 16. XI, 1. I Theff. I, 6. II Theff. III, 7—9. Phil. III, 17.), gerade so, wie er sonst befiehlt, Nachahmer Gottes zu seyn“ (Ephes. V, 1.). — Wer hätte sich doch von uns bloß träumen lassen, daß Paulus sich selbst göttliche Ehren anmaßte! Man sieht wohl, daß wir im Land der Finsterniß und des ultramontanen Rebels wohnen, so daß wir all derlei Entdeckungen erst vom Auslande, vom lichten Norden hereinbringen müssen.

Wie Jesus doch den Leuten gleich ansehen konnte, daß sie eben jetzt die Meinung von ihm hegten, er sey gekommen, das Gesetz aufzuheben? fragt B. Bauer I, 301. Die nach Gerechtigkeit dürsten und die reines Herzens sind, brauchen nicht von der Welt gebrüdt und verfolgt zu seyn, um selig genannt zu werden, und geistlich arm können auch die hier verdammtten Reichen, die Machthaber und weltlich Glücklichen seyn. Um aber auch ein Wort vom Eide zu reden, so meint Venturini, bloß Ja, ja! Nein, nein! zu sagen, und sich des Schwörens zu enthalten, das habe der Heiland von den Essenern gelernt. Bengel dagegen erklärt: „In diesem Spruche werde beides, die falsche und die wahre Art des Eides, aber nicht der wahre Eid im allgemeinen verboten!“ Hülfe der Himmel, in dieses weder Ja noch Nein, weder kalt noch warm, und doch das eine von beiden, uns mit menschlichen Sinnen hineinzudenken. Hinsichtlich der Rede: „Wenn dein Bruder wider dich sündigt, so führe ihn zur Kirche!“ gibt uns endlich Weisse II, 102. den Aufschluß: Dies sey vorausichtlich aus späteren Verhältnissen herausgesprochen. Er, der sich selbst in keinen Rechtshandel einlassen wollte, wird gewiß auch seiner Gemeinde keine Anweisung hierüber gegeben haben. „Jesus hatte einen großartigeren Begriff von der Kirche, die nicht sowohl er stiften wollte, als vielmehr von der er wollte und voraussah, daß sie aus seinem Thun von selbst hervorgehen würde.“ (Welche Unterscheidung!) Er hätte sich ja durch diese Anweisung an die Kirche mit seinen eigenen Worten: gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, in Widerspruch versetzt. Zudem gab es zu Lebzeiten Jesu keine Gemeinde oder organisirte Verbindung seiner Anhänger, wendet Hennell (89.) ein; die jüdischen Versammlungen aber hießen nicht *ἐκκλησία*, sondern Synagogen! — Wer wird diesen Stein aus dem Brunnen ziehen?

Schwer ist es freilich, aus der Bergpredigt Flug zu werden, u, wie Thies sein lebhaftes Bedauern äußert: „der recenstrende Hörer vielleicht manches Wort von Bedeutung überhörte, e sehr auch der Meister ihre Aufmerksamkeit weckte. Bei mancher endung des Redners mag er sogar sich verhöhrt, oder im Auf- ihnen sich eines andern besonnen haben.“ Bekanntlich waren ja mals künstliche Ohren zur Verstärkung des Schalles noch nicht unden, und sind selbst jetzt noch wenig im Gebrauche; rechnet m hiezu noch den Abgang von Brillen: wie leicht konnten also die inger Wort und Sinn einer Rede überhören, die eigentliche Man- lation bei einem Wundervorgange übersehen! Aber was sagen r von Thies? Fällt doch selbst Schleiermacher über Lukas b Urtheil: „Unser Referent scheint theils einen ungünstigeren Platz n Hören gehabt, daher nicht alles vernommen, und hie und da z Zusammenhang verloren zu haben, theils mag er später zum Auf- ihnen gekommen seyn, als ihm schon manches entfallen war“! k Recht beklagt sich darum J. Ch. Edelmann in seinem Glau- sbekennnisse S. 68., „daß bei allen den Begebenheiten, Thaten b Reden unseres Jesu nicht einmal ein Sekretarius, Protokollist r Rotarius zugegen gewesen, der alle diese Sachen, gleich wie geschehen, gethan oder geendiget worden, alsofort zu Papier ge- icht; sondern sie sind alle, wie wir selbst nicht läugnen, erst lange ch dem Tode unseres Erlösers beschrieben worden.“

Doch das ist noch der Übel größtes nicht, sondern was von n Evangelisten richtig aufgezeichnet war, ist durch die Kirche auch ch mißdeutet worden! Darum fährt der genannte Thies (§. 26.) seinen Beschuldigungen fort: „Was auch der Herr gegen den ofasim sagte: die Decke Moſis war doch grob genug, um jeden hitstrahl aufzuhalten. Ist es doch der Christenheit Jahrhunderte ig so mit der Tradition ergangen. Was auch der Herr und Mei- r gesagt haben mochte: so wie er es gesagt hatte, konnte er es ch nicht gemeint haben, meinten die Abergläubigen aller Zeiten; möge wohl nur das dabei gedacht haben, was die Kirche mit utersagung alles eigenen Denkens hatte nachbeten gelehrt“!!!

Wir trauten hier unseren Augen kaum, obwohl es schwarz auf ch vor uns liegt, wüßten wir nicht, daß derlei Äußerungen von itoren herrühren, die schon hinreichend für treu- und glaubenlos kann sind, und kaum in Einem Athemzuge Lug und Trug wieder-

geschrieben, und Bibelfälschung und Verdrehungen aller Art sich erlaubt haben, als sie in dem andern dafür, wie hier, die Kirche dieser Frivolität zeihen. Bei all dem haben wir noch nicht zwei oder drei einstimmig unter sich gefunden, daher auch Stolz im richtigen Instinkte die Worte des Herrn interpretirt: „Wenn zwei oder drei mit einander so einstimmig sind, daß sie darüber zu Gott beten können, dann bin ich mitten unter ihnen“ — was freilich im Protestantismus nicht wohl der Fall seyn kann. Indes sagt Weisse: Ist ein Gebet ein ächtes, so reicht Ein Betender hin, wo nicht, so kann die Übereinstimmung zweier es nicht zu einem ächten machen.

Um aber auf das Gebet des Herrn zu kommen, aus welchem die Christenheit bisher seit ihren Ursprüngen Trost und Erhebung geschöpft, so ist Wetstein mit der kurzen Sentenz damit fertig: es sey von Anfang bis zu Ende aus hebräischen Spruchformeln zusammengestellt. Dagegen erklärt der unten näher bezeichnete Leipziger Ungenannte S. 90 f.: „Die Bitte, daß Gottes Reich komme, ist den Judenaposteln nicht so möglich zu thun. Ehe sie das vermögen, muß erst Gottes Geist kommen, und sie rein von ihrem Gesetzes- und Judenwesen machen.“ „Mit aller Kunst und Künstelei wird man dagegen bei dem Zusatze: Vergib uns unsere Schulden, denn auch wir vergeben jedem unserer Verleibiger! das pharisäische Selbstgerechte nicht wegdeuteln. Ich danke dir, Gott, daß ich nicht bin wie andere Leute! ich faste zweimal in der Woche und gebe den Zehent von all meinem Besizthum — klingt immer durch. Der Betende stellt sich mit seinem καὶ γὰρ αὐτός ic. seinerseits als Muster für Gott auf. Er ist's, welcher zuerst vergeben, zuerst Gutes gethan hat, und welchem daher Gott zu schuldigem Lohne auch wieder vergeben müsse. Das starke παντὶ ὀφειλοντι zeigt auch die offenbare Absicht des Verf., diese Selbstgerechtigkeit recht klar hervortreten zu lassen.“ — Daß in diesem Satze vielmehr eine Aufforderung und stete Mahnung für den Menschen liege, in der Erinnerung, daß Gott ihm seine Schuld schenke, auch gegen seinen Mittnecht erbarmend zu seyn, will der Mann nicht sehen! Einen Wunsch kann er indes nicht unterdrücken, „daß doch das Wort Unser im Vater unser in den Liturgien getilgt würde, weil es doch im Grunde zu gar nichts dient, als einen Differenzpunkt zwischen Reformirten und Lutheranern mehr zu geben, und gleich am Gebete merklich zu machen, ob einer das eine oder das andere sey. So wäre das zu

jen der ἀποδοξα εις εὐ auch um etwas minder gefährlich.“
 er gute Mann bedenkt auch hier nicht, daß, wenn man alles,
 n Differenzpunkt zwischen den Parteien im Protestantism
 der Bibel streichen wollte, längst die ganze heilige Schrift,
 bloß das unschuldige Wörtchen „Unser“ hätte ausgemerzt
 äffen, ohne daß darum alle, oder doch prinzipiengemäß nur
 nter Einen Hut gebracht werden könnten, um Veranlassung
 „Unser“ zu beten, geschweige daß durch diese Abänderung
 melzung der beiden häretischen Schattirungen nur um eine
 nie sich näher rückte.

ehen von dieser neu vorzunehmenden Auflösung findet es
 thiker (§. 75.) ganz natürlich, daß die „königen Reden
 h die Fluth der mündlichen Überlieferung zwar nicht auf-
 den konnten; wohl aber nicht selten aus ihrem natürlichen
 hange gerissen, von ihrem ursprünglichen Lager wegge-
 und als Gerölle an anderen Orten abgesetzt worden seyen.“
 in dieß unbedenklich zugeben kann, so ist es doch auf sel-
 dpunkte die Inconsequenz aller Inconsequenzen, wenn er
 die Reden hätten sich erhalten, und auf seinen Worten das
 um sich erbaut, die Thaten aber alle sich verloren, und
 Handlungen ihm nacherzählt werde, beruhe durchgängig
 n! — während sonst alle Welt weiß, daß Thaten nachhal-
 als Worte. Dafür läßt Weiße, auch einer von denen,
) versichert halten, das Christenthum, die größte Thatfache
 eschichte, mit Worten niederzureden, und die Wahl zwis-
 en: denn er will (I, 87. II, 29.) entdeckt haben, daß Lu-
 rhaupt zu den Begebenheiten die Reden, wie
 ebenheiten zu den noch übrigen Reden hinzu-
 n habe, daher alles, was er dem Petrus, Paulus, Ste-
 ver Gamaliel u. s. w. in den Mund legt, einen eigenthüm-
 etypus verrathe. Wie schon Sokrates sich für unfähig
 ben soll, lange Reden zu verstehen, so glauben wir, sagt er, in
 verwandte Unfähigkeit entdeckt zu haben, lange Reden zu halten.
 unser Evangelist, der Paulusjünger, führt bei sei-
 redigt noch dazu, wer sollte es glauben? den Schelm gegen
 im Schilde! so bewelsen uns angeführt die „Evangelien, ihr
 ihre Verfasser“, ein Werk, das Otto Wigand jüngst wieder
 use gehoben hat. Es ist der bitterste Sarkasm, dem Jesus

im letzten polemischen Theil seiner Rede gegen die Apostel Lust zu machen sich hergeben muß. „Man denke sich nur, sagt unser ungenannter Autor S. 53., bei Lukas VI, 39—49. unter den mit der Parabel Angeredeten den Petrus und seine jüdischen Mitapostel, und man wird den beißenden aber scharfen Zusammenhang des ganzen Abschnitts, der sonst zusammenhangslos zerbröckeln müßte, hell und leicht erkennen. Aus den Lichtern der Welt werden Blinde, vor deren Augen die Decke Moses hängt; daher muß ihnen Jesus zu verstehen geben, daß sie als Blinde zu Führern Anderer untauglich seyen. Denn sie vermessen sich, Leiter der Blinden und Lichter derer, die in Finsterniß sind, seyn zu wollen, und bringen doch nur sich mit ihren Schülern in die Grube des Verderbens. Denn der Schüler wird nicht besser werden, als der Meister (Petrus). Ist dieser blind, wird's jener auch; jeder wird so, wie der Meister selbst ist, von diesem zugerichtet. Wie willst du nun, Blinder, dem der Balken der Finsterniß im Auge steckt, Andere, die Heidenapostel, zurechtweisen, und — zu Paulus — sagen: Bruder (*ἀδελφός*, mit Absicht der christl. Brudernamen), laß dir den Splitter ausziehen? Vielmehr ändere dich selbst; denn nicht der Baum, welcher faule Frucht bringt, ist ein guter, noch der, welcher die guten bringt — Paulus? — ist der schlechte. An der Frucht erkennt man ja eben den Baum, d. h. wenn man bedenkt, daß dies nur die Wiederholung von den falschen Propheten im Schafspelz bei Matth. VII, 15 f. ist: nicht ich bin der Pseudoprophete, sondern ihr, Petrus und die bei ihm Haltenden, seyd's. Denn der gute Mensch bringt aus seinem Herzen u. s. w. Sie, die Zwölf sind (S. 134.) auch zum Salze geworden, das verbummt ist, mit dem man daher nicht weiter zu salzen vermag, sondern das einzig auf den Mist geworfen werden kann. Daß diese Worte bei Lukas XIV, 34. auf die gleichen in der Bergrede des Matth. V, 13. hinweisen, und den ehrenvollen Sinn, welchen sie dort für die Zwölfe haben, entkräften, ja in den entgegengesetzten verwandeln, ist einleuchtend.“ Dagegen meint der Verf. (S. 49. 115. 123.) ist der gute und getreue Knecht im Evangelium Matthäi XXIV, 45 f. nach ihrer gegenseitigen polemischen Tendenz Petrus, „jener allbekannte schlechte Knecht aber, der seine Mitknechte schlägt, und mit den Zechern ist und trinkt, ohne allen Zweifel Paulus, der ja auch unter dem unbarmherzigen Knecht (Matth. XVIII, 23 f.)

ht werden mochte, welches Gleichniß darum Lukas ausläßt: Paulus hat allerdings seine Knechte nicht eben glimpflich, ra wie er den Corinthern (I Cor. IV, 21.) broht, manchmal ifer wie mit dem Stocke behandelt; und daß er mit den Trunke- (den Heiden!) esse und trinke, ist ein Vorwurf, der ihm von Judenchristen nach Stellen, wie I Cor. XI, 21., Col. II, 16., besicherweise gemacht werden mochte. Wenn es aber weiter heißt: Herr wird diesen Knecht in Stücke zerhauen, und ihm mit den Hlern seinen Theil geben, so ist dies buchstäblich an Paulus erworden, indem er durchs Schwert später wirklich — wenn die: wahr und nicht aus dieser Stelle geholt ist — in zwei Theile mt wurde.“ 1?! Dafür weiß aber auch Paulus nicht genug e zu nehmen; er nennt den Petrus und seine Mitapostel (Gal. 3.) Hypokriten, (II Cor. XI, 5. 13.) falsche Apostel, trügliche iter, die sich nur den Schein von Aposteln Christi gäben, was (XI, 15. XII, 7.) zu Engel und Diener des Satan gesteigert . Denn dieser so vielfach erklärte Stachel im Fleische, von us als Engel des Satan bezeichnet, ist ebenso, wie XII, 16. der hmitzte, nichts anderes als der Apostel Petrus, den bekanntlich háus XVI, 23., doch ohne Arg, von Jesu selbst einen Satan nennen lassen. So bilden die Briefe Pauli, namentlich an die er, Corinthen und Galater, den reichhaltigsten Commentar zu 3. Wenn es aber nun bei Lukas XII, 46. (in derselben Parabel, vorher bei Matthäus) heißt: der Herr wolle diesem schlechten hte mit den Glaubenslosen seinen Antheil geben, so wird da- nur so wahrscheinlicher, daß Petrus gemeint sey, da er als ier der *πρωτος* in den Corintherbrieffen etliche Male *ἀνωτος* get wird. Er ist aber um so größerer Strafe würdig, als er den en seines Herrn genauer als andere hat können kennen lernen. i diese Gelegenheit mangelte, der ist, wenn er Strafwürdiges in hat, wenigstens in niederm Grade strafwürdig. Diese Wen-, welche dem Lukas eigenthümlich ist, hat ihre klare Beziehung.“ — Also was irgend Anzügliches bei Matthäus und Lukas vor- it, hat, selbst wenn sie dieselbe Rede oder Parabel gebrauchen, em einen auf Paulus, bei dem andern auf Petrus seinen Be- besonders aber machten und benützen sie in ihren Evangelien die ppredigt zu bissigen Ausfällen gegen einander. Freilich sind die gellen bei solcher Auffassung nichts als die bitterste Ironie auf

Christus und das Christenthum überhaupt, wir dürfen nur hinter den biblischen Verfassern ähnliche Schelme suchen, wie hinter diesen ihren Auslegern. Und so warnt unser Leipziger Lichtfreund, der sich selbst als Philosophos Aethias unterschreibt, zum Schlusse alle gutmeinenden Christen (S. 429. 437.): Man höre doch einmal auf, „jene Tiraden von der treuherzigen Herzenseinfalt der ungelehrten Fischer und Zöllner, die kein Wässerlein zu trüben, geschweige einen historischen Bericht durch Zusätze oder bewusste Umgestaltungen zu verändern vermocht hätten, vorzubringen.“ Doch nun folgt etwas Neues, wie der Verfasser schon im Vorworte VI. uns darauf gefaßt macht: „Wenn, spricht er, auf den Apostel Paulus bei Gelegenheit des Lukasevangeliums mancher schwere und seinen Charakter hart bezüchtigende Schatten fällt, so hat es mich selbst tief genug geschmerzt; aber die Schuld liegt leider an diesem leidenschaftlich heißen, wenn auch äufferst geistvollen Manne selbst. Eher kann das Göttliche nicht rein erkannt werden, als bis alles durch menschliche Leidenschaft und Schuld der Apostel an sein Evangelion hinzugesetzte Gefälschte entdeckt, und von dem heiligen Kerne wieder abgeschält, als bis namentlich Paulus und seine mehrfach getrübtte Auffassung von Christo und sein nicht durchaus reiner Sinn im rechten Lichte vor der Welt erkannt und geziemend gewürdigt worden ist. Er ist im Evangelio des Lukas der Wolf, der in den Stall des Herrn mit unreiner Herrschsucht und gewaltthätiger Leidenschaftlichkeit eingebrochen ist und so manches darin aus seiner ursprünglichen Gestalt und reinen Schönheit herausgezerrt, und nach seinem, nicht des Herrn Sinn gewendet hat. Ihm, d. h. jeder Entstellung, welche durch ihn der wahren Urlehre des Herrn gegeben worden ist, gilt meine Fehde. Paulinism ist nicht durchgängig wahres Christenthum. Mögen die, welche in seinem Christenthume das einzig wahre Heil gefunden und daran sich festgeklemmert haben, zu seinem Schutze sich erheben, ich stehe ihnen unverzagt zu Rede. Doch nicht ich, sondern Christus selbst und seine gemishandelten Zwölfe und die Wahrheit klagen ihn gewaltthätiger Leidenschaftlichkeit und eigenmächtiger Gestaltung des Evangelions an.“ Und wenn ich nun, leitet er S. 48 und 54. mit einem gleißnerischen Schmerzensjuden die Bergrede insbesondere ein, „wenn ich die Leser in ein Gebäude voll bitterm Doppelfinnes und voll Leidenschaftlichkeit hineinführen muß, die uns bei unserer ehrfurchtsvollen Betrachtung

der canonischen Schriftsteller die Seele manchmal vor Schmerz umkehren und den schönen Glauben an Weisen, die unser Traum geboren hatte, austrilgen muß, so glaube mir jeder, daß dies nicht ohne viel Überwindung und innige Wehmuth von meiner Seite geschieht. . . . Denn daß es unserm bisherigen Pietätgefühl widerstrebt, die Evangelisten so menschlich leidenschaftlich gerade in den heiliggehaltenen Schriften gegen einander (wie unser Anonymus sich einbildet) verfahren zu sehen, das ist freilich sehr begreiflich.“

Es findet doch jegliche Art Übertreibung im Protestantismus glücklicher Weise seiner Natur gemäß selber wieder ihren Gegensatz; die Reformation, die geradezu auf Paulus Lehre sündigte, erhält hier im fraglichen Bilde des Apostels vielmehr die Züge ihres Glaubensstürmers, des neuen Saulus, vorgehalten, und die Hintanzetzung des Petrus gegen Paulus gleicht sich wieder aus. Aber diese Weise wissen wir nun nicht einmal, ob überhaupt eine Bergpredigt stattgefunden. Indes wollen wir doch beim Herabsteigen von dieser mythischen Höhe mit den Coryphäen der Heidelbergischen Gottesgelehrtheit an der Überzeugung der damaligen Juden festhalten, daß Jesus mit Gewalt, d. h. in eigener „Selbstmächtigkeit“ geredet habe; wundern uns aber nicht mehr über ihren Aberglauben, daß sie den Heiland wie einen Magnet anrührten, um dadurch Heilung zu finden, seit Weise uns belehrt hat, daß sein Körper bis gegen die letzte Zeit hin wie eine Elektrifirmaschine auf sie wirkte, und bei der geringsten Berührung dem gläubig Vertrauenden eine wohlthätige Erschütterung beibrachte.

XXXIV. Kapitel.

Der Blinde von Bethsaida.

Jetzt folgen wir dem Heilande weiter auf seiner Rundreise in das Land des Tetrarchen Philippus, und betrachten das Blendwerk, das der Protestantismus über die Heilung des Blinden von Bethsaida verbreitet hat. Schon das ist den natürlichen Erklärern ein erwünschter Umstand, daß Jesus den Blinden vor den Flecken hinausführt. Dann das Spucken auf die Augen: was lassen sich hier noch für erklärende Nebenumstände hinzudenken? O daß uns die Evangelisten doch überall über die dabei beobachtete Behandlung näheren *Ausschluß* gäben, und nicht mit Überhüpfung aller Zwischenstadien

mit einem Wachtspruche zum Ende eilten; dann würden, wie Paulus (R. J. I, 249.), vielleicht für einen gründlichen Forscher sogar noch die medicinischen Mittel seiner Heilungen zu entdecken; „denn die hier aufbewahrten Data sind offenbar nicht mehr als was der Blinde schon als blind hatte bemerken können.“

Hier ist nun die erste Fragestellung Jesu an den oder an die Blinden, ob sie Vertrauen zu ihm hätten, d. h. ob sie bei der vorzunehmenden Operation ihm „festhalten“, und seine weiteren Verhaltensregeln befolgen würden? „Bei dieser Behandlung ist bekanntlich ein zuversichtliches Festhalten, und hienach die Beobachtung der Vorschriften, die zur längeren Schonung des zarten Organs dienen, nothwendig.“ Sie bejahten es, und so wird, nachdem er schon zu Hause zuvor ihr Übel untersucht, die Ursache der Blindheit entfernt. Über die weiteren Umstände, wie das so leicht zunging, wissen wir nur: Jesus spuckte ihnen auf die Augen, d. h. die Blinden hörten nichts, als das Spucken, wie denn nach Blinius die älteren Ärzte dem Speichel eine besonders heilsame Kraft für die Augen zuschrieben. Da aber dies so schnell doch nicht geholfen hätte, wird unter der Hand ein äzendes Pulver mit eingemischt, und damit die Augen befeuchtet, was sie natürlich nicht sehen konnten, weil sie ja eben blind waren, und später Jesus noch dazu die ausführliche Erzählung der Heilung untersagte. Zugleich legte er ihnen die Hände auf, d. h. er bringt durch ein Drücken der Augen die verdickte Linse heraus. Ist dies aber geschehen, so fragt der Herr, nicht wie ein Wunderthäter, der sich seines Erfolges gewiß ist, oder auf der Stelle jemand hellen könnte, sondern wie Dr. Paulus gleich darauf aufmerksam macht, recht eigentlich wie ein Arzt, der erst probiren muß: siehst du nun? Da aber sieht die Menschen für Bäume an, seine Kehhaut reflektirt ihm das Bild, wie ein hohlgeschliffener Vertispiegel. — Wir sollten meinen, wenn der Mann noch nicht blind war, mußte er es durch diese Behandlung werden.

Da soll also noch weiter Nachhilfe geschehen; denn das eingewurzelte Übel setzt einen Widerstand entgegen, der bei dem ersten Versuche nicht zu brechen war. Jesus legt ihm also noch einmal die Hände auf, d. h. er drückt die Augenlinse noch mehr heraus, und nun erst findet Immanuel Röster die medicinische Behandlung und chirurgische Operation gelungen und die Kur vollendet. Sollt doch selbst

einander, worüber wir uns nun schon bald nicht mehr verwundern, ne physische Erklärung des Wunderrathsels für nöthig, und kommt deren Begriffen mit einer successiven Heilung zu Hilfe, daß auf solche Weise geheilte Blinde wohl angefangen hätten, sehend zu werden, aber erst nach und nach wirklich sahen — ebenso wie er die Heilung des Matthäus und Paulus nur successive vor sich gehen läßt, während das Psychologische doch gerade in dem Plötzlichen liegt. Wie arm aber muß der Protestantismus an großen Männern seyn, wenn er einen so Urtheilenden, der zudem auch in der Incarnation selbst einen natürlichen Vorgang sieht, so hoch erheben kann! Der hochwürdige Venturini erzählt uns, Jesus sey unvorbereitet zu der wohlthätigen Heilung am Meeresufer spazieren gegangen, indem er nehmlich seine Reiseapotheke und die Instrumente zu Hause gelassen. Da begegneten ihm zwei Blinde, welche indess schon so weit ihrer Augen noch mächtig waren, daß sie allein gehen, und seinen einsamen Spaziergang auskundschaften konnten. Man sieht, sie hätten sogar Spione abgegeben!) Er heißt sie in seine Wohnung ihm nachfolgen, steht dort, daß durch Erweichung und Reizung der Augen von dem dortigen feinen Flugande ihr Übel gehoben werden könne; taucht nun seine Finger in ein beizendes, zuvor zu ihm bereitetes Augenwasser, durch eine kurze und kräftige Prozedur werden die Augen von dem Gefährlichen gesäubert, und so ergab sich nach Kurzem das Sehen von selber.

Was aber noch die besondere Erzählung von der Heilung des Blindstummen betrifft, so weiß der „Prophet von Nazaret“ vorzubringen: dieser Kranke habe an periodischer, besonders beim Monatswechsel eintretender Adstriktion des Blutes zum Kopf, und daraus resultirender Gesichtsverdunklung und Zungenlähmung gelitten. Zur Adstriktion sey gewiß längere Zeit erforderlich gewesen. Der bei solchen Übeln gewöhnliche Kopfschmerz konnte die abergläubischen Juden leicht auf den Gedanken bringen, daß der Teufel ihn plage. Daß man doch auch des Apostel Paulus Satansengel für eine starke Migräne gehalten. Ein Nachwort bannte aus der eralteten Phantasie den Dämon, überdies konnte durch momentan wirkende Mittel (?) das Übel auf der Stelle gemildert, und dem Kranken das Gefühl des Besserwerdens zugeführt werden, daß er hörte und sah.“

Noch besser versteht sich Hennell auf die Ophthalmiatrik; denn er setzt in seiner Untersuchung (S. 187.) voraus, daß es sich in die-

fem Falle nur um eine unvollkommene Form des schwarzen Starrs handelte, und schon der Gang aus der Stadt, die wiederholte Auflegung der Hände über die Augen, und die Erregung der Einbildungskraft in Folge der Erwartung einer wunderbaren Hilfe je mehr und mehr als Reiz auf die stumpfen Nerven wirkte, und eine kurz dauernde oder vielleicht auch anhaltende Wiederherstellung des Gesichtes möglich machte. Eine unvollkommene Amaurosis ist es, wenn das Auge noch einigen Schein behält; zuweilen kann der Kranke bei trübem Gesicht dann besser im Licht, als in der Dunkelheit sehen (Herr Hennell sieht offenbar in der Dunkelheit am besten!); zuweilen sieht er dunkle Flecken, nezförmige Bilder, Streifen und schlangenartige Figuren. Er sieht immer etwas deutlicher auf kurze Zeit nach dem äusserlichen Gebrauche tonischer Mittel, als Hirschhorn, kalt Wasser u. dergl. — Doch nun kommt erst das Beste! „Richter, sagt unser englischer Bibelspekulant, erzählt einen Fall von beinahe vollständiger Blindheit, in welchem der Kranke im Stande war, auf den Genuß von Champagner eine Stunde sehr wohl zu sehen. (Vielleicht gab der Heiland dem Mann von Bethsaida hier auch schnell eine Flasche ächten Sillery zu trinken?) Er redet auch von einer Frau, die ihr Gesicht fast gänzlich verloren, und nur durch heftiges Gehen in einem Garten es gewöhnlich auf eine halbe Stunde wieder erlangte. Zuweilen hat man Elektrizität mit Erfolg angewendet, und wenn das Übel durch Verletzung der Augbraunen entstand, wurde auch wohl durch starke Fraktionen mit linderndem Öle und Salben geheilt. Doch suchte Jesus diesmal das Wunder geheim zu halten, während er bei den Heilungen Dämonischer und anderer Kranken der öffentlichen Erweisung seiner angeblichen Wunderkraft nichts in den Weg legte: Dies ist ein Zeichen, daß er in Fällen von Blindheit sich auf größere Schwierigkeiten gefaßt machte, und eine feierlichere Zurüstung oder einen ernstern Glauben als wesentliche Bedingung des guten Erfolges ansah.“

Vortrefflich! wer das nicht einseht, müßte unheilbar blind seyn, oder den Vorschlag des Mythikers annehmen: weil man Jesum für das messianische Subjekt gehalten, habe man ihm die messianischen Prädikate zuschreiben müssen, und unter diese gehörte auch nach H. XXXV, 5. die Blinden sehend zu machen. In beiden Fällen ist der

ert an dem Wunderberichte offenbar wieder ganz unschuldig, denn „er sollte nicht, daß die Geschichte bekannt werde“. Die weitere Aus-
 hrung ist nur eine „Schriftstellerische Besonderheit des
 Larkus, um der Vorstellungskraft der Leser zu Hilfe zu
 kommen; wie einer, der eine geschwinde Bewegung einem
 andern deutlich machen will, sie ihm zuerst langsam vor-
 acht;“ nicht aber um das Wunder gleichsam zu verringern; denn es
 hört eben mit zu den Schriftstellerischen Eigenheiten des
 Larkus, „daß er vielmehr nicht selten die Wunder zu
 :größern bemüht ist,“ wie bei den Schweinen der Sabarener.

XXXV. Kapitel.

Von Petrus, dem Felsenmann.

Aber jetzt führen uns die Evangelisten erst auf ein Thema, welches
 wenig vom heiligen Geiste inspirirt ist, daß es vielmehr vom anti-
 ristischen Pabste selbst componirt zu seyn scheint: so unmusikalis-
 ngt es für zarte, wahrheitsliebende protestantische Ohren. Der Text
 über Petrus den Felsenmann oder den „Meister Peter“, wie der
 kannte Professor einer benachbarten Hochschule sich immer in diesem
 etreffe unziemlich genug des Wortes bedient: ein Thema, das so
 nig zu dem jetzigen Weltton stimmen will, daß die Reformations-
 kühnigen die ganze Geschichte gerne den orphischen Mythen anheim-
 ben möchten, wenn nicht der geistesfreie Strauß selbst (§. 73.)
 seiner Unparteilichkeit es gar nicht mehr für nöthig fände, den
 iferem Petrus „in den Evangelien, und besonders in der Apostel-
 schichte und den paulinischen Briefen entschieden eingeräumten Vor-
 ng“ weiter zu bestreiten, da der Katholizismus und das Christenthum
 e haupt nun doch schon theoretisch überwunden ist, und nur mehr
 ktisch beseitigt zu werden braucht, d. h. wie er in der ersten Auflage
 nes Meisterwerks der Äußerung sich erkühnt, die christlichen Kanzeln
 id Lehrstühle in Trümmer gehen müssen. Den nehmlichen Vorschlag
 t ja bereits der englische Geist Th. Baine gemacht, welcher noch
 : Raivolität verband, sich „recht religiös“ zu nennen.

Aber einer solchen Einräumung dem Stuhle des römischen Anti-
 rists gegenüber möchte Luther sich noch im Grabe aufrichten und
 wider predigen. Hat denn der theure Mann Gottes nicht längst
 is Pabsthum vom Teufel gestiftet erklärt, und mit seinem

Felsen dort in das „Wässerlein bei Ostia, heißt tyrrhenisch Meer“ verwünscht und versenkt, und ihm nicht einen Finger mehr, geschweige die ganze Hand gelassen? Denn als der Heiland sagte: Du bist Petrus, der Fels! da wies er wohl mit dem Finger auf ihn; bei den Worten aber: und auf diesen Fels will ich meine Kirche bauen! lehrte er schnell die Sache um, und deutete auf sich selbst zurück. Ist also mit dieser Auslegung das Papstthum für immer zu Schanden geworden. —

Dürfen wir hier dem großen Reformator nicht mit einigen Beispielen darauf helfen? etwa, daß Christus bei den Worten: brechet diesen Tempel ab, und in drei Tagen will ich einen anderen aufbauen! auch auf sich zurückgewiesen haben muß? Schade, daß der Herr zunächst nur von der baldigen Errichtung eines Hauses des lebendigen Gottesdienstes an der Stelle des mosaischen Ceremonientempels gesprochen, so daß hier nicht minder die mimische Vorstellung wegfällt. Oder deutete er vielleicht auch damals auf sich zurück, als er sprach: Nehmet hin und esset — dieß ist mein Leib, der für euch und viele wird hingeopfert werden? Wirklich sagt hiezu Carlstadt ja!

Aber steht doch Petrus in allen Apostelcatalogen voran, und tritt in der Wirklichkeit öfter als der Erste unter ihnen redend und handelnd auf, als alle übrigen Apostel zusammen genommen! In diesem Gedränge zwischen Spruch und Widerspruch weiß uns H. D. Schramm die rechte Auskunft zu geben, welcher in seiner Dissertation *De Simone Petro, primo Apostolorum et ultimo*, Goettg. 1748 die Unterscheidung getroffen hat: Ja, Simon sey wohl zum Felsenmann erkoren, und zum Haupt der anderen bestellt worden; aber schon damals, als er dem Leidensgange seines Herrn und Meisters sich widersetzen wollte, in die Reihe der Satane verfloßen ward, vollends aber durch seine Verläugnung des früheren Vorzugs, ja seiner apostolischen Würde selber verlurstig gegangen. Als ihn jedoch der Herr nach seiner dreimaligen Liebeserklärung zuletzt wieder zur Nachfolge berief, kam er eben dadurch hinter alle zu stehen, und war nunmehr als der letzte an die Stelle Iskarioths eingetreten, so daß demnach seine Nachfolger, die römischen Päpste, auch die letzten von allen Bischöfen seyn mußten!

Den eben berührten Vorwurf des Herrn wider seinen neuen Versucher: Hinweg von mir, Satan! hat auch Dr. Paulus aufgegriffen, der es zuvörderst schon auffallend findet, warum Markus

sch gerade der Schüler des Petrus?) und Lukas die diesem Apostel ähnliche Stelle nicht kennen, so daß nun die Bagischeale schon mlich ins Gleichgewicht kömmt. Wie, wenn der Heiland ihm über- npt keine besondere, sondern nur eine allgemeine Auszeichnung- ich den übrigen Jüngern verleihen wollte, etwa wie man dem ten, aber ebenso auch vielen andern ein Ordensband verliehen ben kann? Ruth also! der sublimen rationalistischen Auslegung rd es gelingen, den Stein des Anstoßes dort vor Cäsarea Philippi ch ganz aus dem Wege zu heben.

Die Sache ist so einfach, daß man sich wundert, wie man bisher rin ein einzelnes Vorzugsprivilegium erkennen konnte? Du bist ristus, der Sohn des lebendigen Gottes! so lautet die Apostrophe s Jonaden. Ihm entgegnet der Herr in der Antistrophe: Und i bist Simon, d. h. der folgsame Hörer; der Sohn Zona, h. der Sohn der Unterdrückung, der Unmächtige. Aber gewiß du Cephas, d. h. von deiner colossalen Gestalt rkömmlich der Fels helßeß, so gewiß will ich auf esen Felsen, d. h. auf dein voriges Bekenntniß meine emeinde gründen. Auch du wirst an ihrer Ausbreitung itwirken, und die Pforten des Unterreiches sollen an :Rigkeit nichts dagegen seyn. „Auch sollst du — welche nelle von Pflichten, nicht von Gewalt! — bedenken, is, was du den Menschen hienieden für verboten er- kst, auch wirklich etwas im Himmel Verbotenes seyn us, und was du ihnen als erlaubt angibst, wirklich etwas yn soll, was im Himmel zu thun erlaubt seyn kann.“

So der unübertreffliche Dr. Paulus (Comm. II, 548 f.), und s ist die Stelckunst aller, wenn es gilt, die katholische Kirche in ren biblischen Fundamenten zu untergraben. Hat nicht auch Göthe rum das Epigramm auf sie gemünzt:

Im Auslegen seyd frisch und munter,
Legt ihr nicht aus — so legt was unter!

o sollen die Worte nach Venturini's Erklärung nur sagen: Du k Petrus, d. h. einer von den Felsen, auf die ich meine irche bane! — Wenn wir aber nun consequent zurückschließen: auch etrus habe nur gemeint: du bist Christus, einer von den hnen Gottes! so wird die junghegelsche Schule am Ende gar ch in Simon Petrus einen von den Ihrigen erkennen.

Auf dieser einmal geöffneten Bahn schreitet nun der Landsturm der reformirten Theologen von allen Farben zum Sturme wider das Capitol voran. Unter ihnen nimmt Kuindl ganz besonders die Miene des Unparteilichen an, ja lehnt sich sogar gegen die früheren Mißdeutungen auf. Rein! auf sich selber deutete Christus bei jenem Ausspruche nicht, noch baute er seine Kirche auf das Bekenntniß des Petrus (was doch ein gar zu schwaches Fundament wäre, wie wir gleich hören werden, da es um die göttliche Sohnschaft so prekär steht). Zu solchen Verdrehungen, räumt er ein, hat man nur wegen der Päpstlichen Zuflucht genommen. Aber die Rede Christi hat nicht mehr, noch weniger zu bedeuten, als daß Petrus einer der ersten Prediger und Mitbegründer der Kirche seyn werde; was denn auch geschah. — Ei was! entgegnet Hase: ist es doch schwer zu sagen, ob Jesus überhaupt daran dachte, die Kirche als äußere Institution zu gründen! — Er ist also, wie Weiße, ein Vorsehter der unsichtbaren Kirche, die ihre Gottesgelehrten erfunden, um dem Protestantismus seinen unsichtbaren Bestand schon vor und gleichzeitig mit der katholischen Kirche zu sichern, obwohl diese mittelalterliche Abart des Christenthums nach der Ansicht einiger bereits von der Apostelzeit sich herleitet. — Nun gewiß, sie haben es mit dem unsichtbaren Kirchenthum und dem unsichtbaren Christus weit genug gebracht!

Keander seinerseits, welchen wir schon öfter in so würdiger Gesellschaft gefunden, versichert in seinem Leben Jesu Christi (S. 273.), Petrus habe schon öfter dieß Bekenntniß der göttlichen Sohnschaft abgelegt, aber immer nur, wie Fleisch und Blut es ihm eingegeben; bis endlich der Heiland einmal ihn belobte, sprechend: Diesmal hat nicht Fleisch und Blut, sondern der Vater im Himmel dir's geoffenbart. Unstreitig hat mit dieser Verwässerung die beiderseitige Rede an Kraft und Saft und Bedeutung sehr gewonnen? „Insofern nun Petrus das Bekenntniß ausgesprochen hatte, das den unwandelbaren Grund des Reiches Gottes bilden sollte, nannte Jesus, auch das schon früher ihm beigelegte Prädikat bei dieser Veranlassung von Neuem auf ihn anwendend, ihn den Felsenmann, auf welchen er die über alle Macht des Todes siegreiche, also für die Ewigkeit bestehende Gemeinde erbauen werde. Es gilt dieß nicht dem Petrus persönlich (woher weiß dieß Keander?), sondern ihm als dem treuen Organ des Geistes Christi, dem Repräsentanten jenes

3 vollem Herzen abgelegten Bekenntnisses von der Wahrheit. Das-
 be könnte Christus zu jedem, der in einem solchen Momente,
 einem solchen Sinn ein solches Bekenntniß ablegte, gesagt
 ben. Und in demselben Sinne übergibt er ihm auch die
 Schlüssel des Himmelreiches! — Also bei Leibe nicht wollte ihn
 Herr zum Felsen setzen, sondern er nannte ihn nur wiederholt so. Auch
 ander, wenn er damals gelebt hätte, und mit dem rechten Worte und
 geeigneten Gesinnung an Petrus Stelle aufgetreten wäre, hätte diesen
 nichtssagenden Namen sich zu verdienen getraut. Die unkirchlichen
 ottesmänner muthen dem Heilande nehmlich zu, er werde wohl auch
 viel unnütze und ganz bedeutungslose Worte vor jedermann gemacht
 ben, wie dies in ihrem Brauche liegt. Da sie aber nun von dem Be-
 kntnisse bereits abgekommen sind, wird ihr Gemeinwesen wohl nicht
 n ewiger Dauer seyn!

Ander hat Thieß (Comm. I, 226.) das Wort Gottes auf
 Schrauben gestellt, so daß der Fels Petri bei dem geringsten
 id von seiner Höhe in die Tiefe stürzen muß. Er spricht an
 risti Statt zu seinem vornehmsten Jünger: „Wenn du deine
 n sinnlichen Wünschen entstehende Wandelbarkeit
 ines Charakters einß bezwungen haben wirst, ver-
 rickst du ein Fels zu werden!“ So könnte Jesus begreiflich
 ch zu jedem von uns sprechen, ohne daß wir darum über das
 oblematische „Wenn“ hinausgekommen wären.

Aber was wollte der Herr denn überhaupt mit seiner Frage,
 ren Beantwortung die vorliegenden so gelungenen Lösungen her-
 rgerufen hat? Es trieb ihn doch nicht Neugier und Eitelkeit dazu,
 a sich die Volksmeinung von seiner hohen Würde und messianischen
 ronprätendentenschaft ins Ohr sagen zu lassen, und auch unter seinen
 posteln das Gespräch über diesen seinen Lieblingsgedanken in Fluß
 bringen? Bewahre Gott! ruft Thieß. „Nur Anlaß wollte er
 hmen, die Begriffe der Schüler, die ihn natürlich für mehr hielten,
 s wofür er hie und da ausgegeben ward, in Hinsicht auf seinen
 weß und auf die Sache, die er gemeinschaftlich mit ihnen verfolgte,
 berichtigen. Haben wir in dieser Modifikation des insofern ge-
 hmitigten Bekenntnisses, daß er Christus sey, noch nicht genug, so
 he die Erinnerung, die er seinen Schülern gab: ihn dafür ja nicht
 erklären! für uns als Warnung da, ihn fortan ja nicht mit einem
 amen zu benennen, der in seiner eigentlichen Bedeutung ihm mit

Recht zuwider war! Inwiefern er für Christus gehalten werden wollte, sollten seine Bekenner es auch seyn!

So wissen wir es nun! Er hat es uns also bei dieser Gelegenheit sogar verboten, ihn für Christus, den Sohn Gottes, zu bekennen, ausser insofern wie wir dies auch sind. Zwar sollte dies Verbot nur bis zu seiner Auferstehung gelten; aber da er, wie wir bald hören werden, für den gründlichen Protestantismus eigentlich nicht aufgefunden ist, so mögen es sich hier alle zur Warnung dienen lassen, ihn je wieder ohne weitere Modifikation mit einem solchen Titel zu belegen!

Wenn aber der Name Christus und Gottessohn an sich keinen persönlichen Vorzug ausdrückt: so wird wohl auch der Name Petrus nur eine Ironie aussprechen, wider die der Apostel sich füglich hätte verwahren mögen. In der That! schlagen wir alle griechischen Lexikographien von protestantischer Seite nach, so finden wir: πέτρος heiße eigentlich doch nur ein kleines Steinchen. Ja wenn er gesagt hätte: du bist πέτρα, dann wäre es ein anderes gewesen. Kein Wunder, daß die orthodox griechische Kirche lieber dem früher erwählten Andreas den Vorrang vor Petrus und seinen Mitaposteln gewährte, und bis auf den heutigen Tag noch zuspricht.

Da haben es doch die Juden im Mittelalter verstanden, wie wir in der Epistel des heiligen Abgard, Bischofs von Lyon, (de superst. Judaeor.) an Kaiser Ludwig den Frommen lesen, indem sie vorgaben: Christus sey selbst durch die Bemühungen des Hohenpriesters Johannes des Täufers so gelehrt worden, habe aber seinen Jünger Simon wegen dessen Geistesstumpfheit einen Stein genannt!

Erst Dr. Paulus kam diesem Grundgedanken wieder auf die Spur, da er fand, daß in Simon der Geist in Fleisch und Bein geschlagen, mit andern Worten, daß von seiner schwerfälligen Gestalt er den Namen Petrus, und durch ein gräuliches Mißverständnis dieses Ausdrucks davon das ganze Papstthum seinen Ursprung bekommen habe.

Dreist sagt es uns darum auch Weise I, 399. ins Gesicht: es war nur eine Ironie, daß er ihm diesen Namen gab, weil er den diesem keineswegs entsprechenden Charakter in ihm erkannte, wie nach den neuesten Vermuthungen daselbe von den Donnerkindern gilt, die auch weit entfernt waren, Kinder des Donners zu seyn (Der Donner hat ja bekanntlich keine Kinder!). Ferner äußert

Weiße II, 93. sagt: er habe diese Stelle bei Matthäus nicht übergehen wollen, obwohl er ihre Richtigkeit unwahrscheinlich finde, vielmehr scheine sie ihren Ursprung in der späteren amplificirenden Sage genommen zu haben, indem selbst Markus, der Schüler und Freund des Petrus, nichts davon überliefere. Der Ausdruck „von Fleisch und Blut eingegeben“, sey mehr paulinische und johanneische Redeweise. Zudem habe Christus unmittelbar nur die unsichtbare Kirche gestiftet; freilich sey auch die sichtbare sein Werk, aber nur durch freie Entstehung: wie konnte er also sagen: er wolle eine Kirche bauen? Die Schlüssel des Himmelreichs würde er nicht so unbedenklich einem Manne übergeben haben, den er unmittelbar darauf einen Satan heißt. Ebenso bedenklich lasse sich die Stelle vom Binden und Lösen an. — Natürlich! Christus hätte ja wissen sollen, daß in seiner unsichtbaren Kirche von keinem Glaubens- oder disciplinären Band, sondern im Geiste der Reformation einzig von Aufhebung die Rede seyn könne! —

Etwas milder nimmt Sinon in Strassburg, der Verfasser der neulichen Schrift wider die Jesuiten, die Rede: Du bist Petrus! wenigstens für ein Compliment, für eine Galanterie, anstatt für Spott und Ironie. Um so grimmiger fährt dafür Ammon (Gesch. d. L. J. II, 298.) sänft wieder den satanischen Jünger Christi wegen seiner väterlichen Besorgniß für das Leben seines Meisters an. Das Betragen des Schülers gegen den Meister in einem Augenblick, ereifert er sich, wo er (bei der Lobesankündigung nehmlich) nur tanze Theilnahme, Nahrung und Trost, im äussersten Falle aber Thränen und Klagen erwarten konnte, war im hohen Grade verlegend. Er fährt ihn bei Seite, redet ihn in strafendem Tone an (?), spricht die kräftigste Verwahrungsformel über ihn aus, und bevormundet ihn als einen Schwärmer (?), der sich mit schwerwichtigen Gedanken beschäftige. Dieses unerwartete und anmaßende Betragen versetzt denn auch Jesum wieder in eine aufgeregte Stimmung. Er tritt zurück, verweist den Petrus aus dem Kreise seiner Schüler (?), nennt den Mann, dem er kurz vorher göttliche Offenbarung zugeschrieben, und den Voratz unter den Aposteln anvertraut hatte, einen satanischen Geist, der ihm in den Weg stehe und sich bei seiner gemeinen Denkart zur göttlichen Ordnung des Menschenheills gar nicht erheben könne. Zürnen so die himmlischen Mächte, wechseln so heilige Gedanken und blinde Affekte

in gottgeweihten Seelen: was war von dem apostolischen Primat eines Mannes zu erwarten, der in kurzen Zwischenräumen seine Seele der Leitung Gottes und des Satans überläßt?“ Jesus muß sich darauf mit der Ermahnung an seine übrigen Jünger wenden, sich in der treuen Nachfolge seines Beispiels nicht irre machen zu lassen! —

Aus den bisherigen Beweisen entnehmen wir also klar und unparteilich, daß Simon einmal schon früher den Namen Petrus geführt, dieser also für hierarchische Anmassungen keinen Vorwand mehr hergeben dürfe. Oder wenn ihm Christus denselben verlieh, so geschah es doch nur zum Hohne seiner Charakterschwäche oder mit Restriktion, und begründete für ihn keinen weiteren Vorzug, als den, der primus inter pares zu seyn. Aber auch diese Auszeichnung hat er verwirkt, erstens schon dadurch, daß ihn der Herr dem Satan vergleichen mußte, sodann durch seine Verläugnung, die, selbst als er wieder Gnade fand, seine Degradation zu dem Range eines Iskarioth zur Folge hatte. Solche und ähnliche Artikel zur Verdammung des Primates sind zum heilsamen Unterricht der christlichen Jugend auch in die lutherischen Catechismen übergegangen, während der katholische billig von der Existenz wie vom Glauben oder Unglauben aller anderen Confessionen Umgang nimmt. Dies alles ist unter ihnen ausgemacht, so gut wie daß wir Götzendiener sind.

Nun aber kömmt Bruno Bauer, und schwingt seine Geißel wider eine solche Treulosigkeit der protestantischen Exegese, wodurch sich all ihre Theologen vom ersten Anfange her im Gewissen compromittirt; ja er feiert einen redlichen Triumph über die pseudo-evangelische zu Gunsten der katholischen Auslegung — jedoch nur, um seine Glaubensverwandten zu vermögen, sich völlig vom Evangelium loszusagen. „Wenn Calvin, spricht er (III, 6.), den Mann zu Rom wegen der Behauptung, daß Petrus als Fundament der Kirche von Jesus proklamirt wurde, den Antichrist nennt, so muß es sich auch der Critiker gefallen lassen, so zu heißen; denn handelt es sich um die Erklärung der Worte im Evangelium, so ist es nicht nur eine Behauptung, nicht nur eine Fiktion, was der Mann zu Rom sich hat zu Schulden kommen lassen, sondern die richtige Erklärung. Diesem Manne wird der Critiker, so weit er zugleich Exegete ist, unbedingt beistimmen, und die Quälereien, die sich viel mehr der buchstabengläubige Protestant hat zu Schulden kommen

, herzlich bemitleiden. Die Protestanten, um die späteren
 umlinge nicht zu erwähnen, d. h. um bei dem Einen Calvin,
 Manne stehen zu bleiben, fragen umsonst, ob er nicht auf
 Glauben, den er mit den andern gemeinschaftlich hegt, und
 amen aller ausgesprochen, seine Kirche gebaut habe? Heißt es
 nicht: der himmlische Vater habe dieß dem Petrus besonders
 aren müssen, und gründet er nicht die Kirche auf die Person
 iesem Glauben? Aber nicht dieß Diplom hat die Hierarchie
 ührt, sondern die hierarchische Anschauung, der Petrus
 als Fürst der Kirche erschien, diktirt, und Matthäus
 erste, der es geschrieben hat. Lassen wir also dem Mann zu
 seine Handschrift; exegetisch, wie die Protestanten meinten,
 n wir sie nicht junichte machen, sondern wenn es die Hier-
 selbst ist, die in diesem Diplom sich berechtigt hat, so hat die
 cheit indessen neue Diplome geschrieben, welche jenes alte
 , aber nur durch ihren reicheren und würdigeren Inhalt wider-
 aben.“

In der That, eine gefährliche Operation für die Protestantischen,
 ingen Corpus Evangeliorum sich zu entäußern, ohne daß dabei
 ristenmensch selber darauf geht. Doch um gewisse confessionelle
 thelle zu heilen, mag der Rath gut anschlagen. Für uns aber
 en wir in Hinsicht auf den Primat: es muß wohl eine große
 heit seyn, welche so viel und so mannigfaltigen Widerspruch her-
 t und erträgt, und doch in Lehre und Leben nach wie vor besteht!

Rachschrift. Schon glaubte ich, mit den protestantischen Er-
 gen zu diesem Kapitel im Wesentlichen zum Ziele gekommen zu seyn,
 ihre Deantwortung des fraglichen Punktes doch immer der Auffor-
 l, in einen sauren Apfel zu beißen, gleicht, und trotz all den siegrei-
 Bendungen statt der triumphirlichen Mienen doch immer schiefe
 ter zurückbleiben. Aber da fällt mir eben das allerjüngste derartige

„Die Evangelien, ihr Geist, ihre Verfasser und
 Berhältniß zu einander.“ Leipz. 1845. von einem Unge-
 en, in die Hände, worin die rechte Auslegung dem klaren Buch-
 des paulinischen Evangeliums selber entnommen ist, also gewiß
 ühefte controlirende Autorität, die wir für Petrus erwarten
 . Ja, Petrus, bedeutet uns der unbekante Autor S. 60.,
 t eben der Fels, von dem bei Lukas VIII, 13. geschrieben steht:
 Felsen, auf den der Same der evangelischen Lehre

fällt, das sind die, welche das Wort zwar hören und mit Freuden aufnehmen; aber sie haben keine Wurzel, sie glauben eine Zeit lang, und zur Zeit der Versuchung fallen sie ab," wie es dem Petrus in seinem Benehmen zu Antiochia erging" (Gal. II, 12.). Der Name ist also keineswegs ein Compliment, sondern nach S. 175. die bitterste Satyre, wie schon Weise errathen hat. „In allen vier Evangelien geschieht es bei Lukas XXII, 34. in der Ankündigung von der Verläugnung Petri während des Abendmahls das einzigmal, daß dieser Jünger vom Heiland mit diesem Namen angesprochen wird; sonst wird er immer, wie gerade nach B. 31. mit „Simon“ angeredet. Warum nun eben hier die Anrede: Petre, d. h. Felsenmann? — Weil der Name gerade an dieser Stelle und nur an ihr zur Ironie für ihn wird. Denn da, wo ihm erklärt wird: er werde trotz seiner zuversichtlichen Versicherungen dreimal verläugnen, erscheint er offenbar am wenigsten als ein Felsen, sondern als Gegentheil davon. Da also wird der Name zum ironischen Spottnamen: Ich sage dir, starker Fels, der Hahn wird heute nicht rufen, ehe denn du dreimal geläugnet hast, mich zu kennen. Das also ist der Fels, auf dem die Kirche steht, und den nicht die Pforten der Hölle, — aber das erste beste Mädchen (*παυδισση τις* XXII, 56.) zum Wanken bringt. Ja B. 31. 32., also gerade vorher, wird ausdrücklich gesagt, daß sein Glaube nahe daran gewesen wäre, ganz auszugehen, und daß dieß nur durch Fürbitte Jesu noch abgewendet worden sey, daß er sich erst späterhin vielleicht bekehren werde, und dann erst seinen Brüdern eine Stütze, ein Fels zum Anhalten und Aufrichten werden könne. Somit ist die Anrede: Petre! für dieses schwankende Rohr jetzt offenbar nur ein Spott.“

So hat also Christus der Herr, nicht so klug, wie der weise Mann, der sein Haus unerschütterlich auf einen Felsen baute (Luk. VI, 48.), bei Petrus auf einen Felsen gesäet, und wieder auf ein wetterlaunisches und weiberwendisches Rohr sich gestützt, ja einen wahren Satan uns zu seinem vermeintlichen Nachfolger hinterlassen. Und da nun die Auslegung, welche von der neutestamentlichen Wort- und Schriftauslegung gilt, consequent und eher noch mehr vom entsprechenden alten Testamente gelten muß, so ersehen wir wohl, was es heißen will, wenn im Buche Deuteronomium XXXII, 4. Gott selber ein Fels genannt wird B. 15., der Fels des Heiles Israels,

l, der sein Volk (geistiger Weise) gezeugt, 30. 31. und nicht ist
 infelmüthig, wie der Fels unserer Feinde, 37., die fruchtlos darauf
 men und bauen.“ Das alles ist, wie bei Petrus, dem wahren
 schfolger und uns zum Falle und zur Aufrichtung gesetzten Grund-
 sen, rein sarkastisch und im gegentheiligen Sinne zu verstehen; denn
 ott ist ja doch kein harter Fels, sondern weichmüthig und nachgiebig,
 ie wir wissen. Demnach dürfte es aber auch mit dem Vertrauen
 ithers, wenn er in seinem Liebe nach dem XXII. Kapitel des zweiten
 uches Samuel oder nach Psalm LXIX, 3. auf Gott als eine
 ste Burg und einen Felsen baut, nicht so zuversichtlich bestellt seyn;
 nn wir werden auch hier keinen anderen Maßstab anlegen dürfen. —

Zwar soll der Felsen Petri im Laufe von fünfzehn Jahrhunderten
 rwittert und morsch geworden seyn; dennoch, als Luther zum zwei-
 nmale ihn bestellen wollte, fand er noch kein urbares Erdreich, und
 r Same dessen, der Unkraut säet, will noch immer nicht angehen,
 n als Saat des Verderbens für das ganze Geschlecht aufzuschießen.

XXXVI. Kapitel.

Magdalena.

Ist uns soweit durch Hilfe der Rationalisten mit einem Finger
 r schwere Stein des Argernisses vom Herzen genommen, und nicht
 oß der Vorzug des Petrus, sondern auch die Ehre Christi des
 ottesohnes gehoben, d. h. aufgehoben worden, ja Simon sogar
 leht an Judas Stelle zurückgesetzt, so kommen wir, innerlich er-
 lichtert, noch zeitig zur Einladung des Pharisäers Simon nach Ka-
 jarnaum, obwohl Dr. Paulus das besagte Mahl zur mehreren
 erwirrung in Jerusalem am Pascha, sowie die vorige Blinden-
 ilung zu Bethanien vor sich gehen läßt. Hier sind wir Zeugen,
 richt er (Comm. I, 880.), wie „eine in der Stadt als ausschweifend
 nst bekannte Frau, welche Jesus vordem von einer schweren, ver-
 utzlich aus jenen Ausschweifungen entstandenen Krankheit (?)
 fund gemacht hatte, ihrem Retter mit morgenländischer Verehrungs-
 ut zu danken kommt“. Wir bewundern mit Hase (§. 96.) die
 rt und Weise, wie Jesus „eben so geistreich als wahr und gut-
 üthig ihre Handlung sowohl als sein Verhältniß zu der Übelberüch-
 zten vertheidigt, mit helterer Ironie den ungastfreundlichen Hoch-
 nth des Pharisäers beugt“. Dieser, welcher nach Dr. Paulus

„Bereits wußte oder bald sich erkundigt hatte, wer die Frau sey? lacht herungeachtet Jesus auch ihn geheilt hatte (?), insgeheim über seinen Wohlthäter: diesmal hat der galiläische Rabbi eine würdige Verehrerin, dachte er. Der liebe Gott, wenn er so sehr sein Liebling wäre, könnte ihn doch wohl ein bißchen ahnen lassen, was für eine sich mit ihm zu thun macht!“ (Wie ästhetisch!)

Der Herr aber sieht in ihrem ganzen Betragen noch die Heftigkeit, wie sie bei Nervenkranken auch nach Hebung ihrer Krankheit noch lange zurückbleibt.

Hier ist nur das zu bemerken, erklärt der oben erwähnte anonyme sächsische Licht- und Wahrheitsfreund S. 58.: „wie der Pharisäer, welcher so ängstlich darauf sieht, daß er nichts Unreines anrühre, noch mit etwas Unreinem, einer Sünderin oder einem Heiden in Berührung kommen möge, von Jesu bei Lukas auf einmal mit dem Namen Simon angeredet wird, was zweifelsohne nicht ohne geffentlichem Bezug auf den Namen Petrus geschehen ist, welcher, damit dieser Bezug desto näher gelegt sey, gerade in diesem Evangelium öfter, als sonst, Simon genannt wird. Und der Charakter des hier erwähnten Pharisäers, und seine Scheu vor jeder Berührung unreiner Personen, erinnert zu auffallend an die Apostelg. X, 14. 15. berichteten Worte Petri und sein Zweifeln, zum Heiden Cornelius zu gehen, daß Lukas gewiß den Gedanken an diesen Apostel mit dem Namen Simon hat hervorrufen und bei dem Pharisäer an ihn gedacht haben wollen.“ — Schade, daß früher noch niemand so scharfsinnig war, die Anspielung zu merken! —

Als ein Zeichen der inneren Bewegtheit der Frau bemerkt Markus namentlich, sie habe ihr Salbengefäß zerbrochen, doch liegt dies nach Strauß nur in seiner bekannten übertreibenden Manier. Wenigstens wußte Dr. Paulus nicht, wozu sie die kostbare Salbe zerbrochen haben sollte? und Fritzsche fragt mit chirurgischem Beobachtungsgeiste: ob dies wohl ohne Verletzung der eigenen Hand, und vielleicht selbst des Hauptes Jesu hätte geschehen können? Darum kommen beide mit Heumann und Schleußner überein, es sey nur von dem Aufbrechen oder Umbrechen des Verschlusdeckels zu verstehen, in welchem Falle freilich dieser Zusatz so nothwendig war, wie wenn jemand bemerkte, er sey durch die Thüre in ein Haus oder Zimmer eingegangen! *Συντριψασα τὸ ἀλάβαστρον?* Das Wort bezieht sich gar nicht einmal auf das Alabasterfläschchen, erklärt Paulus, sondern

die Salbe, und heißt: sie rieb dieselbe ein. Nein, meint Gill, schüttelte die Flasche auf. Kurz, wäre die Flasche auch ganz ge-
ien, so hätte sie, sehen wir wohl, über diesen kopfbrecherischen
ersuchungen zu Grunde gehen müssen, die am Ende doch zu keinem
ungsvollen Ergebnisse führen.

Der Heiland nahm indeß die Büsserin gegen die Beunruhigung
Seite des Pharisäers in Schutz. Schon bei ihrer Heilung hatte
ie Beruhigung und Entfernung jener Furcht, als ob ihre Krank-
ein ausdrückliches Verhängniß Gottes wäre, und sie diese gerade
ein für jene Verschuldungen bestimmtes Strafübel anzusehen
e, vorausschicken müssen. (Wie moralisch!) Natürlich: was beim
stbrüchigen recht war, das war bei ihrem Gemüthszustande, wo
sich von mehreren Dämonien besessen glaubte, billig. Nach der
icht dieser modernen „evangelischen“ Moral ist an eine Sünde
nicht einmal zu denken, geschweige denn um ihre Erlassung nach-
chen nöthig. In dem darauf vorgetragenen Gleichnisse aber von dem
ubigen und den Schuldnern bedeuten die Worte: wer hat ihn
am meisten lieb? nach Volken. so viel als: wer wird ihm
am meisten geschmeichelt haben?

Er einfach und die ganze Erzählung bedünkt, so geht es doch
Strauß hiebei recht wie ein Mühlrad im Kopf herum. Darum
ist er nicht weniger als vier Begebenheiten: die Szene von Maria
gbalena und ihrem Thränenbade, und von der Ehebrecherin zu
usalem, welche von den Pharisäern dem Herrn vorgeführt wird,
Salbung der Maria von Bethanien, und wieder die Szene, wie
zu den Füßen des Heilands sitzt, in einen Topf zusammen, und
läßt sie mit seinem crittischen Stämpfel zu Drei, bis alles zu Null
Mythenqualm sich unter einander aufgerieben hat! Was aber
den besonderen Fall betrifft, „daß der Schauplay der Lossprechung
Gastmahl wurde, so hängt dieß an der Erzählung von der Sal-
g: Der Gastgeber aber mußte ein Pharisäer seyn, theils weil die
lage der Sünderin (d. h. der Ehebrecherin dort im Tempel) von
risäischer Seite ausgegangen seyn sollte, theils weil sich uns Lukas
schon als Liebhaber von Pharisäermahlen gezeigt hat.“ Welch
treiche Combination! Auf diese Weise läßt sich wieder Eines aus
em, und Alles zu Nichts machen.

Aber auch hier steht Strauß nicht allein, sondern treu demselben
sße der Confusion erklärt Gfrörer in der „heiligen Sage“
1899, Leben Jesu. VI.

(dies ist ihm nehmlich das Leben des Erlösers!) Simon den Pharisäer, welcher Christum nicht salbt, und Simon den Aussätzigen, in dessen Hause die (andere) Salbung vor sich geht, sowie den Sohn Simons oder den Verräther, welcher sich über die Salbung ärgert, für Eine Person in der Sage!

XXXVII. Kapitel.

Der Fisch mit dem Silberling.

Aber jener ungesalzene Wis, den wir bisher schon so oft mit Widerwillen gekostet; jene frivole Gesinnung, der die reiche evangelische Geschichte zu ganz gemeinen Bissen a la Till herabwürdigt, macht sich erst vollends ein Gaudium aus der Geschichte vom Fisch mit dem Silberlinge. Wie man doch hier ein Wunder sehen mochte, wo grammatisch gar keine Nöthigung dazu vorliegt, oder wie in der Volks Sage ein ganz gewöhnliches Faktum zu einem apokryphischen Mirakel ausarten konnte! Die Sammler begehren die Tempelsteuer; da aber der Heiland eben nicht bei Geld ist, schickt er seinen Erblingjünger an den See, um sich, wie wir ja noch jetzt die Redensart gebrauchen — einen Thaler zu erfischen (*expiscari, adipisci!*). Eine wunderbare Herbeischaffung von 16 bis 20 Groschen war doch hier, meint Dr. Paulus, rein überflüssig und kleinlich, zudem da Jesus sich in dem befreundeten Kapernaum befand, wo jeder ihm die kleine Summe gerne vorgestreckt haben würde. Hier eine Hilfe von Oben zu erwarten, würde wenig Achtung Jesu für die Gottheit voraussetzen. Zudem war nach Venturinis erster Entdeckung der Stater ja nur eine Nominalmünze, etwa wie man früher bei uns sagte: ein Gulden, oder ein Pfund Pfennige — wie hätte also der Fisch so ein Geldstück im Maule haben können? Ein Doppelwunder aber, wie hier: daß ein Fisch einen Stater herbeibrächte, und dann daß Jesus dies vorhergewußt haben sollte, erscheint Herrn Dr. Paulus nicht weniger abenteuerlich, als unmöglich. Daß endlich gar ein Fisch mit einem Geldstücke im Rachen zugleich nach der Angel schnappte, sagt Strauß, das fand selbst Dr. Schnappinger unbegreiflich. Darum hat Dr. Justi in Marburg (Erfurt. Nachr. v. gelehrten Sachen St. IV, 1798) das *ἀνοίξας τὸ στόμα αὐτοῦ* für eine spätere Randglosse erklärt, hinzugefügt von einem Wunderfischigen, welcher *εὐρίσκειν* für „finden“ genommen, und nun auch den

Ort, wo der Hund vorgekommen, herausflügeln wollte. Der feurige Petrus, glaubt man, würde bei einem eigentlichen Wundererfolge auch nicht so kalt geblieben seyn, — wie wir etwa bei diesem philologischen Wunder!

Das Ganze läuft hier, hören wir sagen, auf ein Wortspiel hinaus, und die ganze Welt hat dazu geklatscht, wie Leisner, Paulus, Schmidt, Justi, Hase, Ammon u. a. endlich den natürlichen Sinn des langen Räthsels im Munde des Herrn errathen haben. Geh hin, und nimm den ersten „besten“ Fisch, den du erangelst, und wenn du ihm den Mund aufhust, d. h. wenn du ihn schnell von der Angel lösest, so daß er noch am Leben bleibt, und leichter und theurer zu verkaufen ist, (welche Vorschrift natürlich für Petrus ganz nothwendig war!) so wirst du einen Stater finden, d. h. du wirst einen Thaler dafür lösen! oder da ein Fisch in dem fischreichen Kapharnaum doch nicht so theuer seyn konnte, so erklärt sich $\chi\rho\upsilon\varsigma$ als Collektivum; also: „Geh hin“, und — $\tau\omicron\nu\upsilon\ \alpha\nu\alpha\beta\acute{\alpha}\nu\tau\alpha\ \pi\rho\acute{\omega}\tau\omicron\nu\ \chi\rho\upsilon\iota\nu\ \acute{\alpha}\rho\omicron\nu$, „nimm allemal den Fisch, der dir zuerst aufsteht“, d. h. angle so lange fort, bis du „so viele Fische zusammenbringst, als du nöthig hast“, und $\acute{\alpha}\nu\omicron\iota\lambda\alpha\varsigma\ \tau\omicron\ \sigma\tau\acute{\omicron}\mu\alpha\ \alpha\nu\tau\omicron\upsilon$, „wenn du dein Maul aufhust“, d. h. recht schreiest, und ihn laut fell kletest; $\acute{\alpha}\nu\theta\eta\sigma\iota\varsigma\ \sigma\tau\alpha\tau\eta\rho\alpha$, so wirst du auf der Stelle ($\alpha\nu\tau\omicron\upsilon$!) einen Stater dafür lösen, und den nimm dann, und zahl ihn für mich und dich! — Begreiflich war es sehr nöthig, ein Ereigniß von solcher Wichtigkeit in der heiligen Schrift uns ausführlich aufzuzeichnen. Aber es wird uns ja nur erzählt, meint der bedachtsame Hase, „um die harmlose Weise darzustellen, mit der der Messias sich den Gemeinbelasten unterzog.“ — Diese philologische Erklärung, der auch Kaiser in seiner biblischen Theologie beitrifft, findet nur in Mannert's Idistaviso in der Profangeschichte ein Seitenstück. Zwar haben eine Masse anderer Schriftgelehrten wider oblige Auslegung protestirt, sind aber derselben nicht Herr geworden.

Dagegen hat Strauß der Gewaltthätigkeiten dieser „natürlichen Erklärung“ nicht nöthig, und erspart sich die Mühe, Fisch für Fisch von der Angel gelöst zu Markte zu bringen. Er erinnert sich nur an Schillers Ballade: „der Ring des Polykrates“, und andere ähnliche Geschichten von Fischen, in deren Bauche sich Kostbarkeiten gefunden. Daß dieser Hund hier im Fischmaule sich trifft, sollte nur zur Steigerung des Wunders beitragen. So ging denn diese alte

mythische Erzählung auch in das Leben Jesu über, und „in diesen märchenhaften Ausläufer endigen die Seeanekdoten!“ — Am aller kürzesten aber ist Hennell fertig, indem er (S. 186.) erklärt: „Wäre wirklich etwas der Art von Petrus geschehen, so dürften wir wohl von seinem Begleiter Markus eine Erwähnung der Sache erwarten.“

Ja, märchenhaft und abentheuerlich bleibt es immer, wiederholt Weise II, 97. in Ermanglung neuer eigener Gedanken, wie ein Fisch mit einem Geldstück im Rachen nur anbeißen kann? weshalb auch bereits Neander in seinem Leben J. Ch. S. 361. erklärt, es mit diesen Worten nicht buchstäblich genau nehmen zu wollen. Aber auch als bildlicher Ausdruck gefaßt, scheint es Weise ein sonderbarer Scherz. Da sich nun zum Glück gerade in diesem Theil des Evangeliums Matthäi Stellen vorfinden, die er nicht für ächt, d. h. weder für historisch wahr noch für geschöpft aus den Nachrichten der Apostel, halten kann, so paßt auf die vorliegende Anekdote ein gleiches. Es ist also eine apokryphische Stelle, gleich jenen von der Schlüsselgewalt, um nicht wieder, wie bei der Geschichte von der Phönizierin und ihrer Tochter zu sagen: eine Parabel, verwandt mit einer Redensart, die, wie schon Dr. Paulus bemerkt, wir ja noch im Munde führen, nehmlich: Morgenstund hat Gold im Mund (nur daß, was unser Theolog nicht weiß, Mund hier das altdeutsche Wort für „Hand“ ist!). Noch schöner aber gebraucht nach Ammon der Morgenländer den Ausdruck: „Blicke der Morgenröthe in den rosigen Mund, so wirst du das Gold finden, welches du suchst.“

XXXVIII. Kapitel.

Die zehn Aussätzigen und andere Begegnungen.

Da wir sohin nicht erst lange zu angeln brauchen, gelangen wir vielleicht noch eher zum Feste, als Christus selbst, oder können wenigstens mit Ruhe auf jeder Station uns um den natürlichen Thatbestand der da etwa erfolgten Wunder erkundigen. Zuerst begegnet uns die Truppe der zehn Aussätzigen, und wenn auch die neun in ihrem Wege nicht inne halten, so mag doch der eine uns Rede stehen, weshalb er umgekehrt sey, und sich beim galliläischen Rabbi so alles Ernstes zu bedanken gehabt habe? Er antwortet: bei den

orientalen seyen unter dem Namen Ausfägige viele sehr heilbare antränke begriffen worden, und von dieser Gattung wären auch gewesen, nur hätten sie zum Priester zu gehen nicht für der Nähe rth gehalten, weil deren Kenntnisse ihnen in diesen Stücken unzu- iglich erschienen, und sie sich oft nur allzubüßtig darauf verstan- n, ob der Ausfag von der gefährlichen Art Madsjürdam, oder von r minder gefährlichen Barraas, oder endlich von der leichten Bohaac)? Da hätten sie im Vorübergehen gedacht: Jesu, der hilfreiche lohlthäter, könne wohl auch etwas für sie thun, nachdem er schon über an einem Ausfägigen seine Heilung vermerkt, und ihm Rath d Empfehlung gegeben hatte; weshalb sie sein Erbarmen angerufen. rlung hätten sie nicht begehrt, wie denn auch im Evangelium hts hievon stehe. Als er sie aber ermuntert, sich der priesterlichen iftitation zu unterwerfen, um sich wieder an die menschliche Gesell- iast anschließen zu dürfen; und sie nun wirklich von ihren Priestern : Reinsprechung erlangt, habe er, der einzelne Samariter, Jesum eber aufgesucht, und ihm auf den Knien für seinen guten Rath dankt. Da es aber Jesu Hauptzweck gewesen, durch jeden solchen folg die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen (früher hörten r das Gegentheil!), so habe er auch die andern Neun wieder zu en gewünscht. So Dr. Paulus (Comment. II, 837.).

Hier findet Strauß es mit uns anderen doch etwas sonderbar, ß sie auf solche Weise „während des Hingehens“ rein geworden n sollten? Darum nimmt er die ganze Geschichte, wie den Vor- ing mit dem verwünschten Feigenbaume, und andere die Versuchung :su u. s. w., für eine bloße Parabel, um die christliche Dankbarkeit, le im anderen Gleichnisse die Barmherzigkeit am Beispiele eines Sa- ariters darzustellen! — Diese Entdeckung wird nur dadurch zu iasser, daß, wenn wir die evangelische Geschichte im wahren Lichte trachten, wohl unsere redselige Zeit von Worten nie zum Handeln mmt, und daher auch nichts Bleibendes gründet: im Leben des rlösers aber, sowie in seiner Religion, alles Wort und That, alles eschichte und Parabel zugleich ist!

Daß derlei Gelehrsamkeit, ohne Willen die Wahrheit zu finden, r Annahme des Evangeliums nicht hinreiche, belehrt uns der Hei- nd selbst durch die Abweisung des jüdischen Schriftgelehrten, r sich ihm hierauf unterwegs zur Nachfolge anbietet. Freilich ver- ht es Dr. Paulus so, er habe, gleichwie anfangs die beiden

Johannesjünger ihn nur bis zum nächsten Orte, oder nach der Stellung bei Matthäus auf einer Fahrt über das galläische Binnenmeer begleiten wollen; worauf Jesus ihn mit dem Bedeuten zurückgehalten: „ob er wohl auch überlegt habe, daß er seine Reise ohne alle Bequemlichkeit machen werde?“ (d. h. daß er nicht habe, wo er sein Haupt hinlege!) In diesem Falle war sein Entschluß natürlich so wenig einer zur Nachfolge zu nennen, wie die hier betrachtete Geregese eine theologische heißen kann.

Doch die Fülle der Weisheit und der Erkenntniß in der protestantischen Theologie kömmt mit jedem Schritte, den wir weiter steigen, mehr zu Tage; kein Wunder daher, wenn Volten den tiefen Sinn der Worte, die Jesus zu dem in der Nachfolge zögernden Jünger spricht: Laß die Todten ihre Todten begraben! dahin erklärt: Laß die Todtengräber ihre Todten begraben. Dr. Paulus, der Schalk, will diese Rede wieder mit Venturini halb scherzhaft finden, etwa wie jene bei der Einkehr zu Bethanien; Thies seinerseits entdeckt, sie sey eben nicht zentnerschwer!

Aber der weiter folgende Vorgang droht uns wieder ganz in den Nebel der Mythe zu verschwinden; denn wenn Jesus zu dem anderen, welcher vor seiner Nachfolge noch von den Seinen daheim Abschied zu nehmen begehrt, also spricht: Wer die Hand an den Pflug legt, und zurückblickt, taugt nicht in das Reich Gottes! — so ist dies nach Strauß nur eine sagenhafte Nachbildung einer ähnlichen Erzählung im dritten Buche der Könige XIX, 20., welchen Parallelismus er übrigens schon bei der Berufung der Apostel einmal verbraucht hat.

XXXIX. Kapitel.

Der Kranke am Teiche Bethesda.

So langem wir denn diesmal bei Nacht und Nebel in Jerusalem an, und mögen erst am Teiche Bethesda uns wieder sonnen, oder bis zur Ankunft des Heilandes vorläufig die Beschaffenheit dieses Mineralbades chemisch untersuchen. Hier hat Richter eine medicinische Dissertation de balneo animali in usum theologorum et philologorum (Göttingen, 1775) geschrieben und zu erweisen sich bemüht, daß ein thierisches Blutbad nicht ohne Heilkräfte sey. Wenn aber schon Theophrast, der Grieche, der Rationalist der früheren Zeit, hier als eine Meinung der Alten anführt, daß die Heilkraft

der Quelle dem Abspülen der Eingeweide der Opfethiere zuzuschreiben war, so läßt Hammond vollen Ernstes auch noch das Blut der Opfethiere hinein, und da sonach Blut und Gespülcht von vielen tausend Schlachthieren sich in diesem Becken zur Stink- und Roberpfüge versammelte, so gab es allerdings eine artige Heilstinktur. Aber nicht genug! Hammond reizt auch unseren Appetit zu einer dortigen Badekur; denn der niederstehende Engel, glaubt er, sey ein priesterlicher Ministrant gewesen, der zur gelegenen Zeit die Tempeltreppe herabkam, und das Ganze (wie eine Blunsenbrühe oder wie man ein Medicinglas schüttelt?) wieder um- und aufrührte!!! — O des garstigen Schwemmtisches! da hätte einem freilich noch länger als acht- unddreißig Jahre sich der Magen empören mögen, ehe dann man hineingestiegen wäre, und kein Wunder, daß man hinabgetragen werden mußte!

Doch betrachten wir uns nach vorher genommenem Rasenstaube mit Dr. Paulus (L. J. I, 298 f.) die vielen Kranken und Krüppel, die zur Zeit, wenn die fire Luft sich entwickelte, noch hurtig ihre Heilung der Quelle vertrauten, und in diesem Glauben auch meistens genesen — neben anderen, die sich nur krank stellten. Unter diesen letzteren trifft nun der Heiland am kommenden Sabbathe namentlich einen, welcher schon achtunddreißig Jahre an der Dicht zu leiden vorgab, ja vielleicht gar schon so lange „der Anstalt zur Last“ fiel, und doch nur ein verkappter Bettler war, wie schon Woolston ausgekundschaftet hat.

Der Mensch lag in seiner Trägheit da, und „faulenzte“; man sieht ihn ordentlich liegen! Ohne besondere Umstände hätte ihn der Herr, der übrigens keineswegs, um eine Heilung vorzunehmen, hieher kam — gewiß nicht so schnell ins Auge gefaßt. Nun aber fragt er ihn gleich: willst denn du auch gesund werden? Der Liegende entschuldigt sich bloß durch eine Ausflucht, welche bewies, wie wenig ihm an seiner Wiederherstellung gelegen war: Ich bin arm, und habe keinen Menschen, der mich zu allererst in das Wasser hinaubringt! — Wer könnte sich aber bewegen, zu glauben, daß nur der Einzige, der zuvorkam, genesen mochte? „Hätte Jesus jetzt eine Wunderkraft zeigen wollen, so wären hier in Menge gewesen, die ebenso viel (ja mehr!) darauf Anspruch gehabt hätten, als dieser Mensch, welcher Jesum gar nicht kannte, späterhin von ihm wegen weiteren Sündigens verwarnet wurde, und dann selbst niederträchtig genug war, den Pharisäern Jesum als den zu zeigen,

der ihn zum Verbrechen der Verletzung des Sabbathgebotes aufgefordert habe“?!

So kleidet sich der Satan in einen Engel des Lichtes, und macht sich selbst gleichsam zum Anwalt der beleidigten Gottheit wider die Menschen, während ihm nur darum zu thun ist, dem Gottessohne seine Verehrer zu entziehen! Kurz, Jesus erkannte in dem „Sichtbrüchigen“ einen Lazarone oder versteckten Banditen, „der als ein Scheinanker in seinen besten Jahren die Wohlthätigkeitsanstalt schon eine ziemlich lange Zeit lang als fauler und verstellter Bettler mißbraucht hatte“; darum, und weil er noch mehr aus der ungenügenden Antwort des Menschen erfah, daß da von einem Gesundwerdenwollen keine Rede sey, „sagte er ihm geradezu und mit dem ihm zu Gebote stehenden Blicke: Erhebe du dich, nimm dein Volkstlager, und gehe fort!“ Wie er im Vorjahre die Verkäufer aus dem Tempel gejagt, so hieß er auch diesen sich gleich weiter packen. Und sieh! „weil er mußte, war er nun freilich gesund. Durch den Glauben konnte er nicht gesund geworden seyn, er kannte den Mächtiggewaltenden gar nicht. Nur wenn ihm Jesus ein unwillkommener Gesundmacher gewesen war, ist die weitere Sünde des Sünders, die Lust, Jesu Verdruß zu machen, begreiflich. Als ihm aber der Herr später einmal auf dem Tempelplatze begegnete, gab er ihm, man kann denken mit welcher Miene! die Erinnerung: sieh! gesund bist du nun freilich geworden. Hüte dich nur, dich wieder so zu versündigen, daß dir nicht noch Schlimmeres ergehe“ (d. h. daß du nicht noch polizeilich abgewandelt wirst!). —

Selbst der greise Ammon genehmigt noch jüngst wieder in seiner Geschichte des Lebens Jesu II, 198 f. diese Auslegung. Der Arthritiker hat ihm schon 38 Jahre da seinen stationären Wohnsitz gehabt, und bei dieser, nichts weniger als anstrengenden, Lebensweise mit den Seinigen (?) sich ganz erträglich befunden. Jesus aber durchschaut ihn, und treibt ihn mit den Worten: auf! trage selbst deine Bahre, und mache dich fort! hinaus, und rief ihm dann noch nach: Hüte dich, daß dir nichts Schlimmeres widerfahre! — O des Wunderthäters!

Wie man sieht, ist an Jesu ein brauchbarer Spion und tüchtiger Polizeimann verloren gegangen, da er dem Manne sogleich seine Verschmittheit ab sah und ihn entlarvte, während alle übrigen Aufseher und Krankheitsinvaliden in der langen Zeit nicht dahinterkamen. Nur Hase (L. J. S. 86. al. 92.) will mit dieser Erklärung des neuen

us sich nicht ganz vereinigen, sondern glaubt, durch eine wirkliche, doch unbedeutende Heilung“ habe Jesus die Störung der Nahrung veranlaßt; und bereits Venturini kam auf den Gedanken, vielleicht sey das Wasser nur im März oder April so kräftig gewesen, und der Nervenschwache wenigstens durch Ermunterung (Seite (des unbekanntes) Jesu; vollends aber auf neues Zureden im Tempel geheilt worden! Schweimeint, es sey ein Dämonischer gewesen. Aus welchem Grunde doch auf den Gedanken kommen mochte? Aus keinem anderen, weil im Evangelium nichts davon steht!

Nicht so drollig nimmt es der Mythiker (S. 98.). Er macht sehr vor dem achtunddreißigjährigen Kranken ein Essiggeschicht; weder ist ihm eine solche Heilung durch psychologische Einwirkung, (da der Kranke Jesum gar nicht kannte) noch physisch, etwa Magnetismus, erklärbar, wie denn auch von einer Manipulation der Art nicht die Rede sey. Dafür erinnert er sich zur guten Idee, daß es im besondern Charakter des vierten Evangeliums liege, „statt der extensiv größeren Masse synoptischer Wundergeschichten wenige, aber intensivere zu setzen“; und wie konnte die Sage mehr zur Verherrlichung der menschlichen Wunderkraft beitragen, als wenn sie ihn ein langes, hartnäckiges Übel heilen ließ? Aber damit ist er noch nicht zufrieden; denn nicht nur findet er Jesum von der damaligen Zeit anfangen, daß Krankheit eine Sündenstrafe sey, sondern in einen noch ärgeren Widerspruch verstrickt er ihn, so daß selbst Alexander den Knoten nicht zu lösen vermöchte. Stellt sich doch unvermeidliche Dilemma heraus: daß er alles bis auf das letzte im Geseze beobachtet wissen wollte, was die auf den Stühlen ihm vorschrieben, und anderseits doch selbst ihren Sabbath entsetzte! Diese ganze Geschichte ist ihm übrigens nur eine Reclive der vorigen Wundersucht, und wie beim Sichtbrüchigen zu Rapharim ein Sittum zum prophetischen Dittum bei Isaias, wo es heißt: blinde sehen, Lahme gehen u. s. w.

An einen Versuch von Seite der Juden, Jesum aus dem Wege zu räumen, ist natürlich nach einer solchen Erklärung des Vorganges nicht zu denken, da die Tempelverwaltung ihm ja vielmehr hätte dankbar seyn müssen, weil er sie von einem Zubringlichen befreite. Darum, oder, weiß Gott! wie viel anderen Gründen werfen Willkür,

Bengel, Semler, Morus und Griesbach die Worte: „und sie suchten ihn zu tödten“! hier geradezu als interpolirt aus dem Texte, während Dr. Paulus auch über sie in seiner erbaulichen Weise sich erklärt. Wenn aber Jesus bei Joh. V, 21. sich entschuldiget: Der Vater wecke Tode auf und mache lebendig, welche er will, ebenso der Sohn! so gelten diese Worte nach Ober, Edermann, Schuster, Eichhorn (Biblioth.), Ammon und Paulus nur von einer moralischen Auferweckung; nach der Ansicht des letzteren also, scheint es, von einer korporalischen, wie der Prokos einen Sträfling aufzuwecken pflegt!

Um aber alle weiteren Verhandlungen abzuschneiden und aller exegetischen Strupel uns zu entschlagen, diene uns der Rath von Dr. Strauß: diese Tempelreden sowohl, als die vorausgegangene Heilung, ja zum bessern Ende den ganzen Festbesuch fallen zu lassen. Und hiemit hält es auch Bruno Bauer (Joh. 170.), indem er einstimmig äuffert, die Feste seyen für Johannes nur ein mechanischer Hebel, um den Helland nach der Hauptstadt zu bringen, während die Synoptiker ihn in Galiläa lassen; darum erweise er sich nicht als ein authentischer Geschichtschreiber, „Er würde hier (V, 1.) das bestimmte Fest angegeben haben, auf dessen Anlaß Jesus nach Jerusalem zog, wenn er es gewußt hätte; er wußte es aber nicht.“ Damit ist jedoch keineswegs ausgesprochen, als ob er bloß in diesem Falle unzuverlässig sey, sondern auch in dem übrigen chronologischen Zusammenhange hat ihn sein Gedächtniß verlassen, und es mußte wegen der Menge dieser einzelnen Anlässe, bei welchen kein strenges Auseinanderhalten möglich war, die größte Verwirrung in dieser Beziehung eintreten, wenn nicht der Reflexionsstandpunkt des Verfassers ohnehin als ein späterer sich erweise. — Also eben der Evangelist, welcher die Zeitfolge einhält, muß den Vorwurf der Confusion tragen! Doch weiter zur Sache.

Der Bericht von dem niedersteigenden Engel, findet derselbe Critiker (S. 188.), sey, obwohl die alexandrinischen Väter ihn verwerfen, zum Verständnisse des Ganzen schlechthin nothwendig. War der evangelische Verfasser aber in diesen Volksglauben mit verstrickt, so fragt es sich ernstlich, ob ein solcher auch ein Jünger Jesus seyn konnte? Als solcher hätte er dem Aberglauben vielmehr widersprechen, und eine gebildetere Erklärung geben müssen — wenn dieser Volksglaube anders existirte! Doch da Josephus

nichts davon weiß, so steht es um die Geschichte an dem Beteische noch gefährlicher. „Aber noch schlimmer gestaltet sich die Sache; denn weit entfernt, die Wunderkraft des Leiches und den Volksglauben zu beweisen, wird die Rede des Kranken selbst in Zweifel gezogen werden müssen, und das Ganze als ein Gebilde aus späterer Situation sich herausstellen.“ So verderbt ist die Welt in ihrer schlimmsten Zeit nicht, und so verlassen nie ein Mensch, wie es hier der Kranke ausspricht: er habe keinen, der ihm da hinabhelfe! Er mußte doch einen Menschen haben, der ihn täglich auf dem Bette dahintrug, und der würde doch auch den noch kleineren Liebedienst ihm haben erweisen können? Aber dem Evangelisten liegt nur daran, die Hilflosigkeit des Mannes im Gegensatz zur heilenden Kraft Christi hervorzuheben. Zudem: welch furchtbaren, erdrückenden Tumult müßten wir uns an diesem Leiche denken, welch rohe Ausstritte müßten hier vorkommen, war es der Selbsthilfe und Gewalt der einzelnen überlassen, den Vorsprung zu gewinnen? Müßten die Krüppel nicht als noch größere Krüppel oder gar als Erdrückte in den Leich geführt seyn? ging aber die Reihenfolge nach priesterlicher oder politischer Aufsicht, warum schweigt Josephus davon, als — weil die ganze Heilanstalt, nicht bloß der Bericht von dem Engel, der Sage angehört?

Und 38 Jahre sollte der Kranke schon sein Leiden tragen? woher wußte das der Verfasser? Der Kranke kann es dem Herrn nicht gesagt haben; denn für eine solche Eröffnung ist in der Rede, die er wechselt, kein Platz. Von andern wird es der Herr auch nicht so schnell erfahren haben, und auf wunderbare Weise konnte er's wieder nicht. Also dient auch die angebliche Dauer der Krankheit nur als Mittel, die nachfolgende Heilung zu vergrößern. Jedoch auch am Sabbathe konnte die Heilung nicht vor sich gehen; denn da hätte ihn ja niemand zum Leiche getragen. Die Frage: willst du gesund werden? ist ganz überflüssig, und vom Verfasser nur als Übergangsformel gewählt; denn der Wunsch des Kranken ist ja dadurch deutlich genug ausgesprochen, daß er trotz jahrelang (?) vereitelter Versuche den Rath nicht sinken, sondern sich immer wieder zum Leiche bringen ließ. Der Herr mußte ferner die mosaische Bestimmung selbst, und nicht bloß die Umdeutung des Sabbathgesetzes angegriffen haben. Sollte denn Jesus den Ausruf: Sündige nicht mehr! bloß in den Wind gethan, und das Geistige, für das Seelenheil Wichtigere, als

gelegentlichen Nachtrag geliefert haben, daß er sich nicht gleich zu erkennen gab? Erfuhr der Kranke, aus unerforschlichen Gründen, nicht alsbald, wer der sey, so konnte er es später ebensowenig inne werden, da das Zusammentreffen im Tempel uns als schnell Vorübergehendes geschildert wird. Das ist aber nur die Pragmatisirung des Evangelisten, daß er das einmal den leiblichen Retter und das anderemal den geistigen Heiland darstellt. Der Evangelist wird wohl die empirische Menge der Anlässe und Thaten Christi ebenso auf einen Punkt zusammengebrängt haben, wie man es den Synoptikern bei den Reden vorwirft. Nun kommt es ihm in den Sinn, daß Jesus mit seinen Wundern kein Aufsehen machen will, darum muß er sich zurückziehen; damit aber der Kranke wisse, wer ihn zur Sabbathverletzung bevollmächtigt habe, soll er noch einmal mit ihm zusammenkommen.

Lassen wir nun B. Bauer auch noch den folgenden Tempelvortrag und zwar ins einzelne kritisiren, so kommt der wissenschaftliche Radikalismus dieser Hegelinger und Rebeljungen erst vollends an den Tag. So aber wirft er (Joh. 201 f.) sich darüber her: „Wundert euch nicht!“ soll der Herr den Juden zurufen? Das ist nur ein hochfliegender Spruch aus der Reflexion des Evangelisten, der aber bei dem vorausgesetzten Unglauben der mordsüchtigen Zuhörer hier keine Stelle hat: einer seiner immer nur vergeblich genommenen Ansätze, wobei doch die Rede sich nicht von der Stelle bewegt, sondern alles in demselben Kreise beschlossen bleibt, und am Ende herauskömmt, daß Jesus keinen Eingang findet. Unmöglich konnte der Herr sein stegreiches Wort in diesen öden Kreis von Tautologien bannen, und Reden halten, bei denen er der Voraussetzung gemäß vorher wissen sollte, daß sie alle gleich wenig nutzen würden. Der Ausspruch: „mein Vater wirkt und so auch ich,“ ist eine selbstständige abgeschlossene Größe; aber der Evangelist glaubt zur Verstärkung des Eindrucks noch eine Nachhilfe geben zu müssen, und fügt aus der späteren Theorie, die sich über das Verhältniß des Vaters und Sohnes zu verständigen suchte, hinzu: „was der Vater thut, das thut gleicherweise auch der Sohn.“ Der Satz ist aber nur aus der dogmatischen Entwicklung herausgewachsen. Ebenso ist, was Joh. V, 21—30. von der Erweckung der Todten und dem Gerichte weiter folgt, bloß eine dogmatische Klammer, ein Nothanker und ein Werk der Berlegenheit, welche diesen Sprung vom

allgemeinen bis zur bestimmtesten Einzelheit nicht anders vermitteln
 kann. Daß die Menschheit nur durch ihre Idee, den Menschen-
 sohn, gerichtet werden kann, ist wahrhaft tief und gründlich; aber
 der Arbeit des Ausmalens hat der Verfasser vergessen, daß Chris-
 tus dies Bild der messianischen Vollmacht den Juden vorgehalten
 haben mußte, die nicht einmal das anerkannten, daß er der Messias
 war. Indem sie zum erstenmal die bisher verschlossene Wahrheit hö-
 ren, mußte diese sie ja als schlechthin unverständlich verwirren, und
 so er sie aus einer Verwunderung in die andere stürzen läßt, betäuben.

Der weitere Satz: „Das Gericht hat der Vater dem Sohne
 übergeben, damit alle den Sohn ehren, wie den Vater,“ beruht nicht
 zuletzt auf späterer Reflexion, auch ist es eine Frage, ob Jesus den
 Unterschied einer zweifachen Auferweckung, einer diesseitigen
 und einer jenseitigen ausgesprochen haben konnte? Aber gehört die
 Belehrung über die Unsterblichkeit der Seele und die Auferstehung
 auch unmittelbar in den Bereich der Offenbarung? fragt Bauer.
 empirisch betrachtet nicht; denn das mosaische Gesetz gibt davon kei-
 nen Aufschluß. Hat aber das Selbstbewußtseyn in den Propheten
 erst durch eine innere geschichtliche Bewegung die Richtung ins
 Jenseits angebahnt, so mußte die Offenbarung freilich auch diese
 Richtung ergreifen, und sich darin ausbreiten. Beide Seiten waren
 aber im Selbstbewußtseyn Jesu so unbefangen vereinigt, daß der
 Gedanke an eine Verwunderung über ihr Verhältniß in ihm gar nicht
 aufsteigen konnte. —

Im weiteren Verfolge (Joh. V, 31—36.) wird das Zeugniß
 des Täufers nur angeführt, um es vom Herrn verschmähen zu lassen;
 um der Evangelist läßt Jesum über ein solches menschliches Zeug-
 niß erhaben seyn. Aber wie kann er das, da Johannes nicht kraft
 jener Vollmacht auftrat? Dies ist also apologetische Lieb-
 aberei, Argumente anzuhäufen mit dem stolzen Gebahren, ihrer
 nicht zu bedürfen — während der Heiland bei den Synoptikern
 den Täufer vielmehr seinen Elias nennt. Die stete Berufung auf
 seine Werke ist eine farblose und körperlose Bestimmung,
 wobei man nicht weiß, wie viel man einzelne Seiten der Wirksamkeit
 heißt durch eine todt, mechanische Verknüpfung verbinden und zu-
 sammenzählen muß. Anders bei den Synoptikern, wo Jesus nicht
 so abstrakt, sondern bestimmt sich erklärt: Blinde sehen, Lahme
 gehen u. s. w. — Träumen wir, oder hören wir hier den ganz ab-

strakten hegel'schen Geschichtsphilosophen wirklich über biblische Abstraktionen klagen? Zudem hat sich B. Bauer ja in der Schlinge gefangen; denn wie kann er verlangen, daß sich der Hellsand auf Hellungen berufe, wenn diese, wie er will, nicht wirklich stattgefunden? Doch B. Bauer fährt unbekümmert in seiner Rüge fort: wie denn der Herr sich noch auf das Zeugniß der Schrift und das seines Vaters beziehen möchte, als wenn dies nicht eben in seinen Werken läge? Der Gedanke scheint ihm (III, 319.) übrigens aus Ps. XL, 4. zu seyn; aber derlei Verweisungen und Wendungen zu ergreifen entstand erst später das Bedürfniß, als der Unglaube der jüdischen Welt entsehoben war!

Wenn Luther von sich selber äusserte: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit den Rotten und Teufeln muß kriegem, und zu Fehle liegen; darum meine Bücher viel stürmisch und kriegerisch sind. Ich muß die Klöße und Stämme austreuden, die Dornen und Hecken weghauen, die Pfützen ausfüllen, und bin der grobe Waldrechter, der Bahn brechen und zurichten muß“ — so sehen wir in unseren Tagen noch ungleich andere Wegebereiter des Herrn auftreten, welche das ganze Gebäude des Glaubens zu untergraben, alle Wunderhöhen abzutragen, und mit dem Schutt hier auch den Teich von Bethesda auszufüllen sich bevollmächtigt glauben. So lange sie aber die Bausteine des Evangelisten nicht füglich aus dem Wege räumen, noch nachweisen können, woraus der ganze Wunderbau entstanden, wird auch ihre Sandarbeit den Teich Bethesda wenig beeinträchtigen.

XL. Kapitel.

Der Handlähme.

Nachdem wir indes vor Langeweile über das ewige Einertel eines solchen Bescheldes gemächlich eingeschlafen sind, träumen wir uns mit den Evangelisten in die Synagoge einer Nachbarstadt hinein, und da im Traume beide Welten, hier das alte und das neue Testament, in einander aufgehen, so spielt uns indes der neidische Romus wirklich, wie wir im wachen Zustande uns dessen besinnen, eine Geschichte aus dem dritten Buche der Könige XIII, 4. ins Leben Jesu herüber, und während dort vom abgöttischen König Jeroboam die Rede ist, wie seine Hand ihm plötzlich erstarrte, als er sie fre-

lab wider den Propheten ausgestreckt, der ihm den Zerfall seines Idenaltars verkündet; bis er auf die Fürbitte des Letzteren sie wieder an sich zu ziehen vermochte — so überträgt der verstellte Poet uns die Geschichte auf einen — Steinmetz, dem Jesus seine vererrte Hand auszustrecken befehlt, und sie heilt. Wer hier nicht den bergang eines Traumbildes in das andere, einer „offenbaren Mythe r Verherrlichung des monotheistischen Prophetenthums und zur andmarkung des israelitischen Gögdienstes“ in eine andere zur astattung der Person Christi einsieht, der begreift am Ende gar cht, daß die ganze Menschheit bis auf die Zeiten der Reformation einem Traumzustande sich hingeschleppt, und all ihrem Denken ine Realität zu Grunde gelegen, und würde voraussetzen, daß selbst m Traume eine Wirklichkeit vorgehen müsse, was Dr. Strauß i. 98.) gleich bei diesem Beispiele nicht zugeben kann. Schade ar, daß die launenhafte Mythe sich dort an den Purpurmantel nes Königs, hier aber mit Günst des Messias an den Rock eines men Plebejers angehängt, und Willens, Jesum auf Unkosten der ten Propheten zu heben und zu verherrlichen, einen so erstaunlichen Mißgriff begehen konnte!

Indes will Dr. Paulus doch wirklich wach gewesen seyn, und m ganzen Vorgange mit zugehört haben, und so reißt er uns aus r langwierigen Wunderillusion durch nachfolgende Erzählung. Nach- m Jesus durch ein Saatsfeld gegangen, und dabei die Worte: r Sabbath ist um des Menschen willen, nicht der Mensch um des Sabbaths willen da! nicht wirklich gesprochen, sondern erst von Karfus sich in den Mund hat legen lassen, welcher den Sinn der on Matthäus aufbewahrten Geschichte mit einer, wiewohl an sich icht unrichtigen Deutung hinzugesetzt hat — findet er einen Mann i der Synagoge, der eine bloß „durch Hitze angegriffene Hand“ hatte. die Pharisäer mußten wissen, daß der Herr ihn schon länger ehandelt hatte; denn wie hätten sie sonst darauf lauern und m durch Mienen und Flüstern reizen können, ob er ihn am Sabbath kräftlich behandeln (*θεραπεύειν*) werde“? Jesus aber nahm ihn leich vor, ließ sich seine Hand vorzeigen, zu sehen, ob er die bisher on ihm angeordneten Mittel auch angewendet, und ob sie geholfen ätten; und da fand er sie denn wirklich völlig gesund. Nur ein xellen, daß mit einer wirklichen Beschäftigung verbunden war, konnte atürlich für eine Sabbathsverletzung gelten: also schließt Paulus

(Comm. II, 69 f.) geschieht, müsse Jesus nicht durch das bloße Wort, sondern durch Medicamente und chirurgische Operationen geheilt haben, wiewohl es heute schon genügte, den Verband abzunehmen, um von den chikanirenden Pharisäern als Sabbathschänder verfolgt zu werden. Im übrigen fand er nichts mehr daran zu thun; denn die Hand war bereits hergestellt, und so verfehlten die Pharisäer diesmal ihren Zweck, und konnten ihn nicht vor dem Synagogengerichte belangen. Unter andern Umständen würde er, wenigstens zu Hause, an der kranken Hand auch am Sabbath kurirt haben. Daher lesen wir auch von keiner Verwunderung, von keinem Verufen auf ein geschenes Wunder.

Übrigens kann auch die Diskussion, welche sich schon von vorne herein darüber entspinnt, nicht eben sehr hitzig gewesen seyn; denn die ganze Controverse mit Frage und Erwiderung ist nach Schneckenburger nur ein Stück von gemachtem Zwiegespräche nach der Liebhaberei des Matthäus.

Wenn wir aber Venturini lesen, so müssen wir doch herzlich bedauern, daß das Recept zu dem Wunderbalsam, welcher im Leben Jesu und seiner Apostel so viele Kuren verrichten, ja selbst Todte erwecken konnte, gleich dem berühmten Arkanum des großen Theophrast, dessen Verlust in den Fluthen der Salzach sogar den Fortschritt des Menschengeschlechtes aufhält, verloren gehen mußte. Zum Glücke macht er uns (im Anhange 107) aufmerksam: die Araber hießen jenen sogenannten Wunderbalsam Abu Schaem, und berichteten von seiner erstaunenswürdigen Wirkung, besonders bei offenen Wunden, die außerordentlichsten Dinge. Wie wir sehen, lohnte es sich allein schon der Mühe, zur Auffindung desselben nach dem Oriente zu reisen. Hätte Christus dies Universalmittel auf die Nachwelt gebracht, er wäre dadurch gewiß der größte Wohlthäter der Menschheit geworden, keiner würde ihm mehr den Namen Gottessohn anstreiten, ja das Sterben selbst hätte fast ein Ende. Obgleich der Genannte sein Leben des Propheten von Nazaret sonst größtentheils aus Dr. Paulus ausgeschrieben hat, um der Welt in einem anschaulichen Bilde zu zeigen, was an Diesem sey, so findet er doch hier für gut, von ihm abzuweichen, und kraft des obigen Arkanums eine schnell vor sich gegangene Sabbathheilung anzunehmen. „Jesus faßt als ein geschickter Arzt die in der Eile verstauchte Hand, reibt dieselbe mit einer kräftigen Salbe im Angesichte des Volkes und der

ihre Köpfe zusammenstößenden Pharisäer, und rechte die überschlagenen Sehnen wieder ein in ihre alten Fugen. Der Kranke fühlte augenblickliche Linderung seiner Schmerzen, und binnen wenig Minuten konnte er die bisher lahme Hand nun gleich der andern brauchen.“ Das nenn ich mir ein Wunder!

Was aber erst den Zeitpunkt dieser mirakelvollen Handlung betrifft, so meint zwar Wilke (Der Urevangelist S. 591.) eine geschäftige Hand habe mit Bezugnahme auf Luk. IV, 31., wo Christus zuerst an einem Sabbath in der Synagoge von Kapharnaum einen Besessenen heilte, an unserer Stelle VI, 1. zu dem ursprünglichen *αὐθιῶν πρῶτον* an den Rand ein *δεύτερον* geschrieben, und aus der Coalition beider Zahlen sey durch die gewissenhaften Abschreiber das monströse *δευτεροπρῶτον* entstanden. Nach B. Bauer aber ist dem Evangelisten auch nicht einmal das *πρῶτον* aus der Feder geflossen. Das VI, 6. folgende *ἕτερον* beweist nichts hiezu; denn nur in Bezug auf dies hat ein Späterer den unpassenden Einfall sich bekommen lassen, schon im Anfang zu rubriciren und zeichnete das *πρῶτον* hinzu, worauf ein anderer nach der Angabe des Markus II, 23. auch noch das *δεύτερον* beifügte, ein dritter endlich *τευτεροπρῶτον* combinirte. — Wie einfach doch das ist! sonst möchte man meinen, es lasse der Ausdruck nicht eine, geschweige mehrere vollständige Erklärungen zu.

XLI. Kapitel.

Weitere Sabbathheilungen. Gefangensehung des Täufers.

Aber daß wir hier unserm Mythiker zufolge einen Traum, den Sohn eines Traumes haben, will noch wenig sagen; Herr Strauß kennt selbst die Kindeskinde dieses Traumes, nemlich im Berichte von der Heilung des Wassersüchtigen und der eingekrümmten Frau. Es ist gar nicht nöthig, daß Dr. Paulus (in seinem Leben Jesu I, 390. und Ereget. Handb. II, 341.) hier mit einem Zartgefühl sonder gleichen sich auf die natürliche Erklärung verlegt, und Jesu freie Hand läßt, an diesem Kranken „etwas ebenso wohlthätiges mit einiger Mühe zu wirken, wie wenn der gemeine Mann ein Vieh mit einer Art von Arbeit rettete!“ — noch daß Venturini

dies weiter ausführt, und sagt: „Jesus habe den Wasserfüchtigen um seinen Zustand befragt, und daraus ersehen, daß eine vernünftige Behandlung sein Leiden sicher und schnell heilen werde, da das Wasser bloß in den äusseren Theilen durch Atomie der Haut aufgehäuft sey, und durch innere Mittel und eine vernünftige Diät leicht abgetrieben werden könne. Indes habe der edle Menschenfreund (der Wunderdoktor Faust?) sich des Kranken thätig angenommen: er strich ihm die aufgetriebene Haut mit Salben, und unterrichtete ihn, wie er sich ferner zu halten habe, um seines Übels ganz los zu werden“ (und warum sollte er den Weinschlauch nicht auch in der Eile angezapft haben?). Darauf habe er ihn mit den Worten entlassen: Nun gehe, vertraue Gott, und mache durch Unmäßigkeit (?) das Übel nicht noch ärger! —

All das hat Dr. Strauß zu erklären nicht nothwendig; denn die ganze Geschichte ist „nur eine Variation über das Thema der Sabbathheilungen und die Gnome von dem verunglückten Lastthiere. Ebenso ist der Vorgang mit dem krummen Weibe eine bloß weitere Modulation in derselben Tonart. Dies einsehend hat schon Schleiermacher (heute so, morgen anders) erklärt, daß die beiden Erzählungen bei Lukas XIII, 10. und XIV, 5. nicht von demselben Verfasser hinter einander geschrieben seyn könnten. Man sieht, wie Strauß als ein geschickter Orgelspieler zu diesen weiteren Läufen hier nicht einmal nöthig hat, die alttest. Register zu ziehen, wo sich freilich kein so wasserfüchtiger Blasebalg und ebenso wenig eine Analogie für die Mythe vom krummen Weibe findet.

Eine etwas andere Tonleiter stimmt der Mythiker in seinen friedlichen Blättern über dies Thema an. „Einige dieser Wunder Jesu, bemerkt er, gehen über den Kreis der magnetisch psychischen Heilungen nicht wesentlich hinaus. Daß Lahme auf seinen Ruf aufstanden und ihr Bett nach Hause trugen; daß auf sein Geheiß eine verdorrte Hand sich neubelebt wieder ausstreckte; eine Jahrelang zusammengerümmte Frau sich aufrichtete; daß die Bande schwer redender Zungen auf seine Berührung und sein Wort sich lösten; daß die Vorstellung von ihm als Gottessohn, vor dem alle Mächte der Finsterniß weichen müssen, den Wahn der Dämonischen verschleuchte: daran ist nach verwandten Erfahrungen verschiedener, namentlich aber der neuesten Zeiten nur etwa das noch bestreblich, daß Jesu, so viel wir aus dem Evangelium wissen, nie

ie solche Kur mißlang; wofern wir nicht als eine Spur da-
 i das in Anspruch nehmen wollen, daß einmal von ihm gesagt
 d, er habe in seiner Vaterstadt Nazaret nur wenige Zeichen
 n können, wegen ihres Unglaubens.“ Ebenso denkt Hennell.

Nach Strauß haben diese Mythen alle für die ersten Christen
 ten anderen Zweck, als den, durch ihre Erfindung zu beweisen,
 i die veralteten messianischen Hoffnungen mit dem wunderbaren
 us alle überflüssig in Erfüllung gegangen seyen. Dagegen weist

Leipziger Ungenannte (Die Evgl. S. 125.) ihnen viel-
 hr eine verhüllte Bedeutung für die Gegenwart und Zukunft,
 mlich auf die Urkirche im Begriffe ihrer ersten Entwicklung an.
 in kann in der That keine Schriften von so ähnlichem Bezug und
 gewöhnlichem Betrug unter den Menschen finden, als diese Evan-
 len sind. „Bei dem genannten Weibe will nämlich
 ulus beim Evangelisten Lukas an sich selbst gedacht ha-
 n, wie wir ihn auch noch in anderen Erzählungen, z. B. in dem
 erzähler Zachäus und dem geheilten Blinden zu Jericho
 er Schwäche, deren er ja am liebsten sich rühmt (II Cor. XII, 9.),
 rühmend antreffen. Achtzehn Jahre hatte er den Geist
 : Schwäche, der ihn nicht ganz frei aufathmen ließ, in sich ge-
 t; denn so lange ließ er sich noch von dem Ansehen der Zwölfe
 ertreten, und im Judenthum gebückt halten, wie dies Gal.
 18., verglichen mit II, 1., beweist. Drei Jahre lebte er in Ara-
 a und vierzehn weitere bis zur Kirchenversammlung in Jerusalem:
 se geben zusammen siebenzehn Jahre, und von da blieb er wohl
 h ein Jahr in der Befangenheit und schwachen Scheu vor dem
 denthume, wie z. B. die Beschneidung des Timotheus, die er der
 den wegen vornahm, und die Empfehlung der apostol. Dogmate
 postelg. XVI, 3. 4.) bezeugt, bis er endlich zu Corinth die *αοδα*-
 e des Judenthums gänzlich von sich warf, und sich endlich kräftig
 volkem Wuchse aufbücte (XVIII, 6. 11.). Vom Synagogenvor-
 id (Petrus) muß er ziemlich kurz und herrlich zu besserer Beob-
 tung der Gesetzesvorschriften sich anweisen, und zugleich die Sab-
 hruhe, die dieser *νομικός* oder Gesetzesfreund selbst liebt, an-
 pfehlen lassen: dafür wird aber dieser barsche Synagogenmeister
 nso kurz vom Herrn wieder zurechtgewiesen.“ — Man sollte im-
 me dieser Geistesmenschen meinen, Paulus habe dieß schon zu
 iechien gethan, wenn er dort dem Kephas ins Angesicht wider-

stand: aber so etwas läßt sich nicht aufs erstemal errathen; denn eben vorher und zwar noch auf derselben Seite läßt unser Autoritätsmann den Heidenapostel als den Gärtner im Weinberge des Herrn schon nach jenen drei Jahren so kräftig seyn, daß er seinen alten Segner unter dem Bilde des unfruchtbaren Feigenbaumes stracks umzuhauen sich anheischig macht. Man sieht übrigens, die neuen Gottesgelehrten stellen sich, treu dem Geiste der Schwäche des Protestantismus, das Verhältniß unter den Aposteln genau so vor, wie jenes unter den Reformatoren zur Zeit der heillosen Glaubensspaltung.

„Wir kommen aber nun noch zu einem dritten Gastmahl, das bei Lukas im Hause eines Pharisäers von Jesu mitgehalten wird,“ fährt der Genannte (S. 131. 143.) fort, der im Paulusevangelium überhaupt nichts als „Ironie gegen die zwölf Apostel und ihre Glaubenslosigkeit“ (bei aller Werkheiligkeit) sieht. „Wenn der erste dieser Pharisäer VII, 40. Simon geheißen hat, so läßt sich eigentlich kein vernünftiger Grund absehen, warum nicht der zweite XI, 37. könnte Johannes, der dritte XIV, 1. Jakobus geheißen haben? Bei Lukas macht Jesus als Geseßverächter besonders viele Heilungen am Sabbath, worüber dann die Pharisäer sich jederzeit ereifern; denn, sagt das vielsinnige *ἰουδαῖοι*, sie waren gern ruhig. Der Herr fertigt sie dann jederzeit ziemlich barsch und einschneidend ab, wie denn der Pharisäerohse und Esel hier bereits zum zweitenmale wiederkommt; auch paßt die Krankheit des Hydropischen sehr wohl zu dem übermäßigen und krankhaften Wassergenuße eines in den Brunnen gefallenen Ochsen oder Esels. Dann ist in der nun folgenden Ermahnung auch das Vordrängen des Petrus und der Seinigen auf die ersten Plätze im Reiche Gottes wenigstens mitbetroffen.“

Bei dieser Sammlung sinnverwandter Anekdoten, durch deren Bekanntmachung wieder die wahre Thatsache verbunkelt wurde, vermißt Thieß (S. 27.) abermals, „daß von den zur Aufklärung dienenden Umständen kein einziger bemerkt sey. Nur der Wunderthäter steht seinen Neidern gegenüber im Lichte. Nur um Verbreitung des Lichtes war es auch, als der Schatten zurücktrat, dem Evangelium zu thun. Die Mitwelt soll sich wundern, die Nachwelt, denk ich, hat sich ausgwundert!“ Welches Sieges sich diese Bibelhelden, diese Kinder und Vorkämpfer des Lichtes, doch bewußt sind! Wie

to treffen wir doch hier die Erklärung, daß es ihnen bloß um Verbreitung des Schattens, und um die Erreichung des Endziels, sam in Schatten zu stellen, zu thun sey!

Derselbe geistreiche Diplomat aber, der so mit einem Federstriche kimmmt, diese und jene Parteien oder eigentlich der ganze Inhalt der angestellten habe aufgehört, als historisch zu existiren, und das Christliche Bewußtseyn zu tyrannistren, ist noch unentschieden, ob er in der Aatsaktion, welche darauf das unverzügliche Zurückgehen des Heiligs nach Galiläa zur Folge hat, mit dem Evangelisten den Tadel des herodischen Familienlebens, eine Szene, die übrigens „ganz im Sinne der Sage ist,“ oder mit Josephus die Furcht vor einem Aufstand als die geschichtliche Ursache der Gefangensetzung des Inzers gelten lassen solle; während Friszsche die Verschlagenheit des Herodes gleich merkt, und jenes Skandal als den ostensiblen Grund, dies als den eigentlichen Kabinettsgrund anzusehen rath (?). Will sich indeß Herr Strauß recht zusammennehmen, so kann es nicht entgehen, daß die ganze Affäre sich eigentlich erst in unseren Tagen begeben, und während wir darüber träumen, flugs die Eheschichte, der besorgliche Aufruhr und die Gefangenschaft des Erzherzogs von Eöln in Minden sich ins Alterthum und zurückversetzt, so daß wir nicht wissen, wer der Janus sey, der vor dem germanischen Hohlspiegel geseßen, Johannes Baptista, oder Drosteshering? Vielleicht kann der Mythenseher uns über kurz oder lang auch über diese Doppelsterne, oder welches der eigentliche Brennpunkt der Sage in dieser Ellipse sey, nähere Auskunft gewähren?

XLII. Kapitel.

Die große Controverse. Geschichte vom Taubstummen.

Kaum sind wir indeß unter solchen Betrachtungen auf unserer Inberjagd wieder nach Kapharnaum heimgekommen, um die lange, eigentlich einer Mahlzeit angeführte Disputation Christi mit den Arisäern und Schriftgelehrten zu vernehmen, so räsonnirt B. Bauer: Ich große Schlacht wird hier bei einem Frühstück beschrieben! Jabe, daß der Evangelist Lukas XIX, 13. nicht noch am Schluffe der Beherufe gemeldet: „Und jetzt war das Frühstück zu Ende.“ richtiger Taft hielt ihn ab, das Gefühl nehmlich, daß der Kette

Rahmen eines Frühstückes für diese große Schlacht viel zu klein sey. Es hätte die ganze Illusion zerstört, nachdem es heißt, die Heftigkeit jenes Streites habe ein so großes Gedränge verursacht, daß zehn Tausend zusammen strömten, die sich einander zertraten (sic!). So fürchterlich laut hat Jesus gesprochen, daß zehn Tausend zusammenliefen! Wie konnte er auch auf die Einladung so harte Reden, sogar von der Blutschuld, folgen lassen? Dr. Paulus sagt zwar: Jesus hatte Recht, so zu sprechen, da er an den Anwesenden mörderischen Grimm, verbissene Wuth bemerkte. In der That? Jesus beim Frühstück, und Weheruf über die Blutschuld der Leute, mit denen er frühstückt? So großer Lärm dann, daß zehn Tausende herbeieilen! Alles richtig, wenn der Buchstabe richtig ist. Nein! entgegnet jüngst der Leipziger Evangelist S. 104. „Schon der Anfang des Kapitels zeigt, daß wir Ironie zu erwarten haben. *Ev. ols.* „Unter denen“, den Pharisäern nämlich XI, 53, indem sich noch die Myriaden des Volkes hinzuschaarten, also daß sie einander niedertraten, fing er an u. s. w. Man denke sich nun die Szene! Er sitzt im Hause des Pharisäers beim Gastmahl, als er die letzten Worte spricht. Unter den Gästen befindet er sich gegenwärtig noch, so kann er also nicht weit vom Hause des Pharisäers sich entfernt haben, oder lassen wir ihn auch mit der Gesellschaft noch so weit fortgewandelt seyn — ist es wohl glaublich, und von einem Manne wie Paulus, in dessen Evangelium dies steht, anzunehmen, daß er glaublich befunden habe, daß alsbald sich Myriaden Volks, also doch zum wenigsten dreißig Tausend, um ihn versammelt hätten? Ja das τῶν bei μυριάδων gibt den ὄχλος noch als einen ganz bestimmten, wie zu seinem Gefolge stehend gehörigen an. Ob man sich wohl die Sache im Ernste gesagt denken und befriedigend entwirren kann, will ich jedem überlassen. Denn daß der Evangelist sie nicht will übers Knie abgebrochen haben, zeigt doch wohl seine geflissentliche Wahl der Worte. Es will, dünkt mich, Paulus mit dieser Riesenangabe in den Worten nur die kleine Zahl der Judenchristen, wie sie in der Wirklichkeit den vielen Heidenchristen gegenüber war, verspotten, wie er in einem gewissen triumphirenden Jubel auf dieses Zahlenverhältniß beider Christenparteien auch Gal. IV, 27. hinblickt. Für einen ironisch gemeinten Sinn spricht auch der eigenthümliche Beisatz: daß sie einander zu Boden traten. Auffallend ist ferner das dreimal wie

ironie: Ich sage euch! wie man eine solche Wiederholung in ironischen Rede gern zu brauchen pflegt, um die sich sträubende Erksamkeit des Angesprochenen bei der ihm empfindlichen Rede halten. Bei dem Vorwurfe: Hütet euch vor dem Sauerteige, der Heuchelei und dem Geize der Pharisäer, haben übrigens an Petrus und die Seinigen zu denken; denn Wort in dieser Rede bei Lukas ist wieder bittere Ironie!

Wir unsererseits meinten, daß es mit dieser Anrede Jesu an die 12000 Jehntausende, oder die unbestimmte Anzahl des aussen herum versammelten Volkes, während er doch im Innern des Tempels sich befindet, wohl ebenso zu nehmen sey, wie wenn (1. Rdn. 27.) der Prophet Michas vom Kämmerling in den Ballast des Königs Achab eingeführt, diesem seinen Untergang im Kampfe mit Syriern vorauskündete, und dabei ausrief: „Höret dieß alle Völker!“ Alle Völker der Welt haben dieß damals sicherlich gehört, wohl aber später vernommen, und so hören wir von dieser Prophezie noch. Also wird auch der Hellsand zu dem Kreise der Umstehenden geredet, und seine Anrede auch an die Äusseren gesendet haben, so daß seine Worte von Mund zu Mund gingen, und zu denen gedrungen, die sie nicht zuerst hörten. Bis jetzt haben sie wohl mehr als Myriaden aufgefaßt. Doch in der üblichen Weise legt B. Bauer mit seines Gleichen hochnothwendig dem Evangelisten die Daumschrauben an, und preßt Satz an jedem Buchstaben, um ihn bis zum Unsinn verkehrt und nutzlos zu finden. Nun aber wird gar schon wieder ein Laubstummel in den Weg geführt. Es ist ein Mensch, „der wegen einer Hemmung des Gehörs sich selbst nicht hörte, und darum auch nicht mehr deutlich reden konnte.“ Eigentlich ist *μωυλάλος* ein unklar und undeutlich redender,“ erklärt Dr. Paulus, etwa in der Weise, wie Ballhausen wollte, daß deserta Bojorum die Wüste bewohnte Wüste“ bedeute! Wie leicht konnte ein solcher Irrthümer sich überreden, daß er von einem Kafodämon besessen sey, und nicht wolle, daß er spreche, und daß der schadenfrohe Geist ihm mit großem Schaden bedrohe, wenn er sich den Gebrauch der Sprache herausnehmen wollte. Darum wagt er es auch nicht, seine Werkzeuge zu gebrauchen, so wenig, wie dort Zacharias dem gehabten Schrecken im Tempel, oder wie die beiden Sichter gegen erst auf die Aufforderung und das Räsonniren Jesu hin

zum Gehen zu bewegen waren. Der Heiland führt ihn vom Volke beiseite, natürlich um seinen Zustand ärztlich zu untersuchen, und zu sehen, ob sich noch helfen lasse oder nicht. Man erzählt sich später nur, „daß Jesus mit den Fingern an den Ohren und an der Zunge des Kranken berührend etwas gemacht habe. Was? meint Paulus (Comm. I, 589. II, 100. 421 f. & J. I, 382.) ist nicht aufbewahrt.“

Genug! die in der Arznetwissenschaft unbewanderten Galiläer sehen darin nur Wunderkuren, die Menge staunt, ohne sich um den Causalnexus weiter zu bekümmern (erst in unseren Tagen ist der Mensch mit dem critischen Verstande ausgeschaffen worden, früher nahm man wohl alles blindlings hin, das sehen wir an dem Beispiele mit dem Blindgeborenen?). Dem Volke ist es darum zu thun, daß ein Wunder geschehen sey, und besonders, daß Dämonen überwunden werden; indeß liefern uns unsere Critiker über den näheren Hergang doch wenigstens nachträglich noch folgende Auskunft. Wenn Jesus mit dem Finger in das Ohr griff, so wollte er damit nur eine verhärtete Feuchtigkeit herausbringen, die an der ganzen Taubheit schuld war (was der Harthörige also wohl ebenso für sich selbst hätte thun können!). Durch eine weitere Manipulation mit den Fingern unter der Zunge, löste er das Zungenband bis auf den erforderlichen Punkt, und gab so dem erstarrten Organ in der Eile die nöthige Gelenkigkeit wieder. *Ἰτρώου*, ausspucken, geschah vielleicht, um etwas Äzendes, eine Art Pulver anzufeuchten. Wissen wir auch nicht, was Jesus mit dem Speichel ihm auf die Zunge brachte: genug, daß wir hören, wie auch die Apostel dieses oder jenes Öl zur Behandlung der Kranken gebrauchten; und sieh: dieß Sondiren und Operiren an Ohr und Zunge bewirkt im Augenblicke die Heilung des Taubstummen, wie dieß von dem geschicktesten Chirurgen und Operateur der Welt sonst nicht bekannt ist, wenn nicht Dr. Paulus vielleicht auch hier eine Vor- und Nachkur nöthig findet, oder der Kranke sich etwa nur so arg verstellte? Mit dem Rufe *Epphatha*, thue dich auf! fordert er nun den Mann auf — „seine Ohren und Gehörnerven anzustrengen, und hierauf, heißt es, sey auch sein Gehör wieder offen geworden. Natürlich wurde er eben dadurch, daß er sich selber wieder hörte, auch seiner Zunge wieder mächtig, um jetzt nicht nur so ungefähr, sondern richtig zu reden.“ Wenn aber nach Matthäus der Mann auch blind war, so ist ja die Art und der

Grab dieser Blindheit unbekannt. — Die Evangelisten hätten uns also über den Begriff der Blindheit näher verständigen sollen, ob sie auch so dick war, wie der geistige Augenstarr dieser untersuchenden Theologen?

Gelegenheitlich können wir hier an einem Beispiele zeigen, daß der übelberüchtigte Prophet von Nazaret fast einzig und wörtlich des berühmten Dr. Paulus Schriften ausgezogen hat. Nach Venturini beschwichtigt nehmlich Jesus zuerst die fixe Idee des Menschen, dessen Krankheit mehr in einer zerrütteten Phantasie bestand, und hebt durch eine geschickte chirurgische Operation das Übel vollkommen. Das Ganze besteht in ägendem Pulver, das er mit Speichel angemacht, und nachdem er die verhärtete Feuchtigkeitt herabgebracht, dem Ranne „ins Ohr geschmiert“, worauf auch eine geschickte Manipulation mit der Zunge vorgenommen wird. „Der weise Menschenfreund entdeckt nun in den frohen Gebehrden des Rettung Erwartenden das lebendig werdende Vertrauen: dieß war der Augenblick der Entscheidung. Jesus ergreift ihn, und da die ägende Salbe ihre Wirkung schon gethan haben mußte, ruft er laut: **Strenge dich an, die Sprachwerkzeuge zu gebrauchen! fasse Muth zu reden!** Der Genesende versteht ihn, öffnet seinen Mund, und o des Wunder! er hört bestimmt seine Töne, er versteht seine Worte, und es geht bald immer noch besser mit dem Sprechen.“ — Man sieht, Jesus hat Anspruch, für einen der bedeutendsten Ärzte zu gelten, oder diese mögen fürderhin ohne weiters statt des Dokortitels sich den Namen Salvator beilegen.

Aber mit dem Bisherigen noch nicht zufrieden, bringt Thies (S. 28. 28.) sich mit neuen Belehrungen in ähnlichem Geiste der Welt auf. Die Evangelisten, gedenkt er, berichteten uns wohl Wunder über Wunder von geheilten Lahmen, Blinden und Stummen. Aber so wenig man diese Benennungen im strengsten Sinne zu nehmen, und darunter, noch dazu in der Mehrzahl, Menschen zu verstehen hat, die durchaus nicht gehen, nicht sehen und nicht sprechen konnten, so wenig habe man nach Markus hier an einen eigentlichen Taubstummen zu denken, der, wenn er auch durch ein Wunder zum Gehör gekommen wäre, doch ohne das Wunder einer neuen, und ganz übernatürlichen Schöpfung (was nennt Thies wohl eine natürliche Schöpfung? etwa die Arbeit eines Schneidermeisters?) in einer noch nie vernommenen Sprache nicht gleich würde reden haben können.

Nur weil er andere nicht verstand, und sich ihnen nicht verständlich machen konnte, verstummte er immer mehr. Aber schon das eine Wort, das ihm Jesus ins Ohr rief, verstand er vollkommen. Doch was es auch mit Jesu Behandlungsart für eine Bewandniß haben mochte, er hob einmal den Fehler, hielt jedoch die ganze Sache nicht für redbenswerth, „und fand hier so wenig Anlaß zum Erstaunen, daß er den großen Haufen, der unter dem Einflusse der Priester leicht von einem Extrem ins andere verfiel (!), nur an die gemeinen Erörterungen und die Wirkungen, welche diese hervorbrachten, erinnerte“ — also sich mit diesen auf gleiche Stufe stellte? „Besonders zuwider aber mußte ihm der Zuruf solcher angeblich Dämonischen seyn, wenn sie ihn für den Gottessohn ausschrielen.“ — Wenn nun selbst der Mythiker sich den Einwurf macht, wie Jesus nicht nur den Dank und die Hulldigung der Leute, als sey er ein Wunderthäter, annehmen, ja sein gewöhnliches Heilverfahren selbst für Ausflüsse einer eigenthümlichen höheren Kraft bezeichnen konnte? so ist ihm hier die Antwort gegeben.

Gewiß, wenn der Herr Petrum, den Satan, höhnisch darüber anlief, daß er ihm den Namen Christus beilegte, so wird er auch auf die Dämonischen, wenn sie mit dem Ausrufe: Du bist Gottessohn! vor ihm zurückwichen, nicht besser zu sprechen gewesen seyn. Fast möchte man aus dieser Erörterung glauben, es hätte ihm nun im weiteren Verfolge vielmehr erwünscht kommen müssen, von den Pharisäern dafür Beelzebub gescholten zu werden. Und wirklich, wenn die hierauf erfolgte Antwort des Herrn: wer nicht mit mir wirkt, wirkt gegen mich, und wer nicht mit mir sammelt, der zerstreuet — nichts weiter bedeuten, als was Dr. Paulus ihn damit sagen läßt: „Wer dem Satan nichts zutreibt, der zerstreut ihm, was er gerne besitzen möchte“ — so beschränkt sich Jesu ganze Wirksamkeit ja bloß darauf, dem Teufel nichts zugetrieben zu haben, und die moralische Forderung an uns ist nur auf die Passivität gestellt: nichts dem Teufel zuzutreiben. In diesem Falle war die Menschwerdung, wenn bei der paulinischen Schule von einer solchen noch die Rede seyn könnte, rein überflüssig; denn die Forderung, Satans Reich nicht zu vergrößern, erfüllte der Himmelssohn ohnedies. Hingegen handelten schon seine Jünger im entgegengesetzten Sinne, meint der Leipziger Evangelist S. 134.; denn die Geschichte von dem ansaetriebenen Satan, der mit siebenfacher Verkürzung wiederkkehr.

zielt auf die Zwölfe, welche, kaum befreit, das altjüdische Wesen wieder eingesogen haben; „die sieben Geister, welche ärger sind als der erste, sind wieder zurückgekehrt. Wer Ohren hat, heißt es dabei, zu hören, der höre! das will sagen: wer den Klang der Worte vernimmt oder die Züge derselben liebt, der verstehe sie auch, wie sie verstanden seyn wollen, und beziehe sie auf das, worauf sie wirklich hinzielen.“

Wäre diese ganze Wunderdarstellung nicht vielmehr diabolisch, so möchte man sie rein menschlich nennen, und mit de Wette den Markus selbst wegen seiner ausführlicheren Darlegung hier den „Patron der natürlichen Erklärung“ heißen. Allein der consequente Mytiker sieht auch in dieser Beschreibung der angewandten Mittel lediglich, um mit Strauß (§. 94.) zu reden, Erfindungen „auf Rechnung des Evangelisten“. Dahin gehört das Abseitsführen des Kranken, das Legen des Fingers in das Ohr, des Speichels auf die Zunge, die übertriebene Bewunderung des Volkes und das strenge Verbot, gegen niemand von den Heilungen ein Wort zu äußern. Dieß Geheimhalten gab der Sache einen mysteriösen Anstrich, und diente zur Erhöhung des Effekts, woran Markus auch nach anderen Stellen seinen Gefallen zu haben scheint. Dahin gehört ferner das Aufblicken und Aufseufzen Jesu bei der Wunderhandlung. Wozu sollte er wohl geseufzt haben? Über das Elend des Menschengeschlechts, das er doch aus viel traurigeren Fällen längst kannte! Oder soll es ein stilles Beten oder lautes Sprechen bedeuten? „Wer den Markus kennt,“ wie Herr Strauß, „wird vielmehr den übertreibenden Erzähler darin erkennen, daß er Jesu eine tiefe Gemüthsbewegung bei einem Anlasse zuschreibt, der eine solche gar nicht hervorbringen konnte.“ Zu dieser mystischen Geheimnisträmerie gehört endlich noch die dem Leser unverständliche Zauberformel Epphatha! Kurz, möchte der Evangelist treiben, was er wollte, und ein Wort gebrauchen wie immer, er hat unrecht; die heilige Geschichte ist ein Produkt der Sage, weil Strauß, Feuerbach, Bruno Bauer und ähnliche Geistesmenschen ihren Verstand für den Maßstab alles Denkbaren halten, und so muß auch dieses Wunder seine Wurzel aus der ungemein fruchtbaren Stelle bei Isaias XXXV.: „Blinde sehen, Lahme gehen, Taube hören“ u. s. w. ziehen. O daß doch die prophetischen Worte unserer Critiker auch so wunderkräftig wären, und nicht die *entaoenaefente* Wirkuna äufferten: Sehende blind. Hörende

gegen alle Wahrheit taub, und körperlich Verwachsene auch noch zu geistigen Krüppeln zu machen!

XLIII. Kapitel.

Betragen seiner Verwandten.

Aber glaubten doch die Mutter und die Brüder Jesu selbst nicht an ihn und seine Wunder, ruft Michaelis aus! Hielten sie ihn, wenn auch nicht für einen Betrüger und Beelzebubs Sohn, wie hier die Pharisäer, welchen sich der Heiland in seinen Ansichten und Aussprüchen von der Geisterwelt akkommodirte, doch wenigstens für einen Wahnsinnigen, und glaubten, weil sein Gemüth von den vielen Anstrengungen zerrüttet wäre, indem er nach Markus III, 20. nicht einmal ordentlich essen konnte (!), ihn zur Wiederherstellung in Sittlichkeit bringen zu müssen. Allein eigentlich heimtückisch findet Paulus seine Angehörigen doch nicht; sie gaben nur den Einsprechungen der Pharisäer Gehör, welche ihn für überspannt erklärten, und unter diesem Vorwand ihn gerne zu Hause unter Schloß und Riegel gesehen hätten. Kein Wunder, daß sich Jesus seiner Verwandten, Magdalena vielleicht ausgenommen, in welcher Venturini die seligpreisende Frau erkennt, ernstlich zu schämen anfang, wie sich dieß in seiner weiteren Rede ausdrückt!

Zu einer höheren Auffassung zu gelangen, darf man doch dem Rationalisten nicht zumuthen. Dafür treibt der Mythiker wieder die Konsequenz seines Systems bis zum haarsträubenden Unfinn, indem er (§. 85.) hier, wie in der beigebrachten Scene von der seligpreisenden Frau, aus deren Ausruf *Thieß* (II. p. 78.) gleich zu folgern weiß, daß Jesus eine besondere Amme gehabt habe — nur eine Gruppierung von Anekdoten sieht. Indem nehmlich „der unvergeßliche Ausspruch Jesu, da er seine geistigen Verwandten über seine leiblichen setzte, in der Sage zwei verschiedene Fassungen oder Rahmen bekam, mochte es dem Einen als das natürlichste erscheinen, daß eine solche Zurücksetzung seiner Blutsverwandten mit einer wirklichen Zurückweisung derselben verbunden, dem andern, daß die Erhebung der ihm geistig nahe Stehenden durch eine vorangegangene Seligpreisung derjenigen, die ihm leiblich am nächsten stand, hervorgerufen gewesen sey“. Die Sagenformation fügte sich aber bei den

Evangelisten am willigsten in diese Ordnung, weil die Selbpreisung nur in umgekehrter Weise in denselben Ausläufer endet, wie die Beschuldigung der Pharisäer wegen eines Teufelsbundes und dämonischen Filiation!!! — Und bei diesen gespreizten Säzen, beim Auf- und Niederklettern an so haltlosen Sophismen schwindelt Herr Strauß so wenig, wie Münchhausen, wenn er an einem Seile sich vom Monde herabläßt, und immer von oben so viel abschneidet, als er unten angubinden nöthig hat! Da er aber nun mit „unvergeßlichen Aussprüchen Jesu“ sich auf festem Boden betreten läßt, müssen wir ihn wiederholt mit der Frage festhalten: wenn die Reden und Parabeln Jesu sich so plastisch im Gedächtnisse erhielten, daß man sie später für lebendige Thaten ansah, und seine Worte für wahre Handlungen und Wunder hielt: warum sind dann die wirklichen Thaten Jesu nicht um so mehr unvergeßlich und unverwüßlich geblieben? oder sollte ein solcher Redner nichts wirkliches gethan haben?

Welche Lehre haben wir aber hierauf aus der bei Matth. XII, 31. gerügten Lästerung der Menschenkinder wider den heiligen Geist zu ziehen? Auf diese Frage ertheilt Weiske II, 77. den Bescheid, „daß durch Nichtwissen um Christus, auch selbst durch ausdrückliche Nichtanerkennung Christi als des Sohnes Gottes der Anspruch auf ewige Seligkeit nicht nothwendig verscherzt werde. Die bisherige (vorweise'sche) christliche Kirche hat also Unrecht, und widerspricht den klarsten Worten des Herrn und Meisters, wenn sie den äusseren Geschichtsglauben an den persönlichen Christus zur nothwendigen Bedingung der Seligkeit macht.“ Der Ausdruck „Menschenkinder“ bei Mark. III, 28. beruht übrigens auf einem Gedächtnißfehler des Evangelisten, der aus der Erzählung seines Gewährmannes Petrus das Wort hier in falsche Beziehung brachte. So viel weiß Weiske.

XLIV. Kapitel.

Seepredigt und Seesturm.

Indem wir ihm dies reiflich zu bedenken anheimgeben, gehen wir indes zu den sieben Parabeln Christi in der Seepredigt über. Aber da finden die neueren Critiker, z. B. Schulz (Über das Abend-

mahl S. 314.) es gleich von vorneherein bedenklich, ob Jesus wirklich so viele Gleichnisse in einem Zuge gesprochen haben möge? Wir müßten das Lob der Lehrweisheit Jesu zurücknehmen, meint der bedachtsame Schneckenburger, wenn er das Volk mit einemmale so überladen und nicht — im Schneckengange nach jedem Schritte so lange Raft gemacht, bis die Hörer durch eigenes Nachdenken und Reden über das nicht gleich begriffene Redebild sich vorläufig näher verständiget hatten. Natürlich findet sich auch Dr. Strauß nicht aus diesem Labyrinth: er muß sich wieder in eigener Person bei den Haaren aus dem Sumpfe von selbstgemachten Confusionen herausziehen, und auch bei den Parabeln wo möglich auf seinen beliebten Standpunkt der Verneinung stellen, von wo aus er die Evangelisten nicht nur kopfunter, sondern auch noch übereinander kreuzigt, und ihnen mit queeren und zerrten alle Glieder aus den Fugen reißt.

Retten wir uns in das Schiffein Petri, das, Jesum am Bord, den Sturm überwindet, so brummt Dr. Strauß, der giftige Evangelienstürmer, uns nach: dieß sey eine recht kleinliche Seeanecdote, im Vergleiche mit welcher ihm „der Compaß und das Dampfschiff eine ungleich wahrere Verwirklichung der Herrschaft des Menschen über die vernunftlose Natur zu seyn bedünkt, als die Beschwichigung des Meeres durch ein bloßes Wort.“ Es bedünkt ihn, mit Tholud zu reden, das Dampfschiff, das den Sturm in seinem Inneren trägt, ein größeres Ideal der zum Ebenbilde Gottes hergestellten Menschheit, als der, in welchem die Fülle der Gottheit leidhaftig wohnt! — Sein Erfinder steht also in dieser Beziehung weit über Christus, oder die Menschheit ist in seinem Sinne eben dieser Christus, der die Natur bezwingt und beherrscht. Wie vergnüglich ist doch hier der Gedanke: das kann ich auch, oder das können wir alle zusammen noch besser, wir haben es durch die Mechanik beliebig weiter gebracht! Ja, darf er Jesum für einen bloßen Menschen betrachten, dann dünkt ihm wenigstens seine Seelenruhe in Mitte des Todes, seine geistige Erhebung über den möglichen Untergang seiner Natürlichkeit groß; nach christlicher Auffassung aber kann er gar keine Größe in dieser seiner Handlungsweise sehen.

Mag er sich hierüber von uns aus mit den Monophysiten verständigen, indes wir die natürliche Erklärung dieses Wunders uns zu Gemüthe führen! Hier geht die eine Ansicht, deren Vertreter Hase (§. 74.) ist, dahin, es sey hierunter nur eine moralische

um beschwichtigung zu verstehen, indem Jesus der inneren Ruhe der Apostel über den äusseren Sturm Friede gebot, sie aber, das Unwetter sich verzog, den Grund seiner Zuversicht auf eine propheten- und Wundergabe zurückbezogen. Doch bleiben wir beim ersten Verstande, so ist es ja, meint Paulus (R. 3. 1, 229.), Landseen, wie z. B. in der Schweiz, nichts ungewöhnliches, plötzlich aus einer Thalschlucht ein Windstoss hervorbricht; wenn man aber das Schiff hinter eine Bergwand, so ist man eben so leicht ausser dem Bereiche des Sturmes. Wohl möglich, daß Jesus als er unlieb aus seinem Schlafe aufgerüttelt ward, sich, wie bei solchen Gelegenheiten pflegt, ganz unwillig über den Sturm sprach, und aus seiner Beobachtung über die Richtung des Windes oder der Lichtung des Himmels, wie die Wolken an den Bergen abzusich brachen, mit einem Winke die Vermuthung ausserte, das Wetter werde sich wohl bald legen, und somit ermunternd auch seine Apostel tröstete. Als nun nicht lange nach seinen Ermahnungen über die Witterung, ehe man es dachte, der Erfolg: Vorhersagung gleichsam wunderbar bestätigte, schrieben diese, eitelhaft genug, die Stillung des Sturmes seinen Worten zu; es aber hatte, nach Venturini's Dafürhalten, auch keinen Grund, sie in diesem Wahnglauben zu stören, war er doch Cäsar im Vermeine gewesen. Ha, die Voreiligen! Hätten sie nur noch ein wenig gewartet, so wäre die Windstille von selbst eingetreten, und sie hätten Jesum nicht aus seinem Schlafe zu wecken gebraucht. Schon der Umstand, daß er noch schlafen konnte, beweist zudem, daß der Sturm nicht so gewaltig, die Gefahr nicht so groß war.

Ob wohl der Sturm sich nicht gelegt haben würde, wenn auch Jesus kein Wort gesprochen hätte? überlegt auch Thies (I, 81.). Es wäre eine Frage, die sicher keinem Evangelisten eingefallen sey. Freilich ist dieß ein Einfall, der auf einen solchen Mann wartete; die Evangelisten waren sicher der Meinung, daß der Sturm nicht in Ewigkeit fortgebauert hätte! — Ist es doch, vergeiß uns nicht! als ob die ganze protestantische Theologenwelt, die vom neuen Pole angezogen wird, wie am Glauben, so auch am Verstande Schiffbruch gelitten hätte, so daß ohne Eindämmung von aussen das Loben des Unglaubens in ihrer Mitte sich nie legen würde. In eine Sündfluth von den maasslosesten Widersprüchen und Gottlästerungen aller Art droht uns von dieser Seite her zu ersäufen.

Indeß hat Thiesß seinen grinsenden Hohn mit Einer oberflächlichen Aufferung noch nicht erschöpft; immer noch hellere Gedanken steigen ihm auf, immer noch tiefere Abgründe weiß er uns zu erschließen. „Auch Jesu, sagt er, kam dieser Gedanke (daß der Sturm von selbst vergehen würde) wohl nicht in den Sinn, sonst würde er kein Wort haben hervorbringen können, als etwa ein Wort der Resignation, wo nicht einen Ausruf der Angst oder gar einen Ausdruck des Unmuths. Wollte er denn wirklich den Sturm bedrohen, wie er das Fieber oder einen Dämon bedrohte, in der Meinung, daß er auf sein Geheiß sich legen würde?“ — Hier ist also von keiner plößlichen Rettung aus dem augenscheinlichen Wassertode die Rede, wie selbst der theure Krummacher mit dem „Geist der Evangelischen Geschichte“ dies nachgerade noch vereinbar gefunden hat! Nein, der Herr hätte sich sogar lächerlich gemacht, meinen sie, wie unser einer, wenn er dem Sturmwind gebieten würde! Was müssen das für Zeitgenossen gewesen seyn, wenn sie den Herrn nicht einmal auf einem Mißlingen ertappten! Die Apostel waren gewiß traurige Schelme, wenn sie sich nicht selbst genug auf Witterung und Fischfang verstanden; und der göttliche Lehrmeister, wird er nicht wie ein Schulknabe von diesen theologischen Wichten in Lektion genommen?

Andere möchten dafür den Sturm wüthen und vom Herrn seinerseits beruhiget werden lassen, ohne darum ein Wunder annehmen zu müssen. Bekanntlich hat vegetabilisches Öl ins Meer gegossen, die wunderbare Eigenschaft, wovon schon die Alten wußten, daß es Wogen und Brandung beschwichtigt, nach Aristoteles Erklärung, weil die Luft an der dünnen Oberfläche abgoleitet. Dies, meinen sie, habe auch Christus beim Sturme am Gennesareth gethan, wenigstens um landen zu können; und schon Simon Majolus unterzog sich der Vertheidigung wider diese Zumuthung.

Inzwischen weist Strauß (§. 100.) auch diese Zumuthung als profan von sich, und kömmt als Orpheus mit seiner alten Leyer, den Sturm zu beschwichtigen. Ist es ja doch nur die alte Volks Sage von Wettermachen und Wetterbeschwören, eine Sage von sehr zweideutigem Werthe, wie die vom Geldstück im Fischrachen. Wahrscheinlich hatte der Herr sich einst des Gleichnisses bedient: wenn ihr Glauben hättet, so würdet ihr Winden und Wogen gebieten! und es bildete sich hiernach die in Rede stehende Geschichte aus. Ober, wenn in einem Falle sich wirklich ereignete, was, wie bei des Täufers Selbstbewä-

ung, in neun Fällen Produkt der Sage ist. Gesezt also, es sey einmal bewiesene Fassung im Sturme geschichtlich: wie leicht sich daran die Mythe vom Austrocknen des rothen Meeres auf Moses Befehl, mußte sich aber im Leben zu einem Stillen des Meeres gestalten, da sie ja zu Schiffen waren, und sonst nicht mehr von der Stelle genommen wären! — (Wie tief und wie gründlich!) Doch dem Dichters Dichtung ist es eigentlich nur um den Contrast zwischen dem Schlafe des Herrn und dem Loben der Elemente zu thun, wie Homer, wenn er den Odysseus nach so vielen Stürmen schlafen an der heimischen Insel landen läßt! — Und so wären wir denn er nach einer stürmischen Fahrt unter dem Brausen aller Winde an der Klippe der Verzweiflung gestrandet, und unter dem Gesange des Rhythikers bei dem bekannten kritischen Nichts wieder den Sand abgesetzt.

XLV. Kapitel.

Der tollnarrische Sabarener.

Es ist zum Beelzebub! und wir mögen es dem Manne von Arabien gerne glauben, daß er von einer Legion Dämonen und noch mehr besessen war, wenn er nur all die Lilgentausel im Leibe hatte, jetzt in die protestantische Kritik gefahren sind, wie wir uns bis dahin überzeugten. Kein Wunder denn, daß er an sich selber eine gerade Wuth ausübte, und sich mit Steinen schlug; freilich nicht in den Augenblicken aus Buße für seine Verschuldungen, wie der alte Dischhausen meint, sondern im tobenden Zorne der Raserel. Und nachdem Jesus gelandet, so stellt sich Dr. Paulus den weiten Verlauf vor, meldeten einige von den mit Jesu über den See gekommenen unserm unnahbaren Willen: dort sey der Messias angekommen, und so oder so sehe er aus. Diesem war schon das Versehen so vieler Schiffe aufgefallen. Da er nun eben lichte Interessen hatte, eilte er in der ersten Eile darauf zu, um Hilfe ihm zu suchen; denn er hegte die fixe Idee, von Dämonien besessen zu seyn, die oft sogar über seine Persönlichkeit Herr würden. Und in der Erregung des Laufens, wie Benturini (Der Prophet Kap. 2, 174.) den Einfall hatte, oder nach Paulus auf die

Erschütterung durch die Anrede Jesu überwältigt ihn wieder Paroxysm, er fühlt sich ganz Dämon, und brüllt in dieser A „Was haben wir mit dir zu schaffen? Du bist gekommen, un quälen.“ Ha, denkt er dann im selben Augenblicke: die Däm halten es in mir nicht mehr aus, in der Hölle ist es auch nicht hätten wohl in jenen Schweinen Platz, die dort weiden; und vertauscht er wieder die Rolle, und spricht in der Person der meintlichen Geister: O Mächtiger! Banne uns nicht in den grund, sondern laß uns dorthin ausfahren!

Hier findet indeß Strauß, abgesehen davon, daß die nat treue Krankheitschilderung ihm eine willkührliche Ausmal der Evangelisten zu seyn dünkt, noch einen gefährlichen Gli zu beseitigen. Denn bei Matthäus sieht er „ein schreckenvolles wehren des unerwünscht kommenden Jesus durch den Dämonis bei Lukas eine bittende Annäherung zu dem gegenwärtigen, bei I kus aber sogar ein eiliges Auffuchen des noch entfernten,“ ohne diese Steigerung übrigens für die Zeitfolge der Evangelien von deutung wäre, weder in diesem, noch in anderen Fällen. „! schlimmer ist es bei Markus,“ erklärt er; und wir sind ganz in wirrung, bis er uns wieder zurechtzubringen weiß. Denn nicht hat Markus sowohl, wie Lukas, das Gebot Jesu: Fahre aus diesem Menschen! nachträglich eingeschoben, sondern die oratio obl bei Lukas, welche erst Markus nach seiner Weise in die oratio r umgewandelt hat, begründet auch die Vermuthung, daß dieser e zende Nachtrag des Referenten aus eigener Conjectur in Frage Antwort überhaupt nur aus den Mitteln der Sage bestritten sey Wie schlimm! und doppelt schlimm, da es den Jetztigen wohl erl ist, die gerade Rede und Erzählung in eine schiefe zu verziehen, nicht so den Alten das Umgekehrte. Doch tröstet uns Schlei macher zum Glücke in der gräßlichen Angst der Ungewißheit: das Nachtgebot Christi vor oder nach der Bitte des Dämonis wahr sey? durch den lichtvollen Einschlag: daß der Berichterst des Lukas vermuthlich beim Schiffe mit dem Binden und Anknü desselben an den Landpfahl beschäftigt, etwas zurückgeblieben, beim Anfang der Szene nicht gleich zugegen gewesen sey — um protokolларisch aufzunehmen, und auf der Stadtkanzlei zu Ga vielleicht certificiren zu lassen!?

Wie dem auch sey, der Heiland geht wieder, wie in allen i

Ufer Gällen, mit glücklichem Erfolge in die wahnwitzigen Einfälle des Menschen ein, und weil dieser seine Plagegeister den ungeladen und verhassten Thieren wohl gönnen möchte, befehlt er seiner Legion Teufel, in die Schweine zu fahren, und auf die so erfolgte Erlaubnis sehen Dr. Paulus, Ammon und Winer den Rasenden auf einmal darauf losstürzen, ehe man sich's versteht, ist er hinter den Schweinen her. Jesus hatte auch nicht vorausgesehen, daß er in solcher Weise seine Rolle wieder mit der der Dämonen verwechseln, und selbst infahren würde. — Die Hirten entlaufen vor dem Wüthenden, das geräuschvolle Zulaufen der Zuschauer, ihn aufzufangen, vermehrt das Scheuwerden der ohnehin zum scheuen geneigten Thiere, und so rennen sie eines Rennens den Abhang hinunter, über einander ins Meer hinein. Begreiflich ist der Mann von solcher Heldenthat erschöpft, und setzt sich, als er wieder zurückgekehrt, oder — im Falle der Hellaud und die Apostel auch mitgelaufen sind, gleich an Ort und Stelle ruhig zu den Füßen des Herrn. Je unerwarteter ein solcher Erfolg war, desto gewisser glaubt sich der Dämonische wirklich befreit, die fixe Idee ist gehoben, nun erst konnte durch Venturini's vorgeschriebene Diät und Arzneien das Übel von Grund aus geheilt werden. Nur grauet dem Manne noch in der Nähe der befreiten Schweine, welche inzwischen zu Verhütung alles Schadens nach Wetsteins Vorschlag eingesalzen werden; darum will er mit Jesu hindüber. Diesem aber war daran gelegen, durch ihn auf dem jenseitigen Ufer mehr bekannt zu werden (deswegen verbot er ihm also, es weiter anzufügen), und so ließ er ihn nicht mit. Je mehr es aber nachher der glücklich Gehheilte erzählte, desto zuversichtlicher hielt er sich für wirklich geheilt.

Wie hätten doch wirkliche Geister den Trieb und die Schadenfreude haben sollen, ihrer kaum erlangten Interimsleiber so schnell wieder loszuwerden? Dieß läßt sich gar nicht denken! Indes wer weiß, meint Paulus (Comm. I, 482.), „aus was für dummen Teufeln gerade diese Legion bestand?“ Doch getröstet er sich: vielleicht sey auch nur ein Theil der Heerde von 2000 ertrunken; und hißdurch sowohl, als durch Wetsteins Besonnenheit mildert sich von selbst der Vorwurf Woolston's, daß der Herr sich hier unbefugten Eingriff in fremdes Eigenthum erlaubt habe. Wogegen Krug den Zusammenhang zwischen dem Untergange der Schweine und dem Ausfahren der Dämonen gänzlich aufhebt, und hier in der

ſichte! Und doch findet ſie der wunderliche Storr ſo complicirt, daß er, wie bei der Heilung des Hauptmanns oder Beamtenſohnes von Kapharnaum drei, in der Auferweckung der Tochter des Jairus und in der Blindenheilung vor Jericho zwei Vorgänge, ſo auch hier ein Doppelerigniſſ ſieht, während Dr. Paulus beim Palmeneinzuge, Venturini im Punkte der Verläugnung des Petrus in den Vorhöfen der beiden Hohenprieſter, Edward bei Jeſu Ruf am Kreuze Eloi und Eli, Oſlander und Maſius endlich bei dem Gange nach Emmaus uns daſſelbe Multiplikationserempel vormachen.

Natürlich erblicken die Mythiker auch hier überall nur Stücke von jenem Scherbenberg, den die Sage zuſammengetragen, und die Mythe wird zur Mauerſchwalbe, welche Faſer und Spreu und allerlei Zeugß zum warmen Neſte zuſammenbaut. Hören wir Strauß, ſo ſpricht er (§. 96.): „Der ſinnliche Glaube des Volkes, unfähig, das Göttliche mit dem Gedanken zu erfaffen, ſtrebt es immer mehr ins Materielle herabzuziehen. Daher mußte nach ſpäterer Meinung der heilige Mann als Knochenreliquie Wunder thun, Chriſti Leib in der verwandelten Hoſtie gegenwärtig ſeyn, und die Heilkraft der neuteſt. Männer an ihrem Leibe und deſſen Bedeckung haſten. Je weniger man Jeſu Worte faßte (wie Strauß?), deſto mehr hielt man auf das Faſſen ſeines Mantels; je mehr man ſich von der freien Geiſteskraft des Apoſtels Paulus entfernte, deſto getrofter ließ man ſeine Heilkraft im Schweißtuche nach Hauſe tragen, und ſelbſt ſchon der Schatten von Petrus mußte Kranke aller Art geſund machen“?! weßhalb ſich auch B. Bauer I, 175. über die Ungeſchichtlichkeit dieſer Vorgänge und die Ungeſchichtlichkeit der Erzähler ſolcher Mirakel ausläßt. — Hatte einmal dieſe objektive Meinung ſich gebildet, dann fand ſich bald auch ein Subjekt dazu, das dieſen Glauben handgreiflich faſſen mochte, und wenn es von dieſer Vorſtellung nun zur Erzählung einer Geſchichte kam, wer paßte beſſer für dieſe fiktive Perſon, als eben eine Frau, bei welcher die Einbildungskraft ohnehin überwiegend ſich findet? (Vielleicht haben gar Frauen die vier Evangelien verfaßt?) Eine Frau alſo mußte Jeſum der Heilskraft halber gefaßt haben, und zwar wo anders, als beim Noth?

Dr. Paulus verſteht dieß Faſſen, ſie habe ihn beim Nothipfel ſo gar handgreiflich feſtgenommen (eine ſchüchterne Berührung!), daß der Herr im Vorwärtsgen gehen aufgehalten ward, und natürlich unſer,

und fragt: Er hatte aber ihr Herandrängen und ihren schwärmsüßigen, doch vertrauenden Blick schon vorher heimlich bemerkt, meint der natürliche Prophet von Nazaret. Man wird jedenfalls mit dem schärfsten Lichtfreund S. 65. „das Altfluge und eigentlich Schulmeisternde in den Worten, welche Petrus und die mit ihm gesagt haben sollen: Meister, das Volk umdrängt und erdrückt dich fast, und du magst sagen: wer ist's, der mich berührt hat? schwärzlich vertennen können — als wenn Jesus nicht recht bedacht hätte, was er da sage. Daher vollendet die Weise, wie nun wirklich vor allem Volke die von Petro und den Seinigen nicht geahnte, im Stillen wirksam gewesene heilbringende Kraft des Glaubens aufgewiesen, und damit seine vorschnelle Rüge gerichtet wird, seine Beschämung.“

Doch jetzt, stellt sich Dr. Paulus vor, war das Weib auf die Frage Jesu vor plötzlichem Schrecken oder wegen ihres eratheten Zutruens nicht wenig zusammengeschauert, und diese überschwengliche Erregung ihrer Geistes- und Seelenkräfte wirkte so stark auf ihre Nerven und Muskeln, daß vielleicht eine plötzliche Zusammenziehung der erweiterten Blutgefäße herbeigeführt wurde. Daß eine Kraft von Jesus ausgegangen, ist bloß späteres Urtheil; Thatsache bleibt nur das Anrühren, und beides muß, wie überall, streng aus einander gehalten werden. Man hat ja Beispiele, sagt Krumm (Eist. Chr. 299.), „daß Personen von schwachen Nerven beim Anblick gewisser Menschen ohnmächtig wurden, oder gar todt zur Erde niederfielen: warum sollte es nicht umgekehrt der Fall seyn können?“ Auch findet sich die Meinung, daß von Jesus eine heilende Kraft ausgegangen sey, nach Hase's Bemerkung noch nicht bei Matthäus, and wird von Markus nach dem obigen Volksworttheile erst als Schlussfolgerung erwähnt, bis sie von Lukas durch eine Art Glossa Jesu selbst in den Mund gelegt wird. Denn er sprach mir: es hat mich jemand gefast, ich fühlte es! was ihm aber seine Freunde gleich auszureden suchten, in der Voraussetzung, daß er sich wohl irren könne. Später dachte man: was kann er denn gefühlt haben? ei, daß eine Kraft von ihm ausging, und so supplirte man dies, wie Matth. XXVI, 28. Luk. V, 32. die Ersphektion: „zur Buße und zur Vergebung der Sünden“ ein ähnlicher Zusatz ist! Der Weise hielt man es noch nicht für möglich, daß Jesus, wie ein Magianthener, auf die ihm unbekannte Frau durch Abgeben seiner

Kraft gewirkt haben sollte. Da wäre es mit ihm ja fast besetzt gewesen wie mit der Bundeslade, nur daß diese nach der Ansicht des wunderthätigen Ben Davids wie eine galvanische Batterie mit elektrischer Kraft vollgeladen war, und daher den Dstas bei zu naher Berührung tödtete!

Also wirkte auch hier einzig der Glaube Wunder, aus der in ihr vorgegangenen Veränderung schließt sie gleich auf ihre Heilung; denn zu einer bestimmten Erfahrung war die Zeit zu kurz, und so mochte wohl nach und nach, vielleicht in Folge des Gebrauches von Mitteln, die ihr Jesus anrieth, wie Venturini, Köfker, und dergleichen köstliche Theologen dafür halten, ihr Übel sich wirklich verlieren. Hier liegt es doch auf der Hand; denn gerade jenes Monument zu Cäsarea Philippi, welches sie zum Gedächtnisse dieses Wunders errichten ließ, zeigt zu den Füßen des Weibes eine Pflanze, dieselbe, welche ihr der Herr zum weiteren Gebrauche verordnet hatte! „Sie fühlte, sagt Thies, in ihrem Vertrauen Hilfe genug, um ihre Noth zu vergessen. Jesus, der sich im Gedränge nicht weiter mit ihr abgeben konnte, entläßt sie mit guten Wünschen, aber das alte Evangelium versteht seinen Zuspruch, wie die Dreißtgläubige ihn aufnahm, und berichtet, was sie in diesem Glauben voraussetzte, als Faktum.“ Zum Glücke erinnert sich Venturini noch, er habe gar oft Zahnschmerzen gehabt: sobald aber der Wunderarzt mit seinen Instrumenten ins Zimmer getreten, hätten ihn dieselben oft auf Stunden lang verlassen. So viel vermag die Einbildung: sollte es nicht auch den Kranken in Jesu Gegenwart oft so ergangen seyn? —

Hennell (S. 173.) findet „die Erzählung ganz einfach und nicht unglaubhaft bis zum letzten Sage, welchen Matthäus in sehr natürlicher Weise auf bloße Voraussetzung hin als eigenen Schlusssatz zur Ergänzung beigelegt haben mag“. Doch auch damit ist Strauß noch nicht vollkommen gebient; denn, sagt er: Viel mehr Wunderkuren werden durch den Glauben anderer gewirkt, als durch den der Betheiligten! Sie rührt sein Kleid an! Das genügte der Volksfage bald nicht mehr: Jesus mußte sich auch umgesehen haben, damit das Wunder offenbar würde. Das einfache Umsehen wird dann zum Fragen und Herumsehen. Nicht genug: er mußte die leise Berührung, umgeben von seinen Jüngern nach Matthäus, oder, wie es in weiterer Steigerung bei

arkus und Lukas heißt, mitten im Gedränge einer großen Menge rausgeföhlt haben. Ferner sollte das Weib nicht bloß einfach, sondern schon zwölf Jahre an krankhafter Menstruation leiden, und um n Gegensatz zum Heilande noch stärker hervorzuheben, schon vieles eld an Ärzte verschwendet haben — eine That um die andere, ie denn das zwölfte Jahr auch bei der Tochter des Jairus einge- lten wird. Schade, daß sich Herr Strauß nicht darüber erklärt, arum die Mythe gerade in diese Art Krankheit so sehr verliebt ar, daß sie keine andere vorzuwenden wußte. Doch es war wegen s Contrastes der Schamhaftigkeit, die hierauf zur Verherrlichung s Messias dennoch das Schweigen überwinden muß. Und so wäre an die ganze Erzählung wie ein Handwurstenswammes aus lauter uten Flecken zusammengesetzt, worauf noch als Zipfelhaube der auch gesetzt wird: „War die Heilkraft Jesu so materiell, daß sie willkührlich bei der bloß leiblichen Berührung ohne seine Kenntniß res sittlichen Zustandes sich entlud, so kann sie nicht so geistig ge- esen seyn, daß sie auch auf weite Fernen wirkte; war sie aber so hlig, so kann sie nicht so materiell gewesen seyn.“ — Punktum! ies gilt sowohl vom Knechte des Hauptmanns zu Kaptharnaum, ie von der Tochter der Kanaänderin.

„In der That, die Einbildungskraft ist doch eine wunderbare ufraktive Macht, daß sie ihren Handwerkszeug und Rohstoff aus len Winkeln der Welt zusammensindet, und daraus ein so festes webe schmiedet und nietet, daß der Mythiker Mühe hat, Ring s Ring, Schuppe um Schuppe vom historischen Panzer abzulösen, id wenn er sich damit fertig glaubt, nöthig hätte, die Arbeit wieder n vorne anzufangen, nur um — bemitleidet zu werden.

XLVII. Kapitel.

Geschichte von der Ermunterung der schlafenden Tochter des Jairus.

Folgen wir Jesu weiter auf seinem Gange zur Auferweckung ner Todten. Sage: zur Ermunterung einer im Scheintode i schlafenden! berichtigt uns Hase (§. 76.); denn vorausgesetzt ieder die Möglichkeit: was wäre das für eine Grausamkeit, jemand us den seligen Gefilden des Jenseits abermal in das Elend dieser Erde urückwahren zu wollen! (gleich als ob sie noch an eine jenseitige Auf-

erhebung und Unsterblichkeit glaubten?) Es kehren hier also dieselben theologischen Bedenken wieder, wie bei dem Jünglinge von Naim. Nun findet der ängstliche Storr gleich von vorneherein die Abweichung, daß einmal das Mädchen vom Vater als schon gestorben, das anderemal durch Boten unterwegs ihnen erst als sterbend angesagt wird, so bedeutend, daß er auch hier zwei verschiedene Wunderfakta sieht. Doch indeß wir diese Betrachtung anstellen, hat der Synagogenvorsteher, der, so wie seine Tochter, Jesu schon seit lange bestens vertraut war, dem Heiland, wie dort die Träger unter dem Thore von Naim, die ganzen Krankheitsumstände während des Hinweges aufs genaueste erzählt, so daß der Herr, der ihre Konstitution wohl kannte, sogleich merkt, daß hier nur eine tiefe Ohnmacht oder andauernde Gefühllosigkeit im Spiele sey. Sie führten dies Gespräch aber im Hingehen nicht laut, will Thies bemerkt haben, und da die Apostel zudem in einiger Entfernung sich hielten, vernahmen sie von dieser Consultation über das frühere und spätere Wohl- und Übelbefinden nichts. Als sie daher am Hause angelangt sind, gibt er den Angehörigen im Angesicht alles Volkes (ohne Bemessenheit?) die beruhigendste Versicherung, sie schlafe nur — ein Wort, das im Hebräischen auch eine Ohnmacht bezeichnet. Doch der Böbel wollte es besser wissen, und lachte ihn aus. Ach was Böbel! ruft unser Leipziger Lichtfreund S. 66. „An wen kann man folgerichtig bei diesem Auslachen bei Lukas VIII, 53. denken, als an die, welche allein von Jesu mitgenommen sind, die Eltern, die drei Jünger und etwa noch die Klageweiber? Den Eltern aber wüßts schwerlich so zu Muthe gewesen seyn, daß sie zu lachen vermochten. So bleibt also dieses Lachen auf den letzteren, den Jüngern und Klageweibern ruhen; und damit dieser Gedanke, die drei Jünger hätten ihn mit den andern verlacht, und seyen mit diesen ebenfalls ausgetrieben worden, auch weiter festgehalten und wie unabwieslich aufgenöthigt werde, wie es heißt: er schaffte sie alle hinaus! läßt Lukas niemand als die Eltern sich verwundern, als sey bei der eigentlichen Erweckung wirklich gar niemand auffer ihnen mehr zugegen gewesen. Die drei Jünger sind also, muß man vermuthen, nicht mehr bei dieser Erweckung, sondern ausgejagt mit den andern, so daß ihre Aitlingheit und ihre Überflughheit, indem sie „wohl wußten, daß jene gestorben sey“, gleichmäßig gestraft erscheinen. Sie, die keine Ahnung von der Willkür

tenden Kraft des Glaubens haben, sind auch nicht würdig noch fähig, Wunder des Glaubens zu schauen.“

Hier kann Dr. Paulus (R. J. I, 247. Comm. I, 365.) seinen Unwillen nicht mehr zurückhalten, zur Ehre Jesu den Wunderwissern und Besserwissern, welche bis auf den philosophischen Clerikus herab hier den ausdrücklichen Worten des Heilands zuwider einen wirklichen Lob eingetreten seyn lassen, mit dem Evangelium in der Hand ernstlich den Text zu lesen; und Schleiermacher sowohl als der gute Olshausen treten ihm hierin bei! Als aber der Herr darauf hincinging, und die überflüssigen Zuschauer, welche nur seine Behandlung auskundschaften wollten, hinaustrieb: sieh, da war das Kind wirklich schon wieder so, daß es hörte und angerebet werden konnte. „Da trat Jesus an das traurige Lager, bestrich mit einer kräftigen Tinktur des todtgegläubten Mädchens Schläfe, und tröpfelte ein wenig stärkenden Balsam auf die fast erstarrte Zunge. Endlich fühlt er den schwachen, und noch immer unterbrochenen Pulsschlag unter seinen Fingern,“ wie Ben-turini; und dies deutlich macht. Jetzt kam das Athemholen ihr wieder, so daß sie auf das mit starker Stimme ausgesprochene Wort: ich sage dir! augenblicklich aufstehen und gehen konnte. Zwar findet Paulus es bedenklich, über die Mittel etwas Gewisses anzugeben, da Jesus ausdrücklich die Weitererzählung verbot, wodurch die näheren Umstände verloren gegangen sind, und wir beim besten Wunsche auf die Detailskenntnis des Hergangs schon verzichten müssen. Dem Heilbergischen Ethelweisen ist es indeß schon genug, bei Lukas dem Kzte zu lesen, daß der Heiland den Eltern befahl, dem Mädchen zu essen, d. h. schnell stärkende Nahrungsmittel zu reichen, womit uns deutlich eine Nachkur zu verstehen gegeben wird. Ja „dieser Umstand soll uns zeigen, wie sehr sich die Wirksamkeit Jesu an die Mittel der Natur angeschlossen.“

Jesus hatte zwar die Absicht, seine Wunder bekannt werden zu lassen; wo er es aber verbot, meint Paulus, hat dies einen speciellen Grund. Es machte ihn nehmlich schamroth, wie wir schon früher hörten, daß man ihm solche Übertreibungen nachsagte. Oder er wollte durch das Verbot die Lust zum Übertreten erwecken, und so zum mehreren Ausposaunen anreizen. Oder endlich mit Strauß: diese Geheimnisthueret ist nur eine Ziererei des Evangelisten. — *Sie, die ihre eigene Schmach und Schande, ihr eltel Mäp*

Trachten und Thun für nichts und wieder nichts jährlich in tausend und tausend Organen von Lübingen und Stuttgart, Leipzig und Berlin in die Welt hinausposaunen, finden es natürlich unbegreiflich, wie man etwas wahres und wirkliches gethan haben sollte, ohne es an die große Glocke zu hängen? und weil ihre ganze Betriebsamkeit eigentlich nur auf eine Gedankencomödie hinausläuft, wobei sie das christliche Volk zum Besten haben, so findet der Mythiker es auch unbegreiflich, warum Jesus gleich Anfangs die gaffenden Zuschauer entfernt haben sollte?

Hören wir aber noch die beweglichen Seufzer einer christlichen Seele, wie J. D. Michaelis, der bei dieser Gelegenheit wieder, wie dort beim Jüngling von Naim, die schreckliche Sitte des Frühbegrabens bei den Juden nicht genugsam bedauern kann. Raum, ruft er weiter aus, ist Ananias todt niedergefallen, so wird er schon begraben; drei Stunden darauf sind die Träger schon wieder da, finden auch seine Frau Saphira todt, und begraben auch sie noch am selben Tage! (Daß sie etwa im Grabe noch sich umgedreht, und miteinander zu zanken gekommen sind?) — Wie glücklich doch, hat man schon oft erinnert, daß gerade Jesus immer dazu kommen mußte, wo ein Scheintodter eben die Augen aufschlug, oder ins Leben gerüttelt werden, und Ausfällige über ihre bereits erlangte Gesundheit sich bei ihm Raths erholen wollten; wo Wahnsinnige lichte Augenblicke hatten, und durch bloßes Eingehen in ihre fixen Ideen und dämonischen Träumereien sich hellen ließen, anstatt noch närrischer zu werden; wo verjährte Sichtbrüchige einzig der Ermunterung bedurften, keck das Gehen zu versuchen, und wo Taube und Blinde sich selbst die Ohren zu räumen und die Augen auszuwaschen fahrlässig genug waren; kurz, daß er überall dabel war und ein gutes Wort sprach, wo die Sache auch ohne das schon gethan war — um dann für einen Wundermann zu gelten!

Doch dieser Zaubermantel wurde ihm erst in der Folge umgehungen, wiederholt Strauß (§. 73. not. 7. §. 99.) bis zum Helfer werden; denn im Grunde ist auch an dieser Historie nichts geschichtliches. Was zuvörderst die Benennung Jairus betrifft, so ist der Name nicht selten That der späteren Sage. Man denke nur an Aristodemus! Daß die Kranke bei Lukas die einzige Tochter heißt, dient nur dazu, die Szene noch rührender zu machen; ihre Zwölffährigkeit ist von dem zwölffährigen Blutfluß der vorangängigen Frau abstrahirt.

und umgekehrt!) Daß Jesus nach der einen Fassung um die Todtenerweckung, in der andern nur um die Krankenheilung ersucht wird, doch auf die weitere Meldung die Erweckung bewerkstelligt, ist letzteren Falle eine subjektive Steigerung des Wunders. Auch er seine drei sonst bevorzugten Apostel mit sich nahm, beruht auf dem bloßen Schlusse des Markus: „weil nehmlich Jesus die unbene Menge hinwegtrieb, und die Mittheilung des Vorfalles verbot, als der Evangelist hier einen jener geheimen Vorgänge, zu welchen es sonst nur jene drei mitzunehmen pflegte.“ Daß der Herr rief die Worte: Mädchen, erwache! gesprochen haben mochte, (h. wenn er sie wirklich gesprochen hätte!) „konnte der vom Faktum entfernteste Erzähler auf eigene Hand sich vorstellen, worauf der Weiber das geheimnißvolle Lebenswort in die fremde Ursprache strug, damit es mysteriöser klinge.“ Das Ganze beruht übrigens aber auf den fortgesetzten Prämissen: der Messias wird Wunder thun, und unter andern gleich seinen (mythischen) Vorbildern Elias und Elisa Todte erwecken. Nun muß Jesus der Messias gewesen seyn, also wird er auch Todte erweckt haben, und zwar das einermal der Wahre, das anderemal im Sarge, und zuletzt gar noch aus dem Grabe — der alte Climax! Lesen wir doch auch im Leben Apollonius von Thyana von einer ähnlichen Todtenerweckung, wie dieser Thaumaturg einst dem Sarge einer Braut benetzt sey, und durch die bloße Berührung und einige dabei gemurmelte Worte sie wieder zum Leben gebracht habe. —

Sollte man nicht meinen, die Evangelisten hätten zur Verherrlichung ihres Gottesmannes diesen Zug aus Philostratus erborgt? Warum sollten wir nicht mit Hieronimus, dem Apologeten des Identismus im vierten Jahrhundert, Apollonius dem Magier, vor Christus den Vorzug einräumen? War aber jener ein Betrüger, nun sind wir an den gleichen Vorwurf jetzt auch bei diesem bereits gehalten. Darum fällt es nicht mehr auf, wenn Hennell (S. 193 f.) h. bei diesem Vorgange gleich wieder an die Möglichkeit denkt, daß eine zwischen Jairus und Jesus verabredete Verstellung stattgefunden habe,“ diese aber darauf wieder negativ; d. h. eben halb und halb affirmirt. Der Schauplatz müßte aber öffentlich gewesen seyn, sagt er. „Dagegen verräth die Art, wie der Herr die wirkliche Verrichtung des Wunders geheim zu halten suchte, ein offenes geheimes Mißbehagen, während ~~selbstverständlich~~

Erklärung gegen die Menge dieser das Recht gab, sich wenigstens durch den unmittelbaren Bericht jener dabei gegenwärtigen Personen zu überzeugen, ob das Mädchen bloß geschlafen habe, oder wirklich todt war. Den Jüngern wurde nach Markus und Lukas sogar verboten, irgend jemanden zu sagen, was im Hause vorgegangen sey, was bei der Annahme einer wirklichen Wunderverrichtung unerklärlich ist!

Jetzt aber hat es Hennell auf vieles Nachdenken gefunden, und „die Entstehung der Geschichte, wie sie nun vorliegt, wird uns mit einemmal klar. Matthäus oder seine Urkundsperson war begierig, den Hergang als ein Wunder darzustellen, und verwandelte darum die erste Botschaft, daß das Kind am Sterben sey, durch eine kleine Variation in die Aussage, es sey gestorben. Markus gab ans der ihm eigenthümlichen Quelle die erste Botschaft richtig, schaltete aber zufolge derselben Wundergeneigtheit noch eine zweite Botschaft nach dem Bericht des Matthäus ein. Nach dieser einmaligen Grundlage wurden die Worte Jesu uneigentlich gedeutet, und das übrige sammt dem Beisage: Sie verlachten ihn! diesem Gesichtspunkte anbequemt. Die Wirklichkeit des letzteren Umstandes ist aber unverträglich mit der Meinung, welche das galläische Volk von Jesus als einem Propheten hatte; ebenso sind seine Worte: das Mädchen sey nicht todt! mit dem Glauben an die Wirklichkeit ihres Todes unvereinbar und sogar ganz unrichtig, weil er sodann auch das Wunder dem Zweifel aussetzen mußte. Das sichere Bewußtseyn, daß man die Worte doch nur uneigentlich verstehen werde, scheint also mehr dem Erzähler, der seine Leser im Auge hat, als Jesu anzugehören, welcher wahrscheinlich auf den bei den Anwesenden hervorgerufenen Eindruck gesehen hätte. Dagegen fällt dieser Einwurf mit der Annahme des buchstäblichen Sinnes seiner Äußerung hinweg.“ So wären wir denn mittels einer kurzen Demonstration auch mit diesem Wunder fertig geworden, und haben, worauf das ganze Werk der sogenannten Reformation hinausläuft, durch eine Art umgekehrten Schöpfungsprozeß wieder aus etwas — nichts gemacht!

Lassen wir aber doch noch Weiße zu Worte kommen, der vom Magnetismus so heilsamen Gebrauch zu machen weiß! Er nun versichert uns hier (I, 503.): Das Kind kann doch nicht wirklich todt, ja nicht einmal Scheintodt gewesen seyn. Das Behehlen der Hausgenossen kann eben sowohl der von ihnen vorausgesetzten Nähe

Lobes, als dem wirklich schon erfolgten Lobe gegolten haben.
 5 sich unter der Umgebung auch Musikanten befunden, ist nur ein
 10 ag des ersten Evangelisten. Ein Beweis für das Nichtvorhan-
 15 seyn des Scheintodes ist schon, daß uns keine nähere Bezeichnung
 20 i Anblick des Kindes gegeben wrd. Hätte Jesus aber wirklich
 25 te erweckt, so würde diese Zumuthung wohl öfter an ihn gestellt
 30 den seyn. Der wirksame Zug des thierischen Magnetismus,
 35 die Blutflüssige schon unterwegs inne ward, kann auch magne-
 40 gen Schlaf heilen! — Fast scheint es, als wenn der Heiland zu-
 45 magnetische Manipulationen mit dem Kinde vorgenommen habe,
 50 sie zur bestimmten Stunde setzt wieder aus der Ekstase zurüdrief?
 55 nigstens muß an diesem Tage seine magnetische Kraft noch sehr
 60 aktiv gewesen seyn, da sie sich an der Blutflüssigen noch nicht er-
 65 pftete, obwohl die Zeit nahe war, wo der Heiland wegen der fäh-
 70 m Abnahme derselben sich von Galiläa entfernte? O preiswürdige
 75 bedutung des Magnetismus, wie viele Wunder klärst du uns auf!

XLVIII. Kapitel.

Die Gesandtschaft des Täufers und sein Tod.

Doch nun mögen wir vollends ersehen, wie es mit dem Vor-
 10 m unseres Mythikers stehe: er halte sich an die Worte Christi,
 15 bedürfe zu seiner christlichen Erbauung nicht solcher abenteuerlichen
 20 nder, um Jesu als den Gottmenschen zu denken, d. h. als den,
 25 welchem die uns allen inwohnende Gottheit zuerst und am meisten
 30 Bewußtseyn gekommen sey, und sich ausgesprochen habe. Denn
 35 nun, auf den neuen Wunderlärm durch ganz Palästina und über
 40 en Grenzen hinaus, die Gesandtschaft des Täufers anlangt, und
 45 is mit eigenen Worten vielmehr auf seine Thaten appellirt: Ber-
 50 det dem Johannes: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätige werden
 55 und Todte stehen auf! so erklärt Strauß ohne weiteres wieder:
 60 e Rede müsse die Sage aus dem vielbenützten Isaias XXXV, 5.
 65 i in den Mund gelegt haben, um gleichsam von ihm selbst eine
 70 lättigung der ihm angedichteten Wunder zu erhalten! Hier bewährt
 75ieß (S. 24.) seine schon größere Freisinnigkeit, indem er äußert:
 80 is habe die Rede wohl im Munde geführt, aber sich babei wa

auf die Volksmeinung von seinen Wunderthaten berufen — denn, eigentlich gesagt, hätte er damit ja unwahr geredet!

Übrigens hält Strauß dafür, daß Johannes bei dieser Gesandtschaft, die also von der Critik doch den Freipaß erhält, zuerst auf Jesum Nicht genommen, weshalb er vom Herrn auch billig belobt werde. Sofort läßt er den Heiland wieder mit einer unverwüßlichen Ruhe daheim in seinem Sorgenstuhle bleiben, und von da aus in Gedanken seine Welt — Palästina nämlich, reformiren. Dagegen genügt selbst, was schon Dr. Paulus (Comm. I, 860. L. J. I, 298.) aus dem achten der Wielandischen Göttergespräche anführt: „Wer zum Besten der Menschheit nicht mehr thun mag, als er thun kann, ohne aus seiner Ruhe herauszutreten, wird freilich nicht viel Heilbringendes thun!“ Demungeachtet findet auch Paulus in jener historischen Äußerung nichts Wunderverfängliches; denn die Antwort sagt ihm nur: Jesus „ziehe durch Heilungen mancherlei Art eine Menge Volksmassen herbei, und alsdann verkündige er den guten armen Leuten, wie durch ihre Gesinnungsänderung ein anderer, dem Gotteswillen gemäßer Regierungszustand entstehen könnte!“

Wie läßt jedoch der Evangelist auf dieß selbstgemachte Wundergerücht des Täufers Abgesandte fragen? kritiskt B. Bauer (II, 249.). Bist du der Kommende? ist Ja und Nein, und also die Möglichkeit ausgesprochen, daß eines von Beiden zur Herrschaft gelange. Sollen wir einen anderen erwarten? ist die verstärkte Möglichkeit des Nein, die der ersten Möglichkeit des Ja, d. h. dem Ja, das noch mit dem Nein verbunden ist, gegenübertritt. So kann aber nur jemand fragen, der noch nicht an jene Möglichkeit gedacht! — Wie scharfsinnig doch diese Disjunktion ist, daß wir bei einer Frage, wie diese, die Voraussetzung der Möglichkeit des Andersseyns auf Seite des Fragestellers zu negiren haben?

Wenn aber der Heiland hierauf nach Volten's Auffassung zum Volke spricht: Von Johannes Zeit an bis jetzt leidet das messianische Reich Bedrückung, ja von den Bedrückern Gewaltthätigkeit: so erklären Eckermann und Tobler (Magazin für christliche Dogmatik und Moral) diese Äußerung aus dem Umstande, weil das Volk leicht zum Aufstande geneigt gewesen, und darum Jesum selbst mit Gewalt zum theokratischen Könige machen wollte. Im geraden Widerspruch mit dieser Klage aber, meint Venturini, habe der noch auf den freiwilligen Übertritt der Nation gerechnet, und darum keinen Gewalt-

rch Erregung eines Aufruhrs zu Gunsten Johannis versucht, ihn im Stiche gelassen, indem er freilich sein letztes Schicksal vorausgesehen. Schuster endlich gibt (in Eichhorns Allg. r Rede eine direkte Wendung auf den Täufer, als habe der t einem Vorwurfe gegen diesen gesagt: Die Gewalt n, wie Johannes, entziehen das Reich Gottes nschheit. Und wirklich ist dieß eben der umgekehrte Sinn n, welcher eigentlich in den Worten liegt, wie wir in den a Fällen, besonders im Kapitel von der Verkündigung, fortse e Auslegung erlebt haben; folglich das erstrebte Endziel ischer Exegese in all den Punkten erreicht.

aber auf solche Weise nicht Ein inhaltsschweres Wort aus und tolerirt, sondern jedes so viel möglich breit geschlagen Profane verflucht werden muß, um bei dem Geifer und Gebiß dieser Leute durchzukommen: wie möchte erst eine : Anerkennung erwarten, es sey denn als propheta post . Treffen sie doch die Evangelisten, wo nicht den Herrn selber, so mehrfach bei einer falschen Bibelanwendung (Jf. XXXV, 5. . Darum dürften wir wohl lange auf die Anerkennung daß Jesus am Tabor die eben erfolgte Hinrichtung des im Geiste geschaut, und darauf seinen Jüngern verkündete — ch, bis er nach rationalistischer Weise die Nachricht inne ; und schließen sie daher billig gleich hier an. Seltsam findet selbst die evangelischen Berichte über den Tod Johannis iter sich, noch mit dem Geschichtschreiber Josephus vereinbar. eiß sein Gefängniß zu Machärus; von da waren aber bis enzstadt des Herodes, der hier durch die Mythe verherrlicht nig heißt, hin und her über vier Tagereisen. Wie konnte iiberias aus der Befehl zu seiner Hinrichtung gegeben, und jrend desselben Mahles der Kopf auf einer Schüssel präsent en? Wirklich gibt Frißsche allen Ernstes sein Votum dahin: sendung des Hauptes sey erst einige Tage später erfolgt — le Evangelisten offenbar nichts wissen. — Wenn aber Strauß nachträglich selbst mit einem Worte gestehen muß, daß An ch des Josephus Meldung während des arabischen Krieges aals in der Gegend von Machärus sich aufhielt: wozu dann nsfertigen Berichte lange kreuzen, als um den Leser zu du= Andere würden eine solche Verfahrungsweise im Leben Jesu
sehen Jesu. 27.

taste mit der Apotheose fertig. Warum wählte der Herr auch gerade solche Jünger, welche die Morgenbeleuchtung und den Frühnebel von der himmlischen Glorie nicht zu unterscheiden vermochten!

Sie haben, meint Paulus, nun leider die Conferenz ver-schlafen, und hören nur noch unbestimmt über sich reden von dem Ausgange, welchen Jesus zu Jerusalem zu vollenden haben werde. Wie sich aber die Aufhorcher erheben, nehmen die beiden „bei ihm stehenden“ Männer, in welchen der schlaftrunkene Petrus und darnach die übrigen, wie gesagt, den Moses und Elias, wovon sie vorher gesprochen, zu erblicken glauben, eben Abschied. Rasch rief zwar Petrus ihnen nach: *καλόν ἐστιν, ἡμᾶς ὡδε εἶναι* — Es ist gut, daß wir (drei Jünger) hier sind, wir wollen schnell drei Lauben bauen, für dich, für Moses eine, und eine für Elia. Ihr solltet, wollte er sagen, nicht auseinandergehen. Sich und seine beiden Freunde hatte er wahrscheinlich als ihre Dienerschaft hinzugedacht. Lauben baut man nur für Lebende, doch Petrus mit seiner Ruthmaßung wußte selbst nicht, was er sagte, wie Lukas und Markus ausdrücklich bezeugen, und Jesus that, als hätte er es überhört. Nach Venturini war indeß der Ruf des Petrus Grund ihrer Entfernung. Was ist das? fragen die beiden Gesellschafter betreten. O, er ist schlaftrunken, erwiedert Jesus; er weiß selbst nicht, was er redet; kommt, wir wollen etwas weiter zurückgehen. Inzwischen zieht, wie dieß auf höheren Gebirgen häufig geschieht, ein lichtiges Nebelgewölk über den Berg, welches immer dichter wird, und die beiden Fremden bald den weiteren Blicken verschleiert. Beim Weggehen ruft Einer derselben lauten erhabenen Rufes in den Nebel hinein: Dieser ist mein geliebter Sohn u. s. f. Ihn höret! (woraus übrigens erst Venturini schließt, daß der rufende Fremdling wirklich der unbekannte Vater Jesu gewesen.) Dr. Paulus hält dieß mit Wahrscheinlichkeit für eine Rückerinnerung an die Taufgeschichte. Jedenfalls war es ein akustisches Kunststück (wie die Beleuchtung oben ein magisches!), das aber die drei Apostel natürlich für eine himmlische Verkündung zu halten nicht saumselig sind. Sie, schon durch die vorigen Eindrücke genug erschreckt, fallen bei diesen an sie gerichteten Worten mit neuer Angst auf ihre Angesichter nieder, und bis sie vor Furcht und Entsetzen wieder die Augen aufschlagen, sind die Beiden über den Berg hinab, und lassen ihnen die Meinung zurück, sie seyen in die Wolken eingegangen.

Jesus, welcher, die beiden begleitend, noch ein Stück weit in

den Rebel hineingestiegen war (εν τῷ ἐκελθόντι εἰσελθεῖν εἰς τὴν νεφελῆν!), kommt indes allein zurück, findet seine Jünger vor Schrecken auf dem Boden liegen, und ruft sie aus einer Betäubung zu sich, die zum Selbstbeobachten gänzlich unfähig macht. Als Petrus daher vom Tabor, oder wie sie sagen, vom Hermon, dem Schneeberge, mit herniederstieg, und so herumredend Jesu die Frage in Betreff des Elias nahe legte, begriff der Herr die Beziehung leicht; denn er hatte seine Exclamation während dessen Vision gehört: doch gab er ihnen hierauf nur zu verstehen, über den ganzen Vorfall Stillschweigen zu beobachten. „Hätte Jesus sich ihnen in einer himmlischen Glorie, im Umgange mit Auferstandenen zeigen wollen, etwa um ihre Überzeugung bei den ihm bevorstehenden Gefahren zu stärken, so hätte er sie gewiß vorher vom Schlafe abgehalten, und sie über Moses und Elias aufgeklärt. Kein Wunder aber, weil dies nicht geschah, daß es bei der einmal gefassten Rhythmasung blieb, und dies Urtheil, statt der bloßen Thatsache, in den Evangelienbericht überging. Lukas selbst hat seine Erzählung schon aus dritter Hand, nicht mehr von Augenzeugen, bei ihm wird also die Kleidung Jesu schon „strahlenwerfend“, sein Angesicht nicht bloß glänzend, sondern „ganz anders anzusehen“. Die spätere Generation der sogenannten Evangelisten, wie Philippus der Diakon, artete dann vollends „zu Mythologen über das Leben Jesus aus“.

So führt uns ja Dr. Paulus (L. J. I, 2. S. 7. Comm. II, 285 f.) selbst auf die Wege des Mythikers, der mit einem Eimer eiskalten Wassers das doppelzackige Feuer auf den Höhen jenes Tabor-Olympus löschet. Während nehmlich nach der bisherigen poetischen Betrachtung Christus nicht undeutlich als der Alte vom Berge erscheint, der seine getreuesten Anhänger während des Schlafes in elyäische Gefilde entzückt, wo sie von aller Herrlichkeit umgeben erwachen, um einen Vorgenuß des Himmels zu empfinden, und im Kaufe ob all der Seligkeit wieder auf die Erde versetzt, als begeisterte Kämpfer des Reiches zu erwachen — erklärt Strauß mit einer Rührtheit sonder Gleichen die Entstehung der ganzen Geschichte vorläufig aus jenen plastischen Worten, die Christus gelegentlich einer Parabel den Abraham sprechen läßt: Wenn sie Moses und den Propheten nicht Gehör geben, so würden sie sich nicht bessern, selbst wenn ein Todter wiederkehrte. Das Volk bildete sich nun leicht ein, jene beiden möchten wirklich erschienen seyn. ~~Das Volk~~

es nicht einen Ausspruch, wie bei Johannes 1, 14.: „Wir sahen seine Herrlichkeit gleich der des Eingebornen vom Vater,“ einmal als einen thatsächlichen Vorgang mit dem großen Messias sich gegenwärtigen dürfen? „Der Prophet, der Empfänger einer Offenbarung, ist unter den gewöhnlichen Menschen, wie ein Wachsender unter Schlafenden; weshalb es sich ganz von selbst ergab, wie bei dem tiefsten Leiden (in Gethsemane), so auch hier bei der höchsten Verherrlichung Jesu, die Jünger als Schlaftrunken darzustellen. Dieser Zug, weit entfernt, der natürlichen Erklärung Vorschub zu thun, will somit vielmehr das an Jesu ergangene Wunder durch einen Contrast heben!“ — Man denke und staune über die neue Logik! Alles, was unter eine generelle Regel sich bringen läßt, ist also speciell nicht wahr, nur das Verworrene, Plan- und Gedankenlose kann als geschichtlich hingenommen werden — ein vom richtigen Instincte eingegebener Grundsatz, wodurch das unkluge Treiben dieser Philosophen und Theologen allein zur That und Wahrheit erhoben wird!

Doch lassen wir uns deshalb noch nicht die Sinne vergehen; denn Herr Strauß ist erst daran, uns an den Abgrund der Unhistorie zu führen, wo alles ein Ende hat. „Die Übereinstimmung der Synoptiker und überdies das angebliche Zeugniß des Petrus, fährt er wörtlich fort, beweist noch nichts für die Wahrheit dieser Erzählung, indem wir schon mehr als eine Erzählung, in welcher drei, ja alle vier Evangelien übereinstimmen, für unhistorisch haben erklären müssen!“ Auch die übereinstimmende Zeitangabe und die weitere Reihenfolge der Begebenheiten beweisen noch nichts für ein geschichtliches Faktum; denn „sie ist zwar auffallend, läßt sich aber sammt dem, daß nach allen drei Referenten auf die Verkündigungsjene die Heilung des dämonischen Knaben folgt, den die Jünger nicht hatten heilen können, schon durch den Ursprung der synoptischen Evangelien, aus stehend gewordener evangelischer Verkündigung erklären, von welcher es nicht höher Wunder nehmen darf, daß sie manche Anekdoten ohne objektiven Grund auf bestimmte Weise zusammengruppirt, als daß sie oft Ausdrücke, in welchen sie hätte variiren können, durch alle drei Redaktionen hindurch festgehalten hat!“ Damit ist endlich der philologischen Kritik, die so lange die Evangelisten bis aufs Blut gemartert, verdienter Weise der Hals gebrochen; denn mag eine Erzählung formell richtig

so nach außen wider Hieb und Stich noch so fest seyn — wie Evangelien gegen alle bisherigen Anfechtungen sich erwiesen — um sie materiell nicht richtig ist, d. h. wenn sie Wunder zu ihrem Inhalte hat, die voraussetzlich in den Bereich des Unmöglichen gehören, so muß man sie nicht natürlich, sondern mythisch erklären.

So hier. Malen wir uns nun in den Strahlenkreis des vom Himmeln verherrlichten Jesus das Bild des Elias, des größten unter den Propheten, welcher nach der Erwartung dem Messias vorangehen sollte, und das Bild des größten Gesetzgebers Moses mit seinem leuchtenden Antlitz, ihn den Gründer, und den Reformator der alten Theokratie; so ist die Verklärungsgeschichte gemacht. Letzterer namentlich ist das Vorbild, nach dessen Zügen gemäß dem Schlusse *a minori ad majus* der messianische Entwurf getroffen wurde. Wie Moses sechs Tage, nachdem die Wolken den Sinai umgaben, den Berg bestieg: hier Christus sechs oder acht Tage nach einer vorausgezählten Gebenheit den Labor. Wie Moses nach Exod. XXIV. den Aaron, Nadab und Abihu und die siebenzig Ältesten zur Anschauung und Anweisung Jehovas mit sich auf die Höhe nahm: so hier Christus zum gleichen Zwecke sein vertrautes Kleeblatt. Die Herrlichkeit Jehovas nicht hierauf zu Moses und Josua aus der Wolke, und ersterer geht die Wolke hinein: wie hier von Christus erzählt wird. Die Himmelsstimme enthält die messianische Deklaration, und ist aus Psalm 7. und Isaias XLII, 1. zusammengesetzt, wie schon bei der Taufe. Damit aber die Jünger nicht ebenso müßige Zuhörer, wie Zuschauer waren, meint Elias, mußte doch auch an sie etwas ertönen, woran sie bei dem verschwundenen Glanze und nach Abgang der beiden Helden dieses plötzlich veränderten Schauspiels als ein *συστοιον του οργανου* sich halten konnten — und dies ist das Wort: *in hōret!* aus Deuter. XVIII, 15. entnommen.

Also ist der ganze Verklärungsprunk wieder wie von den Dohren zusammengestohlen! Schade, daß Christus nicht auch vierzig Tage auf dem Berge bleiben mußte, wie Moses; doch die Mythe kennt es, wie sie es eben trifft. Aber ein Scharffinn gehört dazu, die einzelnen Flitter, all die Bruchstücke der zertrümmerten Mosaik wieder an ihren ersten Fundort zurückzubringen! — Umsonst wendet Schausen ein: auf den Inhalt ihres Gespräches wegen des ihm vorstehenden Leidens wäre die Mythe bei seiner Verklärung doch nicht wohl gekommen: — auf alles kommt die Mythe, und wenn

nicht sie, doch ihre Sachwalter de Wette, Bertholdt, Schulz, Frißche und Strauß, welche diese Erklärung garantiren. Was aber die Frage der Jünger wegen der Ankunft des Elias während ihres Herabsteigens betrifft, so beweist diese nach Strauß (S. 104 — 106.) eben, daß der Elias ihnen auf der Höhe nicht erschienen war. Aber dann müssen sie doch auf dem Berge gewesen seyn, daß wenigstens Eines als historisches Faktum zurückbleibt? Auch das nicht einmal; denn dieß ganze, offenbar versprengte Redestück ist aus dem hier beliebten Zusammenhange zu trennen. „Die unmittelbare Verbindung dieses Gesprächs mit jener Erscheinung kann also nicht historisch seyn, sondern nur der Ähnlichkeit zu lieb gemacht, weil in beiden von Elias die Rede ist. Jesus wies einst in jenen Worten auf den Täufer als den erschienenen Elias hin, folglich kann eine weitere Erscheinung des Elias weder vor noch nach dieser Rede sich begeben haben, sonst hätte Jesus sich geirrt, was gerade diejenigen, welchen an der historischen Realität der Verklärungsgeschichte am meisten gelegen ist, am wenigsten annehmen können.“ Letztere ist somit „ohne Zweifel späteren Ursprungs, als die Sage sich damit nicht begnügte, daß in der messianischen Zeit Jesu der Elias uneigentlich mehr im Täufer aufgetreten sey: er mußte auch persönlich und eigentlch, wenn auch nur in vorübergehender Erscheinung, sich gezeigt haben“.

Das heiß ich einen Autor unbefangen und reinweg erklären, daß kein Buchstabe mehr auf dem Papiere steht. Das nenn ich einen Feldherrn, einen Schlachtengewinner, also hitzig in seinem Siegeszorne, daß kein Pardon gegeben wird, und so blutig in seinen Bataillen, daß kein feindlicher Mann mehr übrig bleibt, sondern alles über die Klinge springen muß, und maustodt gemacht wird, wodurch das weitere Kanjoniren aus der Gefangenschaft der Kritik sich von selbst erspart. Bisher glaubte, wer noch Christ war, daß Moses und Elias die großen Vorbilder wären, welche, als die Bergeshöhen in der Geschichte, von der Sonne der Geisterwelt beschienen in Wort und Wandel die Ankunft des Königs der Gerechtigkeit zuvor verkündeten. Höchstens einem Judenmenschen mochte es beifallen, der Gott der Christen habe jene großen Männer seines Volkes geflissentlch copirt, um ihrem Beispiele es nachzuthun, und die Erfüllung der gegebenen Verheißung zu mastiren — wodurch das Ideal der Menschheit zu einem Betrüger und Charlatan entwürdigt würde. Damit bliebe doch noch eine und zwar die ältere Geschichte als

haftes und wunderbares Original bestehen. Die natürliche Erregung eliminirt aber in beiden Gleichungen das Übernatürliche, stübet allenthalben nur den alltäglichen Naturgang und eine klose Geschichte. Nun vollends die Mythe? sie streicht selbst irdische Geltung, und steht überall nur Vorstellungen der Einigungskraft. Wo hastet hier der erste Ring in der langen Kette? Offenbar im menschlichen Bewußtseyn, welches ihnen als Erkenntniß Grund und Anfang ist. Entspricht dem Denken eine Richtigkeit, und beruht der Glaube auf realen Dingen, so wird sich der Mythiker bald zu uns finden, und eine geschichtsvolle Idee eine ideenvolle Geschichte anerkennen müssen. Beruhen die Vorstellungen aber auf eitel nichts, reduciren sich unsere Glauben und die Fundamente alles Glaubens auf eine geschichtlose Idee: — nach welcher Analogie im menschlichen Geiste hat sich das, wenn man fragen darf, die Historie von dem Manne Gottes, die Begleitung von drei Auserwählten den heiligen Berg besteigt, dem sich die Majestät Gottes im Glanze der Wolke offenbart und seine Stimme ertönen läßt, gebildet?

Noch mehr, und um die Sache noch anschaulicher zu machen: Sokrates veranstaltet in seinem Symposium zur Verherrlichung des Sokrates auf natürlichem und komischem Grunde eine ähnliche Fabel, wie die Evangelisten hier auf tragischem und übernatürlichem Grunde die Herrschaft des Herrn Dr. Strauß selbst anführt. „Nach einem Trinkgelage wacht Sokrates die Freunde, welche schlafend um ihn liegen: hier die Jünger um den Herrn; mit Sokrates wachen nur noch großartige Gestalten, der tragische und der komische Dichter, die Elemente des früheren griechischen Lebens, welche Sokrates sich vereinigt: wie mit Jesus der Gesetzgeber und der Prophet unterreden, die beiden Säulen des alttestamentlichen Lebens, welche Jesus in höherer Weise in sich zusammenschloß. Wie bei Prometheus endlich auch Agathon und Aristophanes einschlafen, und Sokrates allein das Feld behält: so verschwinden im Evangelium Prometheus und Elias zuletzt, und die Jünger sehen nur noch Jesum allein.“ — Nach welchem geistigen Vorbilde ist nun diese neue Erzählung anzusetzen? Doch nicht nach Moses? Oder fließt die evangelische aus Prometheus und Moses? Führen wir mit gleicher Befugniß noch ein näher liegendes Beispiel an. Cäsar, Pompejus und Crassus bilden ein solches Triumvirat, von welchem am Ende nur einer, der

Mann mit dem voni vidi vici, mehr wachend und am Leben bl
 Oktavian, Antonius und Lepidus bilden gleich darauf
 zweites Triumvirat, von welchen ebenfalls bald nur einer meh
 dem Plaze steht, und die beiden anderen verschwinden. Die
 Schlacht mit der Niederlage der Zwei unter den Einen wird
 mal fast an denselben Ort geknüpft, und am Ende kommt gar
 eine Geistererscheinung hinzu. Hat hier nicht die Sage durch
 Brille von Doppelspat geblickt, und in einem Vorgange zwei gesehen
 oder läuft vielleicht dies doppelte Triumvirat mit jenem unter
 stus, Sokrates und Moses auf eine gemeinsame Mythe hinaus
 Herr Strauß sollte fühlen, daß sein Ideengang und logischkritische
 Verfahren diese Annahme inkludirt, und er auch den letzten Schritt
 zu thun consequent nicht unterlassen, oder sich auf sich selbst bestimmen
 und seiner hier bewiesenen Weisheit inne werden sollte. Sonderbar,
 und dann will der genannte Doktor über die „Zügellosigkeit und
 den bodenlosen Scharfsinn“ der Rationalisten behufs der natu
 rlichen Erklärung sich lustig machen, und ihnen den Splitter aus
 dem Auge ziehen, den Balken aber, mit welchem er vernagelt ist,
 steht er nicht!

Aus dem Leben Jesu alles Großartige und Wunderbare strei
 chen, sagt Tholuck mit Recht, heißt gerade so viel, als aus dem
 Leben eines Alexander, Cäsar oder Cid alle Siege und Großthaten
 wegnehmen, und etwa auf den Rest zu reduciren: Alexander sey
 geboren worden, versteht sich, habe darauf den Thron bestiegen, eine
 Armee organisirt, und sey in Babylon mit Tod abgegangen, auch
 sein Leichnam einbalsamirt worden. Seine Begräbniß in Alexandria
 dürfte schon wieder der Mythe anheimfallen. So wären Napoleons
 Züge zu den Pyramiden und in den äußersten Norden nur eine my
 thische Wiederauffrischung der alten Dariuszüge, sein Übergang über
 die Alpen eine Nachbildung der Hannibals- oder ursprünglichen He
 raklesmythe, sein Grab auf Helena aber nur die Fabel vom alten
 Saturn, der, auf die äußerste Insel des Ozeans zurückgedrängt, dort
 zum letzten Schlafe sich niedergelegt haben soll. Was Barry über
 die Eskimos berichtet, gehörte in dasselbe Gebiet, da die Pygmaen des
 Herodot eine Fabel sind; und Blanchard hätte keineswegs bei
 einem unglücklichen Himmelsfluge sein Leben eingebüßt, weil dies nur
 eine Wiederauffrischung der Ikarusmythe sey, der mit Ramen und
 Stämmen in die Metamorphosen gehöre.

In der That hat jüngst Schröder mit seiner Heiligen Sage Strauß zu Gunsten eine Diverſion gemacht, als ob er nicht ungern auch die Geſchichte auſſerhalb den bibliſchen Quellen, ſelbſt ſo weit ſie ſich unter unſeren Augen zugetragen hat, noch für mythisch anzusehen geneigt ſey. Denn ſo behauptet er in ſeiner Rede: „Die Begebenheiten des dreißigjährigen Krieges, die ſich um ein Jahrhundert ſpäteren Thaten des Prinzen Eugenius ſind in tiefes Dunkel gehüllt, das kaum gelüftet iſt; aber das wenige Licht, das bis jetzt hervordrang, reicht hin, um jeden zu überzeugen, daß die hergebrachten Quellen faſt unbrauchbar ſind. Der ſiebenjährige Krieg hat ſeine eigene, freilich magere und widerliche Epopöe, die mit der oft ſchändlichen Wirklichkeit gar wenig übereinstimmt. Ja auch die Geſchichte des Eroberers, den wir ſelbſt geſehen, Napoleon, wie ſie jetzt umläuft, übertrieben, oft ſabelhaft, weder ſeine wahren Tugenden, noch die Lobredner haben Recht. Wenige Eingeweihte ſehen das innere Getriebe, den Kern genau, der Welt wird die Wahrheit darüber erſt ſpäter, vielleicht gar nie bekannt,“ u. ſ. w. Ich möchte er die hiſtoriſche Mathematik zur Wegweiſerin genommen wiſſen.

Wie wir an dieſen Beiſpielen erſehen, verliert ſich in den Augen der philoſophiſchen Handdampfe alle Geſchichte ins Rebelhafte und Unwiſſe, und nur wie ſie ſpäter für die Vorſtellung jedes einzelnen geſtaltet, ſo viel iſt wirkliches an ihr. Nur daß zweimal zwei nicht vier iſt, bleibt am Ende noch wahr; und daß wir, wenn wir rechnen, ſelber ſind und exiſtiren, müſſen wir ja, wie bekannt, erſt dem Wege der Gedanken durch das Cogito ergo sum! erfahren. So in Bezug auf einzelne zufällige Ereigniſſe der früheren ſo wie der neueren Zeit gilt, daß manches unausgemacht bleibt, worauf im Grunde gar nichts ankömmt: dasſelbe wird als Grundcharakter der hiſtoriſchen Geſchichte in unſeren heiligen Evangelienurkunden vorausgeſetzt, deren Wahrheit doch die alte Welt umgeſtürzt und die neue errichtet hat. Doch derlei Gedanken bringen unſeren Mythiker von ſeiner fixen Idee nicht ab; er läßt ſich in der vorgefaßten Meinung nicht irren, und halten wir ihm ſein Verfahren nicht in Beiſpielen vor, ſo verſucht alle Polemik wider ihn nichts, er läugnet uns rund ab, daß er nicht bloß alle Thaten, ſondern auch was damit zuſammenhängt, Reden und Lehren aus Jeſu Leben radirt, und daß, ſo er als Idee des Chriſtenthums noch in den Hintergrund stellt.

ein leibdiges Blendwerk, und, gleich allem bisher Betrachteten, e hohles, gähnendes Nichts, sein Fundament ein bodenloser Abgrun sey, dem er, ein blinder Führer der Blinden, seine respectablen Zel genossen zuzuführen bemüht ist. Doch es soll hie mit nur offenk werden die absolute Unmöglichkeit, das Evangelium im protest. Sin zu verstehen, oder die Nöthigung in diesem Falle, die göttliche G schichte zu deprimiren und nach menschlichem Modell naturalistis rationalistisch oder mythisch umzuformen, damit sie dem unevang listischen Geiste anständig sey — während die supranaturalistische Au fassung consequent zur katholischen Kirche zurückführt. Es muß si behaupten wir nach solchen Präcedentien, die unabweisbare Wah heit herausstellen, und wir können es uns bei diesen Beispielen (den Fingern abzählen, daß ein Mann auf solchem Standpunkte ni einmal die Profangeschichte, geschweige denn eine geistreiche Kirche geschichte zu schreiben fähig sey.

Weisse will (II, 400.) zwar die Verklärungsgeschichte ni für einen Mythos im strengeren Wortsinne erkennen, findet aber da darin eine Analogie mit heidnischmythologischen Vorkommnissen, w eine „Übelerlieferung solcher Art, welche auf eine der eigentliche Mythenpoesie analoge Weise einen idealen Gehalt in symbolisd Hülle gekleidet hat“.

Was sagen wir aber erst von Bruno Bauer, dem dies Verfahren mit den heiligen Büchern noch immer nicht radikal genu ist, daher er, wo seine Vorgänger noch einen grünen Halm od eine Wurzelfaser unberührt gelassen zu haben scheinen, auch die noch auszureuten für nöthig hält? Schon das wiederholte *ιδού*, siel dünkt ihm (III, 48 f.) störend, weil es die Aufmerksamkeit des Les erzwingen will. Die Bemerkung, daß die Jünger sich fürd teten, unterbricht den Zug der Erzählung, macht die Art und Weh wie die Gestalten verschwinden, schleppend und viel zu langsam; w zerflört die Contraste zwischen der Szene und der Einsamkeit Jes welche dieser folgt. Die Bemerkung: sie waren bestürzt, si uns die Sinnlosigkeit des Vorschlags Petri erklären, ist aber' jedem Falle zu plump und am unrechten Orte angebracht. „I ideale Grundlage des Berichtes ist das allmählig entwickelte Selb bewußtseyn der Gemeinde, daß in ihrem Principe die Mächte t Vergangenheit ihren verklärten Einheitspunkt gefunden haben. I Gruppe ist das geistreiche Werk des Urevangelisten, und da

ist er eine Menge Züge aus der Geschichte Moses entlehnt: Auch Moses wurde einmal verklärt, und als er vom Berg der Verklärung rabstieg, fürchteten sich die Kinder Israels, ihm zu nahen. Wie Jesus die drei auserwählten Jünger mit sich nimmt, so Moses außer zu siebenzig Ältesten noch drei Vertraute. Die dem Sabbatheyklus wohlbekanntes Siebenzahl kommt bei dieser Gelegenheit vor: sechs Tage war Moses auf dem Berge, und am siebenten redete zu ihm die Stimme aus den Wolken. So steigt Jesus nach sechs Tagen auf den Berg, also am siebenten erscholl jene Stimme aus den Wolken. Wie Moses die siebenzig Ältesten nebst Aaron und Hur unten zurückließ, ergänzt Wilke, daß jeder, wer eine Sache hatte, sich an sie wenden sollte: so Jesus die Jünger; es war aber ein sonderlich schwieriger Fall. Wie Moses beim Herabkommen von dem Berg im Lager hört: so findet Jesus die Menge in lebhaftem Zank mit der Volksmenge. Moses hat Ursache, sich über das, was in seiner Abwesenheit geschah, zu beklagen: Jesus darüber, daß seine beständige Anwesenheit erfordert werde.“ — Ich habe, daß die Evangelisten sich nicht weiter verbreiteten, um noch mehr Analogieen zur lehrreichen Vergleichung zu bieten.

Doch was ein Vergleich mit den alttest. Schriften nicht lehrt, es bringt allerjüngst der Leipziger Lichtfreund (Die Evangelien . 72.) durch die Confrontirung unter den Evangelisten heraus. Die Verklärungsgeschichte des Matthäus wird ihm nämlich von Lukas, man kann nicht anders sagen als, eigentlich ersifflirt. Darum hat er auch die Zahl der Tage wieder abgeändert, und die Szene acht Tage, nicht sechs, nach den vorher angeführten Worten angesetzt, damit man schon danach etwas anderes bei Matthäus erwarte. Ferner geht der Herr bei ihm nicht hinauf auf einen hohen Berg, um sich dort seinen Jüngern zu zeigen, sondern er geht ins einsame Gebirge, um da zu beten; und da geschah es, daß sein Antlitz ein ganz anderes, von Andacht und Gottinnigkeit durchglühtes Ansehen gewann, und sein weißes Gewand durch die Nacht hinglänzte. Das ist nach Lukas die ganze Sache. Davon, daß er, wie bei Matthäus berichtet wird, sich selber verwandelt hätte, ist also keine Rede. Aber freilich Petrus und die mit ihm sahen die Sache nicht recht, denn sie waren voll Schlafes, und wußten also selbst nicht, was sie sahen. So habe denn auch Petrus erst dann die Hütten haben

wollen, als sich die Männer schon wieder entfernten; denn er wußte vor Schlaf nicht, was er sprach. So beutet der paulinische Evangelist den Schrecken aus, welchen sie bei Matth. vor den himmlischen Erscheinungen und besonders vor der Himmelsstimme empfanden, indem sie ächtjüdisch davon erschreckt zur Erde stürzen. Nach der unbestimmten Angabe des Matth., daß die beiden Männer bloß mit Jesu gesprochen, liegt es sehr nahe, zu glauben, Moses, der erste Urheber, und Elias, der glühendste Verfechter des jüdischen Gesetzes, hätten an Jesum, als den dritten Genossen in ihrem Werke, Gesetzaufträge gelangen lassen, und ihm und andern lebhafter zum Bewußtseyn geführt, wie sein Geist und ihr Geist, sein Werk und ihr Werk ganz das gleiche sey. Einer solchen Meinung baut Lukas durch die Angabe vor, daß sie ihm nur den Ausgang ankündigten, den er in Jerusalem erfüllen sollte, d. h. er schaut in das Ende des vergänglichen Gesetzes hinein“ — was aber der Gesetzesanhänger Petrus hier wie in Gethsemane überfiehet, weil verschläft. — Doch gehen wir nach dieser Verflage, wonach Lukas und Matthäus, wie die beiden Adler des kaiserlichen Wappens, bei jeder dazu gemachten Geschichte sich gegenseitig auskanzeln und abzanken müssen, um das Christenthum in der Verklärung unserer Tage nach dem Principe aller Aufferkirchlichen darzustellen, mit genügender Vorbereitung zur nächsten Mythe über.

L. Kapitel.

Der Fallsüchtige.

Lassen wir also Jesum ja glanzlos herniedersteigen, damit dem Volke sein Erstaunen über die von ihm ausstrahlende Gottheit erspart werde, weil dieß unseren obigen Gottesmännern ein Anstoß ist, und der Mythiker uns sogleich wieder auf Moses, und von Moses auf sein statuirtes Nichts verweist. „Was in aller Welt, ruft Strauß aus, hatte das Volk so sehr zu erstaunen, wenn Jesus mit seinen Jüngern daherkam?“ Über den himmlischen Glanz? Dieß hatte Frigische so absurd gefunden, daß er es offen der Welt zu erklären sich nicht überwinden konnte. Also, meint Strauß, haben wir hier wieder eine Abstufung, den beliebten Climax, welches Wort ihm nun schon stereotyp geworden. Matthäus läßt Jesum

Volle stoßen, den Vater zu ihm treten, und fußfällig um Hülfe bitten; nach Lukas stößt das Volk zu Jesus, und nach Markus vollends ihm entgegen und begrüßt ihn mit abenteuerlicher Ausrufung. Dazu kommen noch vollends Schriftgelehrte, die nach Markus von den Jüngern ebenso Zeichen und Wunder fordern, in andermal von Christus; und diese — können es nicht.

Man muß doch das harmonistische Talent des Herrn Lütjens bewundern, welches am Ende selbst die Schilderung bei den beiden Autoren unvereinbar findet, wovon der eine schreibt: Sempronius begegnete dem Titus! und dagegen der andere: Titus besuchte dem Sempronius! Dann hascht ihm Markus in seiner ausführlichen Schilderung dieses Vorganges auch noch offenbar nach, was selbst ein hebräischer Dichter nie thun soll, geschweige ein griechischer. Aus diesen crittischen Widersprüchen rette sich, wenn man kann! Indes sey uns hier doch die Bitte an unsere Hegelungen, wehrt, das, was ihnen überhaupt noch positives vom Leben übrig bleibt, und findet es auch auf dem Nagel eines Fingers, uns zum correctionellen Muster in der Form und Fassung zu dienen, wie die Evangelisten die Lebensgeschichte Christi hätten schreiben sollen. Wir glauben unvorgreiflich dies Formular in Oelsens lakonischer Strophe zu finden, wo der Fabeldichter seinen historischen Helden also verewigt:

O Ruhm, dring zu der Nachwelt Ohren!
 Ruhm, welchen sich ein Mann erwarb,
 Hör', Menschheit, hör': er ward geboren,
 Er lebte, nahm — kein Weib, und starb!

Jesu ganze Thätigkeit beschränkt sich am Ende auf ein Verhalten, Clemens Brentano scherzweise sagt: Was thun die Fürsten Richtenstein? Antwort: Sie theilen sich in drei Linien!

So lange die Paulinische Schule mit ihrer natürlichen Auslegung noch allein stand, glaubte man in ihr das non plus ultra des rationalistischen Tiefsinns erreicht, man jubelte und rief sich die Ehre, und konnte vor Freude kaum zu sich kommen, ja Dr. Baumgarten mußte sich selbst laut gegen den Nachdruck seiner Werke verwahren. Nur eine kleine Weile, da ist der Mythiker auf die Bühne getreten, nachdem er seinem Vorgänger ein Geislohr eckelt, und es ist ein neuer, noch größerer Jubel, nicht darüber,

daß er den lorbeergetrönten Helden vor ihm zu Schanden gemacht, sondern daß er den gemeinschaftlichen Zweck noch gründlicher erreicht, an dem alten Glauben sein Müthchen gekühlt, und, wie man meint, der Religion den letzten Treff gegeben hat. Aber wieder eine kleine Weile und es erscheint Bruno Bauer, seines gleichen, wirft seinen noch allzu positiven Vorgänger aus dem Sattel, stellt sich zur Beurtheilung alles Religiösgegenständlichen platterdings auf den Kopf, und inzwischen ist bereits das angestaunte Leben Jesu mit seinen vier Auflagen vergriffen. Das sind die Zeichen einer grundverdorbenen, verstand- und charakterlosen Zeit. Wer von beiden nun das erschöpfendere Maas von Absurdität erreicht hat, darüber liegt der Entscheid noch bei den Richtern.

Aber so vag und fade auch das Ganze sey: minder abstoßend, frostig und widerwärtig, mannigfaltiger zugleich und ergötzlicher läßt sich doch bisweilen die natürliche Wundererklärung an, indem man während der Lesung sich leicht dem Gedanken hingibt, es sey nicht ernstlich gemeint, sondern ein unverholener Sarkasm über die hölzerne Unbehilflichkeit und Unfruchtbarkeit der rein buchstabirenden Eregetik. So findet Venturini die Jünger im heftigen Streit mit dem Volke begriffen, und es gab „derbe Repliken“. Nach Bahrdts Dafürhalten mußten sie die ihnen vom Herrn anvertrauten Medicinen noch immer als Symbole einer unsichtbaren Wundermacht angesehen, und aus Schüchternheit nicht stark genug applicirt haben, um hier bei dem Fallsüchtigen eine Krafftkur durchzusetzen. So kam es, spottet Thieß, daß der Dämon, der bei jedem Anfall des Knaben nur unvernehmliche Töne (!) ausstieß, vor ihrem Exorcism so wenig wich, daß er auf ihre Citation sich nicht einmal einstellte. Diesen Mangel an Energie in Behandlung des Chronischen Patienten hatte ihnen Jesus also vorzuwerfen; und er ertheilte ihnen die Vorschrift, inskünftige einen solchen Kranken mehr beten und fasten zu lassen (welch energische Medicin! Welch augenblickliche Kur!). Dagegen halten Gill und Brucker dafür, Jesus habe ihnen zu verstehen gegeben, er wisse wohl, daß sie unterdessen, da er mit seinem Kleeblatte auf dem Berge gewesen, mit der Volkschaar Mahlzeit gehalten, und sich den Magen überladen hätten! Anderseits will es Schleiermacher wieder bedünken, der Ausspruch vom Beten und Fasten habe sich nur anderwärts woher in diesen Zusammenhang verirrt. Doch es lag

nicht an den Jüngern allein; denn als der Vater Jesum nicht antraf, machte dieß Mißgeschick ihn und durch ihn seinen Sohn schon zum voraus jaghaft, und so konnten die Jünger im Gemüthe des Knaben den Glauben nicht erwecken, dessen es nach Dr. Paulus doch einzig zur Heilung bedurfte: nehmlich daß ihm nichts weiter fehle, und daß der Dämon durch sie schon ausgetrieben sey. „Um dieß Versehen, wo möglich, auf der Stelle gut zu machen, und den guten Muth, auf den zur Entfernung eines Übels so viel ankömmt, zunächst in dem, eben jetzt auß neue niedergeschlagenen und befürtzt gewordenen, aber durch Jesu zutrauliche Anrede innig bewegten Vater, und durch diesen in dem Sohne aufzuregen, sprach Jesus in einem hohen Tone (d. h. mit vermessener Charlatanerie!) und handelte nun auch gleich diesem angemessen.“

Und was that er nun? Er überließ den Kranken seinem eben ausgebrochenen Paroxisum, sah ihn unter fürchterlichen Convulsionen sich am Boden wälzen, und fragte indes den Vater gemächlich um den ganzen Hergang der Krankheit, bis der Anfall vorüber war. Darauf schied er in der Erzählung des Mannes Thatsache und das selbst hineingeflochtene Urtheil strenge von einander ab. Endlich geht dem Vater die Geduld aus: so hilf uns, spricht er, wenn du kannst! Jetzt sieht Jesu Ansehen auf dem Spiele; er muß erst das wankende Zutrauen im Vater wieder befestigen, um dadurch die psychische Einwirkung auf den krampfhaft zur Erde gestürzten und schäumenden Sohn nicht zu verfehlen. Doch wie der Knabe wieder so ist, daß er angesprochen und „auf ihn Eindruck gemacht werden konnte, redet Jesus den brummenden und stotternden Plagegeist wie persönlich an. Noch entstunden Zuckungen und krampfhaftes Geschrei; endlich lag der Kranke wie todt da. Dieß ist die Thatsache. Das Urtheil der Leute war: der Dämon ist heraus; müssen aber wir bestwegen eben so urtheilen?“ — Bedenklich muß es dem Heiland jedenfalls bei dieser Aktion ergangen seyn, weil, wie Hennell dieß (S. 103.) urgirt, nach Markus der Dämon dem Menschen erst Convulsionen erweckte, nachdem Jesus die Worte zu dem Mondsfüchtigen gesprochen.

Der Schlaf des Knaben war indes nach Weiße (I, 349. 354.) ja nur ein magnetischer Heilschlaf, wie wahrscheinlich auch dort bei der Tochter der Kanänderin. Die Wahrheit dieser Analogie, meint er, wird keiner, der sich nicht gegen die Erfahrungen

dem Gebiete des animalischen Magnetismus geistlich verschlossen hält, in Abrede stellen. Jesus heilte ihn durch magische Besprechung, er wirkte sohin als Magnetiseur — wie Simon der Magier, und wie uns außerdem noch viele solche, „aus religiöser oder asterreligiöser Quelle fließende Heilungen von krankhaften Zuständen im alten und neuen Testamente berichtet werden“. — Und nun hob der Heiland den Knaben, nachdem der Paroxysmus ohnehin vorüber war, nach dem vorangängigen lauten Rufe bei seiner todähnlichen Mattigkeit vom Boden auf. Ohne Zweifel wird er dabei gesprochen haben: Glaube nur, mein liebes Kind, es fehlt dir nichts mehr, schau! ich habe dir den Teufel schon ausgetrieben. Wenn du „eine strenge, den Überfluß der Säfte nicht befördernde Diät hältst und betest“, wird das böse Wesen nicht wieder kommen. „Gott ist groß! rufen da die Zuschauer, wie der Muhammedaner sein staunendes, viel und wenig sagendes: Allah Akbar!“ Darauf gab er ihn seinem Vater zurück, zur fortgesetzten Behandlung, versteht sich, und folgt ihm darum selbst noch in das Haus nach; und sieh! — „von dieser Zeit an wurde er geheilt; wahrscheinlich so, daß Jesus nun weiter anbefahl, wie er sich zu betragen, und was er zu benutzen habe. Denn wie es bei dergleichen Uebeln wohl auch Rückfälle geben könne, dieß hatte Jesus bei anderer Gelegenheit bemerkt!“ — „Mit der Palliativkur nicht zufrieden, fährt noch insbesondere der Prophet von Nazaret fort, sagt Jesus zu Hause nun, welches Verfahren er befolgen solle und welche Mittel angewendet werden müßten, um eine Recidive zu verhindern.“

Dieß sind Wunder, wie sie allensfalls auch Dr. Paulus (R. I. I, 2. S. 10 f. Comm. II, S. 624 f.) zu wirken im Stande wäre; aber jetzt sind die Zeiten nicht mehr so bigott und abergläubisch, daß man auf eine bloße Versicherung hin sich geheilt hielte, und den kühnen Sprecher als Wunderthäter verehrte. Indes bewundert Hase doch die bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Toleranz des Herrn im Gegensatz zu seinen Jüngern, welche sich mit dem heilsüchtigen Fremdlinge, der ebenfalls in Jesu Namen Dämonen auszutreiben sich anheischig machte, nicht vertragen wollten.

Wir schließen dieß neue Beispiel der „höheren evangelischen Kritik“ mit dem trockenen Bescheide des Mythikers, daß diese ganze Geschichte nichts weiter sey, als die einfache Nachbildung einer ähnlichen Historie im zweiten Buche der Könige IV, wo der Prophet

Issa seinen Knecht Gehasi mit seinem Stabe sendet, um einen todteneu Knaben dadurch wieder zum Leben zu erwecken; als dies unternommen aber nicht gelingt, am Ende selber kommen muß. Die Übereinstimmung beider Erzählungen ist, den Abstand zwischen Meister und Schüler hervorzuheben, darum ist das Wunder hier noch um eine Stufe höher getrieben, als dort bei den gadarenischen Besessenen, wo der Contrast nicht stattfindet. Wenn übrigens Strauß dafür plädet: die Rede vom Glauben, welcher einem Senforn verglichen wird, gehöre schon des Contrastes halber hieher, und nicht zu der Parabel vom verdorrten Feigenbaume, so beschuldigt Weiss II, 96. nicht im Gegentheile vielmehr den Markus eines Gedächtnißfehlers, daß er die Rede aus dem Zusammenhange mit dem Feigenbaume gerissen, und hier das Wort Berg unterstellte! Da aber die ganze Handlung vor dem Sonnenblick einer solchen Kritik hier zu offer wird, sehen wir nicht, wie das Wort dem gleichen Schicksale rinnen möge?

LI. Kapitel.

Die Kindesvorstellung.

Das Evangelium Matth. XVII, 22. fährt nun fort: *Ἀνοστομύων δὲ αὐτῶν ἐν τῇ Γαλιλαίᾳ, εἶπεν αὐτοῖς ὁ Ἰησοῦς.* Hier ert die biblische Philologie unter ihrem Coryphäen Paulus (romm. II, 586.) einen wahren Triumph über die kirchliche Tradition des Berges Labor, und zwar, wenn man es recht versteht, noch ein einziges Comma, am rechten Orte angebracht! Daß die genannte Verklärung auf dem schneeigen Hermon vorging, wissen wir schon aus dem Rapporte mit der schneeweiß scheinenden Kleidung Jesu, die nur im Reflex der Sonnenstrahlen von dem Bergschnee so erschienen. Nun aber folgt erst die glänzendste Bestätigung. Nun als Jesus mit seinen Jüngern von da weiter zog, rief er mit einmal, wie sie über die Grenze der beiden Vierfürstenthümer kamen: *τῇ Γαλιλαίᾳ, εἶπεν*, d. h. jetzt sind wir in Galiläa! Aber die Fremdführer in Palästina fanden es nicht in ihrem Interesse, bis an den Hermon hinauf sich zu bemühen, darum suchten sie gleich einen Berg der Nähe aus, wie es denn häufig bei solchen Lokallegenden geschehen ist. —

Bleiben wir unferseits beim Labor als dem Berge, von welchem Christus sprach: Wenn ihr Glauben hättet auch nur wie ein Senfkorn, ihr würdet zu diesem Berge sagen: Verseze dich ins Meer! und wir werden dann dieß bezeichnete Meer für das galiläische halten. Wenn aber die Jünger hierauf unter Wortwechsel nach Kapharnaum kamen, indem sie sich, meint Venturini, diesen Ort als künftige Residenzstadt dachten, und weiß Gott, welchen Vorzug in dem neuen Reiche einer vor dem anderen sich herausnahmen, bis Jesus ihnen ein Kind zum Muster vorstellte: so erklären wir uns diese Rangzwiffigkeit leicht aus der Bevorzugung der drei, die mit ihm auf dem Labor waren. Ist jedoch dieser Vorgang mythisch, so fällt mit dem Anlasse auch die Folge hinweg, daher der Mythiker (S. 86.) auch hier wieder traditionelle Verwirrung sieht, und entweder eine Assimilation zweier ursprünglich verschiedener Fälle, oder eine Übertragung jenes Zuges, wo Jesus als der Kinderfreund handelt, auf frühere Verhältnisse stattfinden läßt; wobei ihm übrigens die Entscheidung immer vorbehalten bleibt: „ob die verschiedenen Fakta, an welche die analogen Demuthsbreden sich knüpfen, eher das unselbständige Ansehen bloßer Rahmen für die Reden, oder das selbständige von Vorgängen haben?“

Kein Wunder, daß, wer in der küßenden Magdalena, und in Maria Lazari, wie sie andächtig zu den Füßen Jesu sitzt, in der Ehebrecherin ferner, wenn sie im Tempelhofe vor Jesus niederstunkt, und in der Salbung und Tafelgenossenschaft der Bethaniertin nur einen und denselben, in der Sage verwirrten, und eben wegen dieser Verwirrung nicht mehr auszumittelnden Vorgang sieht: auch in diesen kindlichen Erzählungen nur eine und dieselbe, am Ende auf nichts basirte Sage erblicken will. Aber wahrhaftig! wer immer in solche Gemüthlosigkeit einstimmen kann: wir wünschten nicht, daß er der unsere wäre.

Aber Strauß ist nicht der einzige, der diese Erzählung gleich den früheren verwirrt: noch mehr hat Weiße dagegen einzuwenden. Die Pantomime, sagt er (I, 545.), mit der Jesus, die Jünger zu beschämen, ihnen ein Kind vorstellte, hat etwas sonderbares, und um des Eindrucks willen, den auf das Kind diese Szene machen mußte, würde ein verständiger Pädagog manches dagegen einzuwenden haben. Das Unangemessene aber und die Undankbarkeit, daß Jesus die Worte gesprochen habe: wer sich demüthiget, wie

dieses Kind, ist der größte im Himmelreich! liegt am Tage. Wir lernen übrigens, meint der Leipziger Lichtfreund S. 63., schon aus der knechtischen Benennung „Knecht“, welche bloß den Zwölfen und namentlich dem Petrus eigenthümlich zugetheilt und einzig von Lukas gebraucht ist, daß die Apostel nicht den Geist der Kinderschaft, sondern der Knechtschaft und Furcht besaßen; daher auf Seite Jesu die kurze und strenge Frage VI, 46.: Was nennet ihr mich Herr, und thut nicht, was ich sage? und wieder VIII, 25. die schneidend strenge, fast wegwerfende Frage: Wo ist euer Glaube?

Was indeß der Protestantismus von dieser Forderung halte, auch wenn sie Christus wirklich gestellt, und unsere höhere Umwandlung begehrte, hat bereits Credner in Gießen in seiner Einleitung unbefangenen erklärt. „Des Menschen erste Pflicht ist Mensch zu seyn; sagt er in dieser Beziehung. Wenn nun der Mensch ein höheres, auferirdisches Motiv annehme, werde er aus den Angeln der Menschheit gehoben, und die Theologie ihm zum Hebel, Himmel und Erde umzukehren — und das sey ferne!“ Wie lange, jürrt endlich B. Bauer III, 68., wird man noch mit Kinderlektionen die Zeit vergeuden? Ach, die Zeiten des Homer, die Zeiten der Griechen sind vorüber! so etwas dürfen wir bei den Evangelisten nicht mehr suchen. Matthäus läßt die Jünger offen und schamlos mit der Frage vor den Herrn treten: wer im Himmel den obersten Rang einnehme? Im evangelischen Urtypus hat Jesus seinen Jüngern nie Anlaß gegeben, daß sie auf solche Kinderereien fallen sollten. — Den Gedanken, daß das Kind in seiner Unschuld gar nicht unterscheidungs-fähig war, was diese Bornahme bedeutete, läßt Weise ganz aus dem Spiele; denn er hätte ihn ja seiner böswilligen Widerrede überhoben! Inzwischen ist der bei dieser Gelegenheit ausgesprochene Vorzug der Kleinsten unter allen über die Großen nach Lukas die reinste Illusion, wie der Leipziger Anonymus S. 78. entdeckt hat; denn demnach ist ja Paulus, wenn solche Bekenntnisse, wie er sie im ersten Corinthierbriefe XV, 9. und Ephes. III, 8. ausspricht, „er sey der geringste unter allen Aposteln“, nicht fruchtlos seyn sollen, — „der größte von allen!“ — So werden wir mit unserem einfachen, redlichen Verstande von den Evangelisten ein um das anderemal in den April geschickt!

LIH. Kapitel.

Aussendung der Apostel und siebenzig Jünger.

Wenn in der Folge jener Tage der Hellsand nun die Zwölfe zur ersten Missionspredigt in das jüdische Land aussendet, so sehen darin nicht nur viele, wie wir bereits namentlich hörten, den Beweis einer Engherzigkeit von Seite Jesu, welche ihn noch nicht dazu kommen ließ, seinen Plan auf die Samariter, geschweige denn auf die Heidenvölker auszudehnen; sondern es wiederholt sich hier auch das alte Bedauern, wie doch der Herr Männer von großentheils so beschränkten Anlagen und ungebildetem Geiste habe zu seinen Schülern wählen können. All das, was sich möglicher Weise irre deuten und herum-drehen läßt, um Christum, oder zur Beschönigung der Frivolität nur die Evangelien in falsches Licht zu stellen, hat also für sie geschichtlichen Werth; das übrige ist rein mythisch. Darum während Strauß hier dem Stifter des Christenthums nationale Beschränktheit zum argen Vorwurfe macht, macht Gfrörer vielmehr seinem Unwillen Lust, daß man diesen Spruch: geht nicht zu den Samaritern, sondern zu den verlornen Schafen Israels! von Jesus nur im entferntesten für möglich halte. Nein, sagt er, nie kann er jene Worte gesprochen haben, der ebionitische Geist hat sie Christo untergelegt. (Hellige Sage II, 21.)

So hohl, wie um den obigen Phrasen des flachsten Selbstdünkels steht es um den Inhalt der Instruktionrede an seine nunmehr auszusendenden Apostel, wenn es auf die protestantische Erklärung ankömmt — obwohl Strauß, consequent auf seine frühere Verlängerung der Zwölfzahl der Apostel auch diese ihre Mission in Zweifel zieht, womit natürlich die Instruktionrede von selber sich aufhebt, wie wir denn sagen, daß nach Hinwegnahme des Skeletts der Thatfachen ja nothwendig auch das Mark der Reden und Lehrvorträge im Leben des Erlösers hinschwinden muß. Was geben auch diese biblischen Aufzeichnungen überhaupt für einen Beleg für den göttlichen Inhalt des Christenthums, nachdem jüngst wieder Böhme in seinem Buche: „Die Religion Jesu Christi aus ihren Urkunden dargestellt,“ Halle 1825. den Beweis geführt hat, daß schon die ersten Botschafter des Evangeliums Jesu Vorschriften und Lehren falsch verstanden haben, und wir also bei Fixirung der Logoslehre zwischen den Worten

Christi und der Auffassung und Verkündung seiner Apostel immer wohl zu unterscheiden haben. Wer wird uns aber das jetzt noch zumuthen? Nur das eine vermögen wir auf diesem Standpunkte zu erkennen, daß, wenn im Akte der „Reformation“ von der Tradition, als dem verunreinigten Abflusse, auf die Bibel, als die Quelle des Christenthums zurückgegangen werden sollte, und die Neugläubigen sich eben darum die Evangelischen nannten, der Grund zu dieser fort-dauernden Benennung nunmehr wegfällt, indem auch von den Evan-gelischen wegen ihrer allzu schreienden Abweichung von dem reinen Worte Gottes abstrahirt, und nur auf die Quelle dieser Quellen nach beliebiger Voraussetzung Rücksicht genommen werden darf!

Doch zuvörderst folgert einmal Dr. Paulus daraus, daß Jesus die Zwölf auswählte, ganz ingenios, daß sie auch wählbar gewesen sein müßten, d. h. ihre specielle Vorbereitung (ihre medicinisch chirurgische Lehrzeit) überstanden hatten. „Sobald später noch mehrere in den Vorübungen heranreiften, geschieht die Auswahl der Siebenzig. Salbe ward von den alten Ärzten häufig als Arzneimittel gebraucht, die Wirksamkeit hing aber theils von den eigenen Kräften der Salben, theils von ihrem Einreiben ab.“ Das verstanden denn die Apostel vorläufig. Was hierauf die Anweisung betrifft: So ihr in eine Stadt kommt, erkundiget euch, bei wem ihr billig die Hospitalität in Anspruch nehmen möget — so verstand er dabei nach Benturini, dem getreuen Jünglinge des Vorigen, die Häuser der Essäer. Jesus wollte nur durch jene Collision mit den Samaritern, als sie ihm die Thüre wiesen, gewiszig, aus kluger Vorsicht seine Jünger paarweise vor sich hersenden, um durch sie als Couriere von Dorf zu Dorf die Einwohner auf das Glück seiner Ankunft aufmerksam zu machen, und einer besseren Herberge in voraus versichert zu seyn. Sie sollten bloß nach den Wohnungen jener guten Leute fragen, und dabei mit Hausmannskost vorlieb nehmen; zum Entgelt dafür könnten sie auch ihre Arzneimittel auspacken, u. s. f. O des Quacksalbers! Das waren also die Apostel; aber erst die fünfunddreißig Paare Jünger, gedenkt Paulus, konnten schnell in manchem galiläischen und jüdischen Orte sich verbreiten, und hier erzählten sie ohne Zweifel, daß Jesus eben auf dem Wege nach Jerusalem sey.

Im übrigen konnte der Heiland nach der Behauptung eines Schulz und Steffert den Seinen damals noch gar nicht die Anweisung gegeben haben, in der Verfolgung von einer Stadt zur andern

berer zu stehen u. s. w., indem sie gleiche Schicksale mit ihm zu erleiden haben würden — was Strauß mit der abgedroschenen Phrase acceptirt: „wenn nicht gar dergleichen Schilderungen des späteren Schicksals der Apostel und übrigen Anhänger Jesu erst nach dessen Tod ex eventu gemacht, und ihm als Weissagungen in den Mund gelegt worden sind.“

Vor allem aber, glaubt Hennell (89.), habe Matth. X, 23. sich mit den Worten: „Ihr werdet mit den Städten Israels nicht fertig werden bis der Menschensohn kömmt! Ich gar arg vergessen. Dieß wäre im Munde Jesu ganz unverständlich gewesen, da er ja noch bei seinen Jüngern war, und von Tod und Auferstehung hier noch nirgends die Rede ist. Aber um das Jahr 68 nach Christus, wo dieß Evangelium ans Licht trat, war die Erwartung seiner Wiedererschelnung, gewöhnlich das Kommen des Herrn genannt, sehr allgemein.“ Bei Gelegenheit der folgenden Worte: „Die Ärnte ist groß, der Arbeiter aber sind wenige“ u. s. f., weiß Thies (§. 21.) die überaus passende Bemerkung anzubringen: „So verließ Jesum auch dann seine Besonnenheit nicht, wenn er im Affekte zu reden schien!“ Wenn er ihnen aber auf ihrem mühseligen und gefahrvollen Wege seine Gnade mit zum Geleite gibt und verheißt, sie würden große Zeichen und Wunder thun, und auf Schlangen und Skorpionen treten; so fällt Bruno Bauer III, 326. heftig ein: Die Gewalt über die Schlangen hat erst Lukas den Gläubigen gegeben, Lukas, in dessen Schrift der Bericht von den siebenzig Jüngern entstanden ist, Lukas, der am Beispiele des Paulus gezeigt hat, daß das Privilegium der Siebenzig auf alle Glaubensboten übergegangen ist, Lukas hat die Urkunde zu diesem Privilegium im alten Testamente (Psalm XCI, 13.) aufgestöbert. — Heißt es aber nun vollends weiter, sie würden „selbst Todte erwecken“: so haben Grotius, Millius, Michaelis, Knapp, Paulus u. a. besonders wegen dieses letzteren Punktes großes Bedenken getragen, da sie den Maßstab apostolischer Wirksamkeit immer von dem eigenen Fuße nehmen, und ihnen noch nie zu Ohren gekommen, daß einer von ihnen Todte auferweckt hätte — bis endlich Griesbach herausgebracht hat, daß ein oder der andere altgriechische Codex ein oder den anderen solchen Satz nicht lese! über welche Entdeckung dann alle wieder freudig aufgeathmet haben. Aber wozu diese Beklommenheit? ruft Thies (§. 23.) „Wenn die Worte: erweckt Todte kein Zusatz sind, wofür

er sie doch längst aus kritischen Gründen angesehen hat, so kann er doch nur von den Todten die Rede seyn, welche sich zu erwecken ließen, dem Tode gewissermaßen, und außerdem, ohne keine (einel) schnelle Hilfe erfolgte, wirklich Preis gegebene, dem scheinbar nach in letzten Zügen Liegende (!) oder Scheintodte. Er hätte sagen: auch vor dem Todbette sollten sie nicht geradezu umherrennen.“

Hier geht es, wie manchmal bei Luthers Schriften: man muß gelesen haben, um zu glauben, daß ein Mensch so Wahnsinniges schreiben könne. Was mußte man wohl denken, wenn es heute einer irdischen oder weltlichen Behörde befielen, in dem Sinne, wie hier Christo zugemüthet wird, ein Gebot zu erlassen: man solle Todte erwecken? — Dämonen auszutreiben hatte er freilich leicht anrathen; nun unter den sogenannten Dämonischen war schon das Vorurtheil verbreitet, daß sie vor dem Messiasnamen fliehen mußten. „Kranke mit Öl salben aber war gewöhnliche Verfahrungsweise bei Kranken, in deren Behandlungsweise man sich nicht weiter verstand!“ —

Der Schluß aus dem Ganzen ist also: das hätten wir auch konnt! Leider vergaß Jesus ihnen einzuprägen, auch Weiber mitzunehmen! sonst wären sie ganz dem Ideal protestantischer Missionäre abbildlich gewesen. Vielleicht aber, daß dies Gebot aus dem Texte zu streichen, und mit Thies zu reden, gerade das wahr ist, was nicht darin steht? Dafür geben die Worte nach ihrer Rückkehr: Selig sind die Einfältigen u. dgl., ihm (§. 26.) Stoff zur Betrachtung. Damit ist nehmlich nicht gesagt, daß gerade die, welche für die Gelehrtesten und gelehrtesten galten, seine Missionsbotschaft als absurde Schwärmerei von sich gewiesen hätten; sondern diese Missionäre waren in ihrer eben so laut geäußerten, kindischen Freude die *ἡμῶν*, der Ausruf bezieht sich auf die Sendboten.“ Wie göttig! Unser Wahrsmann will nehmlich vorbeugen, daß man nicht auch ihn mitunter die Einfältigen rechne! — Hier kommt jedoch die Toleranz des Mythikers an den Tag, welcher in der Einfalt seines Herzens wider das Frohlocken Jesu über die „Einfältigen“ ganz unwillkürlich nichts zuwenden hätte; es schiene ihm nach der Sendung und Rückkehr der Siebenzig gut angebracht, wenn es nur um die Gesellschaft der lebendig nicht selbst so problematisch stünde! Denn, steht schon der Letzte darta nur die mythischen Repräsentanten der siebenzig oder neunundsiebenzig Völker und ihrer Zungen, der siebenzig Kisten, der

Moses aus den Häuptern der siebenzig Geschlechter des jüdischen Volkes sich erwählte, sowie ihrer Nachbilder, der siebenzig Mitglieder des Hohenrathes — so erklärt Strauß (S. 76.) die Siebenzigjüngerschaft geradezu für eine Fiktion und erwünschte „Versorgungsanstalt“ für die Kirche, um andere apostolische Männer unterzubringen; wogegen der Leipziger Lichtfreund S. 24. die ganze zweite Jüngerschaft für eine gemachte Angabe von Lukas hält, welcher begreiflicherweise für seine paulinisch parteilichen Zwecke in mehrfacher Beziehung ausnehmend förderlich war, indem er dabei sich selber in Gedanken mit in die Reihen derselben stellt, und Jesum nun an sie die Ansprache richten läßt: wer euch aufnimmt, nimmt mich auf; und so man euch nicht aufnimmt, ich sage euch, es wird Sodoma und Gomorrha am Tage des Gerichts erträglicher ergehen, als einer solchen Stadt!

Uns scheint jedoch Strauß nebst den Genannten oder Unge- nannten hier bei aller Vorsätzlichkeit der Sache nicht tief genug auf den Grund gegangen, sondern weit hinter den Grenzsteinen des Mythos zurückgeblieben zu seyn, denn sind nicht auch die zwölf Apostel mit dem nachgewählten Matthias, sowie die zwölf Stämme Israels mit dem Doppelstamme Manasse nur die mythischen Repräsentanten der zwölf Sonnenmonate mit dem dreizehnten Mondmonate? —

LIII. Kapitel.

Die Brodvermehrung.

Wir überlassen es jedem gerne, diesem Brode, das keinen sättiget, nachzugehen, dem Mythiker, seine Kleien noch mehr auszubaden, den natürlichen Erklärern, sich mit den Hülsen zu begnügen: wir retten uns vor den Nachstellungen des Herodes jenseits der Wasser, um von dem belebenden Brode des Herrn zu kosten. Aber dies ist wieder eine der Erzählungen, bei der sämtliche Evangelisten sich ein arges Märchen haben aufbinden lassen, wenn uns nicht Dr. Paulus, Venturini und andere dieser ehrenwerthen Genossen mit ihrer natürlichen Auslegung eines besseren überzeugen. Schon das Jesus bei herannahendem Sturme (Luk. XIII, 32.) spricht: saget Herodes dem Fuchsen: Sieh, ich treibe Teufel aus, und mache gesund heute und morgen! muß als günstige Vorbedeutung für die na-

liche Ereignisse erscheinen; denn nach Dr. Paulus Überzeugung, er dieselbe im Philol. crit. und histor. Commentar II, 427. dargestellt vorgelegt hat, spricht ja hier Jesus mit eigenen Worten aus, er nicht mit einemmal heilen und gesund machen könne, sondern zu mehrere Tage erforderlich habe. „Ich beschäftige mich eben mit Dämonen austreiben, spricht er. Möchtest du wohl gegen den Dämonvertreiber dich wagen? Auch habe ich noch einige Tage für diese Heilungen zu sorgen, werde aber am dritten damit zur Vollendung kommen, und alsdann von selbst weiter gehen. Solltest du mich ungeachtet einer so kurzen Frist allzu sehr drängen? Nun, so ist ich wohl noch früher, heute, morgen oder übermorgen abreisen!“ Nachträglich weiß uns Venturini noch zu erzählen, Jesus habe sich in das Gebiet des Philippus zurückgezogen, weil jenseits eine neue essäische Brüderversammlung sich befand, wo er schon öfter mit dem Köpfel an der Bretterthüre Einlaß begehrt, auch die Todtenfeier des Johannes mitgefeyert, jüngst aber durch einen Boten von da her von der ihm selbst drohenden Gefahr, die sie durch Joseph von Arimathea erfahren, in Kenntniß gesetzt und gewarnt worden war. Als er Jesus nun die nachkommende Volksmenge erblickt, „jammernd über den Zustand, in welchen sie hierarchischer Stolz und selbstsüchtige Herrschsucht heuchlerischer Priester kürzt.“ — So stand es damals, wie jetzt! O daß dafür diese Aufklärer bedächten, in welche Zustände sie die Menschheit unter unseren Augen geführt haben!

Doch wie wird sich nun weiter die Brodvermehrung erklären? Ganz natürlich! Wirklich sehen die einen das Wunder in eine Kraft zu setzen, den Appetit der Essenden unsichtbar zu stillen (etwa wie bei Kana in eine Täuschung der Geschmacksorgane). Dies heißt nach dem paulinischen Erklärer nur: sie waren satt, weil sie sich für nicht hungrig hielten; wie anderwärts: sie waren gesund, weil sie sich für nicht krank geglaubt! Wie ging das aber zu? Nichts ist für Dr. Paulus leichter zu erklären. Es ward ein Gastmahl gegenseitiger Theilnehmung, durch das freundliche Beispiel Jesu veranlaßt. Da er während seiner Reden und Heilungen (?) niemand Zeit ließ ihm, seine Reiseförbe auszupacken und zu einem ordentlichen Mahle sich niederzulassen, sah der Herr, (als er aus seiner Verborgenheit auf dem Berge hervorkam!) daß das Volk so verschmachten müsse, und befahl von innigem Mitleid bewegt, sie sollten sich alle retten.

Mann, und doch theilt er seinen letzten Bissen mit uns, und hat uns zum Sattessen Gelegenheit gegeben: er und kein anderer muß unser König werden.“ — Gewiß, ein kinderleichtes Wunder, das noch täglich ein jeder von uns wirkt, indem er seine Nebenmenschen, falls sie etwas haben, sich sättigen läßt, und auch wohl seinen Bissen mit ihnen theilt. Für diese theokratische Gesinnung verdienten wir also täglich, zu Königen erhoben zu werden, wenn dieß anders kein Spott ist. Und diese Erklärung kann nicht nur gegeben werden, macht Schulz geltend, sondern sie allein steht nicht im Widerspruch mit den bekannten Gesetzen der Natur, also muß sie vorgezogen werden.

Doch da hier die gegenseitige Mittheilung so groß ist, müssen wir wohl auch etwas zum Besten geben: „Truget ihr nicht das einmal fünf größere Brodkuchen, zerlegt in zwölf Brodkörben, das anderemal sieben Brodkuchen, zerstückelt in sieben Brodkörben herum?“ Diese Worte des Herrn zu seinen Jüngern nach Dr. Paulus Auffassung rufen uns nehmlich unwillkürlich jene Kanzelrede eines Schweizerprädikanten ins Gedächtniß, worin er seinen Zuhörern begreiflich machte: er für seinen Theil wundere sich gar nicht über diese Speisung mit fünf Broden und zwei Fischen. Es seyen schon Brodlaibe und Fische darnach gewesen! Worauf einer der Andächtigen die heilige Sonntagsstille durch ein helles Gelächter unterbrach, und auf sofortige Zuredestellung erklärte: er lache auch nicht über diese Brodlaibe, und wenn sie so groß gewesen wären, wie ihre Schweizerberge, und die Fische jeder wie ein Wallfisch; sondern er wundere sich nur über den Backofen, aus dem man sie herausgebacken hätte! u. s. w. Aber wenn das Weib im Evangelium, das ihren Sauerteig nach Luthers Übersetzung Matth. XIII, 33. unter drei Scheffel mengte, daraus einen einzigen Laib backt, so könnte mit fünf oder sieben solchen Laiben, d. h. mit Brod von fünfzehn bis einundzwanzig Schüsseln allerdings eine Menge von vier bis fünf Tausenden für den Augenblick gespeist werden, und auffallend wäre höchstens, daß die fünf Brode wohl zwölf, die sieben Brode aber nur sieben und nicht vielmehr sieben Körbe voll machten, die Kuchen müssen also im zweiten Falle kleiner gewesen seyn! — Diese Erklärung kann nicht nur gegeben werden, ja hat allen Sprachgrund für sich, also sagen wir mit Schulz: „sie muß, nicht aus Parteilichkeit, sondern aus Gerechtigkeit beigebracht und vorgezogen werden,“ wenn anders die Speisung noch als natürlich erscheinen soll, so daß mög-

n übrigen; nährten sie doch ihren Glauben an ähnlichen alttestamentlichen Wundern. (Wir sehen hier dem Mythiker schon wieder weit vorgearbeitet, daß von „wesentlich Neuem“, wie er seine porzirtten Absurditäten nennt, in diesem Punkte wenig mehr die Rede n kann!) Aber eben weil die Menge von einer „Wundervermehrung“ nichts wußte noch wissen konnte, fährt Thieß dreist fort, um gerietzen sie nach Markus und Lukas auch in kein Erstaunen.

Daß das Stillschweigen von ein paar Historikern das ausdrückliche Ungnüg eines dritten, wie hier Johannes, nicht aufhebe, ist zwar ist durchgängige historische Regel, nur darf diese bei den Evangelien nicht in Anwendung kommen!

Die Meisterschaft gebührt aber immerhin Dr. Paulus, welcher rst (Comm. II, 303.) das Bedenken erhoben hat, daß die Evangelisten nach Erzählung der Thatsache mit keinem Worte bezeugen, daß Jesus ein Wunder gewirkt habe (!). Ja, er ste Gott mit der Hoffnung auf Wunderhilfe nicht einmal auf die oden stellen dürfen, wie wir aus seinem Verhalten in der Wüste ar nach einem vierzigstägigen Fasten sehen. Die Referenten dach auch gar nicht daran, uns hier etwas Außerordentliches zu ersen — gibt Paulus im Widerspruche mit Thieß sich den Anrein zu glauben. Man hat es nur in ihre Worte hineingelegt; in schon das Emphatische: „Bringt sie mir her“ (die Brode und che), ließ Wunder über Wunder erwarten. Wie hätten aber e Pharisäer darauf noch ein Zeichen vom Himmel verlangen können, das ihnen abgeschlagen wurde, wenn bereits ein under vorlag? Aber auch die Jünger, fährt Hennell (S. 177.) t, haben nach Matth. XVI, 5., wo sie auf der Rückfahrt bedauern, n Brod mitgenommen zu haben, die wunderbare Speisung sichtbar nso schnell und ebenso gänzlich vergessen. Zwar wird ihnen deselb ausnehmender Stumpfsinn zur Last gelegt: aber ihre Unkenntniß er die wunderbaren Ereignisse der zweimaligen Speisung war ohne essel das Wahre, das Wunder selbst und die dasselbe besprechende be die Fiktion; beide werden gemeiniglich auf Kosten des Verstandes der Jünger verhöhnt.“

Je froher inzwischen die Essenden waren, desto mehr fällt es ihnen nach Johannes auf, was für ein Zeichen, nehmlich seiner theosophischen Denkungsart, Jesus ihnen gegeben habe. Ein so großer

auch auf Vermehrung künstlich verarbeiteter Naturprodukte, wie gebackenes Brod und Draifische, sich erstrecken ließ. Veranlassung, ihm eine solche That wirklich anzubichten, fand sie leicht in den Aussprüchen vom wahren Himmels- und Lebensbrode, vom Sauerteige u. dgl., „was in der Sage die Wendung nahm, als ob Jesus wirklich einmal hungernde Volksmassen wunderbar gespeiß hätte. Eine seltsame Geschichte, die sich auf einfache Aussprüche reducirt, und wunderbare Worte, die in lauter Thatsachen übergegangen sind! Das Manna in der Wüste und die Wachteln, welche seltsamer Weise hier zu Fischen werden, gaben nun der Sage für den neuen Goel Wunderstoff die Fülle. Das Fehlende konnte etwa Elias nachtragen, welcher auch einer Wittve von Sarepta Mehl und Öl für die Zeit einer Hungersnoth vermehrt haben sollte (für das Öl sind hier nur die Fische, wie zu Kana der Wein eingetreten!). Eine ähnliche Mythe fand sich von Elisa vor; Frage und Antwort, die lebendigen Situationen, die theokratische Volksbewegung u. s. w. — nun etwas mußte der Evangelist doch auch aus seinem Säckel beitragen, oder dichtete es auch das Volk hinzu; und so brauchen wir, wenn wir noch so zeichnustig sind, wie dort die Pharisäer, nur in die Vorrathskammer der alttestamentlichen Wundergeschichten zu greifen, und können uns sättigen, und den Messias damit versorgen nach Herzenslust, indem doch noch zwölf Körbe voll übrig bleiben.“ So weit der Mythiker. Und doch hängt von der Realität des Speisewunders die ganze weitere Geschichtsentwicklung bis zur Entfernung Jesu aus Galiläa, wie die Wirkung von der Ursache ab! Aber was sieht Strauß der ganze Zusammenhang in den Evangelien an? Er maßt sich ja nicht die Gewalt zu binden, sondern nur die zu lösen an!

Dagegen führt nun Lange eine Polemik „über das Leben Jesu“ (S. 38.), worin er zeigt, wie man pastormäßig einen Strauß bekämpfen und bekehren müsse; man braucht sich nur gleich von vorne herein auf folgende Punkte einzulassen. Die Kirche thut es Christo in Wundern nach; denn sie hat eine christliche Arzneikunst und Krankenpflege gebildet, unter ihrem Einfluß ist eine christliche Kautel entstanden. Wie aber Christus dem Volk in der Wüste noch immer Brod gibt, daß es nicht umkomme, das offenbart sich stets herrlicher, je mehr die Hungersnoth in den christlichen Ländern eine seltsame, fast unerhörte Erscheinung wird, und je mehr die christliche Volksgenossenschaft und Armenpflege ihre men-

undlichen Institute vermehrt und erweitert. Wenn man aber in vagen Begriff einer Civilisation Dank bringt, den man Christo schuldig wäre, so wiederholt sich darin nur jene alte Geschichte: zehn Aussätzigen, die Christus geheilt, kehrte nur einer um (und dieser ist hier Herr Langel).

Ihr Zugeständnisse hat ja Strauß nie begehrt, und so offenbar hier wieder deutlich, daß sein Verbrechen einzig darin besteht dreist ausgesprochen zu haben, was Tausende vor ihm längst dachten? Weise seinerseits erkennt (513. 520.) in der Beschreibung, wie in der nachfolgenden Geschichte vom Opfer der Wittwe wieder eine Parabel, nachdem er daselbe Lieb schon Hauptmann von Kapharnaum und die Kananäerin mit ihrer Gefungen. Erklärt ja doch Christus selbst seinen Jüngern Begreift ihr denn noch nicht, daß ich nicht vom Brode wenn ich sage: Hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer! er bei den Israeliten das Wandeln durch das rothe Meer bar vor der Speisung durch das Himmelsbrod, dem Typus geistigen Segnungen Christi, angeführt wird, so folgt hier die 19 Christi von dem Wandeln auf dem Meere nach! — Schwei-terseits hält die Erzählung bei Johannes schon darum für sig, weil dieser sonst Reden vorzutragen pflege, hier aber keine davon sich finde. Auch hätte es mit der Sabbathruhe sich übertragen, über die See zu fahren — weil es nehmlich im 19um heißt, es war Ostern, das Fest der Juden, nahe?

Ulträglich hat B. Bauer sich das unmaßige Verdienst er- den transcendentalen Pastorenverstand beim Jopf zu fassen, den Habakuk mit seinem Dreieck über alle Wolkenhöhen hinaus- 1. Darum erpöckert er sich auch hier über die Massen, und für die, welche ihm nachfliegen können, das Wort, wie folgt 19 f.). „Während die Synoptiker die Massen des Volkes in inneres Bedürfnis getrieben um Jesu versammelt sehen, hannes sie bloß zufällig durch die Nähe des Pascha zu ihm werden, als hätte er der Wirksamkeit des Herrn nicht so viel und Eindruck auf die Menge zugetraut, sie um sich zu versam- Ein Beweggrund ist hier durch den andern sogar bis zum spruch aufgehoben. Es geschah vom Evangelisten aber nicht wußtlosigkeit, sondern weil ihm dabei der Gedanke an das 19ahl vorschwebt, und er den Herrn hier schon jene Feiertage

ligen und die Bezüge einleiten läßt, welche die Synoptiker erst vom letzten Paschaabend ableiten. Sogleich als Jesus die Augen aufhebt, denkt er nichts anderes, als: woher Brod hier? Das herankommende Volk, die Frage an Philippus, ist nichts als eine dem Verf. geläufige Wendung, wodurch er die Hoheit des Herrn auf Kosten der ihn umgebenden Rathlosigkeit zu heben sucht. Wir können aber ohne Scheu sagen, daß dem Herrn diese selbstgefällige Bespiegelung an einer sinnlichen Verbtheit und Beschränktheit fremd war, und daß sie nur von einem Bewußtseyn geschaffen ist, welches die Bewegung in überspannten Contrasten liebt. Jesus muß sich wieder nach der Speisung zurückziehen, angeblich um der Kronprätendentur zu entgehen; aber was soll in diesem Fall eine augenblickliche Zurückgegnenheit, wenn er des andern Tages sich doch wieder zeigt, wo sie aber in der That nichts beweisen, als ob sie ihn zum König haben wollten, und vom Herrn auch nur den Vorwurf erfahren, daß sie das Wohlgefühl des vollen Magens liebten. Aber wie sie den Herrn nicht wegen der Sättigung aufsuchten, so wollten sie ihn auch nicht zum Könige erheben, sondern nur dem Evangelisten schien es natürlich, daß diesmal die dringendste Gelegenheit dazu vorhanden war.“

LIV. Kapitel.

Jesus wandelt auf dem Meere.

Halten wir uns an den Faden der evangelischen Geschichte, wonach der Hellaud auf dem Meere wandelnd mitten im Sturme zu seinen Jüngern kömmt, so führt uns Dr. Paulus keineswegs auf das Eis, wo zwar jeder gehen kann, aber dieß mitten in Sturmeswogen nicht wohl gethan zu haben sich rühmen wird; sondern er läßt uns ruhig am Ufer bleiben, denn er sieht hier, wie bei jenem Silberfische Petri im Ganzen nur ein philologisches Wunder. „Um welches vernünftigen Zweckes willen sollte Jesus auf dem Meere einhergegangen seyn? Bloß damit man sich übermäßig wundere? (Wir antworten: weil es ihm natürlich war!) Wozu hätte er auch noch den Petrus auf dem Meere gehen lassen? Zum Beweise, daß die Gottheit mächtig genug sey, ihn zu erhalten?“ (Gewiß! und daß der Glaube wundermächtig sey.) Aber das wäre wieder ein Versuch der Neugierde, eine Versuchung Gottes gewesen! Doch die Evangelisten dachten auch diesmal gar nicht daran, Jesum auf dem Meere wan-

in zu lassen, sondern περιπατοῦντας ἐπὶ τῆς θαλάσσης heißt: die wagen sahen ihn am Meere hin, d. h. am Seeufer wandeln. Der besser noch, wir lesen ἐπὶ τὴν θαλάσσην, das von περιπατοῦντας durch ein Comma, wie oben (Kap. 51.) distinguirt, und auf ἡρώδου bezogen wird, d. h. die Jünger blickten über das Meer hin — und sahen Jesum gehen. Wären sie, zu Wagen steht sich, nicht zu Schiff, über eine Wiese gefahren, so hätten sie nicht über das Land hin gesehen. Die Evangelisten bemerken dies nur, mit man weiß, wie es mit dem Sehen zugeht; jedenfalls ging er er am Meeresstrande.

Als nämlich der Herr das Volk entlassen hatte, und von Bethsaida aus bemerkte, daß die Jünger Noth im Schiffe litten, wollte die gefährliche Ruderschaft nicht mitmachen, sondern ging am Strande und das Nordende des Sees herum, und watete bei Bethsaida durch den gar nicht breiten und tiefen Jordan, während die Jünger immer am Ufer sich haltend schon 25 bis 30 Stadien, nach der Schiffernache „bis zur Mitte des See's“ gefahren waren, als sie ihn jetzt zum erstenmal gehen sahen und laut ausschrieten: „Sehet! ein Gespenst, ein Unglücksgeist, dem wir wohl unsere bisherige Noth zuzuschreiben benehmen!“ Bei dem dampfenden Nebel, der früh Morgens aus dem See aufstieg, und zudem den Körper in zwei oder dreifacher Größe wahrzunehmen ließ, konnte es ihnen wohl erscheinen, als ginge die Gestalt auf dem Wasser. Dabei schrieten sie so lautmächtig, daß es der Herr mitten durch das Loben der Wogen bis ans Ufer hörte, und ihm ihren Schredensruf beantwortete, ihnen vernehmlich Muth zurechnend. Auf das hin lief Petrus am Schiffe herum (καταβαὶς τὸ τοῦ πλοίου περιπάτησεν ἐπὶ τὰ ὕδατα), um an einem bequemen Orte ins Wasser hinabzukommen (wie wichtig doch die Evangelisten hier alles aufzeichneten?), und nun ging er, wie man etwa sagt: ein Schiff geht, d. h. er schwamm dem Herrn entgegen.

„Aber in dem Augenblick trieb eine hohe Woge vom felsigen Ufer rüber, und schlug über seinem Kopfe zusammen. Er sank unter, und hob ein fürchterliches Angstgeschrei (wozu man, wenn man eben von einer Woge verschlungen wird, sicher am besten Zeit hat!). Jesus sprang schnell in das seltsame (?) Wasser, reichte dem Erschrockenen die Hand, und zog ihn aus den Fluthen (?) empor.“ — Um diese natürliche Erklärung von Dr. Paulus und seinem Nachfolger Venturini uns wieder erklären, müssen wir nur annehmen, daß Jesus eine unendlich lange

Hand gehabt, oder selbe wenigstens für den Augenblick, wie ein Fernrohr verlängern konnte, um von seichten Ufer in die Fluthen nachzulangen; oder himmellange Füße, vergleichbar dem Riesen Og, welcher in der Sündfluth neben der Arche herwandelte, so daß er damit auf den Meeresboden hinabreichte, während sein (sonst wegen seiner colossalen Gestalt der Peter geheißene) Jünger hart neben ihm in den Grund der Wasser hinabzusinken begann; oder das Wasser muß für Jesus seicht, für Petrus aber zum Untergehen tief gewesen seyn; oder endlich Petrus muß mitten im Sande und auf dem Uferfelsenrunde, wo Jesus sicher stand, untergetaucht haben. Unter all diesen Voraussetzungen erklärt sich die Geschichte ja ganz natürlich. War Simon noch zudem von so schwerfälliger Leibesconstitution, daß er hievon sogar der Fels hieß, so mußte er ja das Wasser und den Sand durchdrücken; denn ein Steinblock geht unter, auch wo ein gewöhnlicher Mensch sich noch halten kann. Freilich hatte der Meister dann auch keine kleine Arbeit, um ihn glücklich herauszubringen. Daß all die Schwierigkeiten sich so natürlich beseitigen ließen, hatte Petrus wohl selbst nicht gedacht, darum mußte er schon die Rüge des Herrn hinnehmen: „Wie konntest du so verzweifeln, konnte meine Hilfe dir entgehen?“

Darnach stiegen sie beide ins Schiff, und kamen (σὺν ἑώσ) als bald und allmählig (wie bei ihm die Kranken gesund wurden) ans Ufer. Mithin wundert sich B. Bauer umsonst, wenn er um die Möglichkeit fragt, wie die Jünger, die doch noch bei Tage abgefahren waren, erst des andern Morgens ankommen konnten, nachdem der See doch bloß zwei Stunden breit sey? Als er aber ins Boot gestiegen war, legte sich mit einemmal der Wind, oder er nahm nach Thies eine andere Richtung. Hierüber, und über „sein edles Betragen“ bei der Speisung, das ihnen hiebei ins Gedächtniß kam, verwunderten sich die Jünger dermaßen, daß sie sich vor ihm niederwarfen und ihn als den Sohn Gottes priesen! —

Gewiß keine geringe Ehre um so wohlfeilen Preis, und mit wenigem Aufwand hat hier Dr. Paulus (Comm. II, 330 f.) einen bedeutenden Erfolg erzielt. Indes hat diese vulgäre Prosa nicht weniger Jubel hervorgerufen, als dort der Silberling, welchen der Fisch trug, und auffer Lange, Kaulfuß, Schultheß, Hase und Stolz, der diesen Nebengang am See ungesäumt auch in seine Bibelübersetzung aufnahm, noch eine Menge Vertreter gefunden. Doch wir haben mit der versuchten Auseinandersetzung obiger probablen Oder noch lange

alle Möglichkeiten erschöpft. War es denn nicht gleichsam eine
 riefung und Abkühlung für Jesus, — wird in Henke's Magazin
 Schmidt's Bibliothek die Betrachtung angestellt, wenn er nach
 schon gemachten Fußreise dem Schiffe bis zur Mitte des Was-
 entgegenwatete? Daß er auf Untiefen bis zur Mitte des
 an das Schiff gelangen konnte, wie das Neue theologische
 rnal (IV, 1794. S. 122.) will, ist eben auch nicht abzuweisen —
 sind derlei Untiefen und mittenhinlaufende Furten bei uns etwas
 n und sonst für die Schiffe gefährlich. Interessant wäre es doch,
 m Felsensteige mitten durch die Tiefe des Wassers näher nach-
 jen und nachzugehen, um dann zugleich zu erklären, wie dann die
 ste unterwegs jedesmal über diese Stelle hinwegsetzen oder sich
 berschnellen mochten. Ich selbst bin wohl an Ort und Stelle ge-
 n, aber nicht ein jeder ist zum Beobachter desfalls geeignet!
 Allein der Ausdruck: *ἐν τῆς θαλάσσης* nöthigt uns ja nicht zu
 n, daß er gerade aufrecht im Wasser gewandelt sey; darum
 gt Volken vor: Jesus sey an das Schiff herange-
 kommen, was bei einer Strecke von 25 bis 30 Stadien oder
 uthalb Stunden in grauser Sturmnacht, wo Petrus schon durch
 Welle zu Grunde zu gehen drohte, allenfalls keine Kleinig-
 ist, und Leandern und Lord Byron einen Nebenbuhler an
 Seite setzt, der sie weit hinter sich läßt. Wie leicht konnte aber
 mer Übersetzung, da Johannes nach desselben Volken's Ent-
 ng ursprünglich aramäisch schrieb, auch ein verkehrter Ausdruck in
 m griechischen Satz sich einschleichen, den wir nun mißverstehen? —
 Indes verderben uns Paulus und Frisfche unlieb die Freude
 diese glückliche Schwimmsahrt durch den Einwurf, daß ein
 vimmender doch wohl für kein Gespenst gehalten worden wäre,
 Petrus um die gleiche Ermächtigung zu bitten dann nicht
 gehabt hätte. Noch sicherer geht daher Bahrdt, der liebe,
 r, und nicht umsonst von Göthe verewigte Bahrdt, den wir
 : bisher im Gedränge der Menge zu viel außer Acht gelassen
 r, nun aber besser würdigen wollen. Er hat unvermerkt hinter
 loulissen geblickt und erräth nun das ganze Geheimniß (Th. I.
 S.): es möge Christus wohl auf einem nur von Petrus nicht
 rften Rahne oder schwimmenden Balken nahe gekommen
 Zum Glücke fand er bei dem gefährlichen Wagniß nicht seinen
 tgang. Daß er nicht wohl auf dem Wasser habe einhergehen

können, bedarf für unsere Zeit, meint Thieß, doch keiner weitem Erinnerung, und durch die Luft wird er wohl auch nicht geflogen seyn, wirft er die zur Zeit noch unbeantwortete Frage auf? Also dürfte das ganze „Nachtstück“ zuletzt auf einen optischen Betrug hinauslaufen; und da schon bei der Taufe, wie auch auf dem Tabor, sage Hermon, ein solcher sich ereignet hatte, so kommen wir bei dieser Annahme nicht auſſer Übung.

Wir wundern uns nur, daß man noch nicht auf den so nahe liegenden Einfall gekommen ist, Jesu die Leibesbeschaffenheit jenes neapolitanischen Abbate Paolo Roccia zuzuschreiben, dem sein übermäßiges Fett erlaubte, im Meere förmlich zu spazieren? Man dürfte nur dem Petrus etwas von seiner Corpulenz abziehen und seinem Meister zueignen, so war die Sache gethan. Oder sollte der Herr etwa zuerst die Entdeckung eines Korkapparates, sey es gar der schwedischen Schwimmsiefel gemacht haben, womit neulich ihr Wiederentdecker Angesichts des Volkes von Stockholm auf dem Mälarsee sich erging? Dies alles ist möglich, und wird uns vielleicht noch aufgetischt; denn vor keiner Möglichkeit tritt der Reformationsgeist zurück, und je absurder, desto lieber. „Auch denen, die nach uns kommen, sagt deshalb Venturini im Anhang S. 181., bleibt noch viel zu thun übrig; mögen sie auf unsere Schultern steigen, um weiter zu sehen, als wir es vermochten.“ Das hätten wir also hier gethan! Aber die Schultern von dieser ganzen Anzahl Christophoren scheinen doch nicht hoch genug, um uns über dem Wasser zu erhalten, daß wir nicht mit ertrinken, oder wenigstens in Sand und Seichtigkeit stecken bleiben.

Doch haben wir kaum das Wort genommen, so bringt schon Ammon in seiner Geschichte des Lebens J. Ch. II, 235. die Bemerkung: Lucian erzähle von Korkfüßlern, Rabelais von über das Meer gehenden Blasenfüßlern; und gedenkt der neueren Versuche von Wasserretretern auf der Seine und Donau. Doch will er am Ende die Sache unentschieden lassen, d. h. er fürchtet durch einen direkten Ausspruch der Art sich eine Blöße zu geben.

Nachdem wir aber so mit den protestantischen Bibelmännern alle Luftsprünge der natürlichen Erregese durchgemacht, und alle Schwimkünste am Heiland bewundert haben, sehen wir uns auch nach dem hyperboräischen Schwimmer Strauß um, wie er von der gewaltigen Strömung im Kreise herumgewirbelt wird. Er erkennt den That-

bestand an, was die Evangelisten als ein Wunder erzählen wollen; aber der Gedanke, daß Jesus seinen Leib dem Gesetze der Schwere entheben konnte, bietet ihm so wenig Anhalt, daß ihm dieß vielmehr als ein Materialismus, so phantastisch als kindisch, erscheint! Tauchte er doch bei der Taufe unter: wie sollte etwa seit jener Zeit sein Körper einen solchen Proceß der Läuterung und Erleichterung durchgemacht haben?

Wir wundern uns nicht über die fabelhafte Unwissenheit aller Aufferkirchlichen in Sachen, die über den gewöhnlichen Weltlauf gehen, da ihnen eine gewisse Ahnung und furchtsame Scheu: Hüte dich, Kind, es heißt! das stillschweigende Gefühl der Niederlage von vorne herein verbietet, von einem Werke über Mystik aus der ersten Feder in unserer Zeit, Notiz zu nehmen: aber hier hätten wir doch von unserem Mythiker die Aufmerksamkeit erwartet, daß der Satz bei Matth. III, 16. *Kai παρωδεις ὁ Ἰησοῦς ἀνεβη εἰς τὸ ὕδωρ.* nicht minder eine wunderbare Erhebung über das Wasser andrückt, als jetzt das Wandeln auf dem Meere und die urplötzliche Landung uns wunderbar erscheint. Wir übersehen mitteilidig sein Bedenken, ob der, welcher durch ein bloßes Wort selbst den Leib des Petrus vom Gesetze der Schwere dispensiren konnte, noch ein Mensch gewesen sey? und wenn ein Gott, wie mochte er dem Einfalle eines Petrus so spielend Naturgesetze zum Opfer bringen? Und doch fühlt er in demselben Athemzuge sich gedrungen, auf die welthistorische Bedeutung dieses Aktes hinzuweisen! Da er nehmlich alle Handlungen auf Worte reducirt, so entbedt er mit Schneckenburger hierin nur „eine in der Sage gebildete, allegorisch mythische Darstellung jener Glaubensprobe, welche der so stark sich dünkende Jünger so schwach bestanden, und nur durch höheren Beistand glücklich überstanden hat“.

Ist an der wunderbaren Brodvermehrung kein wahres Wort, so reißt ihm hier natürlich der Faden für unsere sich daran schließende Erzählung ganz entzwei; dagegen gewahrt er einen anschließenden Zusammenhang mit seinem beliebten Eli mar von Seeanekdoten. „Die Erzählung von der Berufung der Menschenfischer eröffnet die Reihe; mit dieser hat die vom Fischzug des Petrus die Gnome von Menschenfischern gemein, aber das Faktum des Fischzuges ist ihr eigenthümlich. Dieser letztere kehrt bei Johannes in den Tagen nach der Auferstehung wieder, wo noch das morgenliche Stehen Jesu am Ufer

nebst dem Hinüberschwimmen des Petrus hinzukömmt. Dieß Stehen und Schwimmen erscheint hier schon als Gehen auf dem Meere, und zugleich ist ein Sturm und dessen Aufhören mit Jesu Eintritt in das Schiff damit verbunden. Endlich steht die Stillung des Sturmes, und der Fang des Fisches, mit dem Silberlinge im Rachen.“ — Als dieselbe Identificirung, wie bei den verschiedenen Todtenerweckungen, oder bei Maria von Magdala und den anderen ihr ähnlichen Gestalten, und die endliche Abfertigung mit nichts! „Das Untersinken des Petrus endlich mochte nach Hennell ursprünglich eine bildliche Darstellung (ein Freskogemälde?) seines vorübergehenden Abfalls gewesen seyn, was nun Matthäus in Gestalt aufnahm, Markus hingegen, der den Apostel kannte, wegließ, weil er wußte, daß hier ein Mißverständniß obwalte.“

Es liegt doch eine unglaubliche Berechnung in dieser „unschuldig dichtenden Sage“, und wenn wir diese durchgreifende Symmetrie im Wesen der Geschichte Jesu feierlich anerkennen, so werden wir doch das Erwachen derselben aus dem Ungefähr der Mythe noch feierlicher abweisen müssen, wie jene Grille der gelehrten Philologen, daß die homerischen Gesänge nach zufälliger Behandlung des Stoffes von einer Anzahl Dichter und Rhapsoden ausgegangen, und am Ende von den Bissirratiden, wie die evangelischen Dichtungen von den Evangelisten gesammelt, und so harmonisch in einander greifend geordnet worden seyen. Wie nun dort die Thaten vor Troja, so wären es hier noch dazu nur Erwartungen und Worte von Christus, welche die Grundeinheit des ganzen Epos bilden. Wenn aber schon Worte sich so fruchtbar erweisen, daß sie später zu Thaten und wirklichen Vorgängen sich ausgebildet: wie müssen erst die Thaten eines solchen Mannes ausgefallen seyn? Wir sehen, Herr Strauß nimmt im Grunde noch größere Wunder an, als wir selbst, und er hat seine Rechnung nicht so bald geschlossen, wie er glaubt.

Indeß, nicht zufrieden damit, daß nach seiner Beschuldigung Markus in der gewohnten Steigerung zur Übertreibung hier wieder bis ans Apokryphische streifen soll, indem er den wunderbaren Gang des Herrn über das Wasser wie ganz natürlich und gewöhnlich auch ohne alle Rücksicht auf die Jünger darstellt: so findet er, der vierte Evangelist habe selbst die Controlle dieses sagenhaften Vorganges von eben dieser Sage vorgefunden und in sein Evangelium aufgenommen, was eine Überlegung und einen Umfang von Thätigkeit seitens der Ein-

ungestraft im damaligen Volke voraussetzt, die alle Vorstellung schreit. Ist die Mythe Herrn Strauß ein Urding, das sich Anfang aus dem Nichts erzeugt, so wird sie hier zum Storch, sich selbst purgirt. Die Controle aber läßt er in der Mythe das Volk also anstellen, „erstens: zu Schiffe könne Jesus nicht den See gekommen seyn, denn a) das Fahrzeug der Jünger: er nicht mit bestiegen, b) ein anderes Fahrzeug sey nicht da seyn. Zweitens: er konnte aber in der Zwischenzeit auch nicht Land hinüber gelangen; darum beeilt sich der Evangelist, zum Ufer der Überfahrt der Menge, die ihn bereits am jenseitigen: trifft, schnell *ἅλλα πλοίαρα* herbeizuschaffen. Und so scheint ganze Volksüberfahrt, schon nach Bretschneiders Urtheil, nur nicht zu seyn, theils um das Wandeln Jesu auf dem Meere con- tend zu bestätigen, theils um Jesum noch mit dem Volke über Speisung reden zu lassen.“

Aber, wer sollte den Evangelisten so viel Nachdenkens zutrauen? Ist die rationalistische Paraphrase dieses Wunderberichtes erst Strauß (§. 100.) mit Schneckenburgers Brille in der Uebersetzung im letzten Kapitel des Evangeliums Johannes, welches Zeugnis natürlich nicht von Johannes ist. Das wunderbare Wandeln wird nach dieser traditionellen Umbildung zum wunderlosen Gehen am Ufer, und in Bezug auf Petrus zum natürlichen Schwimmen im Meer. Das Entstehen der ganzen Sage denkt er sich aus jener ersten Sage von Moses, welchem sich sammt dem ganzen Volke auf einen Wink ein trockener Weg durch den Grund des Meeres öffnet. Da Jesus aber mit seinen Jüngern zu Wasser ist, so durfte das Meer nicht zurüdtreten, sonst wären sie ja dem Trockenen gefessen; es brauchte also das einmal nur der Wundermacht beschwichtigt zu werden, daß sie gefahrlos hinüber gelangen. In der jetzt vorliegenden Anekdote aber wird aus der ersten der Zug beibehalten, daß das Meer an seiner Stelle bleibt, zugleich jedoch aus dem ersten der herbeizuschaffen, daß zu Fuß, nicht zu Schiffe hinübergewandelt wird, doch mit Rücksicht auf den anderen Zug, nicht durch den Grund, sondern über seine Oberfläche!?! Elisa, der er seinen Mantel in den Jordan schlägt, und trocknen Fußes durchwandelt, ein andermal aber das Eisen von der Oberfläche des Wassers hebt; so kann der Skythe Abaris, der auf einem

Pfeile über Flüsse und Meere setzt, werden noch als Lauspathen bei diesem neuen Wunderkinde gebeten, das, erzeugt nebenhinaus von dem prophetisch pragmatisirenden Verstande mit der geilen Einbildung von ihnen für einen Wechselbalg erkannt und „evangelisch“ getauft wird, und sie nennen den Bankert „Mythus“, wobei die Critik zum Kindtauschmause wie weiland jener böhmische Tausendkünstler, als ein heißhungeriger Wolf zum Schrecken aller Anwesenden sich selbst bis auf den Magen aufrisst.

Noch mehr ins einzelne entziffert B. Bauer die Geschichte. Nach den Synoptikern, bemerkt er, stehen offenbar der Sturm und die Ankunft Christi in teleologischer Verbindung, und Jesus steigt noch zuletzt vor der Landung in das Schiff, bei Johannes aber ist es zu spät dazu, denn sie sind allsogleich am Lande. Aber es schien dem Evangelisten ein größeres Wunder, wenn der Herr so weit über Meer ging, daß er eines Nachens gar nicht mehr bedurfte. Das Volk controlirt seine Herüberkunft, dabei vergißt aber der Evangelist die Möglichkeit, daß ja in der Nacht auch ein einzelnes Schiff, so gut wie darauf die vielen übrigen hinübergekommen, und Jesu Gelegenheit zur Überfahrt geboten haben konnte (im größten Sturme?) u. s. w.

So, und wie noch weiter folgt, lautet das Ergebnis und Endresultat der ganzen Straußischen Forschung. Ich selbst überwinde kaum den Widerwillen, diese Chrestomathie noch weiter fortzusetzen, und sehe, wie auch der Leser seinen Ekel über diese widerwärtige Critik ausspeit, und nur der Gedanke ermuntert noch, daß die Welt, wenn sie durch den blauen Dunst von Gelehrsamkeit, der des Pudels Kern umschleiert, auf das positive Nichts des inneren Gehalts früher eingegangen wäre, längst über das ganze Mythenwerk gerichtet, und ihm ebenso seinen verdienten Platz angewiesen hätte, als der Verfasser oft vor Überdruß hier die Feder wegwerfen wollte. Doch diese Unheit ist ja eben die Geschichte des Protestantismus, welcher auch eine Fiktion zum historischen Fundamente hat, und es blieb den Anstrengungen ihrer Geistesmänner überlassen, diese ihre Nullität recht ans Tageslicht zu stellen. — Kein Wunder also, daß sie dieselbe, insofern sie sich von Christus ableiten, auch auf den Stifter des Christenthums und das heilige Buch der Evangelien übertragen. Was müssen Nichtchristen vom Christenthume halten, wenn sie es aus solchen Quellen kennen lernen sollten?!

LV. Kapitel.

Vortrag vom Himmelsbrode. Vergleich mit Jonas.

Folgen wir also den Irrwegen der irreligiösen Vernunft oder der jüdischen Unvernunft weiter, so hat der Mythiker uns bereits in dem gewohnten Kreisgang, den Herenring der Täuschung und Verwirrung, aufgenommen, von welchem aus er hier also demonstriert: Das Volk habe auf schnellen Schiffen über den See kommen müssen, noch dem Vortrage Christi über das wahre Himmelsbrod beizukommen. Diese Reden aber, von der Sage plastisch aufgefaßt, gaben uns, wie wir hören, zu jener Erzählung von der wunderbaren Rettung Veranlassung, wozu die Mythe das Volk nach jenseits in die Wüste schickte. Somit dreht sich der Mann wieder gleich jenem armen Vogel in der Wüste im Kreislaufe herum, wühlt ein ganzes Meer abmeert von Gelehrsamkeit auf, so daß seinen Verfolgern die Augen trüben, und glaubt sich am Ende sicher, wenn er seinen Kopf unter dem solchen Sand bergend zur Ruhe legt.

Doch was der damalige Vortrag Christi vom Essen seines Fleisches und vom Trinken seines Blutes betrifft, so ist ein Theil der Rationalisten darüber einig, daß diese Worte in keiner Beziehung auf die Abendmahl gesprochen waren; denn sie wären damals noch nicht verständlich gewesen! Vielmehr, meint Hase (§. 99.), habe allein Christus diese „harte Rede“ mit ihrer vorbildlichen Beziehung auf die Abendmahl ausgewählt und also vorangestellt — als ob Christus nicht zum Verständnisse und zur Erinnerung an all seine Reden und Tathaten, die Jünger auf die Sendung des heiligen Geistes hingewiesen hätte? Und meldet die evangelische Relation denn nicht geradezu, daß die Rede, gleichviel, welchen Sinn sie immer hatte, unverstanden blieb? Ja, spricht Brenneke: „solche Reden fanden selbst die sonst wohlgedulden Jünger unverbaulich.“ — Sprach Jesus dies damals nicht, so konnten sich auch seine Jünger nicht an der harten Rede stoßen und ihn größtentheils verlassen: hin wären wir wieder eines Evangelienkapitels ledig. Sprach Christus sie damals oder sonst irgend einmal nur in der orientalischen Bildersprache ohne essentielle Bedeutung, so wundern wir uns nicht, aber, gegen den Mythiker gewendet, wie solche unwesentliche Worte

zur Dignität von Thaten erhoben werden mochten? Erfand sie aber vollends erst Johannes, wie es Strauß bei ihm durchgängig als Regel annimmt, so mußte er sie erst unter das Volk kommen lassen, damit sich die mythische Erzählung von der wunderbaren Speisung dazu bildete, und auch zu den Ohren der anderen Evangelisten kam; dann aber noch weiter als eine zweite Mythe den Gang Jesu über das Meer, und zur kritischen Recension derselben die alsbaldige Herüberfahrt des Volkes in Umlauf bringen oder gelangen lassen, und nach diesem vieljährigen Hinundher beides zusammen in sein Evangelium aufnehmen. — Zu all diesen nothwendigen Folgerungen drückt Strauß die Augen zu, und thut, als hätt' er's nicht gehört, weil doch von tausenden seiner Leser keiner das Glend seiner Nachsprüche im ganzen Zusammenhang würdigt.

Was nun jene mythenschöpferischen Worte vom Himmelsbrod betrifft, so hat zwar die katholische Kirche sie allzeit in substantiellen Sinne aufgefaßt, aber „diese seit Chrysostomus übliche Behauptung ist vollständig widerlegt von David Schulz (Lehre v. Abendmahl S. 129 f.) und die richtige Erklärung in der lutherischen Kirche öffentlich anerkannt.“ Freilich, wo solche protestantische Kirchenväter und Glaubensleerer reden, da wird der „goldene Mund“ der katholischen schweigen müssen! Umsonst beruft sich Jesus, um seinem Vortrage Nachdruck und Bedeutung zu geben, darauf: er sey vom Himmel herabgestiegen; denn dieß heißt nach Dr. Paulus nur: da meine Lehre himmlisch ist, müßt ihr nicht nur sie, sondern auch meinen irdischen Wandel, mein Beispiel wie Speise hineinessen. Diese Worte, meint übrigens Dr. Paulus, waren der Grund, weshalb die Pharisäer Jesum bei seinen Mahlzeiten beobachteten, was er denn wohl aße und seinen Jüngern zu essen gäbe? Und sie sahen, daß sie weder fasteten, noch an die vorgeschriebenen Waschungen sich hielten. — Ob auch diese Vorgänge nach dem Evangelium bei weitem früher fallen, als jener Lehrvortrag: thut nichts zur Sache, wenn es nur die Confusion der Eregeten vermehren hilft.

Bruno Bauer äuffert (Joh. 220 f.) seinen Unwillen darüber, daß Johannes wieder Anlaß nimmt, die Bauchlust der Menge mit dem nachfolgenden Gespräche Christi von der wahren Speise des Geistes in überspannten Contrast zu setzen. Der Vorwurf des Evangelisten ist aber hier am unrichtigen Orte und unpassend; denn

satt zu werden, waren die Leute doch wahrlich nicht ommen, das hätten sie besser zu Hause gekonnt, für so dürstig b man sie doch nicht alle ausgeben wollen: sondern sie folgten nach, weil sie in der Speisung seine göttliche Macht erfahren ten. So unanständig bis zum Blödsinn nun hier das Volk wie- sich zeigen muß, so erscheint es doch vernünftiger als die Jünger, in sie die analogen Worte ihres Meisters dort am Brunnen der mariterin fassen sollen. Der Herr konnte wohl einen bildlichen sdruck vom Brode gebrauchen, ohne daß eine äuffere Situation, : die vorangängige Brodvermehrung, ihm dazu Gelegenheit bot: h wird die Pointe des Bildes selbst vom Evangelisten wieder :nichtet, verborgen, und der schlagende Sinn ins atte herabgedrückt, indem er das natürliche Abbild als ein Jesu Geist unangemessenes verwirft. War es aber in keinem le möglich, daß das Volk bloß um des Bauches willen ihn wie- auffuchte, so konnte an einen so unmenslichen und wi- :natürlichen Beweggrund auch nicht das Wort von der vergänglichen Speise des Geistes geknüpft werden. Die Mißver- idnisse, in welche der Verfasser die Zuhörer nun wieder fallen t, sind nur die pragmatischen Hebel, um der Rede Jesu, die t durch ihre verfehlte Anlage zusammenbrechen würde, noth- ftig wieder aufzuhelfen. Aber so wie der vierte Evangelist vor- setzt, konnten sie bei dem gewöhnlichen Bilderreichtume der Sprache Orients die bildlichen Ausdrücke nicht bis zur Sinnlosigkeit miß- sehen. Wenn Jesus spricht, „sie sollten das Werk thun, das sie ubten“; so ist die den Juden in den Mund gelegte Erwiederung: s thust denn du? eine Bosheit, die bis an Spott streift. s die, welche so eben ein Zeichen der Brodvermehrung erfahren ten, nun wieder von vorne anfangen und ein Zeichen begehren ten, liefert wenig Beweis für ein vorhergegangenes Wunder, ches sie vermocht hätte, ihn zum Könige zu wählen. Der Ge- ssaß der gestrigen Speisung war schon erschöpft, jetzt mußte ein er Gegensatz hervorgerufen werden, um Jesum zur Rede vom hrhaftesten Himmelsbrod zu veranlassen. Aber das Manna als die- Gegensatz ist übel gewählt; denn Moses gab ihren Vätern ht nur das, sondern auch das Wort Jehovas. Darnach B. 26. cht der Herr der Menge wieder den Vorwurf, daß sie ihn nicht gen des Zeichens suchten, sondern wegen des Brodes: und doch

hatte er diesen Glauben gegen den königlichen Beamten verworfen. Die Synoptiker lassen das sinnliche Bild immer geabelt; Johannes glaubt aber das geistige nicht sicher gestellt zu haben, wenn er sein natürliches Abbild nicht durch eine Verneinung: es sey nicht das wahrhafte, zerrissen oder aufgelöst hat. Das Wort vom Lebensbrod, das der Welt gegeben ist, verstehen die Juden so albern, daß sie an's leibliche denken müssen; zugleich erinnert Jesus sie an früher gehörtes, bedenkt aber nicht, daß er damals auf einem andern Schauplatze, nemlich zu Jerusalem gestanden, und dies zu anderen Hörern gesprochen: aber Johannes kömmt eben davon her. Damit die Rede Jesu nicht in reinen Homillenton verlaufe, so mußten die Zuhörer nochmal mit Mißverständnissen oder Murmeln dazwischen tretend ihre Gegenwart bekrunden. Wie wenig aber ein dumpfes Murmeln der Menge die Fortentwicklung einer Rede fördere, versteht sich von selbst, da es völlig inhaltlos und nur eine Art von Tautologie ist, welche das Vorhergehende wieder aufnimmt, und es nur mit stumpfem Sinne betrachtet. Von den kindischen Mißverständnissen abgesehen: so viel konnte der Herr nicht nacheinander erfahren, wenn er sich mit seiner Rede an das Volk wandte. „Niemand kömmt zu mir, ausser der Vater zieht ihn!“ setzt nun der Evangelist auseinander. Dies war eine Antwort auf tausend Einwürfe, nur nicht auf den der Juden, und ist bloß eine indirekte Reflexion über den Spruch bei Matth. XI, 27. Alles zerbröckelt er so zu Atomen (hier wird wieder das protestantische Thun dem Evangelisten Schuld gegeben) und all seine Reden sind Licht ohne Materie, die es erhellt, Geist ohne Leiblichkeit, Heiligkeit ohne Trübung, die nicht erleuchtet noch befeelt. Nur ein Lichtblick ist von dem Vierten hie und da aus der Wirklichkeit, die uns die synoptischen Evangelien schildern, aufgefangen, und immer und immer wieder aufgetragen, aber das farbenreiche Gemälde fehlt. „So zum bloßen Verstand hat der Herr nie gesprochen, wie beim vierten Evangelisten.“ Zugleich fügt er bei: „Nicht als ob jemand den Vater kenne, ausser der Sohn“ — als ob Jesus seiner Mittlerschaft so wenig sicher gewesen wäre, daß er eifersüchtig jenen Gedanken hätte fesseln und zähmen sollen, während er bei den Synoptikern ohne Reid und ohne verständige Clausel spricht, wie z. B. Du bist Jonas! Ganz störend und vorschnell kömmt aber das scheelsüchtige „nicht etwa daß“ hinten nach, um den

igen Gedanken bei Seite zu schaffen. Dinehin ist diese Beschränkung nur Reminiscenz aus dem gemachten Gespräche mit Nikodemus und aus einer Rede des Täufers.

Um aber auf das in Rede stehende Bild vom Brod und Wein zugehen, so ist bekannt, daß die päpstliche Kirche die betreffenden Worte Christi als Consecrationsformel bei ihrem verabscheulichen Abendmahl gebraucht, wie der zur Zeit selbst in unserm Vaterlande noch übliche Heidelberger Katechismus das Opfer der eignen Messe schildert. Aber geschieht dieß etwa nicht mit Recht, indem J. G. Lefschlus von vorne herein bewiesen hat, daß der Herrgott schon im alten Bunde bei Daniel XI, 38. unter dem Namen Mauseim zur Warnung prophetisch verkündet sey? Was soll doch mit der Wandlung heißen? Als der eigentliche Gegenstand Aneignung, die mit der Umwandlung des Brodes in unser Fleisch und Blut verglichen wird, war ja nach Bauer (Joh. 253.) bloß der geistige Inhalt, die geistige Aufnahme und Empfänglichkeit für seine Person gemeint, indem *σάρξ* irdischmenschliche Erscheinung des Erlösers bezeichnet. Aber nicht Herr sprach so von seinem Genusse, sondern der Evangelist läßt so sprechen, durch den Anklang, der im Worte Speisung liegt, zu veranlaßt; denn unmöglich konnte der Heiland so ohne Vorberedung von seinem Opfertode zu seinem bis zur Stumpfheit und Blödsinne herabgesunkenen Volkshaufen reden, für den das Wunder der Speisung bloß den Werth der Sättigung hatte, und der die einfachste Aufferung so ins Graße verzerrte, daß er darin nur die Aufforderung zur Anthropophagie sah. Dieß glauben, heißt sich selbst den April schicken. Die Rede konnte nur ein Mann Jesu in den Mund legen, in dem die späteren Verhältnisse der Agapen mit den Jüngern in Eins verwachsen waren; und erst als das Erinnerungsbild der Gemeinde zur himmlischen Speisung wurde, konnte das Bild der Väter als dessen Vorbild gelten.

In Ansehung des Ärgernisses, das bei dieser Gelegenheit vieler genommen, und worauf der Herr auch seinen Aposteln freiste, ihn zu verlassen, will uns Venturini überreden, Jesus die nur bei einer Mahlzeit, nachdem er so eben vom Sauerteigbrode gesprochen, seine erstaunten Apostel anzusprechen, ob sie nicht fortgehen wollen; diese aber seyen

Sepp, Leben Jesu. VI.

Reif und fest sitzen geblieben! Indeß macht schon Weiße II, 201
aufmerksam, daß die Rüge gegen Iskarioth sowohl, wie die Rüge
vom Essen seines Fleisches und Blutes nur eine Zurückbeziehung
Abendmahlszene durchscheinen lasse, und wie es nicht wahr
sey, daß Jesus gleich so den Charakter Iskarioths durchschaute;
mehr verrathe sich die Hand des Überarbeiters eben in der
sicherung, daß Jesus das vorausgesehen habe. Dagegen
B. Bauer, wie wir oben bereits geahnt und errathen haben,
kurzen Bescheid: „Hat der Herr diese Reden nicht gehalten,
fällt auch ihre Folge hinweg, daß sich nehmlich viele seiner Jünger
von ihm abwandten. Sie hätten sich aber in der That abwandeln
müssen, denn ein solcher Lehrer konnte ihnen zu nichts helfen und
nicht erleuchten. Zudem thut der Evangelist den Leuten zu
Ehre an, daß sie die Rede hart gefunden hätten. Hart kann
nur einen Widerspruch nennen, den man versteht. Eigentlich
sagen sie: wir verstehen ganz und gar nichts von dieser Rede.“
Doch es ist gut, daß sie gar nichts zu sagen brauchten, da sie
von der Rede gehört haben.“ Die Weisheit erscheint aber hier
Evangelisten um so tiefer, je mehr an ihr Anstoß genommen wird,
die Sicherheit des Herrn um so größer, wenn sie mitten im Widerspruch
der Seinen sich aufrecht erhält. Aber der Nachdruck Jesu: er
die Jünger erwählt, nicht sie ihn! ist eine unpassende Umkehrung
des Gegensatzes, der in dem Bekenntniß des Volkes gegen
David liegt. Es ist also ein gemachter Contrast, Ärger
häuft er auf Ärger; aber das Schmerzliche, das der Evangelist
in die Situation hineinlegt, wird ihm unendlich aufgehoben
durch die Freude an der Erhabenheit, in welcher nun das Bild des
Herrn dasteht. Ärgert euch das schon, spricht er, wie erst dann,
wenn ihr den Menschensohn hinauffahren sehen werdet. Geht dies
auf seinen Tod, so ist die Steigerung verloren; denn dieser ist mit
der besprochenen Hingebung seines Fleisches und Blutes schon ge-
geben. Auch steht die Gnome: der Geist macht lebendig, das Fleisch
nützt nichts! vom Standpunkt der Reflexion aus hier am unrichtigen
Orte; denn der Spruch geht vielmehr auf eine Collision mit einem
gesetzlichen Gebote.

Fassen wir also das Ganze zusammen, so kommen wir mit
B. Bauer zu dem Schlusse: „Die Rede vom Genuß des
Fleisches und Blutes des Erlösers ist nicht gehalten,“

Juden haben nicht darüber murren können; also
 ten auch nicht viele der Jünger an des Meisters
 Anstoß nehmen, und dieser brauchte ihnen nicht
 Kenntniß von ihrem Unglauben zu eröffnen.“ Aber
 Jakobsleiter, die von da zum Chaos niederführt, bildet die
 Stufe der Sap: es sind einige unter euch, die nicht glauben.
 vom Anfang, meldet Johannes, habe der Herr gewußt, welche
 seinen Jüngern Ungläubige seyen, und konnte also durch ihren
 nicht überrascht werden. Hierauf muß er ihnen aussprechen,
 der Jünger vom Teufel sey. Zugleich erhält das synop-
 Bekenntniß des Petrus durch das neue Hervortreten dieses
 gegenüber dem Menschensohne einen Nebenbuhler. Endlich
 igt sich der Evangelist noch tiefer: wie nehmlich das Wort des
 m: er sey das Lebensbrod, sich bis zur Rede vom Genuße des
 amahls steigert, so wird die Äußerung vom Unglauben einiger
 Jünger bis zur Klage über den Verrath Iskarioths gesteigert, die
 den Synoptikern erst beim letzten Abendmahle statt hat.

Über nicht bloß von seiner Hingabe bis zum Tode, sondern auch
 seiner Auferstehung soll der Heiland unter Bildern gesprochen
 m, und zwar mit Bezug auf Jonas. Hier findet Hennell
 7.) bei Matthäus eine Spur von Fiktion in der Jesu zugeschrie-
 en Ausdrucksweise über diesen Gegenstand, da dieser ja nicht drei
 ge und drei Nächte, sondern nur die halbe Zeit im Grabe
 legen, und ein inspirirter Prophet diesen Irrthum nicht hätte
 sehen können, Markus nahm wahrscheinlich den Fehler wahr, darum
 t er die Anspielung auf Jonas weg, und Lukas gab ihr wenig-
 is eine andere Wendung. Indes gilt es hier zuvörderst, diese
 sichte selbst erst näher zu untersuchen; doch ist uns dessfalls von
 Auslegern eine große Wahl gelassen. So halten Grimm und
 innenmeier auf N. Abarbanel's Autorität das Ganze für
 m Traum, weil Jonas nach 1, 5. schlief. Anton (in Pau-
 ept. I, 36.) läßt den Propheten drei Tage auf dem Bauche
 es Fisches schwimmen. Lesch glaubt (Verm. Schriften I. S. 157.),
 habe ihn ein vorübersegelndes Schiff, welches nach
 icken und Namen der „große Fisch“ hieß, aus dem Was-
 aufgenommen und bei Ninive ans Land gesetzt. Eine ebenso
 ladende Erklärung hat schon Mutianus, Canonikus zu Gotha,
 Beginne der Reformation in einem Briefe an Luthers Lehrmeister

Spalatin veröffentlicht, und sie geht dahin ¹⁾: Jonas habe auf einer Insel (einem Wallfischeiland im Mittelmeer?) sich gerettet, und drei Tage in den dortigen Bädern verweilt; der Kürbis über seinem Haupte aber bedeute einen Strohhut, dergleichen man beim Baden sich bediente. Die richtigste Vorstellung von der Sache gewinnen wir aber erst durch Hermann von der Harbt (*De rebus Jonae*), welcher zum großen Applause derer, die nach ihm kamen, nach R. Ben Davids Vorgang proponirte: Der Prophet sey drei Tage und drei Nächte im Wirthshause zum Wallfisch geblieben, und darauf hinausgeworfen worden — so daß der Hellenland hienach das gleiche Schicksal von den Juden erwartete!

- Freilich dürfen wir nach Dr. Paulus und Schulz keinen Augenblick ansehen, diese Jesu in den Mund gelegte Äußerung für eine prophetia post eventum zu nehmen. Darum gibt Strauß der Rede ursprünglich die Wendung: wie die Niniviten dem Jonas glaubten, und die Königin von Mittag von Salomons Weisheit allein herbeigezogen wurde, ohne daß sie beide Wunder thaten, so sollten auch sie dem Zeichen glauben! — D. Bauer aber versichert uns (II, 294.): So wenig Jonas den Niniviten sein Abenteuer mit dem Wallfisch erzählt und sie durch den Bericht zur Buße vermocht hat, ebenso wenig konnte Christus sich auf dieses Zeichen berufen. Schlüssellich ruft er noch gegen die Orthodoren aus: „Hebe dich hinweg von mir, Theologe, denn es steht geschrieben: hier ist mehr als Jonas und Salomo, doch nicht mehr Wunder, sondern eine mehr erweiterte Persönlichkeit!“

1) Siehe Literarische Blätter 1804. Nr. XX. Apulejus et Apollonius et Aesopus fabulantur, sic et scriptura judaica. Jonas in pisce delituit habens supra verticem cucurbitem. Sodebat in balneis, quibus cete nomen erat, et cucurbita erat pileolum stramentitium, quo lavantes utuntur. Ridiculum hoc est, sed habeo magis ridicula, quae tamen latine dicuntur sacramenta, graeco mysteria, de quibus non dicam.

LVI. Kapitel.

Ausbruch zum Hüttenfeste. Von den johanneischen Reden überhaupt.

Wenn aber Jesus darauf den Fluch über die Städte ausspricht, welche alles fruchtlos gethan war, so findet B. Bauer die Rede brüchlich und überreizt, so daß nur ein unsicherer Geist und ein Mann, der seine Würde nicht zu behaupten weiß, so etwas zu thun im Stande seyn kann. Was endlich den Abschied des Herrn von Galiläa betrifft, so läßt sich, wie schon berührt, behaupten, daß das Bewußtseyn seiner abnehmenden magnetischen Lebenskraft ihn zu diesem Schritte veranlassen mochte, die er als Maßstab für die Dauer seines Lebensberufes ansah, darauf er sich den Juden aussetzte! B. Bauer aber fällt hier (II, 84.) wie rasend ein: „Steine müssen durch die schreienden Widersprüche, die Matthäus in seiner gedankensamen Manier geschaffen hat, aus ihrem Schlafe erweckt werden, und ist es noch nicht geschehen, so geschieht es durch das fürchterliche Gebrüll der folgenden Formel (I). Jesus, weiß uns Matthäus zu berichten, brach auf aus Galiläa, da kam in das Gebiet von Judäa jenseits des Jordan. Ein herrlicher Geograph, dieser Matthäus; aber ein noch herrlicherer Abschreiber! So wenig wußte er von Palästina, daß er jene sinnlose Formel hinschrieb, obwohl er die Schrift des Markus aufgeschlagen vor sich hatte. Wehe dem Theologen, der nicht an diese Judäa glaubt! Wehe dem Theologen, der nicht in seinem Glauben diese Reiseroute an die des Lukas anbindet! Jedes Kapitel hindurch wirkt Jesus in Galiläa, neun Kapitel hindurch reißt er nach Jerusalem, und was für eine Reise! Wie viel verhandelt er während derselben, wie oft wird er von Pharisäern zum Frühstück eingeladen, was für eine Reise! So ungeheuer ist sie, daß Lukas wieder daran erinnern muß, und bemerkt, daß er, auf Jerusalem losgehend, mitten durch Samaria und Galiläa zog. Welch herrliche Bestimmung: mitten durch Samaria und Galiläa, nachdem er Galiläa längst verlassen hat — doch kein Wort darüber mehr! Der Theolog darf sich diese Reise

nicht verdrießen lassen; er muß sie glauben, und auf ihr seinem Herrn nachfolgen. Mitten durch Samaria und Galiläa, und zu gleicher Zeit, denn Matthäus will auch gehört seyn, durch Judäa jenseits des Jordan. Glückliche Reise! Die Feindseligkeit, die Jesus von Seite seiner Familie erfuhr, hat der Evangelist nach Psalm LXIX, 8. und Jerem. XII, 6. dahin gewandt, daß es die Brüder Jesu waren, die sich ungläubig erwiesen.“

Wir sind also jetzt an der Zeit, wo Jesu Brüder, versteht sich, seine natürlichen Brüder, in ihn bringen, lieber nach Jerusalem zu gehen. Die Pharisäer hatten sie bearbeitet, macht Venturini uns glauben, damit er in der Hauptstadt leichter in ihre Hände fiel. Bettern und Basen aber gingen um so lieber darauf ein, weil sie ihre Kinder gut zu versorgen hofften, wenn Jesus einmal sein Reich und seine Herrlichkeit angetreten hätte. Wenn er indes erklärt: er gehe nicht hinauf zu diesem Feste, später aber dennoch nachfolgt; so hat hier schon Celsus den Herrn einer Unwahrheit beschuldigt. Noch weniger wissen Celsus Nachfolger, z. B. de Wette, und selbst Lücke dieß für Jesus vorthellhaft zu erklären, zumal nachdem als moderner exegetischer Canon gilt, daß der unwahrste Bericht der sey, welcher am meisten zur Verherrlichung Jesu spreche, der wahrste aber jener, der ihm am wenigsten zusagt. Unter diesen Voraussetzungen muß Strauß allerdings für den wahrhaftesten Geschichtschreiber Jesu gelten. Alles Ernstes jammert Bruno Bauer in seiner Vorrede zur Critik des Johannes: „Es ist jetzt so weit gekommen, daß die Wahrheit, ohne Anstoß zu finden, nicht mehr ausgesprochen werden darf. Dem Unreinen ist auch das Reine unrein, aber wehe dem, der Ärgerlich nimmt.“ O der Fabel vom Wolf am Dache!

Über die obige Aufferung Jesu aber urtheilt er S. 270.: „Es war nach der Anschauung des Evangelisten des Herrn nicht würdig, daß er zu irgend einem Entschlusse von aussen sich bestimmen ließ. Seine Wunderthätigkeit ist nicht durch die Klagen oder Bitten der Bedürftigen hervorgerufen: so speist er die Menge, und heilt den Kranken am Bethesda, wie den Blindgeborenen ohne Aufforderung dazu. Wird er aber um Hilfe angegangen, so weist er die Bitte, z. B. seiner Mutter zu Kana, oder das Gesuch des k. Beamten, dessen Sohn mit dem Tode ringt,

ist streng zurück, und dem Rufe zum kranken Lazarus folgt: erst dann, als keine Aufforderung zur Hilfe mehr zu erwarten war, vergißt alsdann der abschlägigen Antwort, und gewährt mehr, als erbeten worden, damit die wunderbare That immer nur aus freiem Willen hervorzugehen, und nur der Offenbarung seiner Herrlichkeit als Endzweck zu dienen scheine. Also weist er auch auf das Verlangen seiner Brüder zurück, erfüllt es aber nun doch als recht und billig. Er vergaß, daß der Herr dann sich selbst widersprach, und nach der Voraussetzung vor der Zeit sich den Juden ergab!“

Matthäus löst sich das ganze Bedenken mit der Caprice des Evangelisten, und Christus mag sich ohne Anstand mit seiner Gesellschaft zu die Reise machen. Über den Festweg selbst weiß Venturini anzumerken, der Herr habe sammt seinen Jüngern zuerst einen Weg eingeschlagen, als ob er geradezu nach der Hauptstadt wollte, aber dann sich plötzlich wieder gegen den Jordan gewendet, weil er seine Feinde über seine wahre Absicht irre zu führen suchte!

Wir haben zwar jetzt für den Lehrwandel des Heilands in Juda den ausführlicheren Johannes zu unserem Führer; aber wie wir den Schritt weiter thun, stellt uns schon die Strauß'sche Kritik ein Dilemma: „Hat Johannes Recht, so wissen die drei ersten Evangelisten von einem wesentlichen Theile der früheren Wirksamkeit Jesu nichts; haben aber diese Recht, so hat der Verfasser des vierten Evangeliums, oder wenn er einer Sage folgte, diese, einen großen Theil des von ihm erzählten Wirkens Jesu erdichtet, wenigstens in eine falsche Lokalität verlegt.“ Gleichwie Matthäus Bethlehäm als den ursprünglichen, Nazaret als den zufälligen Wohnsitz voraussetze, was aber umgekehrt; so erscheine, meint er, nach den Synoptikern als sein eigentlicher Wirkungskreis Galiläa, von wo er bei Verfolgungen oder sonstigen Anlässen über den See oder nach Phönizien zurückziehe, und sie kennen eigentlich nur einen Festbesuch, den er nicht nehmlich; Johannes hingegen mehrere, von welchen Jesus nur bei hereinbrechenden Nachstellungen seiner Feinde nach Galiläa, oder es auch nach Beräa oder Ephraim zurückgehe. Aus dieser selbst verschraubten Klemme weiß er aber seinen Verstand glücklich durch seine kunstgeübten Wendungen wieder herauszuziehen. Lag es doch immer im Interesse der verherrlichenden Sage — deren Stimmführer ebenso Johannes ist, wie Markus jener der übertreibenden Sage,

Jesum nicht im äussersten Winkel der Erde, in Galliläa, vertrieben zu lassen, sondern ihn auf den glänzenden Schauplatz der Hauptstadt zu führen. „Wenn daher auch geschichtlich nur Eine jerusalemitische Reise Jesu stattgefunden hätte, wie wir bereits hörten, so konnte doch die Sage versucht seyn, nach und nach deren mehrere zu machen, indem sie für sich von dem Schlusse ausging: wie wird ein so großes Licht, als Jesus war, so lange unter dem Scheffel gestanden, nicht frühzeitig und oft sich auf den erhabenen Leuchter gestellt haben, welchen ihm Jerusalem darbot? In Bezug auf die Gegner aber glaubte man Einwürfen, wie schon die ungläubigen Brüder Jesu machten: daß, wer etwas Rechtes leisten zu können sich bewußt sey, die Öffentlichkeit suche, nicht besser begegnen zu können.“ Wenn nun schon der Tempelbesuch des zwölfjährigen Jesus der geschichtlichen Auffassung Anstoß gibt, wenn der Besuch des Nikodemus, der Vorgang mit der Samariterin, die Heilung des Beamtensohnes und alle ähnliche Fälle auf den späteren Rückreisen dem Gebiete des Mythos anheimfallen, oder, um es unverblümt zu sagen: wenn daran kein wahres Wort ist — so wird freilich nicht viel für die mehreren Festreisen sprechen, obwohl, sagt er (§. 56.), „wo so vieles pro und contra sich disputiren läßt,“ die Kritik die unbedenkliche Entscheidung sich nicht herausnimmt. Das heißt: es steht in der protest. Theologenwelt überhaupt nicht Ein Punkt ausgemacht fest; weil, nachdem man alles für und wider durch einander geworfen und disputirt hat, kein Mensch mehr weiß, woran er ist! Drehen wir aber mit Erlaubniß des Mythikers den obigen Satz, der vielleicht zur Annahme mehrerer Festreisen den nöthigen Anlaß gegeben, nach dem Winde, so ist die Rede der Brüder, der historische Grund jener vielen Wallfahrtsagen, eben wieder nur von der Mythe erdichtet, und ihnen in den Mund gelegt, um einen bequemen Anlaß zu haben, Jesum nach Jerusalem zu schicken. So befinden wir uns mit Strauß wieder in demselben, mit Brettern vernagelten Cirkus eingammelt, und es geht das alte Ringelstechen wieder an.

Nach einer ausholenden Digression über die „totale Abweichung“ der Synoptiker, welche Jesum zum letzten Pascha nach Jerusalem aufbrechen lassen, während Johannes noch das Fest der Hütten und der Altarweihe inzwischen setzt: langten wir endlich todtmüde ob der unausgesehten kritischen Mißhandlung mit Jesu in der Hauptstadt

. Doch wird uns die Freude auf die nun folgenden Tempelreden zu bald verbittert, da uns Strauß (§. 80—82.) gleich von neuem „die neueren Verhandlungen über die Glaubwürdigkeit der johanneischen Reden, und ihr Resultat“ vor die Stirne schiebt. vorläufig unterhält er uns mit metaphysischen Sätzen, „welche dem Erfasser des vierten Evangeliums, wie wir ihn bisher kennen gerath haben, wenigstens näher liegen mochten, als Jesu selbst.“ nimmer ergreife er die Wendung auf das Grundthema des Evangeliums, die Person Christi und sein Verhältniß zum Vater, so daß auf dies öftere Vorkommen die Gegner des vierten Evangeliums nicht ohne Schein den Vorwurf einer einseitig theoretischen und auf die Verherrlichung Jesu gerichteten Tendenz gegründet haben“. Findet man auch theilweise im Inhalte nichts anstößiges, so ist doch „desto denklicher die Form und Ausdrucksweise, in welcher Jesus das Alles ausgesprochen haben soll, die in genauester Analogie mit dem besten johanneischen Briefe verlaufe“. Sollte er seine ganze Ausdrucksweise der von Jesu nachgebildet haben, dann verdient er den Vorwurf eines ganz unselbstständigen Geistes. Aber „da bei den übrigen Evangelisten Jesus in ganz anderem Styl und Tone spricht, als bei Johannes, so muß entweder diese oder jene Art, ihn reden zu lassen, eine gemachte seyn“.

In diese Gefasel stimmt auch B. Daurer mit der noch weiteren Aufstellung ein: Bei Johannes entwickelt sich die Catastrophe nicht, sondern sie ist gleich anfangs da; der Herr tritt bei ihm nicht innerlich, geistig, in der Idee aufregend unter das Volk, sondern die Aufregung ist bloß eine äußerliche, und so wie er Jerusalem das erste Mal tritt, eilt er in den Tempel, um sich äußerlich als den Reformator der Theokratie zu erweisen, und die Juden sind auch schon am zweiten Tage Willens, ihn zu tödten. Alles ist fertig, alle Akte sind im Anzuge des Drama schon ausgespielt; der Evangelist selbst muß sich bemühen, daß der Schlag nicht eher fällt, und kann sich nur mechanisch mit der stets wiederkehrenden Bemerkung deshalb helfen, daß in der Stunde noch nicht gekommen sey. Nur das einzige wiederholt sich, daß Jesus die Juden wider sich ausbringt, und diese ihn umbringen wollen. Die chronologische Folge quoll ihm nicht mit reiner, ursprünglicher Kraft aus den Thatfachen selbst hervor, sondern beruht auf schriftstellerischer Reflexion und ist aus jener combinirenden Thätigkeit des Verfassers, mit welcher Hypothesen gebildet werden, her-

vorgegangen. Doch anlagen wollen wir den Verfasser nicht, daß er sich in seinen chronologischen Angaben oft versehen wußte; wir müßten sonst die allgemeine menschliche Schwäche in solchen Dingen anlagen. Er vermochte so wenig wie die jetzigen Apologeten das Leben Jesu in seiner inneren Bestimmtheit der wirklichen, geschichtlichen Unendlichkeit zu fassen. Darum stehen die Synoptiker in der Anordnung des gegebenen Stoffes dem Johannes voran (?), indem sie ihr Material zwar kühner, aber kräftig und natürlich gesund geschichtet haben, wenigstens Markus und Matthäus (?), welche tüchtige Hausmittel dazu angewendet haben! —

Also gerade Johannes, dessen Evangelium wie aus Einem Gusse ist, ja ohne dessen historische Syntaxe keine Evangelienharmonie möglich erscheint, und Lukas, welcher sogar im Eingange seiner Urkunde das Bestreben ausdrückt, den Complex der messianischen Thatfachen im Vergleiche zu seinen Vorgängern pragmatisch zu ordnen, und dies nach Baschafesten versucht, erfahren hier den Vorwurf der chronologischen Mißordnung. Übrigens sind wir an diese völlige Umkehr aller Wahrheit schon so gewöhnt, daß wir mit Sicherheit aus jeder solchen extremen Anfeindung, wie in Bezug auf die katholische Kirche selbst, gerade auf die gegentheilige Wahrheit schließen dürfen. Dabei weicht uns in einem fort der Boden unter den Füßen, und diese Stoß auf Stoß geführten Angriffe stürzen uns in einen unabsehbaren Abgrund, wo wir zugleich vor der schwindelnden Kreisbewegung nur so viel zu unterscheiden vermögen, daß auch an Jesu Worten ungefähr so viel als an seinen Thaten, d. h. Dichtung ohne Wahrheit, oder ein minimum Wahrheit mit einem maximum von Dichtung sey, was wir nach den faktischen Voraussetzungen auch ganz natürlich finden. Doch Strauss, als ob er auf festem Boden steht, wagt nun fest zu behaupten: die Reden bei den Synoptikern trügen ein höchst originelles, zeit- und ortgemäßes (?) Gepräge, auch daß sie ihres Redestoffes nie Meister seyen, weise eher auf die Aechtheit hin; Johannes aber sey nicht bloß der Form, sondern dem Inhalte nach verschieden, er liefere nicht Redesplitter volksthümlichen Inhalts, wie die Synoptiker, sondern ganz neue Gedanken, womit er die Persönlichkeit des Messias ausmale und errege eben durch die Leichtigkeit, womit er seinen Stoff behandle, und durch Lieblingsbegriffe und Redensarten den Verdacht, sie selbst erzeugt zu haben! —

Also die lebendige Anschaulichkeit und sprechende Bergegenwär-

3 in seiner Geschichte Christi, welche alle bisher als das sicherste
iß der Autopsie des Verfassers, und der Apostolikität dieses
gestums erachteten, wird ihm hier zum Vorwurfe eines Plagiat
Selbstfabrikats, als habe er seine eigenen Redeweisen als Worte
hottmenschen in die Kirche eingeschmuggelt. Ja Strauß kann
Johannes nicht genug herabwürdigen und hinter die andern zu-
ßen, eben weil sein schwachvolles Mythenmachwerk gegen die
ch apostolische Zeugniß gehalten — doch was sagen wir? —
dann wundert er sich voll Zuversicht noch, daß nur ein Gfrö-
mit einer aus Philo's Schrift de confusione linguarum u. s. w.
behufs der Nachweisung dieser hellenistischen Redecompositionen
lfe komme! Wenn man einen Contrebandier einmal auf der
ertappt hat, weiß man wohl, wessen man die folgenden Male
m ihm vorsehen möge. Gerade so gibt unser Mythenifer, als wäre
hier ausgemacht der Fall, ohne Umschweife die Erklärung ab:
wir schon sonst Beispiele gehabt, daß der vierte Evangelist auf
reteste Weise (!) an bequeme Veranlassungen seine eigenen Re-
nen in Form von Reden Jesu knüpft, so können wir, abgesehen
1, daß die Form auf seine Rechnung falle, nicht berechnen, wie
möglichstweise der Inhalt derselben Jesu angehören möchte!“
Hier hat Strauß übrigens Herrn Bretschneider, den Go-
Superintendenten, welcher zuerst dem Johannes sein Evangelium
aft abgesprochen hat, zu seinem Vorgänger, und kann (II. S. 743.)
ein Wort hin uns zu bedenken geben: „Wenn Johannes einmal
Hand im Spiele hat, wer bürgt uns dafür, daß er dies nicht
thalben thut, und daß nicht alle Reden, die er mittheilt, nur
de seiner eigenen Hand und frei singirt seyen?“ — Nicht nur
das Wenn bleiben wir hier vorläufig noch in Controverse, son-
auch über die Folgerung hieraus. Denn wegen eines Satzes,
1 literarischen opus supererogationis würden wir darum noch
das Ganze verwerfen, und das Kind mit dem Bade ausschütten.
sind gerechter! Nicht wegen eines Gottesgelehrten möchte man
Verdammungsurtheil über eine ganze christliche Confession aus-
hen: wenn aber die meisten dem Unglauben und dem Berrathe
Christenthums sich hingeben, und ihre Zeitgenossen dazu vor-
n, dann rechtfertigt sich die Verwerfung von selbst.
Doch zu Beispielen! Wenn Jesus sich als Geber des geistigen Manna,
s das lebendige Himmelsbrod erklärt, so hat dies doch seine

weltberühmten Strauß, der sich in der Registrierung von „Widersprüchen“ der Evangelisten gefällt, und dabei vor keiner noch so großen Stupidität zurücktritt, jederlei Abgeschmacktheit und Frivolität sich zu eigen macht, und mit jeder gelehrten Philisterei Arm in Arm geht. Und dann gewinnt er aus diesem selbstgemachten Durcheinander (S. 733.) das „Resultat: So gut dem Verfasser des vierten Evangeliums in den Reden Jesu der Zusammenhang geräth, wo er es mit eigenen Gedanken zu thun hat, so übel ergeht es ihm damit, wenn es darauf ankömmt, wirkliche, traditionelle Aussprüche Jesu gehörigen Orts einzuschalten. Hier, wo er dieselbe Aufgabe mit den Synoptikern zu lösen hat, geht es ihm auch ebenso, wie diesen, ja noch schlimmer, wenn man will, je sparsamer seine ganze derartige Darstellung für ächtüberlieferte Redetheile Berührungspunkte bot, und je weniger er, sonst aus Einem Gusse zu bilden gewohnt und der Objektivität ohne Einmischung von eigenen Reflexionen fremd, in solcher musivischen Arbeit bewandert war!“ Ebenso, ja wohl mit viel größerem Anscheine könnte ein anderer umgekehrt den Beweis versuchen: alles, was die Synoptiker uns bieten, seien bloß aufgesammelte, populäre Redefragmente, und nur hier und da ein verschwemmtes Glossen, wie Luk. X, 22., sey ächt, dem Geiste Christi und seinen Reden bei Johannes angemessen. Von derlei verunglückten besonders philologischen Spekulationen hat zwar der „kleine Lärner“ zur Warnung und Belehrung ein großes Schema geliefert: doch alle Beschämung ist umsonst!

Aber reissen wir nicht vielleicht unbillig und parteilich einen Satz aus dem Zusammenhange, um das ganze Werk lückenhaft darzustellen, und das nachfolgende Gute in Schatten zu bringen? Darum weiter und immer weiter, wenn nur die Geduld dem Leser nicht reißt! Abgesehen davon, läßt Strauß (S. 738 f.) sich die Worte entschlüpfen: daß die Glaubwürdigkeit der johanneischen Reden eben nur aus der in diesen Reden enthaltenen Verheißung (XIV, 26.), und das ganz einzige Verhältniß des Verfassers zu Jesu durch einen Cirkel nur aus dem johanneischen Evangelium erhellt: (also geräth Herr Strauß, wenn er in seinem Werke von sich selber zeugt, und das Werk hinwieder von ihm zeugt, dadurch in einen Cirkelschluß? Dann darf kein Autor sich in einem Buche mehr namhaft oder sonst kenntlich machen!) — unerachtet dessen also lautet der wider das vierte Evangelium erhobene Verdacht nicht bloß auf Fehler wegen

verblichenen Gedächtnisses, sondern „weit über jene Grenze hinaus, auf freie Erdichtung“; denn es ist weder wahrscheinlich, daß Jesus in der Synagoge zu Kapharnaum, zu Nikodemus und dem samaritanischen Weibe in gleicher didaktischer Weise gesprochen, noch möglich, daß Johannes so lange Reden bis zur Zeit der Evangelienabfassung behalten haben sollte, es sey denn, daß man mit Dr. Paulus eine Art von Geschwindschreibern als Protokollisten bei den Tempel- oder Synagogengerichten annimmt, aus deren Akten dann nach Jesu Tod die Christen sich Abschriften gesammelt. Wenn einerseits Henke aus dem seltsamen Abfiche der öfters falschen johanneischen Beisätze und Erklärungen zu den dunklen Aussprüchen Jesu ein Argument für die Gewissenhaftigkeit des Johannes im Wiedergeben der unverkürzten Reden Jesu zieht (!), so ist doch gerade dies mythische Dunkel und das Räthselhafte der letzteren nach der Ansicht des Mythikers ganz allein im Geschmade des Verfassers, und ebenso wie die grellen, einförmigen und allen Glauben übersteigenden Mißverständnisse, jedenfalls eine stehende „Manier“ bei ihm, um so mehr, da er fühlte, „daß eine Prophezeiung nur um so pikanter und glaubwürdiger werde, je dunkler sie vorgetragen sey. Deswegen war er auch geneigt, Voraussetzungen, wenn er sie gleich erst lange nach dem Erfolge Jesu in den Mund legte, unbestimmt zu fassen, und ihnen die Formel anzuhängen, daß die Jünger erst nach seiner Auferstehung oder nach der Ausgießung des Geistes dergleichen Reden verstanden hätten — weil nemlich der Gegensatz des Dunkels, in welchem damals die Jünger noch tappten, mit dem nachmals ihnen aufgegangenen Lichte mit zu den „Contrasten gehörte, welche dies Evangelium durchweg so eifrig verfolgt.“

Während die Synoptiker ihrerseits nur gemeinverständliche, kurzgefaßte und praktische Sprüche als zersplitterte Stücke von gebiegenen Reden Christi gesammelt, beginnt Johannes von vorneherein mit der Logoslehre, welche er nur darum im Evangelium nicht weiter ausführt, „weil er sich derselben zu bestimmt als einer Jesu fremden bewußt war.“ Sonach hat der Evangelist doch noch ein Gewissen gehabt, und konnte den peinigenden Vorwürfen seiner inneren Stimme nicht ganz widerstehen; es ist wenigstens noch ein gutes Haar an ihm; und obwohl schon im Jahre 1801 ein Anonymus den Evangelisten „Johannes und seine Ausleger vor dem jüngsten Gerichte“ belangt, und dabei die Abfassung seines Evangeliums einem Judenthristen in

Kleinasiern oder Alexandriern zuschrieb, wie hier Strauß, so dürfte seine arme Seele doch noch erlösbare seyn? Aber sollen wir nun auch auf die johanneische Logoslehre eingehen? Nun, es geschehe in Kürze; denn sie hat erstaunlich wenig zu bedeuten, wie wir hören. „Im Anfange war das Wort,“ heißt nach Socin: Im Anfang des Evangeliums, als Johannes das Volk zur Taufe aufmunterte, war das Wort, d. h. die Lehre. Ob diese Lehre dann auch einen Sinn gehabt, wie Faust sich fragt, möchten wir sehr bezweifeln, wenn wir solche „evangelische“ Lehrmeister vor Augen haben. „Und der Logos war Gott“; dies gilt im weiteren Sinne, d. h. es war etwas Göttliches an ihm, wie wir sagen. Am Ende, glaubt Thieß (§. 81.), „habe Jesus als sittlicher Mensch, seiner Würde sich bewußt, Gott für seinen Vater bekannt.“ „Alles ist durch ihn geschaffen“, heißt: durch seine Lehre wurde alles ins Bessere umgewandelt. „Und das Wort ist Fleisch geworden“ — dies scheint Kuinöl'n doch eine unverantwortliche Prosopöpe zu seyn. Wo ist aber bei Johannes von einer Logoslehre überhaupt die Rede, wenn *λόγος* nach Tholuck und Schelling, gemäß jener früheren Erklärung des römischen Canonikus Laurentius Vales, nicht mehr und nicht weniger bedeutet, als *ὁ λεγόμενος*, der Gegenstand, oder nöthigenfalls *ὁ ἐρχόμενος*?

Hat uns der Evangelist mit diesem Worte vielleicht nur zum Besten haben wollen, wie Bretschneider ihm vorwirft: Jesus habe, dem Johannes zufolge, die Juden nur illudirt, und es gleichsam darauf angelegt, mißverstanden zu werden. Da dies aber von Jesus nicht voraussetzen sey, so zeuge es gegen Johannes! — Wenn aber, wie wir oben hörten, auch die Rede: Du bist Petrus! nur auf eine Ironie hinausläuft, so konnte der Heiland die Juden allenfalls wirklich nur zum Besten gehabt haben, und es wird also wieder Johannes mit den übrigen Synoptikern stehen oder fallen. Uns freilich scheinen die paarhundert „evangelischen“ Gottesgelehrten, die wir bereits aufgezählt haben, und was noch nachfolgt, es eher darauf angelegt zu haben, das ganze Evangelium zu illudiren und mißzuverstehen; und da dies von ihnen gar wohl voraussetzen ist, so zeugt dies für den ganzen Geist, der den Protestantismus hervorgerufen hat, ihn treibt und bewegt! Indes zieht Strauß aus all den angeführten, sey es eigenen oder fremden, absonderlichen und verwirrtlichen Gedanken unverweilt den Schluß: „Somit bleibt es dabei, daß wir an den johanneischen Reden Jesu

im Ganzen freie Compositionen des Evangelisten haben.“ —

Welch raffinierte Betrügerei setzt dieß Bewußtseyn von Seite des Evangelisten voraus, wenn er nicht bloß den Ausdruck färbt, sondern auch den Inhalt unterschoben hat. Wo bleibt hier die unschuldig dichtende Sage? Zu welcher Verleumdung wird hier Strauß gegen den Evangelisten hingerissen, weil in seinem Innern ein dunkles Gefühl ihm sagt, daß es hier mit ihm ein Ende hat!

Im Jugrimm darob fällt er wüthend über alles her, beißt wie rasend um sich, und schlägt blindlings gegen den Stachel aus, gibt aber durch seine wahnsinnigen Zumuthungen und sein rücksichtsloses Verfahren zugleich unserm Vertrauen zu seinem Verstande und guten Willen den Todesstoß. Bis zur Stunde hat man die Reden bei Johannes als den Kern der Lehrvorträge Christi gehalten, die uns in dieser Lebendigkeit und Vollständigkeit eben von einem Augenzeugen aufgezeichnet worden; fallen sie hinweg, was soll noch bleiben? Mit wie viel mehr Probabilität könnte man von den synoptischen Önomen und Parabeln in dieser Weise die Behauptung stellen, sie seyen nur aus dem allgemeinen Spruchschätze der Nation geschöpft? und dann steht Christus so nackt da, als hätte er gegen den Protestantismus den Proceß verloren. Durch solche Advokatenkünste werden sämmtliche vier Evangelisten beseitigt, und die Verfassung ihrer Schriften, die ihres Gleichen nicht unter der Sonne haben, in unbekannte Hand gegeben. Auch erübriget Strauß für sein Christenthum aus Johannes nur so viel (II, 742.): daß „der vierte Evangelist doch innerhalb der christlichen Gemeinde gestanden, und ihm auch eine Überlieferung zu Gebote stand, aus welcher er, wenn er auch im Ganzen freibildend verfuhr, doch einzelne markirte Aussprüche ziemlich unverändert schöpfen konnte“ — Glaubte doch Cludius in seinen Uransichten des Christenthums, es stecke ein Judenthüm als Verfasser dahinter, aber ein Gnostiker habe es interpolirt. O daß doch Herr Strauß auch einmal sich befallen ließe, so freibildend Reden zu erdichten, wie der unbekannte hellenistische oder alexandrinische Verfasser des vierten Evangeliums, dann würde ihm die ganze Welt seine bisherigen Irrthümer verzeihen. Dafür hat ihn Tholuck passend mit Sancho Pansa verglichen, wenn dieser in seiner Einfalt sagt: „Warte nur wenig, dieß will ich auch noch erfinden.“ —

Wie leitet nach einer solchen Vorschule nun vollends D. Bauer die Vorgänge und Reden am Hüttenfeste ein? Wenn Johannes schreibt: „Jesus wandelte vorläufig in Galiläa umher, weil die Juden in Judäa ihn umzubringen trachteten“ — so fertigt ihn unser Critiker (Joh. 271.) obenhin mit den Worten ab: Es scheint gar nicht, daß man zu Jerusalem so mordsüchtig gegen den Herrn gefinnt war, wie der Evangelist uns glauben machen will, weil er die Catastrophe, statt sie wachsen zu lassen, immer schon als fertig betrachtet. Vielmehr wenn er alles bis zum Aufrufen überspannt hat, muß er selber hinterdrein wieder durch eine Menge von einzelnen Zügen verrathen, daß die Sache noch keineswegs so weit gediehen sey. Das Volk läßt er halb und halbgefaßt urtheilen: Jesus sey ein guter Mann; dann wieder: er sey ein Beführer. Aber eines hebt das andere auf. Entweder hatte das Volk sich entschiedener für den Herrn erklärt, oder die Obrigkeit konnte nicht nach dem Mittel greifen, das ihm nur die Verweisung in die Hand gab. Wie er nun zu Jerusalem auftritt, heißt es: „Sie verwunderten sich über ihn“ — ganz thöricht! denn bemerkten sie jetzt erst zu ihrem Erstaunen, wie der Herr die Schrift zu behandeln wisse, so konnten sie aus der Kenntniß seiner Gefährlichkeit und der Gewalt seiner Rede nicht früher schon zu der Einsicht gekommen seyn, es handle sich um seinen oder ihren Sturz!

Der Evangelist selber bemerkt bei der Aufferung der Haufen: wer ihn denn tödten wolle? daß er in einen Widerspruch gefallen sey, und deutet darum hinterdrein an, es wären Fremde gewesen, die so gesprochen. Auf einmal läßt er jetzt einen Theil der Menge sagen: wenn Christus käme, könnte er mehr Zeichen thun, als dieser? — obwohl weit und breit von einem Wunder, das Jesus gethan, nicht die Rede ist. Aber es liegt im Pragmatismus des Verfassers, die Menge als eine getheilte darzustellen. Anderseits hört man: Wenn Christus komme, wisse man nicht, woher er sey; von Jesu wisse man es aber doch? Bei dieser Frage läßt sich nichts denken; diese haltlose Unbestimmtheit ist dem Volke nicht eigen, und nur das Erzeugniß des Schriftstellers, der auch wieder einmal nach einer Reihe von Gegensätzen einen in die haltloseste Schwebelage stellt. Eine Meinung, wie diese, hat unter den Juden dazu gar nie existirt. Doch noch ein drittes Urtheil vernehmen wir, und zwar, daß Jesus nicht der Messias, sondern der Br-

jet sey! als ob dieser in der Erwartung eine ausschließliche Existenz habt hätte, und nicht eben der höchste Erreter der Zukunft war? Idest alles, was nur die kleinste Schattirung hervorzubringen schien, dem Verfasser willkommen. Fragen läßt sich auch, ob dieser denn iter der Menge umhergegangen und die Stimmen gezählt habe, er ob die Menge selbst nach der Verschiedenheit ihrer Meinungen einander getreten, sich gruppiert habe, und zu ihm herangetreten), daß er so genau die Volksmeinung zu individualistren weiß?

Das Verhältnis der Obrigkeit sodann zu dem Herrn rwannt zwischen den äußersten Endpunkten: daß sie einmal seine nge Gefährlichkeit erkannt haben soll, und sich doch in demselben igenblicke so benimmt, als ob sie ihn nie sprechen gehört hätte. ie kann aber das Volk, welches erst vermuthet, die Obrigkeit habe n anerkannt, mit um so größerm Eifer im selben Augenblicke den indlichen Plan eigenmächtig aufnehmen? Aus Furcht vor den bern soll die Masse nicht gewagt haben, ihre Meinung kund zu ben; und doch müssen wieder die Pharisäer erfahren, was ihr mpfes Murmeln zu bedeuten habe, damit die Maschinerie des saangelstern fortspielen kann. Raun sind sie noch einen Rud vom llen Glauben an Christus ferne, und eine weite Kluft trennt sie n den erbitterten Feinden — aber ein Strich des Calamus : zur Brücke über jene Kluft stark genug, wenn nur dem erfasser daran liegt, beide Parteien zu vereinigen. id wenn man nicht einmal den Versuch macht, Jesum zu fragen, id Niemand Hand an ihn legt, woher wußte der Evangelist denn, s man ihn beidemal, d. h. in diesen beiden Augenblicken, fangen oñie?

Der Hauptstoff der Rede ist zudem derselbe, wie rmalß bei dem angeblichen Tödtungsversuche der Ju- :n nach dem Vorgange am Bethesda. Wenn der Herr mer nur auf den Gegensatz der Eigenmächtigkeit und Selbstver- ngnung, auf das Zeugniß seines himmlischen Vaters und seine erte verweist, so verfehlt die Wiederholung den Zweck, und nimmt :n ängstlich bittenden Ton an, der der Apologetik eigen t, wenn sie den geneigten Gegner um Zugeständnisse rfleht. Etwas schwächeres und mühsameres von Über- :ng kann ferner schwerlich gedacht werden, als der Über- :ng der Rede Jesu zur Rechtfertigung seiner Sabbathverletzung. **W**

paßt doch gleich der Anfang dieses nachschleppenden Sermons: „Keiner von euch hält das Gesetz, was suchet ihr meinen Tod?“ zu der Voraussetzung, da die vorhergehende Verwunderung der Juden über seine Schriftgelehrsamkeit eine völlig unschuldige und gefahrlose ist? Wie nutzlos war die lange Rede verschwendet, die der Herr schon damals bei der Heilung des Gichtbrüchigen hielt, wenn das Volk noch immer, sobald der Herr nach der heiligen Stadt kam, in der staunenden Stellung sich befand, und der nach so langem Zwischenraume die gleichsam Versteinerten sogleich wieder antreden kann: was wundert ihr euch über meine einzige That? Freilich, wenn der Tod Jesu auf jene Sabbathentheligung hin zum festen Beschlusse geworden war, dann verstand es sich von selbst, daß es jenen Kalaf beständig im Kopfe tragen, und nach längerer Zeit seine Verantwortung von neuem, oder vielmehr als hätte er sie früher nicht zu Ende gebracht, wieder aufnehmen mußte.

Wer bei Joh. VII, 23. die Disharmonie nicht heraushört, mit der die beiden Theile des Spruchs, statt zusammen zu klingen, nach einer wesentlich verschiedenen Tonart gesetzt sind, der hat es aus den synoptischen Evangelien noch nicht gelernt, wie sehr die Sprüche des Herrn, gleich dem vollendeten Kunstwerke, mit all ihren Theilen zusammenstimmen, und durch den Reiz der reichen Melodie die Hörer zu ihrem reinen harmonischen Abschlusse hinleiten. Das weitere: „Richtet nicht nach dem Scheine,“ ist ein unpassend angehängter Spruch, ohne allen Zusammenhang. Der im B. 29. aber ist nur eine Wiederholung des Gegensatzes vom nicht eigenmächtigen Auftreten. Dazu liebt es der Verfasser, die Leute an der bekannten niedrigen Herkunft Jesu Anstoß nehmen zu lassen. Hatte er doch seine Freude daran, als er den Nathanael über diesen Stein hinweg zum Herrn führt, und läßt er endlich, nachdem das Volk diesen Anstoß nach allen Seiten hin gefühlt hat, sogar noch die Pharisäer über den galiläischen Ursprung des vermeinten Propheten spotten.

Wie er aber bisher das Thema von der Herkunft des Logos dazu benützte, um den sinnlichen Verstand und Aberwitz des Volkes daran sich zerschellen zu lassen, so jetzt den Heimgang zum Vater, und dieß bereits den ausgesandten Schergen gegenüber. Dabei sollen die Juden die Worte so mißverstehen, als ob er in die Zerstreung der Griechen gehe, um sie zu unterrichten? Nimmermehr! Dieser Contrast gehört nicht dem wirklichen Leben an. War die Kunst

zwischen dem kumpfen Volksgeist und dem klaren Selbstbewußtseyn Jesu so groß, dann durfte er nicht einmal hinüberriesen, sondern mußte schweigen. Soll er die Perlen den Schweinen vorgeworfen haben, oder dürfen wir das Volk so maßlosen Überwises zeihen? Nichts ist leichter, als hier die schwache Klammer zu entdecken, die den Spruch: „Ihr werdet suchen, aber nicht finden,“ hieher gebracht hat, denn die Schergen suchen Jesum! Aber war denn das Volk mitschuldig am Suchen, oder wenn nicht, wie verstand es die Rede? War diese prahlende Enthüllung des höchsten Geheimnisses hier an der Stelle, oder ist es nur eine Überraschung, wodurch der Dichter Könige und Fürsten der bringenden Gefahr entreißt, indem er sie die Insignien ihrer königlichen Würde vorzeigen läßt, nur mit dem Unterschiede, daß das Volk dieß nicht einmal verstehen darf, sondern seinen Stumpf Sinn wieder zeigen muß?

Wenn die Ausleger glauben, Jesus habe darauf bei den Worten: Wer da dürstet, komme zu mir, auf den Gebrauch des Wasserschöpfens am Hüttenfeste Rücksicht genommen, so ist D. Baur (Joh. 296.) nicht wenig hierüber erbozt, daß man einer geistreichen Sentenz eine so reale Unterlage geben wolle, und er weiß gewiß, daß der Heliand dabei auch nicht an die Ausgießung des heiligen Geistes dachte, wie der Evangelist meint. — Daß die Rabbinen selbst jenen Wasserguß als Symbol der Geistesausgießung betrachten, thut ihm nichts zur Sache. Wenn es aber der Evangelist meint, so wird es wohl auch Jesus gemeint haben können, und legt erst Johannes ihm die Worte in den Mund, so spricht der Herr überhaupt keine eigene, sondern die Meinung im Sinne des andern aus!

Die Sitzung des Synedrums hat indeß lange gewartet, bis wir VII, 45. zu ihr kommen, äuffert der Critiker. Wenn die Synedristen zu den Dienern sagen: „Seyd denn ihr auch verführt? glaubt denn auch einer von den Vorstehern an ihn, ausser das gemeine Volk, die schlechten Leute, die nichts vom Geseze verstehen?“ so fetern, sagt er, die Eregeten hier ihre Sonntagsfreuden, daß da alles klar und deutlich sich von selbst verstehe, und nicht weiter entwickelt zu werden brauche. Anders er, der die Wahrheit „von der Brust weg redet, und auch der Schrift die Ehre gibt, daß sie derselben ohne Furcht auf den Grund sieht. Der Lohn für die Bemühung ist unermeslich, die wahren Kernsprüche des ~~Herren~~

lautere Gehalt, das Gold, alles dies Unvergängliche und ursprünglich Freie wird emancipirt, und dient dann nicht mehr zu einem bloßen Gelegenheitsstoffe, an dem die Ausleger nur ihren Wis und ihre Geschmeidigkeit beweisen, sondern Sonnen werden diese Sprüche, die sich frei zu ihrem Element erheben, in ihrem eigenen Umschwunge donnernd fortrollen, und nun erst die volle Kraft ihrer Strahlen offenbaren. Manches, was Gold scheint, beweist sich dann freilich als bloßer Schein, und als Werk der späteren Reflexion; aber auch das ist Gewinn; denn der menschliche Geist hat es nach tausend-jähriger erfolgloser Anstrengung nicht mehr nöthig, an einem Stoffe herumzuklauben, der kein ursprüngliches Leben hat, und keines mitzutheilen vermag.“ — Was wohl der Grund dieses langen Jubels und Triumphgesanges seyn mag! Nichts, als die Entdeckung, daß obige Rede der Pharisäer „nicht natürlich, sondern — brutal sey bis zu einem Grade, der alles Maaß der natürlichen Welt übersteigt“, weil die Diener, zu denen das gesagt sey, ja auch mit zu dem dummen, verächtlichen Volke gehörten! — Der Mann mit seiner behaglichen Selbstbespiegelung, der sich seiner Entdeckung mit Nachzen und Fren-denprüngen gleich dem in der Streue „herumklaubenden“ Thier erlustigt, merkt nicht, daß die Pharisäer ihre Untergebenen bei dem falschen Ehrgeize kigeln wollten, als seyen sie über den Böbel hinaus.

Das folgende Kapitel führt Jesum auf den Ölberg, um dort zu übernachten. War das sein nächtlicher Zufluchtsort? Aber warum gibt Johannes nicht klarer den Sinn und Zusammenhang an? Weil er es nicht konnte, antwortet B. Bauer (Joh. 303.); weil er es niemals zur klaren Anschauung der Verhältnisse brachte. „Und nun ging jeder nach Hause,“ lesen wir im Vorhergehenden; sie verließen nehmlich, sagten wir, ihre Laubhütten. Aber Bauer bringt den Vorwurf: „Was unter dem Hause zu verstehen sey, ob die Heimath der fremden Festbesucher, oder die Wohnung der Synedrysten, mußte unklar bleiben, weil der Verfasser von jedem sprechen, und alle Personen, die er bisher auf den Schauplaz geführt hatte, nach Hause bringen wollte. Ist der Abschnitt aber auch ächt?“

Indeß kaum wieder einmal im Tempel angelangt, „fürchtet sich der Verfasser keineswegs davor, ein Gespräch Jesu mit dem Volke so weit zu führen, bis es zu einem endlosen Gezänke wird, und

nicht mehr begreifen können, warum es der Herr nicht längst brochen hat?" Wenn er jetzt spricht: „Ich bin das Licht der Welt“ — so ist dies eine Ostentation Jesu, daß er immer sich sprechen muß, ein solches ängstliches und uneres Bestreben, solche äußerliche Zudringlichkeit Bemühung, die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, sie dem hohen Lehrer nicht angemessen scheint. Hier muß er dann dieselbe apologetische Stütze gebrauchen, die er der Evangelist im fruchtlosen Widerstand gegen den entschiedenen Unglauben bilden konnte, deren aber der Herr bei der Sicherseines Selbstbewußtseyns nicht bedurfte. All das, was nun in 13—29. weiter folgt, sind Reflexionen auf einem späteren Zeitpunkt über das Verhältniß des christlichen Bewußtseyns und des Inhalts zu der unüberwindlichen Verstocktheit der Menschen stellt. Oder sind die Gegner etwa B. 14. durch die Erklärung: wofür, woher er gekommen sey, irgendwie belehrt? Hat das Zeugniß Herrn für sie nun mehr Kraft bekommen? „Dein Zeugniß ist wahr,“ haben sie ihm entgegnet; auch dies ist wieder die erste Abstraktion des Schriftstellers, statt zu sagen: dein Zeugniß ist nicht gültig. Wollte er sich darauf einlassen, und das Recht, von ihm zu reden, beweisen, so mußte doch sein Grund den andern zugleich seyn.

Darnach geht Jesus zum Gerichte über. „Ist es aber überhaupt so gewiß, wie etwas in dieser Sphäre nur seyn kann, daß der Herr nicht bei jeder Gelegenheit mit dem Gerichte gedroht haben würde, so ist es schlechthin unmöglich, daß er es in der Form, wie der Evangelist darstellt, nur beispiehsweise erwähnt habe. Noch dazu eine Schwierigkeit, daß diese Ineinanderfügung der verschiedenen Beziehungen eine Überhäufung oder vielmehr unklare Verwirrung von Beziehungen ist, die den Hörer und sogar den Leser verwirrt, indem sie ihn nach entgegengesetzten Richtungen zerrt, ohne auch nur zu einer derselben ruhig hinzuführen. Nicht der Herr, sondern nur der Evangelist ist es, der in solchen Fällen den Zweifler nach dem Donner des Gerichts gegen die Unverständigen und deshalb Ungläubigen greift. In B. 18. von dem Zeugnisse seines Vaters spricht, wußten die Juden es dann so genau, daß dies gar keiner Erklärung bedurfte? Nein, sie wußten es so wenig, daß sie nicht einmal verstanden, was

für einen Vater der Herr als Zeugen anführe? Nur kurz andeutend läßt der Evangelist ihn aber davon reden, — weil er nehmlich auf das Gedächtniß der Leser rechnet, welche seine frühere Auseinandersetzung kennen.

Im weiteren Verfolge, wo Jesus von seinem Hinweggehen spricht, und die Juden meinen, er wolle sich selbst tödten, war es wirklich nicht nöthig, daß der Herr ihr Mißverständnis bestimmter angriff, da es der wirklichen Welt nicht angehört. Nachdem aber der Heiland so eben ausführlich von seiner Würde, Herkunft, und seinem Heimzuge nicht nur gesprochen, sondern beständig und ununterbrochen bei jeder Gelegenheit sich als Messias zu erkennen gegeben hatte, wie konnten die Juden B. 25. jetzt wieder fragen: wer bist du? Die Antwort: „Ich bin, was ich euch anfangs sagte!“ hebt eben die Frage, und mit ihr sich selber auf. Die Formel *ἄνωθεν*, von oben her, ist schon oben in der Predigt des Täufers vorgekommen, einer Predigt, die eigentlich der Evangelist hält. B. 26—29. folgt ein Convolut fremdartiger Beziehungen; es nimmt die Rede eine völlig fremdartige Wendung. Statt daß Jesus spricht: „aber der Vater, der mich gesandt hat, wird euch richten“ — lockt der einmal angeschlagene Ton, „er ist wahrhaftig,“ ihn zu der gewöhnlichen Rede von der Michteigenmächtigkeit in seiner Rede, und es erinnert ihn an das Thema, das in der letzten Rede öfter wiederkehrt. Abgesehen davon, daß er seinen Tod so unerklärlich dunkel in dem Ausdruck: Erhöhung durch seine Gegner, andeuten sollte: war es hier überhaupt an der Zeit, von seinem Tode zu reden? Das Gewirre des ganzen Abschnittes beweist uns, daß nicht der Herr spricht, sondern die dem Evangelisten geläufigen Anschauungen und schriftstellerischen Wendungen so zufällig zusammenfloßen, daß selbst der Zusammenhang schlechthin aufgelöst ist. Nicht der Herr, sondern das Bewußtseyn der Gemeinde kämpft in ihnen mit den Einwürfen der Welt.

Von da an B. 30—59. werden die Leute einmal als willig und gläubig, das anderemal als böswillig und verrucht oder als Satanskinder geschildert, ja obgleich im selben Augenblicke nichts eingetreten ist, was eine Umwandlung hervorrufen konnte, schildert der Herr sie wieder als solche, die ihn umbringen wollen. Die aneinander gereihten Sprüche setzen Zuhörer von schlechthin entgegengesetztem

Charakter voraus, einmal heißt es nehmlich: „Wenn ihr in meinen Worten bleibt, wird die Wahrheit euch frei machen;“ dann wieder: Nicht Abrahams-, sondern Satanskinder seyd ihr!“ Da eine naturgemäße Ordnung fehlt, sind jene Sprüche unvorbereitet, und es ist unbegreiflich, woher sie auf einmal kommen, wo sie haften, und welchem Zwecke sie dienen sollen? In unserm Evangelium werden aber die Collisionen fort und fort zu einem Durcheinander, das sich nur in Mißverständnissen hin und her bewegt, und bei seiner Zwecklosigkeit sich nur zu einem Tumulte, der Steinigung, endigen kann. Wer hört B. 31—36. nicht sogleich den Mißklang, der durch die verchiedene Wendung, die der Vorstellung des Wortes Knecht, im Gegensatz zu Sohn Abrahams, gegeben wird, in die ganze Rede einringt? Der Herr stellt sich als Sohn dem Volke als angenommenem Knechte gegenüber; wie ist es aber möglich, daß er in Einem Athemzüge das Bild umdreht, und vom Knecht der Sünde und Knecht Iohannes redet? B. 38—53. sollen die Juden ebenso in einem Athemzüge Abraham und Gott ihren Vater nennen — ein gewaltiger Seiten sprung! Der Übergang zur Rede: ihr seyd Satanskinder! ist also ein gemachter, sowie die Erwähnung des Vaters Abraham sich als gemacht erwiesen hat, da die Gedanken und Sprüche, an welche sich diese Erwähnung anknüpft, nur vom Evangelisten zum Anlaß dieses Streites umgewandelt sind. Den Gegensatz, wo der Spruch an rechter Stelle stünde, bildet vielmehr der Vorwurf der Juden, daß Christus einen bösen Geist habe, und vom Teufel besessen seine Heilungen verrichte; vielleicht daß auch Bezug auf seine Lehre der Vorwurf ihm gemacht wurde; und darauf paßt die Replik: ihr seyd Satanskinder! Aber der Kreis der polemischen Elemente ist bei dem Vierten so enge, daß dieselben Sprüche immer wieder auftreten müssen.

Weil dem Verfasser der Gedanke an die Präexistenz Christi fehlte, die an den Ahnherrn des jüdischen Volkes und den Vorfahren der Theokratie gemessen werden sollte, weil er die ganze Streitrede zu diesem Schlusse zuspitzen will, deshalb mußte Abrahams auch noch in einem so unpassenden Zusammenhange gedacht werden. Woher wußte Jesus, daß Abraham sich auf einen Tag gefreut, und noch mehr, daß er ihn gesehen? Andere Nachrichten, als wir im Buche Genesis besitzen, werden

auch nicht gehabt haben! Die Juden, anstatt zu schließen: Abraham habe also so lange leben müssen, fragen nun: ob Jesus so frühe gelebt, und er muß den Schluß billigen. Es wäre doch die äufferste Schwärmerei gewesen, seine vorgeschichtliche Existenz an einem geschichtlichen Wesen zu messen. „Abraham freute sich, meinen Tag zu sehen, und er hat ihn gesehen“ — diese Tautologie, wie es de Wette nennt, hat der Evangelist zu verantworten, dem B. Bauer S. 399. überhaupt noch den Vorwurf macht, daß die verständigen Folgerungen (*οὐν*), die teleologische Betrachtung (*ἔως*), und die Antithesen und Gegensätze (*ἀλλά*), die sämmtlich einen gegebenen allgemeinen Inhalt zur Voraussetzung haben, sich bei ihm auf unangemessene Weise durchkreuzen. Indeß es ist eine Steigerung aus der Vergangenheit in die Gegenwart, die aber illusorisch wird, da er doch nicht den wirklichen Tag gesehen. Der Spruch ist aus der Logostheorie heraus, deren Zweck die Offenbarung wohl nicht gebient haben wird; denn ihr war es genug, sich an das Bedürfniß der Erlösung zu wenden, und die Innerlichkeit des Bewußtseyns auszuweiten und zu erfüllen. Die Aufgabe, die neue Welt des theoretischen Bewußtseyns aus der Tiefe des erneuerten Bewußtseyns zu schaffen, konnte sie dem wiedergeborenen Geiste überlassen!

So trägt B. Bauer seine Ansicht über die Fundamentalwahrheiten des Christenthums, oder das Menschenmachwerk, die Dogmatik vor, und läßt S. 410. von der Unbestimmtheit und Gehaltlosigkeit (vielleicht Gestaltlosigkeit?) des Sokratischen Princips, das die Ausbildung mehrerer Schulen erlaubte, und einen analogen Schluß auf die Lehre Christi, und die daraus entsprungenen Confessionen ziehen. Übrigens ist ihm (Alt. Test. II, 229.) eben der Reichthum hieran oder die Mannigfaltigkeit der Parteien der Beweis für die innere Kraft einer Religion sowohl wie eines Staates — obwohl es jetzt, wie wir hören werden, keiner weiteren Confession mehr bedarf, da die Philosophie alle entbehrlich macht. So läßt die Hegel'sche Clique ihr ausführliches Urtheil über die dogmatischen Bestandtheile des Evangeliums ergehen, und dabei ist B. Bauer S. 403. unbefangen genug, den johanneischen Ursprung unserer vierten Urkunde weder ablängnen noch behaupten zu wollen. Daß alle Dinge bloß in der Möglichkeit des Bewußtseyns sich realisiren, diese Lehre

hat der Meister ihrer Schule als Princip aufgestellt, und ihnen damit zur Aufgabe gemacht, immer das zu begreifen, was nicht ist, nicht aber das, was wirklich ist. Die Schüler in slavischer Abhängigkeit schwören in verba magistri, und so haben sie sein System jetzt nur consequent bis zum äussersten Extrem in den verschiedenen wissenschaftlichen Disciplinen durchgeführt, und besonders in der Geschichte angewendet, wobei die bodenlose Verkehrtheit der ganzen Philosophie namentlich im „Leben Jesu“ an den Tag gekommen ist. Was darauf zu erwiedern ist, gibt jedem der gesunde, nicht durch so abstraktes Studium verzogene Verstand ein; was eingeräumt werden mag, haben wir (Bd. III, 447.) angedeutet. Sie jedoch critisiren ohne alle Totalanschauung, wie es jetzt bei den Eregeten herkömmlich geworden, bloß Wort für Wort und Satz für Satz, als ob die Evangelien auf mehr als fragmentarische Darstellung Anspruch machten. Wer nicht die fehlenden Zwischenglieder verständig zu ergänzen weiß, findet natürlich den Zusammenhang nicht unbedingt heraus. Daß aber die, welche sich nicht darein finden, mit dieser öffentlich abgegebenen Erklärung nur sich selbst compromittiren, und ihrer Urtheilskraft ein Zeugniß der Unfähigkeit ausstellen, leuchtet ein. Indes gilt von ihren nimmersatten Vorwürfen, was man einem Critiker der Gottsched'schen Dichterperiode zum Denkmal gesetzt hat:

Alles haben sie ausgeklatscht,

Doch nur — „in den eigenen Roth gepatscht!“

Da die lirkische Auffassung, wie immer, der einzige Zweck ihres Gräbelns ist, so mußten früher die Synoptiker mit ihren historischen Rudimenten, in jüngster Zeit aber vornehmlich Johannes mit seinen „Reflexionen“ gegen ihre Cathederweisheit und pedantische Schulmeistererei zurückstehen. Kurz, lautet nun das Endresultat dieser hypocritischen Untersuchungen, haben wir bei den Synoptikern noch die granitnen Felsstücke eines cyclopischen Bau's ohne kunstreiche Fügung, so lassen sich bei Johannes vor künstlicher Weisung und Verarbeitung kaum noch die ursprünglichen Werkstücke erkennen. Darum fällt B. Bauer (Joh. 333.) über diesen das Endurtheil: „Die Sache des Vierten ist für alle Ewigkeit entschieden, und sollte jemand an der Entscheidung zweifeln, so wird sie ihm die Critik der Auferstehungsgeschichte ins Ohr donnern.“ Nicht nur leicht und ohne Mühe lösen sich die Wider-

sprüche, mit deren Behandlung die Theologen die ganze Geschichte bis an der Weltende zubringen zu müssen glaubten, sondern auch ohne großen Zeitverlust lösen sie sich, sobald der wahre Schlüssel gefunden ist — ein Beweis, daß die Menschheit nicht mehr viel Zeit, nein! daß sie gar keine Zeit mehr auf diese Dinge wird zu verwenden brauchen. Dies ist die Antwort auf Johanns Aufferung: die ganze Welt würde die Bücher nicht fassen, die zu schreiben wären! eine Hyperbel, wie der Vierte sie liebt, und der Vierte ist es auch, der es so trefflich versteht, sich selbst testimonia auszustellen. Hierin, wie in allem andern ist er haltungslos ungeschickt, weil er maßlos übertreibt. —

Wo ist aber nun die größere Simplicität und Oberflächlichkeit: bei Strauß und Bauer, wenn jeder ohne Umstände alles in den Wind schlägt; oder bei ihren Vorgehern, wenn diese die erhabenen Lehrsprüche Christi zu so ärmlichen und unbedeutenden Gemeinplätzen verflachen, daß sie gar nicht des Aufhebens werth gewesen wären? Hieher gehören besonders Michaelis, Zacharia, Seiler, Morns, Heumann u. dgl. mit ihrer Tendenz zum Trivialen. Wenn die Gegner Christi z. B. sagen: du bist noch nicht fünfzig Jahre alt! so meint der Letztere noch: Jesus habe von den vielen Strapazen so gar alt und gerunzelt ausgesehant. Dies war also die Gotteschöne an ihm? — während B. Bauer I, 140. einfach sich entscheidet: die Juden haben jene Worte nicht gesprochen; der Evangelist vergißt sogar, daß er eine reine Unmöglichkeit darstellen wollte, und läßt sie nur aus der Rücksicht so sprechen, als meinten sie, die Sache schiene eher möglich, wenn Jesus fünfzig Jahre alt wäre. Wenn Christus spricht: Ehe Abraham war, bin ich! so erklärt schon Socin: *πρὶν Ἀβραὰμ γενέσθαι* könne ebenso gut heißen: ehe Abraham werden wird; andere verbinden diese Worte mit *λέγω ὑμῖν*; wieder andere wollen: *ἐγὼ εἶμι* gehe auf die Würde Christi. Vor der Welterschöpfung, sagt Socin, habe Gott beschlossen, ihm die Herrlichkeit seinerseits zu gewähren, um die er jetzt bitte. Nach der Auslegung der Obigen wollte Christus hiemit sagen: Lange vor Abraham hat Gott den Plan gefaßt, mich als Lehrer der Tugend in die Welt zu schicken. (Was sie sich wohl von einer solchen göttlichen Planfassung denken mögen?) Oder adoptirte er nur die jüdische Ansicht vom Messias? fragt Ruinöl. Übrigens, ergänzt

Ammon in seiner jüngsten Geschichte des Lebens J. Chr. II, 145., darf noch jetzt jeder „fromme Christ sagen: Ich bin höher als der Tempel zu Sanct Peter und Paul; oder jede von Gott erleuchtete Vernunft: vor meinem Gesetze muß jede menschliche Gewalt die Kniee beugen!“ — Wenn es heißt: Abraham wünschte meinen Tag zu sehen! so erklärt dieß Ziegler in Henke's Magazin für Religionsphil., Ergeße und Kirchengesch. so: Abraham hat die Unsterblichkeit und ewige Seligkeit zu erlangen gewünscht, und sein Verlangen nach dem Tode wurde erfüllt. Legte der Heiland sich den Namen „Menschensohn“ bei, so bedeutet dieß nach Kromm (S. 352.): daß man ihn nicht betrachten solle für einen Genius, aus höheren Sphären stammend, der nichts menschliches an sich habe, und nicht für unsern Planeten passe; sondern für einen Mann von dieser Erde, wie sie ihn bedurfte, um von ihren Mühen und Nöthen geheilt zu werden, bis sie reif seyen, einem besseren Sterne einverleibt zu werden. Stellt der Heiland aber die Frage: So kennt ihr mich endlich, und wisset, woher ich bin? so lernen wir hieraus nach Venturini nur: „Jesus war unter einem, mit ihm ganz unbekanntem Böbelhaufen aufgetreten, der nicht wußte, daß er ein Galiläer sey?“ Die Äußerung: „Ich und der Vater sind Eins“, ist nach B. Bauer aus späterer Reflexion anticipirt. Stellt er sich aber als das Licht der Welt ihnen vor, so wollte er damit einzig sagen: Ich bin der Welt ein Licht, und darum über die Sabbathsgesetze erhaben, — nach mir aber wird ein anderer auf den Leuchter gestellt! und dieser andere war, mit Kromm deutlicher zu reden, Luther, der die Welt im sechzehnten Jahrhundert erleuchtete, und darum auf den Schüssel gestellt werden mußte. Endlich nimmt Lange in seinem Commentar förmlich das Mitleid der Leser in Anspruch, daß Johannes in so hohem Alter geschrieben habe!

Doch, lenkt Hennell in seiner Untersuchung über den Ursprung des Christenthums (Vorrede XII.) scheinbar ein: „Was auch immer menschliche Schlüsse jetzt rücksichtlich der vielbesprochenen Frage über die Natur und Würde Christi festsetzen mögen: nie dürfen Schlüsse dieser Art das Bewußtseyn von der allgemeinen Vortrefflichkeit der an seinen Namen geknüpften Sittenlehre jurückdrängen.“ — Wie aber, wenn der Heiland der Welt, nach den bisher gewonnenen Resultaten protestantischer Schriftforschung, wie in dem oben gegebenen

Falle, selbst der Lüge sich schuldig machte, und trotz seiner anfänglichen Versicherung nachher dennoch nach Jerusalem ging; wenn er mit der Erklärung, seine Stunde sey noch nicht gekommen, obwohl sie am Ende doch gekommen war, schon dort bei der Hochzeit zu Kana seine Mutter abschlägig beschied, ja sie später durch eine schmachvolle Abweisung Angesichts des Volkes beleidigte, und selbst noch am Kreuze mit dem harten Worte: Weib! mißhandelte; wenn er die ängstlich bei ihm Hilfe suchende Kananaerin barsch und gefühllos mit dem Ausdrucke: die Hunde verdienen kein Brod! zurückstieß, und erst durch seine Jünger zur Menschlichkeit vermocht werden mußte; wenn er öfter der Heuchelei und Verstellung sich hingab, und gegen seinen Verräther selber zum Judas wurde, indem er ihm die Gelegenheit, sich an der Börse und zuletzt an seinem Meister zu vergehen, nicht zum voraus benahm — wenn das alles, wie die gottesgelehrten Gegner der Reihe nach herausgebracht haben, den Sinn hat, so fällt die Entscheidung schwer, ob dieser bornirte Rationalismus, welcher so Arges Christo zur Last legt, oder die frivolen Mythiker, die die Evangelisten heillosen Untreue anschuldigen, sich schlimmer am Leben Jesu versündigt haben, und wo am Ende für solche Theologen im Christenthum noch ein Verlaß sey?

Wozu aber die Frage, da wir der Antwort: Nirgends! zum voraus gewiß sind? Das inzwischen ist uns noch neu, daß Johannes namentlich, weil ihm „historische Treue nicht für seine Hauptpflicht galt, und er (gleich seinen Vorgängern, versteht sich) so weit an den Schwächen der menschlichen Natur Theil nahm, daß er in einzelnen Fällen den Werth der Mittel zur Erreichung eines guten Zweckes gehörig zu prüfen vergaß, schon unter seinen Zeitgenossen nicht unbedingten und allgemeinen Glauben fand“, wie nach-Hennell (122 f.) der Evangelist III, 11. 32. selber wiederholt mit den Jesu in den Mund gelegten Worten aussprechen soll, daß sein Zeugniß niemand annehme — davon abgesehen, daß er seinen Lesern zur gläubigen Annahme, es sey Blut und Wasser aus Jesu Seite geflossen, eine solche Betheuerung beibringen mußte. Er glaubte, „daß nach der Versicherung des Herrn alles, was vom heiligen Geiste ihnen eingegeben werde, für Jesu eigenes Wort anzunehmen sey,“ und da es ihm nur um Erweckung des Glaubens zu thun war, so fragt er in seinem ersten Briefe II, 22.: „Wer ist der Lügner, wenn nicht der, welcher läugnet, daß Jesus der Christus ist?“

Doch wir können hier an kein Ende. Seit dreihundert Jahren hat die protestantische Reformation schon an der heiligen Schrift gereinigt und ausgeklärt, so daß auch der Körper der Bibel daraufzugehen droht; und noch ist sie ihnen nicht gereinigt und geläutert genug. Alles wird nunmehr rückläufig: Christus geht aus dem Christenthume hervor, die Quelle entspringt aus ihrem Abflusse, die Consecrationsworte kamen nach dem Bestand des christlichen Abendmahls als die vom Herrn selbst geheiligte Formel in den Canon; kurz alles wird kopfunter gestellt. Zuletzt macht unter andern Zweifeln (Vorl. d. Dogmatik I, 431. III. Aufl.) nun erst die Entdeckung, „daß man die Bestimmung des Canon selbst als noch nicht völlig geschlossen ansehen müsse.“ Könnte nur überhaupt noch von einem Canon apostolischer Bücher die Rede seyn; denn nach Thom. Paine's Aufklärung scheint von allen siebenundzwanzig Schriften des neuen Testaments keine einzige dem Verfasser anzugehören, dessen Namen sie trägt, sondern alle sind von der römischen Kirche ausgegangen, und so zu uns gekommen!

Sieht es aber mit den christlichen Lehren überhaupt dergestalt aus, und ist, wie Strauß mit seinen Streitschriften I, 45. scheinbar in letzter Instanz erklärt, „das Christenthum des neuen Testaments durch den Einfluß des Apostels Paulus so modificirt, daß der Schluß von dem Werke auf seinen ersten Urheber keineswegs so einfache Giltigkeit hat“ — was wird erst noch später aus dem Complex der ursprünglichen Offenbarungswahrheiten geworden seyn, nachdem die römische Hierarchie durch so viele Jahrhunderte jene einmal angefangene Modification vervollständigte? Hier aber erkennt man recht den siegreichen Fortschritt unserer Zeit, daß Luther in seiner Glaubens- (nicht Sitten-) Reform zwar bis auf Paulus zurückgegangen, die Evangelischen des achtzehnten Jahrhunderts darauf schon von der Lehre der Apostel zur Lehre Christi den Refers ergriffen, Dr. Strauß aber nun bereits weit über Christus hinausgekommen ist, und im mythologischen Alterthum seinen Standpunkt einnimmt, so daß ihm Christus auf die Entstehung und Fortbildung der christlichen Dogmen nur wie ein zufälliger Moment einwirkt und bald als eine historisch völlig überflüssige Person im Catechismus wegsallen muß.

So findet sich unsere Zeit in das Christenthum hinein, und

entwickelt sich ihr die Weltgeschichte. Alles entspinnt sich aus dem bloßen Denken, und wir haben nichts anderes zu thun, als mit Denken auf Denken uns zu überschlagen, bis nach endlosen Strupeln nicht Ein wesentlicher und vernünftiger Gedanke uns mehr übrig. Mit Recht geißelt ein neuerer, wenn auch sonst nicht eben löblicher Dichter die Deutschen für diese Seifenblasenentwicklung und dieses ganze hohlgespensische Studium mit der Satyre:

Es dachte ein Denker hin und her,
Und sann, ob nichts zu denken wär'?
Und weil es ihn trieb zu denken bloß,
So ward er bald gedankenlos.
Da grübelt er nach Denkerpflicht:
Ob er auch denke oder nicht?
Der Zweifel gibt ihm aber ein,
Es könnten nicht Gedanken seyn.
Nun lag er hart mit sich im Zanke,
Zerfolternd sein Gehirn mit Qual,
Doch ungerecht, zum erstenmal
Ward ein vernünftiger Gedanke —

der nehmlich, daß sein Denken wirklich nichts und für nichts sey!

LVII. Kapitel.

Die Ehebrecherin.

Wenn aber die Reden Jesu aus dieser Zeit rein auf selbstgemachten Fiktionen beruhen, wie wird es erst mit den noch schlimmer angesehenen Thaten bestellt seyn? Vor allen kömmt hier das Kapitel mit der Ehebrecherin in Betracht, bei dessen anerkannter Unächtheit jedem ächten Protestanten das Herz im Leibe lacht, wenn er noch von einer Rechtfertigung dieser Geschichte aus inneren Gründen hören soll. Dr. Paulus und seine würdigen Geistesgenossen nennen dieß geradezu eine „unächte, Charakterwidrige Sagen-geschichte“, und zählen die Unwahrscheinlichkeiten derselben uns am Finger auf. Hören wir also, bis zu welchen inneren Verwerfungsgründen es zum Theil schon Calvin, Beza, Grotius, Clerikus, Wetstein, Semler, Ortel, Schulze, Morus, Hänlein, Wegscheider, Schmidt in seiner Einl. u. a. gebracht haben.

Härs erste hat das mosaische Gesetz nicht einmal Steinigung, sondern eine unbestimmte Todesstrafe auf den Ehebruch gesetzt! Auch eine talumdische Bestimmung existirt hierüber, fügt Strauß bei, und ignorirt so entweder geflissentlich oder unwissentlich die von uns angeführte Beweisstelle. Mit diesem Punkte wären wir also wieder fertig; jetzt kommt aber der zweite: Wie konnten sie Jesu überhaupt eine Straffällige zuführen, da er keine Gerichtsbarkeit besaß, und die Pharisäer, die wohl auch keine über sie besaßen, von ihm doch nicht erwarten konnten, daß er als Bürger und Schiedsrichter die Staatsgesetze aufzuheben sich anmaßen würde? Ja, wie hätten sie einen Mann, den sie gestern verhaften wollten, heute als einen solcher Aufmerksamkeit würdigen Lehrer öffentlich behandeln sollen! Drittens. Die Zeloten durften eine Person nur in flagranti tödten, erinnert Dr. Paulus: wie mochten sie also durch Fragestellen sich verzögern? Aber noch schlimmer sieht es nach Semlers und Ortels Einwurf: denn die zur Untersuchung Gezogene hätte ja am Ausgange der Festzeit zum Ehebruche, oder die Pharisäer wenigstens zur Entdeckung desselben nicht einmal Zeit gehabt! Vielleicht figurirte sie aber nur als Ehebrecherin? Viertens war die Frage, die sie an Jesum stellten, gar nicht verfänglich, sagen Clerikus, Wetstein, Paulus u. s. w. Er durfte ja nur entgegnen: Thut nach dem Gesetze! (Aber das war eben die Frage!) Sodann, lautet nach Beza, Wetstein und Dr. Paulus der fünfte Punkt: wie sollte Jesus, der doch sonst mit Antworten nie verlegen war, hier, um sich Bedenkzeit auszubitten und sich lange zu besinnen, auf die Erde geschrieben haben? Hier gilt es also wieder die Ehre Christi zu retten, wie dort bei der Erklärung: Jairus Tochter schlafe nur. Wenn aber solche Männer sich zu Vertheidigern aufwerfen, dann sage man noch von einem advocatus diaboli! Also muß, wenn wir Strauß hören, „auch das geheimnißvolle Schreiben Jesu auf die Erde sagenhaft und mythisch erscheinen.“ Unverantwortlich aber wäre sechstens: die darauf gesprochene Sentenz: wer von euch ohne Sünde ist u. s. f., wie Clerikus, Wetstein, Semler und Paulus urtheilen. Jesus hätte ja damit erklärt, nur der dürfe Richter über erwiesene Verbrecher seyn, der selbst von ähnlichen Sünden rein sey, um dem Gesetze Nachdruck zu verschaffen! (Er hätte hiernach, wie Hus, den Scheiterhaufen verdient!) Kaum denkbar endlich sey es, halten Clerikus, Paulus (I, 410.) und Strauß (§. 89.) dafür, daß all die gesezeselst

Menschen so arge Sündenböcke gewesen, und wenn! daß sie ein so jartes Gewissen gehabt haben sollten, um auf die Correction desselben durch Jesum hin sich sämmtlich unverrichteter Dinge zu entfernen, und das Weib ungekränkt zurück zu lassen, sondern dies scheint nur zur poetischen Ausschmückung der Szene in der Sage zu gehören!“ Wie sollte achtens Jesus mit der Sünderin in dem so bevölkerten Tempel allein geblieben seyn, da er doch gleich darauf B. 12. wieder zum Volke redet? Die vorhergängigen Verse sind schon dem Style nach geziert und unjohanneisch, namentlich bedient sich Johannes nicht so oftmals der Partikula *de*; was aber weiter folgt, hängt ganz mit dem vorhergängigen Kapitel zusammen, wo von dem letzten Festtage die Rede geht. Doch wir sind von diesen schlagenden inneren Gründen schon niedergebunnert genug, und wollen uns, denk ich, mit Aufzählung der äusseren nicht noch mehr ermüden.

Wir können über die Gewissenhaftigkeit und den jarten historischen Verstand dieser Herren nur bedenklich die Achsel zucken. Doch möchte Strauß in dieser „späterhin ausgesonnenen und ins Leben Jesu hineingebichteten Sage“, wie sie Paulus nennt, keineswegs einen Beweis wider die ursprüngliche Richtigkeit dieses Abschnittes; sondern vielmehr mit Bretschneider ein Argument wider die Richtigkeit des ganzen Evangeliums ziehen; wo jedoch das Ganze angenommenemassen falsch ist, macht eine einzelne Perikope natürlich keinen Unterschied. Ebenso wenig will B. Bauer den Abschnitt ausgelassen wissen, findet aber darin besonders Anlaß, es Jesu zu verdenken, daß er zum Weibe sprach: Geh hin, und sündige nicht mehr! Wunder nimmt es Strauß nur, daß seines Wissens noch niemand auf den Einfall gekommen, in dieser auf dem Ehebruch Ertrappten die Sünderin bei Lukas, d. h. eine Person mit Magdalena, zu sehen, welche er ebenso wieder mit Maria von Bethanien confundirt. Aber ich kann mir dies wohl erklären. Wenn man schon früher auf alle diese Einfälle gekommen wäre, wozu wäre denn Strauß in der Welt? Wäre er dann noch der Mann, auf den in der Zeitgeschichte gerechnet ist, und den die Vorsehung gewähren zu lassen scheint, um den Irrthum auf die Spitze zu treiben, wo jeder mit fünf gesunden Sinnen einsehen muß: das ist zu weit gegangen; wir müssen wieder zur kirchlichen Wahrheit zurück.

LVIII. Kapitel.

Der Blindgeborne. Weitere Verhandlungen bis zum Tempelfeste.

Nun folgt gerade eine Blindenheilung! Wie kann man aber einen Blinden so leicht hellen, rufen die Theologen des „evangelischen“ Protestantismus recht bezeichnend aus, und suchen deshalb, ganz folgerichtig für ihren Standpunkt, im offenen Widerspiele mit dem Evangelium uns zu beweisen, daß der Blinde eigentlich schon sehend gewesen, wir aber, wenn wir in seiner Herstellung ein Wunder sehen, blind seyen. Betrachten wir es näher, und hören wir den Jubilar des Rationalismus hierüber, so gewahrt er hier einen Menschen, der von Geburt an, „wir erfahren nicht durch welche Art von Blindheit (ob wegen ereritischer Bemäntelung, wie Dr. Paulus, oder wegen mythischer Benebelung, wie Strauss?), blind war.“ Wir haben aber die Augenkrankheiten im Morgenlande leider noch wenig genauere Kenntnisse. Den Unglücklichen machte aber sein Vorurtheil, sein Leiden als eine Strafe für irgend eine große Vergehung an Gott anzusehen, nur noch blinder. Dieß muß also gehoben werden, wie dort bei dem Sichtbrüchtigen der Wahn, daß er von Gott geschlagen sey, und nicht gehen könne u. s. w., oder wie früher bei den Besessenen. Dieß thut der Heiland denn auch auf der Stelle. Was indeß das *τυφλόν ex γενεῆς* betrifft, so ist die Bezeichnung ungenau (!), und wir dürfen es billig für „blind von Kindesbeinen an“, nicht gerade für „blindgeboren“ nehmen. (Daraus erklärt sich wohl die Frage der Apostel: Hat dieser es verschuldet, oder seine Eltern?) Blind selbst muß nicht gerade totale Blindheit bezeichnen (wie die Verblendung der Aufferkirchlichen nach der bisherigen Untersuchung von einem mehr oder minder complicirten Felle herührt!); denn wenn Christus zu dem Menschen spricht: Gehe hin! nicht: „Laß dich führen“ zum Teiche Siloal so muß derselbe doch noch einigen Schein des Augenlichtes gehabt haben, daß er den Weg bis hin finden konnte! So Dr. Paulus.

Was aber die Heilung selbst betrifft, so vermuthen Gottesgelehrte von Venturini's Schlage billig, nach der Analogie der früheren Fälle eine vorangegangene chirurgische Operation, welche im

Evangelium nur nicht in den ärztlichen Conto aufgenommen ist. Jedenfalls mußte sie besondere Sorgfalt erfordern, weil Jesus sagte: er müsse wirken (*χειροῦργειν!*), so lange es noch Tag sey; bei der Nacht könne das keiner thun. (Nicht jeder Arzt operirt bekanntlich bei Stearinferzen!) Hätte er durch ein bloßes Wollen und Reden ihn heilen können, so wäre dieß bei der Nacht ja eben so kräftig gewesen, ja noch lauter erschollen; und er konnte es zudem vermeiden, die Pharisäer zu reizen. Was er ihm noch für einen ähnden Leig oder für eine Salbe auf die Augen gestrichen, ist leider durch kein Comité von Ärzten und „Naturforschern“ constatirt, und macht darum dem ehrenwerthen Paulus nicht wenig Bedenken. „Lag das Augenübel etwa in einem äufferen Hindernisse, das hinweg gebracht werden konnte? Etwas Klares und Bestimmtes läßt sich über alle solche Fälle unmöglich ausdenken.“ (Ein merkwürdiges Geständniß, das die Resultate des protestantischen Denkens wieder überhaupt charakterisirt.) Woher wußte auch Johannes, daß Jesus nur Staub und Speichel nahm? (Weil er dabei stand!) Der Blinde konnte es ihm nicht sagen, sonst müßte er ja deutlich gesehen haben. Es ist also hier nur vermuthungsweise erzählt, wie dort der Tod des Simeon, welcher es auch nicht mehr sagte, wie er die Säulen umgerissen, und so mit der ganzen Versammlung erschlagen worden sey. Der Blinde hörte vielleicht, wie Jesus, während er die Ingredienzien zu seiner Salbe mischte, sich zufällig auch räusperte und ausspuckte, und verfiel dadurch auf den Wahn, das Ausgespuckte sey zur Salbe verwendet worden. Hierauf begab sich der Blinde noch zum Teiche Siloa, und wusch sich, d. h. er gebrauchte nach Jesu Vorschrift eine lange Badekur (*ἐνίπνετο καὶ ἦλθε βλεπων*), und er kam sehend zurück, nehmlich zu seiner Zeit, nach Vollendung der Kur! — Hier blieb Venturini wenig weiter mehr zu sagen übrig, denn was ist es neues, wenn er erklärt: „Er strich eine ähnde Salbe ihm auf die Augen, und spritzte mit ziemlicher Kraft (!) seinen Speichel darüber; dann legte er die Hände auf die Augen, um durch deren Wärme die heilende Kraft der Salbe zu vermehren. Die treffliche Salbe (o gewiß!) und geschickte Manipulation haben ihre Wirkung gethan, in Siloa sollte er die Salbe aus den Augen waschen.“ Nun folgt noch ein Ausfall gegen Heß, der hier ein Wunder sehe, wo das Evangelium gar keine Anleitung dazu gebe! Wir müssen gestehen:

das Ganze ist doch nicht ohne Abwechslung. Dort wird ein Blinder, der schon anfänglich einen Schein hatte, noch mehr sehend; später ein anderer, der eigentlich nicht sah, durch Jesus ein klein wenig, aber allmählig besser sehend: wie stark muß aber dieser hier des Augensichts theilhaftig geworden seyn, da er trotz der über sie gestrichenen Salbe sah? Endlich hat die Frage der ungläubigen Pharisäer: sind etwa wir selbst blind? auf Dr. Paulus keine Anwendung.

Diese Aufenweise Heilung nimmt sich so natürlich aus, wie wenn, um mit Strauß zu reden, Cäsar mit dem bekannten *veni, vidi, vici* sagen wollte: nach meiner Ankunft rekognoscirte ich mehrere Tage, lieferte hierauf in gehörigen Zwischenzeiten unterschiedliche Schlachten, und blieb endlich Sieger! — Was weiß aber der Mythiker uns dagegen zu bieten? Er läugnet fürs erste, daß diese Geschichte sich in der evangelischen Überlieferung befunden habe, weil dieselbe, ungeachtet sie wegen der angeborenen Blindheit des Mannes, des Vorganges zu Jerusalem am Feste und wegen der an das Wunder sich knüpfenden Inquisition und kapittelangen Gespräche die bedeutendere gewesen, von den Synoptikern ignorirt werde. (Könnte dieß nicht auch zum Zeugniß gegen die Synoptiker gebraucht werden? Aber:) Haben doch schon Köster und Bretschneider es herausgefunden, daß der vierte Evangelist zwar weniger und dafür desto stärkere Wunder zu erzählen sich zur Aufgabe gemacht habe. Der simple Paralytische wird ihm zum 38 Jahre lang Geldhymten; aus eben Verstorbenen macht er vier Tage lang in der Gruft Gelegene und bereits in Verwesung Übergehende, aus einfachen Blinden also hier nach derselben Wunderkala einen Blindgeborenen. „Wie er aber zu den einzelnen Zügen der Erzählung kommen konnte, ergibt sich leicht. Das Spucken war bei magischen Augenkuren gewöhnlich; die Rothsalbe lag als Surrogat einer Augensalbe nahe und kommt auch sonst bei zauberhaften Prozeduren vor. Der Befehl, sich im Teiche Siloa zu waschen, kann der Verordnung Elisa's, daß der aussäpfige Naëman sich siebenmal im Jordan baden solle, nachgebildet seyn. Endlich die (gerichtlichen) Verhandlungen darüber gehen theils aus der johanneischen Tendenz hervor, sowohl die Heilung, als die angeborene Blindheit des Menschen möglichst urkundlich zu machen und zu verbürgen, daher das wiederholte Verhör des Gehellten selbst und sogar seiner Eltern (1), theils drehen sie sich um die symbolische Bedeutung der Ausdrücke: Blind und sehend, Tag

und Nacht, wie sie zwar auch den Synoptikern nicht fremd ist, noch spezifischer jedoch in den johanneischen Bilderkreis gehören!“

So hat wieder ein günstiger Zufall dem unseligen Evangelisten als Treffer in die Hände gespielt, daraus er mit reiflicher Combination eine ganz verschmitzte Wundergeschichte mit darauf folgender Inquisition und Excommunication in Rede und Gegenrede zusammengeschmiedet, und damit, wie ein Philostratus das Leben seines Heilandes bereichernd, sagen wir es nur frei heraus: die Nachwelt mit bewußten Lügen hintergangen hat. Wer einem Blinden von Farben reden wollte, oder einem Irren, der sich einbildete, es gebe kein Amerika, sondern man habe nur die Fäden der Sage von der alten Atlantis aufgenommen, und daraus einen neuen Roman gesponnen, woran er nicht glaube, weil er es nicht selbst gesehen — lange des Gegentheils belehren wollte, der würde am Ende selbst für wahnwitzig gelten. Darum kein Wort auf diese verkehrte Gelehrtheit, die, alles gesunden Verstandes baar, ihn durch einen studirten künstlichen ersetzt hat. Kein Wort hier auf diese Fiktion einer Fiktion! Aber was sollen wir von dem Charakter eines Schriftstellers denken, der dem Verfasser unseres vierten Evangeliums eine so grobe Unredlichkeit, eine so durchdachte Betrügerei Schuld gibt, daß er Reden und Geschichten mit freier Überlegung, wie hier, erdichtet, und noch Verhandlungen hierüber in einen Dialog ausgesponnen habe, um sein Nachwerk als Leben Jesu auf die Nachwelt zu bringen? Wie uns dünkt, hat Herr Strauß, der unter den Letztgenannten doch noch am meisten Credit besitzt, seinen eigenen Charakter hier etwas auffallend compromittirt; indeß wollen wir es ihm für eine dummdreiste Unbesonnenheit hingehen lassen, und glauben, er sey eben nicht gehörig bei Verstand gewesen, als er dem Evangelisten ohne weiters Angesichts der Christenheit eine solche Zumuthung und einen derartigen Vorwurf zu machen sich nicht entblödete. Hat doch auch Luther den Aristoteles geradezu einen „Esel“, die Apostel aber „dumme Leute und arge Schälke“ geheißen; überhaupt sind wir dieses vice versa von den Aufferkirchlichen schon gewohnt. Jedenfalls wird es uns doch leichter, dergleichen Advokatenkünste dem Verfasser eines mythischen Lebens Jesu zuzutrauen, als dem Evangelisten Johannes oder wie er immer heißt. Doch mögen sie sichs ferner zur Witzigung gesagt seyn lassen: Die Zeit ist vorüber, wo man jede Blasphemie ungeahndet aussprechen darf! Ja, vielleicht ist der Tag nicht mehr

ferne, wo alles zusammenwirken wird, nicht wie Strauß meint, um den deutschen Wolfgang Menzel, sondern um den Mythiker mundtot zu machen. Dieselbe Sentenz dürfte auch die Nachfolgenden erreichen, welche unsern Mythiker an unumwundener Frivolität noch übertreffen.

Nach Weise (II, 252.) nehmlich lag die Veranlassung zur Aufnahme dieser Anekdote wahrscheinlich in den Worten: Ich bin gekommen, die Blinden sehend und die Sehenden blind zu machen. Welch abgeschmackte Rolle der Evangelist Jesu nach der an Unsinn streifenden Erklärung des Namens Siloa bei der Bewerbung seines neuen Jüngers spielen läßt, bedarf keiner besondern Erwähnung! —

Soweit der Genannte; noch tiefer aber geht B. Bauer III, 318. auf die Quelle ein, und entdeckt: „daß Jesus einen Blinden heilen muß, hat der Vierte von Markus erfahren; daß er aber als solcher geboren wurde, daran ist unter andern der Verfasser der Apostelgeschichte schuld, denn die Geschichte vom Blindgeborenen ist der vom Lahmgeborenen nachgebildet, daher beidemale dieselbe Inquisition folgt. Im Berichte der Apostelgeschichte ist wenigstens alles zusammenhängend und verständlich, so weit in der Welt der Wunder Zusammenhang möglich ist; im Bericht des Vierten aber ist alles taumelnd verrückt, und bis auf die kleinste Kleinigkeit falsch nachgebildet, durch die überhäuftten Motive aus den Fugen gerissen, und der Verstand bis auf den geringsten Rest getödtet.“ Ganz von demselben Combinationsgeist ist Hennell.

Doch prüfen wir ins einzelne. Im Vorbeigehen, heißt es, sah Jesus einen Menschen. Dieser Eingang erforderte doch, daß ein Ausgangspunkt der Bewegung angegeben wäre, und die Bemerkung, daß das Gehen beginne, vorausginge. Wo Jesus vorübergegangen sey, fehlt aber gänzlich. — Es ist eine Bequemlichkeit der Cregeten, hier, weil die Fülle des Stoffes es geböte, einen anderen Tag anzunehmen, obwohl der Evangelist nicht daran denkt, und auch ganz der eben geschilderten Gefahr, gesteinigt zu werden, vergißt. Ein solches Beispiel muß uns warnen, auf historische Glaubwürdigkeit zu schließen, selbst wo der Bericht anschaulich erscheint. Woher wußten dann die Jünger, daß er blind geboren sey? Zwar Lücke (Comm. II, 317.) läßt ihn dies

klagend erzählen; aber der Bettler läßt sein Unglück viel wirksamer sehen, als daß er es erzählt.

Tholuck urtheilt (Comm. 191.), die Jünger hätten gewußt, daß Sohn und Eltern tugendhaft gelebt, daher ihr Interesse an seinem Schicksale. Aber die Jünger wissen es nur, weil es der Herr weiß, wie es heißt: „er sah einen Blindgeborenen.“ Wer wird ihm jedoch eine so unmittelbare Einsicht zuschreiben, gleich Sonnambülen, die in solcher Situation zu Hause sind? Vor der Kritik verflüchtigt sich die ganze Szene, und verlegt sich aus der Wirklichkeit in das Bewußtseyn des Erzählers, in welchem sie ihre Erklärung und ihren Ursprung findet. Noch mehr: wie sollen die Jünger von der Vorstellung der Zeitgenossen, daß die Sünden der Väter heimgesucht werden, hier abgekommen seyn? und ein Dilemma mit der weiteren Möglichkeit stellen, er habe es vielleicht selbst verschuldet? Der Glaube, daß man im Mutterleib sündigen könne, ist spätere rabbinische Fäselei, und der Glaube an die Präexistenz der Seelen unter dem Volke zur Zeit Jesu nicht so gewiß anzunehmen (obwohl Josephus ihn den Pharisäern ausdrücklich zuschreibt!). Zweifel in so bestimmter casuistischer Form bilden sich nicht unter dem Volke (unter den Aposteln Christi?), sondern sind das Erzeugniß späterer Reflexion, und setzen ein fremdes Bewußtseyn, einen Standpunkt anderweitiger Bildung voraus; ja die casuistische Spitzfindigkeit seiner Frage wird dem Evangelisten selbst auf dem Standpunkte seiner späteren Bildung noch Skrupel verursacht haben.

In der Antwort darauf zerreißt Johannes noch das Mitgefühl und Erbarmen des Heilands mit der leidenden Menschheit; denn dieser darf nach seiner abstrakten Vorstellung seine Wunderhilfe nur zu seiner Verherrlichung üben, nachdem er zugleich ganz auf die Anschauung der fragstellenden Jünger eingegangen. Durch eine sonst gewöhnlich angenommene Akkommodation an jüdische Vorurtheile „fällt zwar auf den Herrn das nachtheiligste Licht, das auf einen Charakter fallen kann, das der Verstocktheit und Hinterhältigkeit, die anders spricht als denkt; der Indolenz, die im Besiz einer besseren Einsicht und bei den wichtigsten Interessen des menschlichen Geistes im Geleise der Sprache des Vorurtheils träge fortschreitet, und die Mühe scheut, sich aus der falschen Sprachweise, die andern aus dem Irrthume herauszureißen“. Zudem bezieht er sich ja nur auf den

zeln Blinden, und fährt uns keineswegs über den Zusammenhang zwischen Sünde und Krankheit auf, rettet also die Ehre des Herrn nicht, zumal er nicht bloß zu seinen Jüngern spricht, sondern andermal vor der Masse des Volkes das Vorurtheil bekräftigt (Matth. IX, 2—6.). Darum müssen wir auf crittischem Wege den Widerspruch als Werk des späteren Pragmatismus verachten. (Wem ist hier, wo Christus so ernsthafte Sachwalter gewinnt, die ihm gegen das Evangelium und die Schmach, so ihm angethan ist, in Schutz nehmen wollen, nicht das meo Danaos, et dona ferentes ein?)

Also kann der Herr auch nicht in den Widerspruch gefallen seyn, daß er (wie schon bei dem Blüthtranken) sprach: Geh hin, sündige nicht mehr! als habe er gewußt, daß der vor 38 Jahren sich bezügelte Ausschweifungen erlaubt. Darauf soll er sprechen: Ich muß Werke thun, so lange es Tag ist — aber nichts hat sich ja neuer Wirksamkeit hiebei entgegengesetzt, wie kann er mithin so sprechen? Dem Evangelisten liegt jedoch der Sabbath und der Zorn: Juden im Sinne (vgl. V, 16. 17.), und dieß kommt darum auch hinzu. Am wenigsten konnten aber die Jünger hier seine Äußerung zu einem baldigen Abscheiden verstehen, daß die Nacht komme, wo niemand wirken könne; und doch wird der Gedanke als ihnen schon bekannt vorausgesetzt! Natürlich, da für die spätere Gemeinde der Tod Jesu ausgemacht war, mußte er noch die ihm zugemessene Zeit zu Wundern benutzen! Das Ganze ist aber wieder (nach dem von stereotyp gewordenen Worte) eine pragmatische Reflexion, und dieß der Verwandlung seiner Anschauung in einen Widerspruch des Herrn merkt der Evangelist die Widerrede nicht, in die er verfällt. (Daß Tag und Nacht, blind und sehend, Leben und Tod hier in Wechselbeziehung stehen, findet man aber widersprechend!)

Das etymologische Verfahren des Evangelisten beim Namen Siloa, welcher nun an die Reihe kommt, nennt Lücke (S. 327.) einen allegorischen Unsinn, oder eine Allegorie, die keinen Unsinn streift, und erklärt die Stelle, um den Evangelisten nicht zu verlegen, für die Glossen eines allegorisirenden Interpreten. Darf entgegnet D. Bauer (Joh. 352.): Lassen wir doch dem Evangelisten die Freude, das Echo des Gottgesandten auch im Namen des Heiliges, zu dessen Reich der Herr den Blinden wies, wiederzuhören;

aber lassen wir auch dem Apologeten seine Freude, daß er dem Evangelisten einmal auf die Finger klopfen kann.

Doch nun kommt der Punkt, wo allen Anforderungen unserer Kritiker in Hinsicht auf Genauigkeit der Untersuchung und Darstellung Genüge geleistet scheint. Aber nein! Bei den sonst so sachklaren, protokollarischen Verhandlungen über die Heilung des Blinden wendet Bauer ein: „Niemand wird behaupten wollen, daß der Evangelist bei all diesen Szenen gegenwärtig gewesen sey;“ ja auffallend wäre es, meint Weiße in seiner Evangelischen Geschichte (II, 251.), wenn er „die Sorgfalt des Nachforschens auf so nichtiges Geschwätz gewendet hätte“. „Gibt man zu, sagt Hennell (Unters. 181.), daß der Bericht des Johannes von dem Verhör durch die Pharisäer wahr ist, so ist die Sache schwer zu erklären, wenn man nicht ein wirkliches Wunder oder einen angelegten Betrug annimmt. Allein diese ganze Untersuchung (Hennells?) ist nichts weiter, als das Erzeugniß eines Mannes von mäßiger Erfindungsgabe, der sich eifrig bemüht, mögliche Einwendungen zu beantworten. Von diesem Gesichtspunkte aus verschwinden alle Schwierigkeiten.“

Indes B. Bauer beweist uns, „daß jene Verhandlungen noch in einem anderen Sinne nichtig seyen, und der gesammte Bericht sich selbst auflöse.“ Warum führen sie ihn vor das Synedrium? Die Angabe: wegen der bedenklichen Sabbathverletzung ist müßig, da der Heiland bereits durch Hohenrathsbeschluß verurtheilt war. Hier ist also die Collision, daß der Evangelist die Ankläger wohl an den Beschluß denken läßt, daß jeder Anhänger Jesu aus der Synagoge ausgestoßen werden solle — der Blinde aber hatte Jesum ja nicht anerkannt, sondern sprach ganz fremd von ihm! Aber die Sache ward noch schwieriger, die critische Lösung der Schwierigkeiten dagegen leichter bei diesem Beschlusse des Synedriums: wann war er denn gefaßt, wann dem Volke publicirt? Dies Manifest war noch nicht erlassen, als sie ihre Diener gegen ihn aus sandten, später ist keine Zeit mehr dazu. Die Worte, in der Hitze des Augenblicks von den Pharisäern gesprochen: „nur das gemeine Volk unterliege dem Fluche,“ verwandeln sich dem Evangelisten unter der Hand in einen Bannfluch wider die Anhänger Jesu. Darüber war aber nur Eine Nacht vergangen; wie sollte also das Volk schon davon Notiz nehmen? Ferner: wie konnte

er Blinde wissen, daß der, welcher ihn heilte, ein ge-
 rissener Jesus sey, da er ihn doch nicht sah?! und wenn,
 warum hegt er nicht gleich die Überzeugung, daß er ein Prophet,
 2 der Messias sey, und wie konnten die Pharisäer ihn austreiben,
 o lang er noch ungewiß war? Die spätere Frage Jesu: Du
 glaubst also an den Sohn Gottes? erscheint als eine schwächliche
 Aufdringlichkeit. All diese Collisionen, vom Zweifel der Nach-
 warn, ob er der Blinde noch sey, bis zu dem wiederholten Zusam-
 mentreffen Jesu mit ihm, sind aus der Absichtlichkeit des Geschicht-
 schreibers hervorgegangen, der, ohne zu ahnen, in welche Wider-
 sprüche er fiel, glaubte, Geschichte zu berichten, weil er diese Col-
 lisionen nach seinem Schema für völlig naturgemäß hielt. Diese
 Gleichförmigkeit, diese a priori feststehende Rubrik: Gegensätze und
 Spaltungen als die Urfiedern der einzelnen Begebenheiten, beweist,
 daß die ganze Vermittlung, die der Heilung des Blinden folgt,
 nichts als ein Werk des Pragmatismus ist. Er wollte das
 Wunder nur recht kräftig von der Obrigkeit beurkunden und darum
 zu Protokoll nehmen lassen.

Somit kommt der Evangelist nirgends recht an, möge er berich-
 ten wie und was immer. Dringt er auf den Sabbath, so ist eben
 die Positivität eine gemachte Sache; erwähnt er ihn nur nebenbei,
 so verräth dieß seine Unsicherheit, womit er Collision auf Collision
 häufen muß, um die rechtskräftige Verdammung Jesu durchzusetzen.
 Schon der Umstand, daß am Sabbath nach dem Talmud kein
 Gericht gehalten wurde, vernichtet die Angabe, zumal wenn
 er nach dem Einbruche des Berichts des hohen Synhedriums meint,
 dem Geschichtschreiber stehe gleich die oberste Diktatur zu Gebote.
 Wer würde nun mit ruhigem Gewissen noch den Kern der Geschichte
 vom Blindgeborenen festhalten wollen, nachdem der Baum, der dar-
 aus erwachsen ist, sich als ein Erzeugniß des pragmatischen Treib-
 hauses erwiesen? Können die Jünger jene Frage nicht gestellt haben,
 so hält nichts den Umstand aufrecht, der die Frage hervorgerufen.
 War der Grundstoff, daß Jesus Blinde geheilt, vorhanden (woher?),
 so konnte der Verfasser auch einmal auf einen Blindgeborenen denken,
 und bei seiner Ansicht vom Zweck der Wunder bildete sich der Spruch,
 der das verwickelte Räthsel löste: „Ich bin gekommen, daß die
 Blinden sehend und die Sehenden blind werden.“ Aber
 durch diesen Spruch, an geistig Blinde ursprünglich gerichtet, w

ja der Stolz und die Selbstüberhebung des Geheilten verführerisch gereizt worden, es wäre dies wirklich, sentimental und in gefährliche Sicherheit wiegend gewesen. Der Blinde hätte im selben Augenblick an seinem Elend wohlgefällig sich spiegeln und des verdammlichsten Stolzes schuldig machen müssen. „Doch hinweg von diesem häßlichen Bilde, das nur die Geschichte der Religion aufweisen kann!“ Und die Verhandlung mit ihm soll so laut geführt worden seyn, daß die geschäftig herbeigekommenen Pharisäer am Ende wie auf ein Stichwort einfallen konnten?

Es bedarf nun keiner weiteren Untersuchung, daß die Frage: Sind wir auch blind? mit der Antwort Jesu ungehörig und das Werk des Evangelisten ist. Sie müssen schnell nachkommen, um den Spruch, der ihnen gilt, noch zu hören. Jetzt wird mit einemmal das Schuldregister dieser Volksführer eröffnet. Wahrlich! wahrlich! muß den Übergang bilden; eine Beteuerungsformel, die immer nur das Vorhergehende bestätigt. Schade, daß vorher von den verderbten Leitern des Volkes nicht die Rede war; begreiflich auch, daß die Pharisäer die Parodie vom guten Hirten nicht verstehen oder doch nicht wissen, wie er auf einmal darauf kam. Ohne die vorhergängige Empörung hätte auch das römische Volk die Fabel des Menenius Agrippa nicht verstanden. Wahrlich, wenn die Evangelisten (also jetzt alle! vorher sind die Synoptiker gegen Johannes in Ehren gestanden!), um die unergründliche oder vielmehr unverständliche Weisheit Jesu und die Stumpfheit des Volkes und der Obern in Contrast zu stellen, noch die Bemerkung anhängen, daß sie es nicht verstanden, so erweisen sie damit der Weisheit des Herrn eine falsche Ehre. Aber die folgende Rede von der Thüre des Heils soll etwa die Erklärung dazu seyn? Hätte er ihnen nicht vielmehr Zug für Zug das Gleichniß wiederholen und erklären müssen? Nun aber noch ein neues, das andere durchkreuzendes Gleichniß müßte bei der vorausgesetzten schwachen Fassungskraft der Zuhörer nur den Eindruck der größten Verwirrung hervorgebracht haben. Als ob der Heiland ein Gleichniß nicht anders hätte erklären können, als so, daß er die Sache den Zuhörern noch schwieriger und verwickelter machte?

Zum Glück ist beides unmöglich, jene maßlose Stumpfheit der Hörer und die bestimmte Absicht des Herrn. Wenn die grübelnden

ausleger sich stritten, was es heiße: Ich bin die Thüre! so muß die Zuhörer beim flüchtigen Worte noch ungewisser bleiben. Inmöglicht kann der Herr im selben Augenblicke, wo er vom guten und schlechten Hirten spricht, die Thüre zum Mittelpunkt des Bildes gemacht haben, da er gleich darauf wieder von all den Räubern redet, die vor ihm gekommen. Wie grell steht dieß gegen einander ab! Zwar die Apologeten werden es nicht zugeben wollen, aber Gott! hast du deshalb etwa die heilige Schrift der Welt gegeben, damit die Leute Ja in Nein verwandeln lernen? Alle, wer sind diese alle, die vor Jesu gekommen? Aufrührer gab es wohl früher, aber nicht einmal Judas von Gamala kann er gemeint haben, wenn er nicht für einen göttlichen Gesandten sich ausgab. Aber wie der Verfasser der Apostelgeschichte den Namen Theudas dem Gamalael in den Sinn legt, obwohl dieser erst später auftrat, so hatte auch unser Evangelist andere spätere im Sinn, und nahm in dem vorliegenden Spruche seine Anschauung für eine des Herrn. Selbst die warnende Weissagung von falschen Messiasen ist somit erst nach dem wirklichen Auftreten solcher entstanden. Auf einmal wird darauf die sonst so schroff abgestoßene und wegen ihres Unglaubens geschmähte Heerde belobt, daß sie den Lockungen der falschen Heilande nicht gefolgt — aber nur die vorhergehende Rede, daß die Schafe dem Fremdling nicht folgen, brachte ihn auf das Thema. Schon die weitläufige Ausdehnung dieses Gleichnisses widerspricht der sonstigen, plastischen Kraft der Vorträge Jesu — wie auch Weiße (II, 255.) glaubt: Jesus habe wohl nach verwandten Bildern des alten Testaments den Gedanken in einer ebensvollen Parabel ausgesprochen, der Evangelist aber diese in die jetzige schleppende Länge gebracht; denn „im Geiste des Johannes lag es einmal nicht, die Reden seines Meisters so treu zu bewahren, und so rein wiederzugeben, wie die Andern.“ Wir auf unserm Standpunkte begreifen wohl, fährt Bauer fort, daß Jesus darauf die Aufnahme der Heiden V. 15. 16. von seinem Opfertode abhängig machen soll; aber was soll dieß Mysterium ohne weitere Belehrung für die Damaligen? Jedoch sollten die Zuhörer des Herrn aus seinen Sprüchen wirklich nichts weiter haben entnehmen können, als daß er befehlen sey? Zur Vertheidigung hiegegen wird wohl die Blindenhaltung herbeigeschleppt; wie konnte inzwischen das Volk diese in der bildlichen Rede der verderbten Obrigkeit gellebte

Schlacht so mißverstehen? Aber der Evangelist wollte nur wieder dem Ganzen seinen gewohnten Schluß geben. Das Stichwort „erkennen“ führt ihn zuvor B. 15. von den Schafen ganz unpassend wieder auf seinen Vater, und B. 17. ist der Nebengedanke von der Einen Heerde schon so ganz vergessen, daß es heißt: deshalb liebt mich mein Vater, weil ich mein Leben lasse, um es wieder zu nehmen — anstatt daß es hiesse: weil ich an einen so hohen Zweck mein Leben setze, darum liebt mich mein Vater so sehr, daß er mir Vollmacht gegeben, es aus dem Tode wieder zu nehmen. (Wahr!) Der Evangelist setzt dies bei seinen Lesern als schon bekannt voraus, daß wir von dem schneidenden Mißklang schmerzlich durchfahren und nach entgegengesetzten Richtungen gezerrt werden, und der quälende Eindruck verliert erst seine Kraft, wenn wir uns besinnen, daß dies alles erst ein Werk der späteren Reflexion ist.

Am Tempel fest müssen die Juden wieder die rückhaltige Sprache des Herrn mit der Klage über ihre Widerwilligkeit büßen. Hier nun ist wieder ihre Frage: „Wie lange läßt du uns noch in Ungewißheit? Sage es gleich heraus, bist du Christus?“ Ja bis zum Überdruß oft müssen sie das fragen, geht Weiße (II. 256.) treuherzig mit der Sprache heraus. Was soll dagegen die Berufung auf angeblich „schöne Werke“, von denen man beim Evangelisten noch gar wenig erfahren hat? Dazu konnte die Unangemessenheit des Wortspiels: Ihr seyd Götter! den Juden schwerlich entgehen. Nein, das Evangelium kann hier nicht aus einem Guffe seyn. Die vorhergehende Parabel, so wie wir sie besitzen, mag unmittelbar aus der Feder des Johannes seyn, das Gespräch schwerlich!

Doch die ganze Frage ist nach B. Bauer nur ein pragmatisches Reizmittel, um die Rede des Herrn über seine Gottheit und Einheit mit dem Vater in Fluß zu bringen; an sich aber gar nicht möglich, da er sich längst über seine Messianität erklärt hatte. Was nützt ihm das Berufen auf seine Werke, da das Volk dies Zeugniß doch nicht glaubt? Aber das schönste ist: wie kann er sich nach einem Vierteljahr (?) noch auf die Parabel von den Schafen berufen, noch dazu hatte er damals nur vom Gegensatz der Hirten, nicht, wie er hier will, von dem der Schafe gesprochen. Man sagt: der Heiland kam eben von jenem Vortrage her; aber wer eben davon herkömmt, erklärt Strauß, das ist der Evangelist mit seiner Feder. Der Stein muß

also, mit Bauer zu reden, von neuem in die Tiefe, um den Wasserpfiegel in Schwingung zu versetzen; und denselben Personen sollte er bereits vor einem Vierteljahre seinen Opfertod enthüllt haben? Die Collision wird wieder gelöst, indem die verhärteten Steinmenschcn Jesum steinigen wollen. Dann ist aber für den Herrn nicht mehr Zeit, sich mit Worten zu vertheidigen und den Vorwurf der Gotteslästerung mit einer Psalmstelle zurückzuschlagen. Weisse nennt dies, wiederum ein sehr unglücklich erfundenes und ausgeführtes Gespräch, aus dem wir bei aller Weitläufigkeit so gut wie nichts neues erfahren. Wäre nicht die Scheu vor einer Schrift, die wir im engsten Zusammenhang mit dem Heiligsten zu denken gewohnt sind, welcher Leser würde ernsthaft bleiben bei der Scene, die ihm hier in seine Vorstellung zu fassen zugemuthet wird? Wie aber Jesus den Juden, die ihn zu fangen versuchen, dennoch entschlüpft, erfahren wir nicht.“

Kann man noch mehr von der antichristlichen Polemik verlangen? oder übertreiben wir, wenn wir sagen: so wie es jetzt mit der biblischen Erregung steht, ist es noch nicht gestanden? Berruchter Lärm und babilonische Verwirrung im Heerlager auf der einen, unbekümmerte Schlafmüherei auf der andern Seite. —

LIX. Kapitel.

Die Erweckung des ohnmächtigen Lazarus. Ein Beispiel von Parabeln.

Wenn die Reden bei Johannes, wie wir hörten, nur freie Compositionen des Evangelisten sind, so wird Jesus ihretwegen auch nicht wiederholt mit Steinigung bedroht, und über den Jordan vertrieben worden seyn; und wirklich hat Strauß uns die Episode von Jesu dem Kinderfreund bereits vorweg genommen. Andererseits erklärt selbst Lightfoot die Worte: „Jesus entwand den Augen seiner Verfolger, und ging mitten durch sie hin aus dem Tempel“ — dahin: er habe sich hinter den Rücken der ihm holden Menge geflüchtet, die ihn vor dem Angriffe schützte. Andere aber haben die Aechtheit des Rückzuges Jesu nach Bethanien am Jordan in Verdacht gezogen, weil nur Johannes davon redet. Zudem ist auch das jen-

seitige Volksgerede, daß der Täufer keine Wunder gethan, von Johannes X, 41. nur in der Absicht geschrieben, um ihn gegen Jesus herabzusetzen. Hiesse es, er habe Wunder gethan, so würde natürlich dieselbe Anklage, nur in anderer Weise motivirt, von Seite der Critiker wiederkehren.

Da sonach die Rationalisten in dieser Zwischenzeit keine Verhandlung mit ihrem Schwamme der natürlichen Erklärung wegzuwischen brauchen, zudem der bedenkliche Punkt wegen der Ehescheidung, und daß es (nach dem Grundsätze der heiligen Brüder Effener) besetz, gar nicht zu heirathen, jenseits verhandelt wird, auch die von reichen Jünglinge geforderte höhere Tugend am Ende gar noch auf das Klosterleben führen möchte, worüber alle protestantischen Theologen so gerne hinweggleiten, nachdem auch Schiller in seiner „Resignation“ uns über den Lohn und das Werthvolle der von Christus begehrten Aufopferung aller Lebensfreuden und Erdengüter aufgeklärt hat: so wollen wir diesen wunden Fleck nicht weiter berühren, sondern höchstens mit Venturini darauf aufmerksam machen, daß die Ermahnung Christi: was Gott zusammengefügt habe, solle der Mensch nicht trennen! die Clausel in sich schliesse: wenn sie nicht selber wollten, wenn sie aber wollten, immerhin! während de Wette es gar gereimt findet, zu sagen: Indem Jesus Einen faktischen Trennungsgrund der Ehe zugibt, gibt er auch mehrere zu! — und Weise II, 194. die Rede der Jünger: „Also ist es besser, gar nicht in die Ehe zu treten,“ sogar ins Triviale, ja Lächerliche fallen läßt; denn nicht jeder zum Dienst des göttlichen Wortes Berufene brauche in diesem Sinne ein Priester zu seyn, und Jesu zu seinem höchsten Vorbilde zu nehmen; auch braucht nicht jeder Mann Vater und Mutter zu verlassen, sagt Thomas Paine, um seinem Weibe und Christo anzuhängen und nachzufolgen. — Sind also die Pastörinen ihres Zorngeifers überhoben, und auch die Forderung, die Christus an den reichen Jüngling stellen soll, welcher wahrscheinlich nur aus der Ursache ein Jüngling heißt, weil in seiner Rede das „von Jugend auf“ eben dazu passen will, durch Weise I, 565. kurzweg damit beseitiget, daß er sie von einem, aus dem Gebrauche der apostolischen Kirche und der individuellen Gestattung dieses Lukas fließenden Mißverständnisse herleitet; endlich aber (II, 99.) die

le: „Hütet euch, daß ihr eines dieser Kleinen verachtet, denn Engel im Himmel sehen allzeit das Angeſicht meines Vaters“ für eingefchoben, oder wenigſtens für gewiß falſch erklärt, daß Jeſus von Schutzengeln anders als bildlich geſprochen. — leicht ſprach ſich aber in ſeinen Mienen etwas anderes, nämlich gerade Gegentheil von dem aus, was ſeine Worte ſagten. Weens macht uns der ſchon mehrfach angezogene Leipziger Anonymus 56. aufmerkſam: „Jeſus habe jenen Jüngling auf ſeine Erklärung, er die Gebote alle gehalten habe, mit ſo vielſagendem Beifall, mit der aufmunternden Liebe angeblickt, als ob er ihm damit ſagete: Sieh, ausſprechen darf ichs nicht, daß mir genaue Geſetzesbindung unendlich werthvoll iſt. Denn meine Zunge iſt mir in dieſer Hinſicht gebunden. Aber mein Blick ſagt dir mehr, als die deutliche Rede jemals vermöchte.“ — Sagt uns dieſes nicht, daß dieſen Stimmführer des Proteſtantismus ſelbſt fühlen, wie ihr ewan- gelischer Lehrbegriff im direkten Widerſpruche mit dem Evangelium? So langen wir nach dieſen wichtigen Lebensfragen mit er- tertem Herzen, und noch früher als wir gedacht haben, zur Auf- dung des Lazarus in Bethanien an.

Die Nationaliſten gehen hier, wie früher, von dem oberſten Grund- aus: Einen Todten kann man nicht erwecken, nicht einmal einen ſten durch ein bloßes Wort geſund machen; alſo kann auch Jeſus Lazarus nicht vom Tode erweckt haben. Der Heiland war auf r Flucht (die wir mit Dr. Paulus allensfalls noch feſthalten können) ig an Bethanien vorbeigereift (durchgegangen!), daß er nicht einmal die ickheit des Lazarus erfuhr; da kamen auf einmal Boten zu ihm und hten die Meldung. „Wie ſich von ſelbſt verſteht, erkundigte ſich Jeſus ſättig um alle Umſtände;“ und baute auf dieſe Auseinanderſetzung erſten Datum gleich die richtige Vorherſagung, „daß dieſe Krank- nicht tödlich ſey. Man werde Gott danken, wenn es überſtan- ſey, und auch ihn, den Meſſias, um dieſer beſtimmten Vorher- ng willen preiſen.“ So leicht hier die Sache auch gemacht iſt, gt ſichs Venturini doch noch bequemer zurecht. Ihm zufolge te der Herr die Krankheit des Lazarus ſchon vorher. Dieſer nehmllich bei ſeinem damaligen Beſuche verreiſt geweſen, konnte die Beſchwerden der Reiſe nicht ertragen. Jeſus fand ihn: „es ein Anblick zum Erbarmen. Er unterhielt ſich mit ihm über die ſeiner Krankheit, und überzeugte ſich bald, daß die Criſis nahe

sey, welche die noch nicht ganz entkräftete Natur des jungen Mannes entweder völlig zerrütten und einen frühen Tod herbeiführen, den Sieg über den im Körper liegenden Krankheitsstoff erkämpfen müßte. (Natürlich! diese Prognosis können wir jedem Kranken stellen.) Er empfahl ihm den Genuß stärkender Speisen, übergab ihn der Maria zur Pflege; da er sich selbst aber hier nicht sicher wußte, zog er sich nach Bethabara zurück. Jetzt kam die Trostpost, daß Lazarus sich verschlimmert habe. Jesus nahm den Weg abseits, erkundigte sich näher nach den Umständen, und ersah aus dem weitläufigen Berichte, daß wirklich nur der vorhergesehene Fall eingetreten sey, und wenn die starke, jugendliche Natur mitunter vielmehr nahe Besserung, als der Tod zu erwarten wäre. Das erfahrene Arzt wußte, daß der Zeitpunkt der Entscheidung erst in ein paar Tagen eintreten werde.“ In dieser Vorausicht blieb er auch ruhig noch zwei Tage an jenem Orte; jetzt aber sieht Paulus mit einemmal einen zweiten Boten kommen, welchem nicht leicht sogar noch ein dritter und vierter nachfolgt, und zu seiner nicht geringen Überraschung die Todesnachricht bringt. „Umsonst hatten die Rabbinen, sagt der Vorige, den Lazarus an die letzte Reue seiner Sünden erinnert — Lazarus verstand sie nicht mehr.“ In der That tröstet sich Jesus mit den Worten: er sey froh, daß er nicht da gewesen, damit die Jünger an ihn glaubten; denn wäre der Tod noch in seiner Gegenwart erfolgt, so hätten sie leicht im Glauben an ihn wankend werden mögen. Dennoch brach er schließlich nach dem Dorfe auf, mit dem Gedanken sich tragend: War doch der Jüngling von Naim nur in einem schlafartigen Zustande, und die Tochter des Jairus in soporöser Gefühllosigkeit da-gelegen, und für todt gehalten worden: wer weiß, ob nicht auch Lazarus am Ende nach drei Stunden lebendig begraben worden ist? Thomas widersprach zwar in der Meinung: er solle doch eine bessere Zeit (nämlich die Zeit der Dämmerung) abwarten. Jesus aber ließ sich nicht irre machen, und entgegnete: „bei Nacht stoße der Wanderer leicht an, weil kein Licht bei ihm sey; wähle man aber den Tag zur Reise, so sehe man durch das Sonnenlicht genug, um nirgends anzustoßen.“

In der That scheint der Geist Lills in Heidelberg wieder auf-erstanden zu seyn, und in Dr. Paulus Sitz und Wohnung ergriffen zu haben, wie er bei seinem verkehrten Thun sich immer fleiß und

an das Wort hält, und jede bildliche Rede mißverstehend, den ungellisten das Leder verschneidet. — Umsonst stellt Martha nach der Ankunft an ihn die Zumuthung: auch jetzt werde Gott ihm nicht versagen! „Jesus geht auf diese Bitte um ein Wunder nicht.“ Sie verträufelt sich auf den jüngsten Tag. Aber plötzlich satzt Jesus um, und spricht im sublimen Verstande: „Ich bin lauter Leben. Wenn auch einer gestorben ist, als überzeugungstreu er mich wird er gewiß leben. Denn wer irgend lebt, und für mich überzeugungstreu ist, kann nie für immer gestorben seyn. Bist du, Martha, für dieß überzeugungstreu? Ja, Herr! sprach er daß du der Messias, dieser in die Welt kommende Sohn der Menschheit bist, dafür bin ich längst überzeugungstreu“ — oder ist Venturini: „Ja, ich glaube, daß du der Messias seyst, dem alle Kräfte der Natur zu Gebote stehen!“ — Wie erhaben und wie rührend so eine Rede Christi sich ausnimmt, wenn sie ein Dr. Strauss und paraphrasirt! Indes kömmt Maria nahe. „Als Jesus die zärtliche weinen sieht, sucht auch er seinen Schmerz umsonst zu zerreißen. Hätte Jesus die Wiederbelebung seines Freundes in seiner Hand gehabt, wie hätte er dann weinen können?“ Strauß hingegen will es bei diesen Worten des Evangelisten bedünken: Jesus sey vielmehr über das weinerliche Benehmen der Schwester und der anderen Juden unwillig gewesen (*ἐμβουμάσθαι*), habe aufgebrummt, daß sie ihm nicht mehr zutraueten. — Inwiefern kann der Herr den Wunsch nicht unterdrücken, seinen Freund noch einmal, und sey es auch im Tode, zu sehen. Vergeblich irrt ihn Martha mit dem Bedeuten: er rieche gewiß schon! Dieser Schluß zog sie aber nur aus dem Umstande, daß er schon vier Tage liege. Selbst Flatt und Dishausen halten dafür, daß sie außerdem von der bereits eintretenden Verwesung keine Gewißheit habe — mit Unrecht, wie wir sahen, denn die ersten drei Tage reichte die Gruft bei den Juden wirklich nur als Leichenbehälter, so daß nach den Todten gesehen wurde.

Aber Jesus läßt sich nicht davon abbringen, ihn zu besichtigen, und so die ausgesprochene Überzeugung, „daß der Vertrauensvolle auf irgendeine Weise eine herrliche Äußerung der Gottheit erlebe“ (*ἕν τι πτωστός, ἢ οὐκ ἔστιν ἡ δόξα τοῦ Θεοῦ*), wird der Stein vor der Höhle hinweggerückt. Der Heiland steht vor der Öffnung, die stark afficirende Spejereien, der warme Luftstrom u. s. w., kurz! Grüste

voll balsamischer Däfte gaben dem noch glimmenden Docht fortwährende Nahrung, und ließen den letzten Lebensfunken nicht ganz erlöschen. „Alle schauderten jetzt zurück, nur Jesus trat hinein, berührte die Stirne des geliebten Todten, legte ihm die Hand auf das Herz, ob noch des Lebens Funke zu verspüren sey? und — o Gott! die Hoffnung war nicht getäuscht, die Krankheit hatte sich in der furchtbaren Crisis gebrochen. Gänzliche Ermattung hatte den todesähnlichen Schlaf erzeugt. Noch war Wärme, noch war Leben in den erstarrten Gliedern. Indeß benühte er den Augenblick des allgemeinen Erstaunens, bückte sich über den Todten, träufelte den stärkenden Lebensbalsam, aus Venturini's Olfizin, in den halbgeöffneten Mund, und rieb die Schläfe mit köstlichen Salben. Dann stand er einige Augenblicke erwartend, und sieh! neu kehrt die Farbe des Lebens in die Wangen zurück.“

Doch Dr. Paulus hat diese ärztliche Procebur nicht einmal nöthig: schon wie Jesus in die Gruft hineinblicken kann, erhebt er sein Auge zum Danke gen Himmel, und preist den Vater, d. h. den Zufall, der das gethan. „Folgt nicht hieraus, daß er seinen Freund schon lebend, schon in Lebensregungen erblickte?“ Zum Glück also war er noch lebend begraben worden, zum andern Glück hatten die scharfen Arome ihn nicht vollends erstickt, und zum dritten Glück entgingen die Bewegungen des Todtgeglaubten den übrigen Umstehenden, so daß von ihnen die Entdeckung der Wiederbelebung als Erweckung hingenommen wurde, und Jesus zum dritten Male für den Herrn des Lebens und Todes, zum wievielten Male aber als außerordentlicher Wunderthäter angesehen ward, obwohl der Hergang jedesmal ganz natürlich war; und wer hätte es gedacht, daß es ihm am Ende im Tode noch selbst so ergehen würde? „Deswegen ruft er jetzt mit lauter Stimme, nicht als wenn er durch lautes Rufen einen Todten hätte erwecken können, ihm zu, als einem, der schon kommen kann: Lazarus, komm heraus!“ Der Scheintodte schlägt die Augen auf, und windet sich hervor; er begehrt nur, von den Bindeln los zu werden. Wie froh mochte er seyn, mit der bloßen Angst, zu ersticken, davon zu kommen!

Die Todeszeichen hatten also getragen, er war nicht wirklich todt gewesen, sondern hatte, wie Paulus (L. J. 1, 2. S. 56 f.) nur wieder die Worte Christi urgiren darf, ja nur geschlafen. „Auch scheint Lazarus nichts von Erfahrungen eines jensei-

n Lebens mitgebracht zu haben, und sonach bleibt die Trennung der Seele vom Leibe und die dadurch bedingte Vollendung des Lebens immer ein Geheimniß," bemerkt der wohlweise Fikenscher nach ihm Hase (S. 120.). So, sagt Brenneke (Bibl. Be-46.), hat der Herr überhaupt „zwei Jünglinge und eine Jungfrau in Gegenwart des Petrus, Jakobus und Johannes und anderer Jünger wieder zum Leben erweckt, die von aller Welt, nur nicht von den verständigen Ärzten Jesus für todt gehalten wurden.“ Leicht mochte Jesus eine bloße Hoffnung oder ein allgemeines Verlangen des Wunsches und Trostes vorher gesprochen haben, nach dem Erfolge unwillkürlich in der Erinnerung als eine sichere Voraussagung aufgefaßt wurde.“ Statt: „Ich werde ihn auferwecken!“ (B. 11.) sprach er nach Dr. Paulus: Vielleicht werde ich ihn auferwecken, und wenn er zu Martha sprach: „Bruder wird auferstehen! so heißt dieß: er kann vielleicht schon zum Leben kommen! Gewagt war diese Vermuthung jedenfalls, zuvorn, wie derselbe Dr. Paulus in der Übereilung beim Tode Lazarus zu verstehen gibt, die Einbalsamirung bei den Juden, wie bei den Ägyptern, mit Herausnehmung des Magens verbunden war. Hundert fragt deshalb schon Tholuck: wie es wohl Lazarus zuvorn gewesen seyn möge, wenn er sich nachher zu Tische setzte, und — keinen Magen mehr hatte? Auch Lindemann ist diesem Irrthum an Werke des Zufalls und eines glücklichen Unglücks überaus hold. Sabler geht noch weiter, und erkennt in den Worten B. 4.: „Diese Krankheit dient zur Verherrlichung Gottes.“ „Ich freue mich, daß ich nicht dort war, damit ihr glaubet,“ in dem Ausspruche Marthas 22.: „Ich weiß, daß dir Gott auch noch jegliche Bitte gewähren wird“ — nur weitere Zusätze und trügerische Verstärkungen von Seite des Evangelisten. Doch leider auch Sabler damit noch nicht das rechte getroffen; denn Dieffenbach in Bertholdts kritischem Journal ist mit seinen kritischen Bemerkungen noch tiefer eingedrungen, und hat ergründet, daß die benannten Stellen — Interpolationen seyen, während das übrige als authentisch sich erweise.

Doch was will Dieffenbach, was wollen alle andern, wotischneidlich redet? Er hat es gesagt, daß wir hieraus und der ganzen Inkongruenz des johanneischen Christus mit dem wirklichen vielmehr den Schluß auf die Unächtheit des vierten

Evangeliums überhaupt zu ziehen berechtigt seyen. Wunderlich! daß man da noch rathen kann, wo Woolston, Wünsch und der gottselige Bährdt längst die Wahrheit angedeutet haben, daß das Ganze auf eine Allegorie, auf Trug, schelmische Veranstaltung oder Mythos hinauslaufe! Da kann nur Strauß noch weiter träumen, daß er auch den Synoptikern den Charakter von Geschichtschreibern abspricht. Und sieh, er legt sich auf das harte Polster von Büchern, und sieht im Schlafe die Evangelisten auf der Himmelsleiter auf- und niedersteigen, von Heilungen Geisteskranker angefangen zu allen Arten leiblich Kranker, Nervözerrütteter, Aussätziger, Blinder, Lahmer, Tauber u. s. w. in der Stufenreihe der Wunder fortschreiten, bis sie in der Wiederbelebung von Todten den Climax des Undenkbareren erreichen, wo nur die schöpferische Thätigkeit noch Fuß fassen kann, und am Ende wird auch der Schöpfer selbst herunterfallen, wenn erst die hegelsche Schöpfungs- und Unsterblichkeitslehre sich vollends Luft gemacht hat. Die Wunderskala in den verschiedenen Todtenerweckungen haben wir bereits an Woolstons Hand durchklettert, und in der Erweckung der eben erst Gestorbenen, hierauf des schon auf der Bahre zum Kirchhof Begriffenen, endlich gar eines schon vier Tage Begrabenen drei Erzählungen gefunden, wovon immer die folgende die vorhergehende überbietet, aber indem sie an Wunderbarem hinzusetzt, was der früheren noch fehlt, zunehmends „theils innerlich unwahrscheinlicher, theils äußerlich unverbürgter wird“.

Fürs erste fragt nun unser Mythiker mit dem englischen Deisten weiter: warum Jesus seine Wunder alle an unbedeutenden Personen gewirkt haben sollte? und antwortet in einem Zuge: weil die Sage bei höheren controlirt — und also der Betrug oder die Unwahrheiten der Evangelisten gleich im Beginne sich verrathen hätten! Wie egoistisch zeigt sich Jesus hier, wenn es ihm bloß um seine Verherrlichung zu thun war, und er den Tod des Lazarus absichtlich eintreten ließ, um, wie de Wette rügt, eine Wunderhandlung herbeizuführen und sie zu vergrößern! Welche unnatürliche Heuchelei und kalte Akkommodation, wenn er, im Voraus der Wunderkraft gewiß, sein lautes Gebet, wie es B. 42. heißt, nur um des Volkes willen sprach, um Aufsehen zu erregen, und ihnen den Glauben an seine Sendung beizubringen! ruft Strauß, und wiederholt B. Bauer (III, 184.): „Ein Gebet, welches der Betende nicht aus eigenem Antriebe, sondern nur zur

vor andern hält, ein Gebet, welches der Betende am Schluſſe
 ſeiner Perſon beabſichtigt, ſo daß es ſich in Ironie
 , alſo alle kalt laſſen muß, da ſie die Abſicht deſſelben er-
 , iſt eine Affection des Evangelisten, daß Jeſus über alles
 u ſey. Es iſt die Spitze aller ironiſchen Contraſte,
 das letzte Mittel, um den Leſern den Glauben noch
 al recht einzupauken; es iſt ein Panſenſchlag, aber
 ein ſolcher, der eine wohlthätige Erſchütterung
 einer Symphonie bildet, ſondern ein entſetzlicher
 arifcher Panſenſchlag, der uns das Ohr zerreiſt, das
 nument zerſtört, ein Schlag, der das Ganze, wie es
 nicht beſſer verdient, wider Willen des heiligen
 klers zertrümmert.“ Indeß bei einem Evangelisten, der
 ſo viele Reden Jeſu geliebt, meint Strauß, kann auch dieſe
 ſchtheit nur beweifen, daß das Ganze nicht in die Claſſe hiſto-
 Compoſitionen gehöre! Daß die anderen Evangelisten nichts
 azarus Erweckung wiſſen, mag darthun, daß unſerem Pſeudo-
 es „traditionell der Sprachgebrauch Jeſu zu Ohren gekommen,
 od nur als einen Schlaf zu bezeichnen, und alſobald ergab ſich
 er zu dergleichen Antithesen geneigten Phantaſie für dieſe Bil-
 e eine entſprechende Geſchichte“. Lazarus wurde wirklich nicht
 t, bekant Weiße, ſonſt hätte dieſe Erweckung den Mittelpunkt
 ungen ſpäteren Criminalproceſſes bilden müſſen. „Nun ſcheinen
 bemerkt Hennell, weder Matthäus, noch Markus, noch auch
 eine Kunde von dieſem Vorfall gehabt zu haben, denn ſie
 gen nicht nur darüber, ſondern es iſt auch ſchwer, in ihrem
 t eine Stelle für denſelben zu finden. Die erſte Erwähnung
 uffallendſten und entſchiedenſten aller Wunder findet ſich mit-
 t einer erſt ſechzig Jahre nachher zu Ephesus veröffentlichten
 it — eine Diſtanz nach Zeit und Ort, welche es leicht machte,
 htete Erzählungen ohne Furcht vor Widerſpruch zu
 ffentlichem. Vorausgeſetzt, daß Jeſus wirklich das Grab
 azarus beſuchte, und zu ſeinen Schwestern ſagte, er würde wie-
 iſerſehen; vorausgeſetzt ferner, daß man ſich gefragt: Hätte
 dieſer, der den Blinden die Augen öffnete (alſo doch!), den Tod
 azarus verhindern können? ſo können wir uns leicht einbilden,
 roß für einen Berichterſtatter, der ſeine Leſer zum Glauben zu
 n bemüht war, die Verſuchung geweſen ſey, den Vor-

fall durch einige weitere Zusätze zu einem überzeugenden Wunder zu erweitern. Eine That der Fiktion verrathen z. B. die Worte der Maria beim Anblick Jesu, die wie die der Martha lauten. Die Einwendung der letzteren gegen Jesu Befehl am Grabe soll die Sache noch dramatischer machen, stimmt aber mit ihrer früher ausgesprochenen Erwartung: „Auch jetzt wirst du, wird dir Gott deine Bitte gewähren,“ nicht überein. Dann wird man auch nicht annehmen, daß Johannes zwischen dem Hause und Grabe hin und her gelaufen sey, um zu berichten, was an beiden Orten vorging: also wieder Erfindung. (Man höre! und gleich darauf folgt:) Der Zeuge eines wirklichen Vorgangs der Art konnte sich nicht wohl enthalten, in das weitere Detail über das Aussehen und die Worte des Lazarus bei seiner Wiederbelebung einzugehen; aber hier bricht die Geschichte kurz ab, als wenn des Verfassers Zweck mit der Erzählung eines Wunders erfüllt wäre. Es ist bemerkenswerth, daß die Erweckung der Tochter des Jairus, welche im Geheimen vollbracht worden seyn soll, von drei Evangelisten (nur nicht von dem, der dabei gewesen seyn soll) erzählt wird; während die andern zwei Erweckungen, welche öffentlich geschehen seyn sollen, jede auf dem Zeugnisse eines einzigen beruhen. Die Auslassung eines Vorfalles bei einem Schriftsteller ist nicht immer eine Instanz gegen die Erzählung desselben bei einem andern. Überlegt man aber die überaus große Bedeutsamkeit der letzten beiden Wunder für die christliche Sache, so scheint die Schwierigkeit, daß drei von den vier Evangelisten sie übersehen oder vergessen haben sollten, unüberwindlich.“ —

Wie doch das Evangelium ausgefallen seyn würde, und wie die Welt, wenn ihr Urheber auf all derlei Einreden hätte merken müssen? Doch hat hier Schleiermacher den Schleier besser gelüftet, und findet den Grund jenes synoptischen Stillschweigens in der vertrauten persönlichen Verbindung Jesu mit dieser Familie, oder mit Venturini zu reden, in dem jarten Verhältnisse des Propheten von Nazaret, wie wir schon früher darauf hingewiesen haben.

Strauß seinerseits schließt aus diesem Stillschweigen der früheren Evangelisten einzig auf die Erdichtung dieser Erzählung und die Unächtheit des johanneischen Evangeliums; aus dem Schweigen des Johannes aber über die früheren Wiederbelebungen auf die Erdich-

ng jener: und läßt sich so, nach seinem beliebigen Schankelsysteme, ab von dem einen Pole anziehen, und mit umgekehrtem Striche wieder abstoßen. Wie man sieht, kann man mit solchen Schwimmasen im Meer der Weltgeschichte ziemlich weit kommen, ohne einmal auf eine grüne historische Insel zu stoßen. Nach der Analogie des Bisherigen sollte man glauben, die ganze Wundergeschichte über sich mutatis mutandis vielleicht aus der Parabel vom armen Lazarus entsponnen; aber diesmal ist Herr Strauß noch genügsamer, und läßt (II, 143—174.) noch sieben Körbe voll Wundergebäck bring. Vom Messias, sagt er, wurden Wunder erwartet; also hat man sie Jesu als solchem angeeignet! — Aber wenn er keines vollbrachte, so sah man sich ja in dieser Erwartung betrogen, und es konnte von vorneherein nie zu einer Identifizierung der Gesuchten Jesus und Christus kommen! Was will hier eine Berufung auf Joh. V, 28 f. VI, 40. 44., wenn die Rede Jesu doch wieder nicht beliebig fingirt ist? Warum beruft man sich nicht lieber auf II, 31., wo das Volk ausdrücklich spricht: Wenn der Messias käme, würde er wohl mehr Zeichen thun, denn dieser? Herr Strauß läßt noch so viele Worte machen, und antichristliche Ideen in die Welt setzen; wenn er nicht Wunder thut, wird man ihm nicht lange glauben; und hat auch Muhammed sich für den verheißenen Parallelen ausgegeben — gegen Wunder verwahrt sich sein Koran! Dagegen betrachte man jetzt die in die Luft gebauten Voraussetzungen, dann unser Mythiker fortfährt: „Nun mußte doch zum Unterpfeiler das zu Erwartende auch schon durch die erste Anwesenheit die Wirklichkeit der zweiten in einzelnen Proben hindurch geschimmert, Jesus seinen Beruf, einst alle Todte zu erwecken, schon bei seiner ersten Ankunft durch Erweckung einiger Todten bezeugt haben; er mußte, um seine Messianität gefragt, unter den Kriterien derselben auch das *νεκρῶν ἐγερῶνται* (Matth. XI, 5.) haben anführen und seinen Aposteln (X, 8. Apostelg. IX, 40. XX, 10.) dieselbe Vollmacht theilen können, namentlich aber als genaues Vorbild davon, daß nicht alle, die in den Gräbern sind, seine Stimme hören und erweckt werden sollten, ja selbst einem vier Tage lang Begrabenen mit lauter Stimme das: „Komm hervor!“ zugerufen haben!“ zumal schon Elisas Todte in ähnlicher Weise erweckt haben sollten, auf welche Erzählungen Dr. Paulus ebenso seine natürliche, wie „weitergehende Theologen“, z. B. Kaiser in seiner biblischen Theologie, und

ein Ungenannter in Bertholdts crittischem Journal bereits ihre mythische Erklärung ausdehnen, indem sie „längst (vor Strauß) bemerkt, daß auch die neutestamentlichen Todtenerweckungen nichts anderes als Mythen seyen, entstanden aus der Neigung der ältesten Christengemeinde, ihren Messias dem Vorbilde der Propheten (dieser alttestamentlichen Schemen!) und dem messianischen Ideale gemäß zu machen“. Die Veranlassung zu der in Rede stehenden Mythe ergab sich aber nach Weiße II, 264. zunächst dadurch, daß Jesus bei Gelegenheit des wirklich vorgefallenen Todes eines Bruders der beiden Geschwister von der Todtenauferweckung sprach, woraus man dann die Wundergeschichte machte. Die Verwandten des Johannes, die diese in sein Evangelium einblickten, verfehten dann die Scene nach Bethanien, weil sie hörten, daß Jesus oft dort gewesen sey, obwohl Lukas die Episode mit Martha ganz anderwärts hin verlegt? Was aber das historisch gegebene Gleichniß vom armen Lazarus betrifft, so nimmt Weiße (II, 169.) „kein Bedenken, dieß widrige Bild auf Rechnung des Evangelisten zu schreiben, der sich die Gelegenheit nicht entgehen lassen wollte, seine Galle gegen die Reichen und irdisch Angesehenen auszuschütten. Wäre aber dieß ächte Christuslehre, daß der Reiche nur für seinen Reichthum bestraft, der Arme nur für seine Armuth belohnt wird, wahrlich so wäre diese Lehre dürftiger, als selbst die rohsten Vorstellungen der Heiden von einer stillosen Vergeltung nach dem Tode.“ So der Genannte; während Thieß (S. 509.) es ganz unanständig findet, daß die Parabel Bezug auf einen reichen Prasser unter den Zeitgenossen, sey es auf Antipas (?), haben sollte. Nicht weniger erregt in ihm auch dogmatischen Zweifel, daß das Gericht gleich nach dem Tod verlegt wird; die Aufferungen über Gericht und Auferstehung scheinen ihm indeß gar vieldeutig. Sollte der Reiche aber vielleicht ein Mann gewesen seyn, wie wir etwa vom ungetreuen Verwalter lesen, so nennt Weiße (II, 163.) dieß letztere Gleichniß immer ein schielendes, der Lehrweisheit Jesu nicht zur Ehre gereichendes, und „ein Problem für alle, die Bedenken tragen, dem hohen Meister ein Lehrverfahren zuzutrauen, welches man heut zu Tage so leicht keinem Dorfschulmeister verzeihen würde!“

„Erweckt aber aufer anderen Umständen schon die ausdrück-

e Nennung des Armen mit einem Eigennamen, Lazarus, von sich sonst kein Beispiel in neutestamentlichen Parabeln findet,“

dem Urtheile dieses neuesten evangelischen Geschichtschreibers rückt gegen die Authentie der vorliegenden Gestalt dieses Theils unserer Parabel“, so fällt für Strauß, alles nur die Bedeutung von Mythen hat, natürlich der Name Lazarus und was sich daran knüpft, Martha und Maria, seine Schwestern, auch in der Geschichte hinweg, haben hier nichts weiter zu thun, als daß sie durch ihre lebens-

Gegenwart die Mythenbildung hätten fördern müssen! Zwar hat Schröder (Helligth. u. Wahrh. S. 317 f.) bei sich beschlossen: Lazarus stecke eigentlich unter dem Jüngling von Naimborgen, indem nehmlich die galiläische Sage den Vorgang zu Bethanien im Heimathlande lokalisirte. Aber B. Bauer wirft (III,) uns richtig auch den Namen über das Dach hinaus, und spöt-

„Was, sagen die Theologen, ist dieser Lazarus keine historische Person? Hatte er nicht Martha und Maria zu Schwestern? interessant, wie wichtig für die Weltgeschichte! Was sollen nach die Schwestern machen? Die armen Schwestern. Wohnte er in Bethanien? Welche Lokalkenntniß, wie äußerst interessant. Der Herr nicht vor und nach bei ihnen? Ei! ei!“

So wäre denn auch diese biblische Geschichte wie eine Vogelweide zerledert bis auf die letzten Fasern, so daß nichts mehr darüber geblieben — eine Aufgabe, die sich die Mythiker nach wörtlichen Erklärung bei dem ganzen Evangelium gestellt haben. Wenn ein Magus oder Tausendkünstler vorgibt, er könne, Gott sei, wie viele Wunder thun, ja Tode erwecken, das erstemal aber Probe nicht besteht, und darum sein Publikum auf sein dereinstiges Wiederkommen vertröstet, so wird dieses nicht nur glauben, daß ein Wundermann sey, sondern, obwohl in der Erwartung getäuscht, doch ausposaunen, welche große Wunder er bereits vor ihren Augen gethan — mit dem einzigen Unterschiede, daß Jesus nach der Ansicht der Mythiker auch nicht einmal eine Wundermacht zu besitzen gegeben haben darf. Möge Herr Strauß sich nicht weiter hiermit erklären, er wird doch so wenig, wie durch seine Streitchriften, in denkenden Menschen die Überzeugung für seine verrückten Annahmen abgewinnen, und sich lächerlich zu machen kann doch nicht in seinen Absichten liegen. Er hat seine Lebensaufgabe erfüllt, zu zeigen,

daß die Evangelien weder durch rationalistische noch durch mythische Deutungen aufgelöst werden, sondern allein historisch zu fassen seyen, daher den künftigen Kritikern nichts übrig bleibt, als ihre Hartköpfigkeit für die Annahme und Erfassung wirklicher Wunder würde zu machen.

LX. Capitel.

Jesu Todesverkündigung.

Thun wir dem Mythiker noch weiter die Ehre an, die er den Rationalisten erwiesen, und verfolgen wir die Bemühung der Uchristen, Christum in Wort und That zu einem Menschen von ihrem Schlage zu machen, so werden wir nunmehr auf seine Todesverkündigungen geführt, obwohl wir zu diesen Betrachtungen uns nicht in die Wüste Ephrem zurückzuziehen brauchen; denn wenn Christus den Lazarus weder vom Schlafe noch vom wirklichen Tode erweckte, so ist auch kein Bannfluch deshalb von Seite des hohen Rathes wider ihn geschleudert worden, und seine Flucht dahin ist ganz unnöthig. Er wird nicht von dem ausfällig gewesenem Pharisäer Simon beim jüdischen Senat wegen des Wundervorfalles angezeigt worden seyn, noch Nikodemus ihn mit dem Hervorheben vertheidiget haben, Jesus werde wohl klüger darenin gehen, als Judas der Gaulonite, und es wäre wohl rathsam, sich an ihn gegen die Römer anzuschließen; noch weniger wird dem Herrn in der Wüste Ephrem eine fremde unbekannte Gestalt erschienen seyn, gleich dem Brutus vor Philippo — wie Venturini all das will: sondern Simon der Pharisäer, Nikodemus, und die Flucht nach Ephrem fallen gleichmäßig der Mythe anheim.

„Wenn wir den synoptischen Nachrichten trauen, beginnt Strauß (denn den Evangelisten ist nicht zu trauen, wie man wissen muß: sie sind, gleichwie nach Luther die Apostel, ganz verschmigte „Schälke“), so blieb Jesus gegen seine Jünger nicht bei der Vorausagung seines letzten Schicksals im allgemeinen stehen, sondern bestimmte Zeit und Ort und die Art seines Leidens: Kreuzigung in Folge eines Richterspruches zu Jerusalem am Feste, die Subjecte, von welchen er zu leiden haben würde, so auch die Nebenzüge der Geißlung, Verspottung und Verspottung voraus.“ Bei Johannes dagegen redet er, wenn auch früher, nur in zweideutiger Bildersprache von seiner Erhöhung (am Kreuze oder zur Herrlichkeit?) von seinem Weggehen und dem Trinken eines bitteren

liches. Wenn der orthodoxe Dischhausen diese Voraussetzung aus dem Reden und Schweden des Geistes Christi in den alttestamentlichen Weissagungen erklärt, so ist dieser protestantisch modificirte Supranaturalismus schon darum nicht ausreichend befunden worden, weil der bestimmte Zeitpunkt seines Leidens, die Hinrichtung zu Jerusalem durch die Hand der Römer, und nicht etwa in einem Auftrage der Juden, wie dieß dem Stephanus widerfuhr, noch durch den Arm des Herodes — doch mehr als ein solches abstraktes Vorgefühl voraussetze. Strauß müßte den Jesu inwohnenden Geist auch geradezu für einen Lügengeist erklären, wenn er (wie statt seiner die Evangelisten) z. B. in Isaias LIII, wo doch nur von den Drangsalen des Prophetenstandes oder des israelitischen Volkes, oder Psalm XII, wo ein bedrängter Exulant in Jagdbildern rede, eine messiasische Bezeichnung erfunden hätte! Sonach scheint es gerathen, hier wieder den Refkurs zur Eliminirung dieser Weissagungen mittels der geübten natürlichen Combination zu ergreifen.

Ihr zufolge konnte der Hellsand leicht sein Ende durch die ihm zufällige Priesterchaft in der Capitale der Hierarchie voraussehen, die ihn nach vorläufiger Aburtheilung an die herrschenden Römer überliefern mußten, worauf sich Geißlung, Verspottung und Kreuzigung von selbst verstand.

Zwar glaubt Henke gefunden zu haben, daß wir die eigentlichen Reden Jesu nur abgekürzt, wo sie aber in solcher Ausführlichkeit erscheinen, von den Jüngern interpretirt erhalten hätten — daß wir uns hier bei den Abbreviaturen, wie dort bei den langen Reden — gleich wenig Hells versprechen dürfen. Doch gibt es vielleicht Ausnahmen; darum erklärt schon Venturini: Wo er, wenn er darauf ankam, Todes sterben würde, konnte Jesus deutlich voraussetzen, denn jeder Pseudoprophet sollte nach rabbinischer Sagung vom Rathe der Einundsiebenzig gerichtet werden. So natürlich finden wir den reich und Hase (§. 106.) dieß, daß sie entscheiden: „Auch angesehen von Mittheilungen seiner Freunde im Hohenrathe war die Freundschaft desselben und das Schwanken des Volkes hinreichend sichtbar geworden, um über den Abgrund keinen Zweifel zu lassen, daß ein solcher Messias entgegenging.“ Nur noch ein kleines hievon abgewartet, so reducirten sich diese Lobesahnungen auf jene Gewissheit, mit der jeder von uns vorherzusagen kann, daß er einst noch sterben werde! Schade, daß sie, die sonst so wichtig sind, nicht auch

auf die Entdeckung gekommen: die Verkündung seiner Auferstehung am dritten Tage sey nur aus der damals herrschenden jüdischen Volksmeinung zu erklären, daß jede Seele jenseits am dritten Tage ihre Auferstehung halte! Ob aber eine solche Vorausfagung denn auch auffallen konnte? Er mußte doch schon etwas besonderes machen; darum erklärt Thieß (§. 49.): „Da Jesus den Geist seines Zeitalters kannte, durfte er nach Wahrsagerei seine Zukunft erkennen, und sie war ihm, insofern er von allen unlauteren Absichten frei sich wußte, ein Werk der Vorsehung, deren Werkzeug er war, in der That ein göttliches Verhängniß.“ Dieß ist gewiß allgemein genug gesagt; aber vielleicht zielt die fragliche Prophezie nicht einmal auf seinen Tod und seine Auferstehung, sondern wir dürfen mit Dr. Paulus sie noch allgemeiner fassen, und auf seine Anhänger deuten, als wollte er sagen: „Früher oder später muß in einem Ganzen von moralischen Geistern, d. h. in dieser Welt von Menschengestirnen, welche ihrer moralischen Vernunft, so sehr ihr viele widerstreben, sich doch nicht entledigen können, eine Anastase eintreten, in welcher die Überzeugungstreue als die beste Handlungsart erscheint, weil sie in sich die einzige gute ist.“

In diesem Falle paßt denn die vorliegende Weissagung allen Ernstes auf unsere Zeit. War aber diese Voraussicht doch nicht so leicht, und bezieht sie sich auch nicht auf ein anderes Objekt, so bleibt nichts übrig, als daß wir mit demselben Dr. Paulus, mit Ammon, Kaiser und Friszsche weiter keinen Anstand nehmen, das Ganze als ein ausführliches vaticinium post eventum uns vorzustellen, wobei Wegscheider mit Bertholdt dafürhält, nur bei Johannes läßen wir die Reden Jesu noch unverfälscht und in ihrer ursprünglichen Form. Ja, die Erdichtung dieser Prophezie ging nach dem Wolfenbüttler Fragmentisten mit schlauer Absichtlichkeit der Jünger vor sich. Wenn aber doch auch Johannes dem Herrn die Weissagung in den Mund legt: er werde durch seine Feinde erhöht werden, und durch dieses dunkle Wort eigentlich nur wieder seine Vorliebe zum Mysteriösen verräth, und von dem Vergehen der Synoptiker nicht auszunehmen seyn dürfte: so entwickelt uns Strauß das ganze Räthsel dieser fraglichen Prophezelung dahin: „Je mehr der gekreuzigte Christus den Juden ein Arger, den Heiden eine Thorheit war, habe die urchristliche Sage sich veranlaßt gefunden, diesen Anstoß einerseits durch die (vorgebliche!) Auferstehung, als die nach-

gliche Aufhebung jenes schwachvollen Todes, zu heben, anderseits auch eine geschene Vorherverkündung ihm schon vorläufig den Stachel zu benehmen,“ und darum zugleich als ein nothwendiges Moment des messianischen Heilsplanes darzustellen. Nach Abzug der That aus eigenen Mitteln von Seite der Jünger aber „bleibt uns doch noch so viel, daß Jesus überhaupt vorherverkündigt habe, ihm stehe Leiden und Tod bevor,“ zu welcher Voraussagung wohl auch jeder von uns, wie wir sehen, berechtigt wäre, ohne deshalb ein Prophet oder der Messias seyn zu müssen. Das war der Herr übrigens auch nicht, wenn er nach Venturini und Hennell bloß die ihm durch Joseph von Rama und Nikodemus nämlich aus dem Hohenrathe zugekommenen Berichte von den dort ihm gelegten Schlingen und tödtlichen Machinationen veröffentlichte. Eschrieben aber diese Weissagungen schon aus der Zeit seines Aufenthaltes in Galiläa sich her, und waren sie so bestimmt, so müssen ja die Jünger eine unbegreifliche Unachtsamkeit und unehrliche Gleichgültigkeit bewiesen haben, um sie mißverstanden zu haben und darauf unvorbereitet gewesen zu seyn. Doch Johannes gibt selbst unbewußt eine Widerlegung der Berichte von jenen Vorhersagungen, wenn er von den Jüngern, welche zum Grabe gingen, XX, 1. sagt: „Sie wußten noch nicht, daß er nach der Schrift von den Todten auferstehen mußte.“ — Kann man glauben, daß Ein, geschweige alle Jünger, so etwas so ganz hätten vergessen können, falls es ihnen wirklich so oft und so deutlich vorausgesagt worden wäre? Nur post eventum also sah man Äußerungen, wie: Zerstört diesen Tempel u. s. w. für Hinweisungen Jesu auf seinen Tod an. Möchte er, fragt Strauß, vielleicht aus dem Schicksale der ihm vorangegangenen gottgesandten Propheten einen Schluß sich abziehen: da die bestimmte Idee von einem leidenden Messias in den Erwartungen seiner Zeit nicht nachgewiesen werden kann, so sagte er doch sein Leiden ganz unbestimmt voraus, weit entfernt davon, daß schon der jüdische Simeon im Tempel vom Schwerte der Schmerzen, das die Seele Mariens über das Schicksal ihres Sohnes durchdringen würde, gesprochen, oder der Täufer ihn als das Lamm Gottes für die Sünden der Welt vorgestellt haben sollte.

Allgemeine moralische Sprüche ließen sich noch allenfalls annehmen, welchen die Jünger später eine bestimmte Beziehung liehen. So sprach er in der Parabel vom guten Hirten, der sein Leben

für seine Schafe läßt, die Nothwendigkeit seines Todes aus, wenn er von seinem Lehr- und Hirtenamte zu weichen nicht gesonnen war! Wieder lag in dem ahnungsvollen Gleichnisse vom Samen Korn, das in die Erde fallen und ersterben müsse, rational die Überzeugung ab von der siegreichen Kraft der Idee und dem Wiederanschwunge seiner unterdrückten Lehre und Sache, die durch den Tod ihres Verkünders nicht vernichtet werden könne: wie schon Herder, K u i n d l, H a s e u. a. die Weissagung von der Auferstehung fassen; während Jesus mit der Verheißung des Paraklet, der seine Jünger alles lehren würde, nur die psychologische Wirksamkeit seines Todes ausdrückte, daß nemlich die Messiasbegriffe seiner Jünger, so lange seine sinnliche Gegenwart dauere, nie sich vergeistigen würden. Später aber, urtheilt S t r a u ß, war es bei der bodenlosen Willkühr jüdischer Erregese den Jüngern und Verfassern neutestamentlicher Schriften ein Leichtes, alttestamentliche Vorbilder und Weissagungen auf die Wiederbelebung ihres Messias aufzufinden.“

Wie aber, wenn jene Parabeln ursprünglich nicht einmal von Jesus wären, wie der Jude Salvador will, wo bleibt dann der Anhaltspunkt? Wenn zudem die Auferstehung und Geisteserlebung sich nicht wirklich begaben: wie kamen die Jünger auf den Gedanken derartiger Vorverkündungen? Erdichteten die begeisterten Apostel zu ihren Predigten erst die Mythe, und dann zur einleitenden Controlle die Prophezeiung hinzu? Dieß ist viel zu complicirt für eine „unschuldig dichtende Sage“, und niemand wird es glauben. Stand aber Christus in der That auf, so ergibt sich ja das übrige unbeanstandet von selbst?!

Hier bitten sich die Gegner einen anderen Gegenstand der Erörterung aus. Genug! eine so bestimmte Todesverkündung war unmöglich, und wider die Unmöglichkeit läßt sich nicht anstreiten. Sie war geistig unmöglich; denn es liegt nicht in der Natur des Menschengeistes, ein solches Prognostikon zu stellen. Sie war, so zu sagen, selbst moralisch unmöglich, meint H a s e; denn die wahre Größe Jesu wird durch das Nichtwissen einer Sache, die allein in Gottes Hand lag, vom Standpunkt seiner Todesfreudigkeit erst recht einleuchtend. Sie war endlich auch psychisch unmöglich; denn Jesu selbst kam sein Todeschicksal ganz unerwartet, wie Reimar us zu erweisen sucht. Und wenn dieß auch nicht, entgegnet S t r a u ß, so waren doch seine Jünger nicht darauf vorbereitet; denn wie hätten

einer eigentlichen Verkündung seiner Auferstehung die Freunde gleichnam einbalsamiren, mithin als Beute der Verwufung betrachten? Wie hätten sie alle an seiner erfolgten Auferstehung zweifeln und die Nachricht hierüber für leeres Geschwätz halten können? Erachtet auch besonders der Wolfenbüttler Fragmentist ganz unbegreiflich. — Wir unserseits finden es ganz erklärlich, daß die Apostel in dieser Frage ebenso mit ihrer Vernunft zu Werke gingen, wie noch jetzt die gelehrten Theologen uns gegenüber, daher uns über ihre Verwunderung beßfalls nicht genug verwundern zu können.

Bis zur unglaublichsten Atrocität vergeht sich der biblische Rationalismus aber erst mit B. Bauer, welcher (III, 33.) in diesem Punkte offener Stirne äuffert: Die neutestamentlichen Weissagungen sind nicht dem Erfolge, sondern sammt der evangelischen Leidens- und Auferstehungsgeschichte dem alttestamentlichen Ideale nachgebildet. So, wie sie lauten, spricht ein Buch. Markus namentlich hat alles, alles, die Weissagungen die dazu gehörenden Contraste zuerst gebildet, und dreimal hat er den Herrn aussprechen lassen, damit er dem Befehl der heiligen Schrift Folge leisten, und zugleich eine künstlerische Steigerung herbeiführen konnte. — So lautet das Non plus ultra aller Negation.

LXI. Kapitel.

Der Blinde vor Jericho und Jacchäus.

Nur der durchgängige Widerspruch, der von allem, was die Evangelisten melden, just das Gegentheil wahr findet, erklärt es uns, Strauß (II, 282. 66 f.) sagen mochte: die johanneische Darstellung der letzten Reise von Ephraim nach Jerusalem biete gar keinen Raum für die Blindenheilung bei Jericho und den Besuch Jesu Jacchäus. Auffallend ist es, daß unser Mythiker überall nur die Widersprüche aufzuspuüren, nie aber, um die Wahrheit zu combiniren, einen Scharffinn zeigt. Dieselbe Sagacität offenbart sich auch bei Herder, Calovius, Zeltner, Heumann, Moldenhawer und Schaller, dann Pfander, Sandhagen, Canstein, Lange, Schulz, Rusch, Biel, Sieffert und Storr, welche hier eine Blindenheilung vor, und eine oder zwei nach dem Ein-

zuge in Jericho proponiren, wobei sich immer dasß und Erwiederung begeben; höchstens dasß die Sage es ltrte, während Sahl den Blinden auf dem Rückweg heilen läßt; Marknight aber vorschlägt, er habe beim um Hilfe gerufen, und beim Auszuge aus Jericho erst laugt, oder es habe ein. Alt. und Neuericho gegeben.

Was nun schon den Namen des Blinden betrifft Strauß gleich einleitend, „dasß dem so oft auf et individualisirenden Markus am wenigsten b eigenthümlichen Namen zu trauen seyn dür wollten wir es uns erlassen, die Unnatur der natürlich auch bei dieser Blindenheilung zu wiederholen: etwa wie hier sagt: „Damals ging mancher blind herum, dem neuer Sehen verhelfen würde.“ Also trieb der Heiland die u Doch ist der Einfall zu originell, dasß der Blinde Jesu anderen um Erbarmen, d. h. bloß um ein Almosen a1 und ihn keine kleine Überraschung befallen habe, als Je erwartet ihn zu sich rufen ließ. Zum Glücke hatte er jetzt eine größere Bitte sich herauszunehmen, worauf Je berührte, d. h. das Hinderniß des Sehens visitirte und seines Glaubens willen gewährte, was jeder nicht sowohl sah, als voraussetzte und hinte cherte. Wie aber dem Anscheine nach der nicht mehr ler, so war auch das Volk zufrieden gestellt; und was diesen Umständen anderes übrig, als auf der Landstra schließen“.

So Thiesß (S. 51.), während Venturini dem B ein wenig von der bekannten Salbe über die Augen f wodurch er in wenig Minuten des Gesichtes so weit i dasß er nachfolgen kann, vorläufig also nur so weit kö dort der Blinde von Bethsaida schon vor seiner Heil hatte, indem er Jesu nachgehen und ihn auffuchen konn derartigen Simplicität wetteifert nur die Thorheit, w1 anderen Seite Strauß sich beikommen läßt, wenn er ein Nachbild eines fiktiven Vorbildes, sey es im Nothfall erblickt, „welcher zwar keine eigentliche Blindheit geheilt, einmal seinem Diener die Augen für eine Wahrnehm1 überflüssigen Welt eröffnet, und dann eine in Folge fe

Feinde verhängte Verblendung wieder aufhören ließ.“
 Es nicht hin, so wird noch eine rabbinische Stelle hinzuge-
 diese verbunden mit Jf. XXXV, 5. rechtfertigt die Erwar-
 Juden von der Vollmacht des Messias, Blinde zu heilen —
 die erbauliche Einbildungskraft in der Folge mehrere der-
 ch plastisch geformt, lokalisiert, näher modificirt und umschrie-
 id unter andern auch diese. So hält B. Bauer den Blinden
 nem Rufe: Sohn Davids! bloß für einen vorgeschobenen
 osten, der dasieht, und den darauf folgenden Zusammentruf der
 beim Einzug in die Davidsstadt einleiten soll. Überhaupt
 die ganze davidische Typologie bei Matthäus ein Werk des
 Hellenischen Pragmatismus.

Jetzt müssen wir nach Hennell (Unters. S. 180 f.) diesen
 Ken noch verstärken; denn der bei den Synoptikern hier in
 stehende Blinde ist ein und derselbe mit dem Blindge-
 nen bei Johannes. „Dies geht aus folgenden Punkten hervor,
 Johannes heißt es nehmlich: und als Jesus weiter ging — ebenso
 Der Teich Siloam beweist, daß es nahe bei Jerusalem war.
 Nachbarn sagen: ist dieß nicht der, welcher da saß und bettelte?
 bettelt auch der nach Markus. Daß Jesus ihm die Augen mit
 ch salbte, steht zwar mit Markus im Widerspruche, stimmt aber
 dem Bericht des Matth. XX, 34. überein, wo es heißt, er rührte
 die Augen an. Der ganze Bericht des Markus trägt nichts
 Wunderbares an sich, mit Ausnahme der von Johannes widerspro-
 chenen Notiz, daß der Mensch sein Gesicht sogleich wieder erhielt.
 Wahrscheinlich ging er weg, nachdem ihn der Herr bloß mit einem
 bestimmten Versprechen entlassen hatte, und verlor sich im Gedränge
 dem Gesichte; die Erzähler aber erweiterten diese Geschichte
 nach dem Beisatz: alsbald erhielt er sein Gesicht wieder. Daß von
 alsbald keine Rede seyn kann, ersieht man aus Johannes, wo der
 Blinde nicht sogleich geneset, sondern erst an den Teich Siloam ge-
 wiesen wird.“ — Wir unsererseits möchten hier den Gegnern lieber
 die Hoffnung auf sobaldige Augenöffnung absprechen.

Es ist aber diese und die vorige Annahme auch ganz und gar ein-
 stützig, und auf die albernsten Möglichkeiten begründet: gut, wenn
 nur die Zeitgenossen damit zufrieden sind! Bis hier durfte man ja
 das Bahnwichtigste aussprechen, und ärgerte dennoch Bewunderung,
 und die schmächtigste Frivolität kann nicht minder darauf rechnen

LXII. Kapitel.

Einzug in Jerusalem.

Ein Gähnen befällt uns wieder, wenn wir bei Dr. Paulus von der langen, bei den Evangelisten ausgelassenen Ermahnung und Sittenpredigt lesen, die Jesus dem Zachäus gehalten, bis dieser in sich ging — ein naives Bekenntniß psychologischen Unverstandes, die wir an Neander schon mehrmals angestaunt haben. Folgen wir aber von der Ehrenbezeugung, welche Jesu in der Gesellschaft zu Bethanien widerfuhr, ihm auch auf dem Palmeneinzug, so ist es zuerst der Esel, der die Aufmerksamkeit der Eregeten uns gegenüber in Anspruch genommen hat. Wie doch Jesus nach Matthäus gleichzeitig mit zwei Eseln einreiten konnte? Das erklärt sich de Wette also: es sey die Decke auch über den anderen ausgebreitet gewesen, und so habe es geschienen, als reite er auf beiden. Mit nichts ist dies so zu nehmen, geben uns Calovius, Gerhard und Zeltner zu verstehen, sondern die Wahrheit ist: Jesus ritt abwechslungsweise bald auf diesem, bald auf dem anderen Esel (wie die protestantischen Eregeten wechselweise den rationalistischen oder den mythischen Esel reiten) — was bei einer Strecke von einer Viertelstunde natürlich sehr nothwendig war, und einen schönen Aufzug gegeben haben mußte. Mit gesundem Verstande wendet Rosenmüller ein: es sey mit den mehreren Thieren hier ebenso zu nehmen, wie wenn es im Buche der Richter XII, 7. heißt: „Jephtha ward begraben in den Städten Gileads“, d. h. wohl in einer der Städte! —

Doch vielleicht war Christus auch ein Petrus, ein Felsenmann, d. h. von colossaler, schwerfälliger Statur, so möchte es entschuldigt werden; wenn nicht aus Dr. Paulus hier das Gegentheil erhelle. Denn da die meisten Passagiere, meint er, auf Mauleseln oder Kamelen saßen, so habe Jesus auch nicht immerfort unangesehen nebenher schlendern wollen, sondern sich auf ein Saumthier gesetzt, ohne auf weiteres zu denken — wogegen andere einwenden, er habe absichtlich die fragliche Prophezie des Zacharias, welche eigentlich auf gar nichts, uneigentlich aber nach Heunell auf seinen Beschützer Jerubabel, nach Hitzig auf König Ufia, nach Paulus auf Johannes Hyrkan sich bezog (während die späteren Kapitel dieser Dra-

ersammlung nach Eichhorn dem Zacharias nur beigegeben sind), auf sich, als das messianische Individuum, sich anwenden lassen. Darum muß Hennell (85.) hier den Matthäus wirklich der historischen Unredlichkeit bezüchtigen, weil er sich die Verschönerung und Fälschung von Thatsachen erlaubte, um die genaue Erfüllung von Weissagungen recht anschaulich zu machen.

„Um jedoch an das Ungeschichte der zwei Reitthiere für Einen Reiter bei Matthäus zu erinnern, meint der Leipziger Ungelahrte (die Evangelien 159.), lasse Lukas das eine Fohlen, von welchem er spricht, zwei Herren angehören, und gibt überdieß durch die Bemerkung, es hätte noch kein Mensch je auf demselben geseffen, die durch den Ausdruck *πορευομένου δὲ αὐτοῦ* nicht undeutlich zu verstehen, daß Jesus, statt auf zwei Thieren zu reiten, vielmehr wohl auf gar keinem dürfte geritten seyn. Denn wenn das Thier ein noch ganz ungebändigtes war, so war es, zumal von der genannten Thiergattung, zum Reiten gewiß nichts weniger als tauglich. Es hätte ohne Zweifel schon beim Herzuführen und Besteigen unüberwindlichen Widerstand geleistet, und noch vielmehr beim Reiten selbst unüberwindlich gethan. Man müßte also das Reiten auf ihm ohne anders als Wunder ansehen, so gut, wie das Reiten auf zwei Thieren bei Matthäus. Auch das Hastige und Mühsame in den Worten: „sie warfen ihre Kleider darauf und brachten Jesum auf das Thier,“ deutet darauf hin. Den Ausschlag gibt endlich der obige Ausdruck: *δ. α.* der ganz im Gegensatze zum vorigen Verse klingt und übertrifft werden darf: „da er es aber vorzog, zu Fuße zu gehen, reiteten sie ihre Kleider auf den Weg.“ Sie mußten also dieselben vom Thiere wieder herunternehmen, auf welches sie bereits gelegt waren — und so mußte auch Jesus, welcher auf ihnen geseffen hatte, wieder davon absteigen und zu Fuße gehen.“ — So wirkt sich bekanntlich die triumphirliche protestantische Polemik gerne aufs hohe Pferd, sitzt aber gewöhnlich auf den Esel ab.

Zu der gerügten historischen Unredlichkeit gehört nun auch das absichtliche Verschweigen mancher Umstände seitens der Evangelisten, um geringfügige Dinge in geheimnißvolles Licht zu stellen; z. B. wo er Reitesel mit den Wärtern stand, das wußte der Herr nach dr. Paulus seinen Jüngern im voraus zu sagen, weil er schon stes dieses Weges gezogen war.

Benturini, der den Einzug am vierten Nisan, sechs Tage vor dem Beginne der Osterzeit vor sich gehen läßt, sieht hier zu dem eine vorangängige Verabredung. Joseph von Rama und Nisodemus haben Jesus von dem vorgefallenen Verrathe in Kenntniß gesetzt, und ihn bestürmt, es jetzt auf die Probe ankommen zu lassen, und sich mit Volksgewalt zum Könige aufzuwerfen. Als aber Jesus nur auf einen Friedenseinzug sich einläßt, erklärt ihm Nisodemus: „Ich besitze einen Hof in Bethphage; dort kannst du dir einen Esel dazu holen lassen. Ich gebe noch heute meinem Verwalter Befehl. Der Hof ist gleich am Eingange des Fleckens; das Thier soll aussen an der Pforte angebunden stehen. Damit sie es nicht verfehlen können, lasse ich die Eselin hinzu binden.“ Nun hatte der Herr freilich leicht vorherzusagen, wie wir sehen. Weit ungebundener und noch ungleich treffender haben die Schweizer Communiken diese Stelle erklärt. So ruft ein neuer Docketson, W. Weiting in seinem Freiheitsbuche aus: „Als Jesus nach Jerusalem reiten wollte, hatte er kein Geld, einen Esel zu kaufen. Was that er? Rief er etwa darum bitten? Nein! sondern er sagte zu seinen Jüngern: Gehet hin! an dieser oder jener Stelle werdet ihr einen Esel angebunden finden, den bindet los, und bringet ihn mir, und wenn euch jemand fragt: warum thut ihr das? so saget nur: der Herr braucht ihn. Heute sollte unter ähnlichen Umständen einer kommen und sagen: Der Herr braucht ihn! so nähme man Herrn und Gehilfen beim Kragen, und klagte sie des Diebstahls an; denn wir sind seitdem viel raffinirter geworden“!! Dies ist die socialistische Diebstahlphilosophie, welche alles Eigenthum, die Ehe und alles obrigkeitliche Regiment zu zerstören sinnt, und das Diebstahls sich so golden wie möglich ausmalt, weil die vorgeschrittene Reformation sie auf das Jenseits verzichten gelehrt hat. —

Die Begleiter dachten, es Jesu indes recht bequem zu machen; da aber jetzt das übrige Zugvolk den Meister auf einmal vom Sattel aus zu sehen bekam, wurden sie erst aufmerksam auf seine Gegenwart, und riefen sich gegenseitig zu, wie es Dr. Paulus noch in den Ohren klingt: Eja den Davidssohn! sieh da, wie er so friedsam kömmt! Er soll uns ein Gesandter des Herrn seyn. Ruft Hofanna u. s. w. Zwar beklagt sich Hennell (90.), daß wir bei Matthäus namentlich so wenig von jenen historischen Kleinigkeiten finden, daß wir nicht einmal eine Vermuthung darüber aufstellen können,

ob Jesus seine zahlreichen Reisen zu Fuß, auf Mauleseln, oder auf andere Art gemacht habe. Indes findet er (237.) wenigstens, daß in der fraglichen Prophetenstelle — Zerubabel gemeint sey. Glücklicher sind dafür Schleiermacher und Dr. Paulus, indem sie sogar zwei Festeinzüge herausfinden, den einen von Jericho aus, worauf er des Abends nach Bethanien zurückging, um von hieraus des andern Morgens seinen zweiten Einzug zu halten. Johannes, meinen sie, berichte eben den zweiten, weil er während des ersten heimlich nach Bethanien verschickt worden sey. Seltsam, daß die Bewohner Jerusalems auf die Nachricht, daß Jesus in Bethanien sey, ihn zu sehen ihm entgegenströmen, wenn er doch eben unter ihnen war? Michaelis seinerseits hält seinen Palmeneinzug am Montag. — Wer hier den Preis in der größeren Einfachigkeit verleihe, ist schwer zu bestimmen!

Minder friedfertig läßt Thiesß (Comm. I, S. 244. 256.) den Volkshaufen mit seinen Erklamationen an. Erhebe einer, ruft er, einen Beweis des Leichtsinnes, mit welchem der wankelmüthige Haufe sich seinen unbestimmten Wünschen überläßt; denn fast keiner wußte, was er sagte.“ — Es geschah aber nicht von Ungefähr, schreit der Wolfenbüttler Fragmentist an dieß verworrene Gerede hinein, sondern es war vom Herrn, wie alles Vorhergehende wohl darauf angelegt, jetzt durch einen letzten verzweifelten Versuch sich mit Volksgewalt zum Messias aufzuwerfen. Jesus erscheint Herrn Reimarus, wie dem heidnischen Hierokles und Porphyrius in der Rolle eines Agitators, der, sey es aus Berechnung oder Schwärmerei, auf keinen Fall jedoch ohne Beimischung von Ehrgeiz und Herrschsucht eine politische Erhebung bezweckte, aber in der Durchführung seiner Pläne verunsicherte, und darum, nachdem sein heutiger Versuch so zu Wasser geworden war, wieder nach Bethanien seinen Rückzug nehmen mußte. Vielleicht waren die Hellenen, die bei dieser Gelegenheit ihn sprechen wollten, gar schon gegenwärtig, um als Gesandte im Namen ihres Königs vorläufig ein Bündniß mit ihm abzuschließen. Doch nein! Es waren keine so bedeutenden Männer, wie auch die Stimme vom Himmel hierauf nichts zu bedeuten hat, als daß, während Jesus mit den Griechen sich besprach, zufällig ein Blitz aufzuckte, und der Donner hereinrollte, was die Leute, wie wenn bei uns jemand niest, für eine himmlische Beglaubigung seiner Worte

hielten, und sich fragten, ob es gedonnert oder ob Engelstimmen geredet hätten? Zum Glück, daß Dr. Paulus und die Seinen doch immer Blitz und Donner, Morgennebel, Nebensonnen, fliegende Tauben, bauchrednerische Stimmen aus der Ferne und sonstige augenblickliche Zufälle zu Handen haben, damit es ihnen zur Wundererklärung diene, wo immer dem Herrn was Außerordentliches begehre. Da aber in Palästina Donner und Blitze selten sind, und es dort im Sommer gar nicht wittert, Jesus sohin auch nicht, wie Venturini dem Moses auf Sinai zutraut, die atmosphärischen Erscheinungen abwarten konnte, so ist dieß gewiß kein kleines Wunder.

Noch leichter behilft sich indes Strauß (§. 109.), wenn er die ganze Erzählung wieder für ein mythisches Bathkol erklärt, wozu freilich eben nicht viel gehört. Nun verfolge man aber hier seinen immensen Scharfsinn von Anfang. Vom Esel zu beginnen, so glaubt unser Mythiker, es hätte eine göttliche Allmacht dazu gehört, um ein solches unberittenes Thier in Ordnung zu halten. Dieser Theil sey offenbar nur der fingirten Prophetenstelle bei Zacharias entnommen, weil ein solches jungfräuliches Thier mehr Sanction gehabt, und den Schreiber habe es dabei doch nicht abgeworfen. Es sollte uns zugleich die magische Gewalt vorgestellt werden, vermöge der Jesu alles zu Gebote stand, der Esel sowohl, wie der Speisesaal. Das kleinliche Vorherwissen ist eine Liebhaberei der urchristlichen Sage zu Gunsten ihres Messias, und hier dem Samuel abgesehen, welcher dem heimkehrenden Saul voraussagt, es würden ihm zwei Männer mit den Eselinen seines Vaters begegnen. Der angebundene Esel stammt, was man leider bisher zu berücksichtigen versäumte, aus dem Segen Jakobs, wo er seinem Sohne Juda verheißt: er werde sein Füllen an den Weinberg, und seine Eselin an den Traubenstock binden. „Eigentlich müßte Jesus, nachdem er dem Zacharias zufolge in die Stadt geritten war, diesen beim Absteigen an einer Weinrebe angebunden haben, statt daß er ihn jetzt im nächsten Dorfe, nach Markus von einer Thüre am Wege losbinden läßt. Aber die Evangelisten waren beim Niederschreiben der vorliegenden Erzählung sich des Ursprungs derselben nicht mehr ausdrücklich bewußt.“ Das Einholen des Volkes, welches laut dabei die Auferweckung des Lazarus bezeugte, kann darum nicht Geltung finden, weil wir die Wiederbelebung des Lazarus oben critisch bezweifelt haben. Aber die Würde Jesu schien es zu erfordern, daß

in die Davidstadt feierlich eingeholt habe, sowie es der vierte Evangelist sich angelegen seyn läßt, die gespannte Erwartung des Volkes auf die Ankunft Jesu vor dem Feste zu schildern. Alles Fiktion! Die Worte: „Saget der Tochter Zion!“ sind nach Jesaias LXII, 11. in den Mund gelegt; die weiteren bekanntlich aus Zacharias. 9. von dem achten Psalm hergenommene Sentenz: Aus dem Munde der Unmündigen und Säuglinge hast du dir Lob bereitet! wurde, merachtet sie im Originale sich augenscheinlich auf Jehova beziehen, auf Jesum angewendet!“ Erschreckliches Vergehen! Wie werden es die Evangelisten vor Gottes Gericht einst verantworten können! Sah Jesus in Zacharias eine Weissagung auf sich, so kann die nicht aus einer Erkenntniß des höheren Princips in ihm geflossen seyn, da das dort bezeichnete Individuum wohl als friedlicher, aber nicht als weltlicher Fürst, und zwar im ruhigen Besitze von Jerusalem, so ganz anders, als Jesus, gedacht werden muß. Hand die Stelle schon bei den Zeitgenossen eine Beziehung auf den Messias, so mußte Jesus sich etwa die Vorstellung machen, daß jetzt, bei seiner ersten Parusie, die Weissagung des Zacharias, einst aber bei seiner zweiten die des Daniel in Erfüllung gehen müsse.“ (Wie konnte er aber hoffen, einst in den Wolken des Himmels zum Gerichte zu kommen, wenn er sich nicht als Gottessohn wußte? Er müßte verdammt gewesen seyn!) „Doch wäre auch das dritte möglich, daß entweder ein zufälliges Einreiten Jesu auf einem Esel von den Christen später auf diese Weise gedeutet, oder daß, damit kein messianisches Attribut ihm fehle, der ganze Einzug frei nach den beliebigen Weissagungen mit der dogmatischen Voraussetzung eines höheren Wissens in Jesu componirt worden wäre.“

Recht so! das ist ganz die Consequenz eines Wahntwizigen! Wenn man gelegentlich ein Irrenhaus besucht, geschieht es wohl, daß man den ärgstverrückten Thoren zum Führer erhält. Dieser erklärt, wie der vernünftigste Mensch von der Welt von Jelle zu Jelle, wie der eine in der Einbildung lebe, er sey von Glas, und warum sich nicht nahe kommen lasse; wie der andere dafür halte, er habe in der Revolution seinen Kopf verloren, und sey nach der Guillotine mit einem anderen beschenkt worden; wie ein dritter oder vierter sich für den heiligen Geist halte, worauf der Führer aber lächelnd sich zu dem Fremden wendet, und ihm bedeutet: das könne

nicht seyn; denn er selber sey Gott Vater, die erste Person, und ihm wäre das nicht bekannt! Gerade so führt Strauß uns seine protestantischen Supranaturalisten, Deisten, Naturalisten und die Rationalisten aller Farben auf, und meldet uns von jedem, an welchem bösen Irrthum er leide. Wie man aber von ihm dafür jetzt etwas Verständiges erwartet, kommt er ohne Unterlaß mit seiner fixen Idee, daß die Gedanken dieser Menschen keinen wahren Gegenstand betreffen, indem alles umher nur in der Einbildung existire. Ihm ist alles Fiktion, und so behandelt er die Bibel etwa wie das Buch von Mormon, welches vom Einzuge der zehn Stämme Israels in Amerika handelt, als einen zusammengewürfelten Roman, wovon der eine die Naturschilderung, der andere die Ritterabenteuer, ein dritter die Liebeszenen hineingearbeitet, von dem man aber zudem nicht weiß, woher es ist. Bei solchen Vorstellungen ist es ganz natürlich, daß er am Ende auch an dem Palmeneinzuge nichts Historisches findet, gleichviel ob auch alle vier Evangelisten ihn erzählen. Der zweite Esel namentlich, meint Strauß, ist nur im Kopf des Matthäus mitgelaufen; während Weise II, 268. den Johannes beschuldigt, seinerseits die Geschichte mit den Heiden aus einzelnen Geschichts- und Redefragmenten verarbeitet, und in eins zusammengeflückt zu haben. Ei was! ruft B. Bauer III, 108. „Esel bleibt Esel; diese Reise, dieser königliche Einzug hat sich einzig in der späteren Gemeinde, im Kopf des Markus zugetragen.“

Wenn dem so ist, dann haben wir uns über nichts mehr zu wundern, als wie ein nach der Darstellung dieser Männer so unsinniges Buch, gleich der Bibel, nicht nur durch anderthalb Jahrtausende für den Codex der Christenheit gelten, sondern als das Zeitalter des Lichtes begann, vollends erst der Reformation als Grundtext des Glaubens untergelegt werden konnte? Wissen diese Neologen uns nicht noch ein ähnliches Werk in der gesammten Weltliteratur zu nennen, das so ganz unschuldiger Weise von Anfang bis zum Ende aus lauter Mythen entstanden, oder künstlich und mit List componirt worden wäre — oder steht das Evangelium auch in dieser Beziehung als ein in seiner Art einziges Wunder da?

LXIII. Kapitel.

Der verfluchte Feigenbaum.

Wohl melden uns die Evangelisten am andern Morgen den Morgang mit dem Feigenbaume; wenn aber, wie folgt, dies nur eine unprovokirte Geschichte aus der nachfolgenden Parabel ist, so reißt uns auch hier wieder der Faden entzwei. Indes im Lichte der Dornennst betrachtet, ist auch an der Geschichte nichts so wunderbares, als es uns nothwendig auf die mythische Anschauung führen müßte. Lukas weiß zuvörderst von dieser Anekdote nichts, wie G. Müller und J. G. Kraft mit philologischem Scharfsinne bemerken; und für Johannes war sie, wie alles in diesen Worten, von keiner Bedeutung. War es nach Markus noch nicht recht Feigenzeit, so muß man sich nur über die Eglust wundern, die Jesus beim Anblick des Baumes anwandelte; war aber kein gutes Feigenjahr, so erklärt dies von selbst wie der Baum so schnell absterben konnte! Doch tröstet uns Daniel Heinsius: um diese räthselhafte Interjektion zu lösen, müßten wir schon den Elias erwarten. — Als Jesus übrigens den vollblättrigen Baum sah, ging er hinzu, d. h. er stieg auf den Baum hinauf, sagt Fritzsche; denn anders konnte er doch nicht sehen, ob er Frucht habe oder nicht. Natürlich sah er sich in solcher Nähe von seiner Erwartung bald täuscht, darum sprach er ohne an weiteres zu denken, nach Paulus, Thies u. a.: „Von dir wird wohl niemand mehr eine Frucht essen.“ Als sie aber des andern Tages wieder vorübergingen, und der Feigenbaum indes an der Sonne gedorrst sichtbar welkte, und von selbst die Blätter hängen ließ, erinnerten sich die Jünger an sie an sich ganz bedeutungslose Rede Jesu, und sahen in ihrer abergläubischen Ideenverbündung darin eine Verwünschung. Doch fällt sie Urtheil nicht Jesu zur Last. — Wie bedeutsam klingt hierauf die Rede: wenn ihr Glauben hättet, ihr würdet Berge versetzen. Und mit dem Glauben, auch nur so groß wie ein Senfkorn, forderte der Herr doch, wie S. H. Müller schließt, keinen kleinen, sondern einen gewaltig großen Glauben von seinen Jüngern.

Was müßte man von einem solchen wirklichen Wunder denken? rägt Hase. Derartige kommt wohl in der natürlichen Magie, ~~...~~

aber Jesus hätte sich ja an der Natur versündigt, wenn er eine Wunderkraft zur Verletzung des Baumlebens angewendet hätte. Was wäre ein solches Straf Wunder an der unvernünftigen, also unzurechnungsfähigen Natur? Es wäre Jesu ganzem Charakter widersprechend, welcher selbst sprach: ein gekrümmtes Rohr solle man nicht zerbrechen; und der es seinen Jüngern verwies, daß sie sogleich Feuer vom Himmel rufen wollten. Lebte eine Wunderkraft in ihm, so hätte er sie vielmehr zur Wiederbelebung des Baumes gebrauchen sollen. Eine solche Racheverübung an einem leblosen Gegenstand, macht Strauß die Fichterwendung, „wird mit Recht als Mangel an Bildung ausgelegt; in solcher Entrüstung bis zur Zerstörung des Gegenstandes fortzugehen, wird selbst für roh und unwürdig angesehen, und Woolston meint, an jedem andern, als an Jesus, würde eine solche Handlung streng getadelt werden. Er hatte, ebenf wenig als einen moralischen, auch keinen ökonomischen Grund hiezu; denn er war nicht einmal Eigenthümer des Baumes; (so wenig, als Herr der gabarenischen Schweinheerde!) und wie zwecklos! der Feigenbaum hätte ja später oder in einem andern Jahre wieder Früchte bringen können; denn wozu sonst der auf ihn gelegte Fluch!“ (Wozu? daß zum faktischen Symbol der Verwerfung des unfruchtbaren israelitischen Volkes der Stamm auf der Stelle abstand!) Also schließt unser Mythiker, reducire sich das Ganze auf die Parabel vom Feigenbaume und die oft wiederkehrende Gnome, jeden unfruchtbaren Baum umzuhauen und ins Feuer zu werfen. Die Glaubenskraft aber, dieß zu bewirken, ergab sich aus dem Spruche Luf. XVII, 6. — Man sieht, daß der Baum der todtten Begriffsphilosophie ebenso wenig Früchte bringt und zu Thaten reißt, als dort der am Wege von Bethanien; darum wird auch ihm die Art an die Wurzel gelegt, ihn auszuhauen, und die dürren Reiser und Stoppeln vom Boden der Wissenschaft hinwegzusengen.

Die größtmögliche Verstandesplumpheit ist aber offenbar die, wenn „der ehrenwerthe und liebenswürdige“ Hennell, wie Strauß ihn einführt, an die Möglichkeit denkt, Jesus habe auf eine künstliche Weise das Abhorren des Feigenbaumes bewirkt. Doch folgt, wie oben bei der Annahme dieses „Strafwunders“ die Losprechung nach: „Der Charakter des Messias, welchen er doch zu besitzen glaubte, hätte es ihm nicht erlaubt, sich zu einem so niedrigen Kunstgriffe herzugeben; wohl aber war es ihm erlaubt, sich

Es der peinlichen Lage einer getäuschten Erwartung, wenn ihn das vergebliche Suchen einer Frucht verfehlte, herauszuziehen, und in den Augen seiner Begleiter sein Ansehen dadurch zu behaupten, daß er die Sache mit einem prophetischen Fluche gegen den Baum abmachte: weshalb er mit diesem noch keineswegs sogleich eine Veränderung vorzugehen brauchte; denn Früchte konnte man sich nicht wohl vor der nächsten Jahreszeit finden, zu welcher Zeit die Geschichte wahrscheinlich verfloßen war. Indes aber wurde der an der Landstraße stehende Baum von Jemanden aus der Menge, sey es fällig oder absichtlich, beschädigt, und am andern Morgen in sein verändertes Aussehen hinreichend, den Glauben an eine anderbare Erfüllung des Fluches nahe zu legen. Von einem weitersichenden Bericht hätte der neue Moment des Wunderbaren freilich keine starke Modifikation erlitten.“ — Dies heißt wohl mit der Art Liebe gehen, nicht dem Baume, denn dem sahen die Jünger diese obere Verletzung nicht an, sondern dem menschlichen Gehirn. — Rasch wird von Hennell (S. 103.) Gewicht darauf gelegt, daß Matthäus die Sache so darstelle, als ob der Baum sogleich auf das Wort Jesu hin verwelt sey, während wir aus Markus lernen, daß er erst am nächsten Tage verdorrt gefunden wurde.

Am allerlistigsten erräth es indes jüngst der Leipziger Ungenante (die Evgl. S. 124.), indem er auspekulirt hat, die ganze Geschichte mit dem verdorbenen Feigenbaume sey nur eine Lüge von Matthäus, welcher mit diesem Bilde dem Paulus einen Liebesbrief geben wollte, weil dieser dem mosaischen Gesetze schnell abstarb, und keine Früchte der Werkheiligkeit mehr brachte. Dagegen habe Lukas XIII, 9 f. die Parabel vom Feigenzüchter aufgebracht, worunter er eben den Heidenapostel verstehe; denn er ist ja der eigentliche Arbeiter, welcher den Weinberg des Herrn bestellt, und mehr gearbeitet hat, als alle andern zusammen genommen. „Der träge Feigenbaum aber, der im Weingarten steht, und nur den sauren Schweiß fremder Mühen als unthätiger Schmarozer an sich zu ziehen sucht, ist sein Hauptgegner (Petrus), wenn er ein solches Verfahren nach II. Cor. XI, 13. u. f. w. schuldet. Die drei Jahre, in denen der Herr Frucht am genannten Feigenbaume sucht, sind wohl die drei Jahre vor dem Aufstehen

des Paulus, und die Besprechung mit Petrus bei seinem Besuche in Jerusalem soll wohl seinen ersten Versuch andeuten, im Auftrag des Herrn ihn zum Bringen besserer Frucht, als die bisher getragenen Geseßesfrüchte, und zu einer größeren Thätigkeit für Christum auch unter den Heiden anzureizen, obgleich er eigentlich damals schon vom Herrn ermächtigt gewesen sey, ihn umzuhauen. Er habe noch selbst vorgebeten, daß der Herr zuwarte, vielleicht daß er sich noch zu anderm Sinne bringen lasse (Luk. XXII, 32.), wo nicht, so werde er ihn inskünftige umhauen.“ — Die Gleichnisse hinten nach dieser Erklärung also nicht, obwohl eines den gerade entgegengesetzten Sinn des andern ausspricht, sondern alles paßt hier Zug für Zug dem Verrückten in seinen Kram!

LXIV. Kapitel.

Letzte Tempeldisputation.

Nach den bisherigen Diatriben über die pseudographischen Reden bei Johannes bieten die folgenden Disputationen Jesu mit den jüdischen Sekten wenig neues anzusehen, nur müssen wir über die erstaunliche Erfindungsgabe des unbekanntem Verfassers, wenn er all das so aus dem Stegreif zu erdichten wußte, was die Christenheit Jahrhunderte hindurch beseligt und zu lebendigen Thaten erbaut, den Ausdruck thun: er wäre selbst wohl geeignet gewesen, die Messiasrolle zu übernehmen, um so mehr, da auch die protestantischen Theologen sich stark genug fühlen, Christo die Spitze zu bieten, und sich nicht genug verwundern können, warum die jüdischen Schriftgelehrten auf die Vorlegung jener schulmäßigen Frage über die messianische Bedeutung des CX. Psalms: „Der Herr sprach zu meinem Herrn“ u. s. w. ihm nicht sogleich erwiederten: dieser Psalm sey nicht von David, sondern von Assaph oder einem andern Sänger, der den David seinen Herrn nenne, und ihn im Geiste von Gott zu seiner Rechten erheben lasse!!

Wer weiß? meint Hennell (238.): „Dieser Psalm ist wohl ein Fragment aus einer schmeichelhaften Zuschrift an jemanden, welchem der gewöhnliche jüdische Titel: mein Herr! gegeben wird. Vielleicht ist es eine von David an Saul gerichtete Ode? Sauls Eifersucht auf die Auktorität des Hohenpriesters war

unt, der Zugang zu dieser Würde war ihm verschlossen, weil er aus der Familie des Aaron war. Der Verfasser schmeichelt deshalb mit dem Titel eines Priesters nach der Ordnung Melchisedek, welcher nicht ein gewöhnlicher Priester, sondern zugleich König von Salem war.“

Was konnte also diese sophistische Frage für ein Bedenken erwecken, daß die Juden „allerdings wunderbar“ nicht Eine genügende Antwort desfalls fertig hatten, geschweige mehrere? Da hätte Hase (129.) ihnen gleich darauf helfen können; aber das waren mit ihm stumpfsinnige Leute damals, meint Michaelis. Sollten sie nicht auch das Recht gehabt haben, ihm zu widersprechen, da Jesus sich der Redefreiheit und „Pressfreiheit“ in diesen Tagen das Wort geredet, wenn er die Hohenpriester und Schriftgelehrten bei der Frage um seine Lehrvollmacht mit einer trockenen Gegenfrage peist, wie Paulus und Thies (S. 56. 57.) durch Analogie ausgedrückt haben.

In der hier verhandelten Disputation hatten nun die streitenden Personen ihre Rollen nicht listig genug vertheilt, und die Pharisäer hatten die ihrige vergebens einstudirt“. Ramentlich war ihre *ratio benevolentiae* übel angelegt. Ihnen und den Herodianern gegenüber zeigt sich Jesus bei der Frage über die Zinsmünze als gebildeter Cosmopolit. Wider die Sadducäer aber (und auch der Unger um das größte Gebot im Geseze war nach Venturini ein Her?) beruft er sich nur auf die Thora — Beweis genug, daß Protestanten mit ihrer alleingläubigmachenden Bibel im vollen Rechte seyen. „Über das Äußere der Redeart, wie mit dem Gelehrten hier und überhaupt mit den *νομικοί* verfahren wird, urtheilt der anonyme Leipziger Evangelist S. 86., ist zu betonen, daß sie vom Herrn in der Regel mit kurzen schneidenden Worten hinkatechisirt werden zu dem, was sie nicht gern sagen oder erkennen möchten. In unserer Stelle ist die Frage wohl von einem neuen Nebenzuge nicht ganz frei: Was steht denn in dem Geseze, nachdem du *νομικός* doch benannt bist? was liestest du da?“ Ja nicht genug, Jesus übergeht in der Antwort auf ihr hingeworfenes Problem über die Unsterblichkeit der Seele sogar den Hadeszustand oder das Fegfeuer (*Scheol*), „indem sich nach pharisäischen Meinung die Seele vom Tode an bis zur Auferstehung befinden sollte; ja er stellt Abraham (welchem der arme Gepp, *Leben Jesu*. VI.

Lazarus im Schooße liegt) und die Patriarchen schon als auferstanden, d. i. als fortdauernd und unsterblich vor“; wie Ammon in seiner biblischen Theologie lehrt, und sich dazu noch auf die Worte Christi beruft: Heute noch wirst du bei mir im Paradiese seyn! Haben sie also nicht Recht, zu glauben, daß Jesus selbst der erste Protestant war — in demselben Geiste etwa, wie Kinkel in Bonn die Kirchengeschichte docirt, aus dessen Munde der Verfasser selbst vom Catheder gehört: „Mit dem heiligen Bernardus wurde der Protestantismus in der Kirche immer mächtiger!“ —

Wir wiederholen: wohin müßte es mit den Wahrheiten der Bibel und der Geschichte kommen, wenn die katholische Kirche sie nicht vor den Händen ihrer Feinde rettete? Wohin müßte es mit der Idee und dem Geiste der Wissenschaft kommen, wenn die Kirche ihnen nicht wehrte, alles in so eiskalte, fade, mark- und verstandlose Prosa aufzulösen, wie hier Dr. Paulus dem göttlichen Lehrer zum Schluß die Ehre anthut, den Pharisäern zu sagen: „Wenn David hier, wo er von einem spricht, welchem Jehova bereits damals das Ruhigste am erreichten Ehrenplatze befohlen hatte, seinen Herrn nennt, wie wäre er dann sein Nachkomme?“ — und beifügt: „allein dieß problematische Wenn war für die Pharisäer ein verlorener Wink.“ Da müssen wir verstummen, so gut wie die Schriftgelehrten, nicht aber weil uns der Geist, sondern das Nichtsagende einer solchen Defamation den Mund verschließt. Indes so müßte allerdings der protestantische Christus reden!

Spricht der Heiland endlich den Fluch über den Tempel und das jüdische Volk zugleich mit den Worten aus: „Ihr sollt mich nie wieder sehen, bis ihr ausrufet: Hochgelobt der da kömmt in des Herrn Namen!“ — so hat dieß nach Venturini (III, 87.), wie alles, was unter den bisherigen Voraussetzungen von Christus in Wort und That ausgegangen ist, so viel wie nichts oder wie wir es schon gewohnt sind, gerade das Gegentheil zu bedeuten; denn der Genannte kehrt den Thatbestand eigenmächtig dahin um: Der Prophet von Nazaret sey von den Pharisäern jenseits des Jordan ermahnt worden, zum Feste zu ziehen, habe ihnen aber geantwortet: „Freilich! aber gewiß sollt ihr mich nicht früher sehen im Tempel, als bis zu dem Tage, wo ihr den hohen Festpsalm: Gelobt und gepriesen sey, wer zur heiligen Stadt einzieht! singen werdet. Damit habt ihr euren Bescheid, und nun geht, und treibt euer Wesen weiter!“

LXV. Kapitel.

Weissagung vom jüngsten Gerichte.

Wohin Jesus wohl gegangen wäre? fährt derselbe Commentator t, wenn er nicht bald nach seinem heutigen letzten Abschied vom Tempel in Jerusalem umgekommen wäre? — Wahrscheinlich hätte wie Alexander der Große dann von Babylon sich nach Rom gebend. Doch die Antwort auf diese Frage ertheilte er schon am Feinzuge den nach ihm verlangenden Hellenen. Wenn aber Jesus darnach auf dem Ölberge niederläßt, und im Angesichte Jerusalems dessen Zerstörung und das künftige Weltgericht weissagt, so errt der consequente Protestantismus von vorne herein auch hier, daß dies, von seinem Standpunkte eigentlich nicht verstehe, sondern es erst uneigentlich zu rechte legen müsse, um es brauchbar zu machen. So behauptet Fleck vom Flecke weg, daß die synoptische und johanneische Darstellung der Prophezie von Christi Wiederkunft sich gegenseitig ausschließen! Thies hält (§. 64.) dafür: der Herr habe hier allerdings geweissagt, „so nehmlich, wie es einem weisen Manne zukömmt.“ Leider ist er unfähig, „Wie“ zu erklären schuldig geblieben.

Wieder schlägt Kaiser in seiner biblischen Theologie vor: Jesus habe nur bedingungsweise den Untergang der Stadt und des Tempels angesagt, und in prophetischen Bildern beschrieben, in Falle nehmlich die Nation sich nicht durch den Messias retten werde, sondern etwa von den Römern abfallen würde; post eventum er habe man das „Wenn“ ausgelassen, und die Züge der Weissagung auch schärfer gezeichnet.

Vor andern findet jedoch Thies merkwürdig, daß er seine postel bei den vorkommenden Zeiten vor falschen Propheten und Wunderthätern warnen muß, weil sie noch klein- und leichtgläubig waren — als wollte er sagen, daß es keine wahren Wunderthäter gebe. „Kuffer der willkürlichen Auslegung der religiösität auffallender Erfolge, setzt Dr. Paulus bedeutsam hinzu, war auch das Bewirken mancher magischen Blendwerke in einer superstitiösen und folglich leichtgläubigen Zeit nicht schwer.“ Natürlich, da es der damaligen Zeit ganz am kritischen Zweifel gebracht, daß Jesus selbst so ein falscher Wunderthäter war, d. h. fälschlich in einen Wunderthäter galt, obwohl er sich davor verwahrte: wie

sollten nicht andere bei einiger Anmaßung sich auch als solche Sel-
tung verschafft haben?

Was aber den Gräuel der Verwüstung betrifft, wovon Daniel geweissagt, so hält der Genannte dafür: Jesus habe hier nur einen Ausdruck von Daniel entlehnt, ohne ihn darum als eine Weissagung geltend zu machen. Natürlich konnte Jesus sich billigerweise nicht weiter darauf berufen, da jene Prophezieen nur auf Antiochus Epiphanes gehen, wie auch Hennell dafürhält; da unter dem heranziehenden Heere mit dem fremden Fürsten nicht Titus, sondern der Kriegszug der Syrer zu verstehen ist, und das Ende, welches seyn wird Vernichtung, eben den Tod des obigen Fürsten bezeichnet. Der Gesalbte, welcher nach den siebenzig Wochen getödtet wird, ist der Hohepriester Onias III, welcher (II. Makk. IV, 34.) auf Befehl des genannten Tyrannen hingerichtet wurde, oder nach Hennell dieser selbst; da aber von Cyrus bis auf Antiochus keine 490, sondern bloß 372 Jahre vergingen, so meint er, müsse der Verfasser der danielischen Schriften, der um diese Zeit lebte, eine andere Rechnungsart als die unsere gehabt haben (vielleicht daß ihm zweimal zwei fünf machte?) dagegen deutet Bischof Newton das danielische Symbol vom kleinen Horne, welches in Mitte von vier anderen hervorkömmt, und auch nach Josephus bestimmt auf den König Antiochus geht, vielmehr — auf die römischen Päbste. Der Ausdruck aber: „eine halbe Woche wird er seinen Bund mit vielen befestigen,“ zielt wieder auf Epiphanes, der seinen Gräciftrungsversuch mit seinen Anhängern unter den Juden so lange fortsetzte, während gerade zur selben Zeit ein schwärmerischer Jude im Geiste der treugebliebenen Diener Jehova's die unter dem Namen Daniels geschmiedete Prophezie ans Licht gab, und darin ein künftiges Reich des Heils in Aussicht stellte. Daher hatte sich der Heiland so ganz und gar in die messianische Anschauung hineingelebt, daß er sie wie sein Erlebnis aussprach. Diese Auslegung wird von Bertholdt, Paulus und Strauß und ihres gleichen „vom jezigen Standpunkte der alttestamentlichen Critik und Exegese für so entschieden“ angesehen, daß der letztere sich fast erdreißet, „die Deutung, welche die Evangelisten hier Jesu leihen, eine falsche“ zu nennen!

Wenn der Heiland sodann weiter spricht: in den letzten Tagen werden Sonne und Mond ihren Schein verlieren, und die Sterne vom Himmel fallen, so erklärt dieß Paulus von natürlichen Son-

teneklipsen oder bloßen Umnebelungen der Sonne, und von Mondverfinsterungen durch ominösbüfteres Wetter, und etwa von Sternschnuppen! Das Ganze läuft übrigens auf eine poetische Schilderung hinaus; denn soweit werde man wohl nicht gehen, netat der obige Thies, daß Jesus jenen Volkswahn genährt habe, als ob keine wichtige Veränderung unter den Menschen vorkäme, ohne daß sie im Himmelslauf lesbar und durch eine Menge sonderbarer Erfolge gleichsam zum Voraus angedeutet seyl! Matthäus schenke sich vielmehr bei der Schilderung von den Zeichen der Zerstörung Jerusalems aus Josephus Rath zu haben. Manches sind auch Gedanken, die der Redner erst im Schriftsteller erweckte. Aber noch ganz andere Dinge aus der ersten christlichen Zeit stecken dahinter.

So denkt sich der Leipziger Ungenannte in den „Evangelien, ihr Geist und ihre Verf.“ S. 116.: „Der Gedanke von den beiden in so bitterem Gegensatz und Widerstreit begriffenen Haushältern (dem Petrus und Paulus, wie wir oben hörten) mit ihren Mitsnechten und Mitsreitern, der Gedanke an den glühend heißen Kampf, welcher durch sie auf Erden entzündet werden wird, daher es Luk. XII, 49. heißt: Feuer kamen (ήλθον) sie auf die Erde zu senden, muß dem Herrn ein Wort der Beklemmung auspressen. Sein Tod wird die Lösung zu diesem Kampfe geben; diese Todesstrafe muß er erst noch durchmachen. Dann wird die große Trennung, das verzehrende Zwietrachtsfeuer entbrennen, und zwar werden nach B. 52. in Einem Hause fünfse entzweit seyn, drei wider zwei und zwei wider drei, welche sich in dem Einen Hause des Herrn bis aufs Blut bekämpfen. Die drei sind nach dem Galaterbriefe II, 9. 13. Jakobus, Kephas und Johannes, die zwei Paulus und Barnabas, welche sich zu Jerusalem wohl den Handschlag der Gemeinschaft gaben, aber dann doch heuchlerisch gegen einander wirkten. Da die Zweizahl der Heidenapostelschaft unverändert blieb, so dürfen wir wohl auf Lukas als den späteren Gefährten und eifrigsten Mitskämpfer Pauli zur Zeit der Abfassung des dritten Evangeliums rathen. Darum nennt Matthäus, der im Dienste der Dreie stehende Gegner der Zweie, so manchmal zwei Blinde, oder im Lande der Gerasener zwei Dämonische, deren Sehnsucht es ist, in die Schweine, die Heidenthiere, zu fahren, und bringt Doppelheilungen von einem Blinden und einem Stummen

an. Ja selbst die Zweizahl der falschen Zeugen, welche behaupten, daß Christus vom Abbrechen des jüdischen Tempels gesprochen habe, ist wenigstens dem Matthäus wieder ausschließlich eigen, und was sie bezeugen, ist in der That sehr antisüdisch paulinisch. Hingegen läßt Lukas XII, 6. fünf Sperlinge für zwei As kaufen, während Matthäus X, 29. zwei Spazzen um Ein As verkauft. Gewiß geschah dieß nicht unabsichtlich, oder daß der Marktpreis zur Zeit, als Lukas schrieb, etwas theurer (soll heißen: wohlfeiler!) für den fraglichen Kaufartikel geworden, so wenig als sich die Raben (Luk. XII, 24.) für die Vögel (Matth. VI, 26.) durch einen Schreibfehler eingeschlichen haben. Sollen vielleicht die fünf Spazzen in Lukas die fünf thörichten Jungfrauen mit den blinden Lampen als die eine judenchristliche Hälfte der Gesamtapostelschaft bezeichnen, welche für die zwei Heidenapostel feil seyen; Matthäus dagegen werthet diese beiden um einen Pfennig? Dieselbe Bezeichnung haben mit minderer Zweifelhastigkeit die fünf Brüder des reichen Mannes, welche ausdrücklich als Kinder Abrahams bezeichnet sind, und sicherlich die judenchristlichen Apostel, die fünf Jungfrauen mit verloschenem Lichte, welche eben so fühllos gegen das Elend der Heidenwelt, als der Reiche gegen Lazarus, sich zeigen, andeuten sollen. Wie steht es ferner mit den fünf Männern der samaritanischen Frau? — Unter der Mutter und Tochter endlich, die gegen einander streiten, ist das alte und neue Jerusalem, das Judenthum und Heidenchristenthum gemeint.“ — Man möchte nicht meinen, daß in die Weissagungen Christi ein so verborgener, heimtückischer Sinn von den Evangelisten hätte gelegt werden können; wobei ihre heiligen, oder richtiger unheiligen Bücher jedoch völlig und gleich von Anfang herein ihren Zweck verfehlten, indem bis auf das Jahr 1845 niemand hinter diese versteckten Gedanken gekommen ist.

Die weitere Mahnung an seine Apostel (Luk. XXI, 19.): Durch Geduld werdet ihr eure Seelen erretten! heißt nach dem obigen Thies: Harret aus, es wird euch das Leben nicht kosten! „Dieses Geschlecht wird nicht vergehen, bis das alles sich erfüllt,“ will nach Dr. Paulus nur sagen: Diese meine geistige Nachkommenschaft (die Christenheit!) wird es noch erleben! Thies dagegen hält dieß für eine aprilschickende Zeitbestimmung, mit dem denkwürdigen Beifügen: „Da indeß diese Klasse

(der Anhänger Jesu als des Messias) sich zusehends vermindert, so dürfte die alte Meinung von der Nähe des jüngsten Tages wieder neues Ansehen bekommen.“ Allerdings, und wenn der Protestantismus sich das zur Ehre rechnet, so scheint er diese Zeit wirklich heraufbeschworen zu haben.

Daß der Menschensohn in den Wolken des Himmels komme, dünkt Herrn Paulus eine Imagination, und beweist ihm nur, daß es der hebräischen Sprache an abstrakter Präcision und philosophischen Begriffen fehlt. Andere hingegen halten dafür: Jesus habe sich dabei den jüdischen Volksbegriffen accommodirt. Möglich wäre es indeß allerdings, meint Hase (§. 130.), „daß Jesus, wofern er dies wörtlich verstand, wie die apostolische, d. h. die katholische Kirche es nahm, seinen eigenen messianischen Glauben aus der Wirklichkeit in die Zukunft rettete, und mit einer aus dem messianischen Volksglauben genommenen Erwartung sich über die dunkle Gegenwart hinwegsetzte, und — täuschte!“ Da es der Protestantismus, diese Unheit von einer Glaubensgenossenschaft, nur mit Möglichkeiten, nicht aber mit Wahrheit und Wirklichkeit zu thun hat, so liegt eine andere Möglichkeit auch noch darin, daß der Hellaud die ganze Weissagung nur moralisch gemeint habe. Darum heißt es weiter: „wenn aber in den Aussprüchen Jesu bei den Synoptikern die geistige und symbolische Ansicht schon getrübt ist, so geschah dies, weil ihre Überlieferung von dem Irrthume der Kirche nicht unberührt bleiben konnte!“ Wie nativ! Also die Kirche, d. h. die Gemeinschaft der Gläubigen, lag schon im Irrthum zur Apostelzeit, ja Jesus selbst lebte in der „Täuschung“, und auch die Bibel kommt nicht mehr wie vom Himmel gefallen, sondern ist in der Gemeinschaft dieses Irrthums verfaßt worden, so daß die vorgeschrittenen Anhänger der Reformation sich nicht weiter an ihren Sinn zu halten oder sie noch mehr zu torquiren brauchen, bis sie sich willig gibt, sondern frei der Selbstoffenbarung überlassen müssen. Noch freier rückt der Wolfenbüttler Fragmentist mit der Rede heraus. Keine Verheißung in der ganzen Schrift, meint er, sey auf der einen Seite bestimmter vorgetragen, auf der andern offenbarer falsch befunden worden, als die von der alsbaldigen Wiederkunft Christi, welche doch eine der Grundsäulen des gesammten Christenthums bilde. Sie beruhe daher auf einem ausdrücklichen Betrage der Apostel, hervorgegangen aus der Nothwendigkeit.

die Leute, von deren Beiträgen sie ihren Unterhalt ziehen wollten, durch das Versprechen einer nahen Belohnung anzulocken, und kennbar an der Kahlheit, mit welcher sie den aus dem allzu langen Verzuge der Wiederkunft Christi erwachsenden Zweifeln, wie Paulus im zweiten Briefe an die Thesaloniker II, 2. durch ein Versteckspielen mit dunklen Redensarten, und gar Petrus in seiner zweiten Epistel III, 8. durch das Ungeheure einer Berufung auf die göttliche Zeitrechnung, in welcher tausend Jahre gleich einem Tag seyen, zu entgehen suchen! So Reimarus, der Ungenannte. Bahrdt, Erdmann und andere beziehen indes die ganze Rede als einen Bilderspruch auf die gehoffte Umgestaltung der jüdisch-heidnischen Welt; die Ankunft Christi in den Wolken des Himmels bedeute die Bedeutung und den Sieg seiner Lehre, die Versammlung der Völker zum Gerichte, die Stellung zur Rechten oder Linken ziele auf die Aneignung oder Nichtaneignung seiner Lehre u. s. w. Was mußte aber Jesus von seiner Lehre halten, wenn er dieselben Vorstellungen davon und von einer unsichtbaren Kirche hegte, wie diese „Christlichen“ Protestanten?

Wie denkt nun der Mythiker hierüber? Er hält es kurz abge bunden, wie der Fragmentist: „Hat Jesus sich vorgestellt und ausgesprochen, daß bald nach dem Falle des jüdischen Heiligthumes seine sichtbare Wiederkunft und das Ende der Welt erfolgen werde, während seit jener Catastrophe fast 1800 Jahre hingegangen sind, so hat er in diesem Stücke geirrt!“ Aber wer sagte ihm denn den Fall des Tempels voraus? und wußte er den, so zerfällt der Einwurf von selbst, und auch seine andere Rede mußte wahr lauten. Doch das ist es ja eben, rufen sie: All die einzelnen Züge dieser vorläufigen Zerstörungsprophezie: Krieg, Seuchen, Erdbeben, Hungersnöthe, falsche Propheten, die das Volk in die Wüste locken würden, die Einschließung Jerusalems mit einem Walle und die Verwüstung, daß kein Stein auf einem anderen blieb, finden sich in der Geschichte des Untergangs der heiligen Stadt fast wörtlich: sollte das nicht ex eventu nachgeschrieben seyn? Diesen Vorgängen wird nun die Erfüllung der danielischen Weissagungen unterschoben, welche ihren Kopf in der Verwüstung des Heiligthumes hat, und von da einen unsicheren Cometenschweif bis ans Ende der Tage hinbreitet. So war das, was bereits sich erfüllt hatte, leicht deutlich zu prophezeien;

as aber im Schooße der Zukunft lag, und auf das nahe Weltende ausgelegt wurde, blieb eben darum unerfüllt. — Aber da die Erhellung des Menschensohnes in der Weissagung an die Zerstörung Jerusalems geknüpft ist, was doch, wie sie jubiliren, sich augenblichlich nicht erfüllt hat — so müssen ja die Synoptiker gar vor dem Jahre 70 n. Chr. geschrieben haben? Und wenn Herr Strauß leß auch belletrist nicht zugeben will, da an eine so durchgängige Rhythmenbildung im Zeitraum von 35 Jahren nach Christi Hingang doch unmöglich zu denken ist, so entgeht er doch nicht dem Dilemma: entweder schrieben die Evangelisten nach der Zerstörung ihre Weissagung ab *eventu* — dann durften sie menschlicher Weise doch von einer Ankunft des Menschensohnes reden. Oder sie schrieben zuvor — dann haben sie diese Gesichte der Zukunft nicht nach dem Erfolge copirt. Ja die Prophezie spricht zunächst nur von der Zerstörung des Tempels, nicht gerade Jerusalems. Die Einschließung mit Kriegsheeren war nach Josephus V. 12, 1. von Titus selbst als ein ausführendes Stratagem bezeichnet, die Eindämmung mit einem Rauewalle aber gleich Anfangs von Seite der Belagerer verkehrt, und der weitere Versuch unterblieben! Aber die übrigen Zeichen, haben sie sich alle wörtlich erfüllt, oder hat sie der jüdische Geschichtreiber buchstäblich aus den Evangelien entlehnt?

Also hat Christus diese wirklich prophezeit, betrüglische Verfasser hätten ihrem Nachwerke gewiß eine entschiedenere Färbung nach dem wirklichen Erfolge gegeben, der spätere Ursprung der Evangelien ist eine Fiktion, und der Rhythiker ist in seine eigene Grube gefallen! Er irrt es wohl selbst, und wir sehen, wie jämmerlich er sich herauszuheben bemüht ist. Er will (§. 115. S. 367.) daran festhalten, diese Unschickrede sey weder aus göttlichem Vorherwissen, noch aus Berücksichtigung des Erfolgs (wie bescheiden!), sondern einzig der Schilderung der ersten Zerstörung Jerusalems und der Gefangenschaft aus den Propheten, namentlich Daniels, entnommen, welche dafür ihrerseits *post eventum* geschrieben: „Nur Eine Bestimmung könnte Jesus, als Urheber dieser Reden, nicht aus irgend welchen Vorbildern, sondern müßte sie aus sich selber genommen haben: die Versicherung heimlich, daß die Catastrophe (seiner Wiederkunft) noch während des damaligen Menschenalters eintreten werde; wogegen die andere Hälfte der Weissagung, die so auffallend in Erfüllung gegangen, erst nach dem Erfolge in die Reden Jesu hineingetragen zu betrachten“

Hat man je ein so albernes, wahnwitziges Durcheinandertreden gehört, als hier dem dummdreisten Mythiker seine Perfidie eingibt? Der Theil der Weissagung, welcher sich nach dem Verstande des Mythikers nicht erfüllte, soll ächt seyn, und die Evangelisten haben sich durch die augenscheinliche Nichterfüllung nicht irre machen lassen, ihn getreu aufzuzeichnen; der in Erfüllung gegangene aber soll ein vaticinium post eventum seyn, damit einerseits Christus getrrt, die Evangelienverfasser aber, welche Herrn Strauß zu lieb so spät wie möglich an ihr Mythenwert gehen, uns mit ihren Weissagungen betrogen haben! Und das sagt ein ehrlicher Gelehrter, der vielen Rändige Strauß, der es nicht oft genug wiederholen kann, daß die Rationalisten von der natürlichen Erklärung sich total unfähig erwiesen hätten, die biblischen Bücher auszulegen, und nun als neuer Hbtypus aufgetreten ist! Da nach seiner Philosophie alle Wahrheit nur im Begriffe, nicht in der Wirklichkeit liegt, und er nach diesem Obersatze die ganze heilige Geschichte umgearbeitet hat, so hält ihn nichts ab, zu erklären: Sobald Jesus sich einmal als den Messias gedacht habe, so war ihm auch der Glaube an seine Erscheinung in den Wolken des Himmels, um die Todten zu erwecken, Gericht zu halten und ein ewiges Reich zu begründen, von selbst gegeben. Hoffte er sich diese Verherrlichung noch im Verlaufe seines Lebens, so war es natürlich, daß auch seine Zeitgenossen es mit erleben mußten; war ihm aber später sein Tod gewiß geworden, so erschien ihm eben dieser nur Vermittlung zu seiner messianischen Wiederkunft. Ob er aber dabei hypothetisch oder categorisch sich ausgesprochen, bekümmerte den Petrus und die Evangelisten wenig! —

Störker läßt (Helligth. u. Wahrh. S. 56—58.) die reinjüdische Volksmeinung vom jüngsten Gericht und die vergeistigte Lehre von der Auferstehung sich gegenseitig ausschließen. Jesus, meint er, habe nur die letztere gelehrt, Johannes aber die erstere aus eigenen Mitteln hinzugefügt. Ebenso hält Weiße (I, 455. 494. II, 123. 134. 152.) dafür, habe Lukas selbst das Gleichniß von Loth und dessen Weib in Betreff des Untergangs von Sodom unpaffend eingeschoben. Der Drang der Ungebuld, der sich in den Worten: „Feuer kam ich auf die Erde zu senden,“ ausspricht, scheint ihm rein menschlich, und nur durch ächt menschliche Empfindung und Willensaffectio konnte das göttliche Werk (Luthers?) gefördert werden. Die Rede: „kein Stein

werde auf dem anderen bleiben!“ erweckt nur allzu gerechten Verdacht, daß sie nur der Zerstörung Jerusalems angepaßt sey. Die Erscheinung Christi als Deus ex machina zur Abhaltung des Weltgerichts, vermißt sich derselbe Weise der Behauptung, sey ein so seltsames Phantasma, daß, so wenig ein Weinstock Dornen und ein Feigenbaum Disteln trage, ebenso wenig ein Geist von solcher Größe wie Christus, solche Reden geführt haben konnte. Nicht minder unächt erweist sich ihm das Wort von den zwölf Stühlen, worauf die Apostel dem Weltentsrichter assistiren sollen. Der Schluß endlich, daß jedem nach seinen Werken vergolten werde, und die da Gutes gethan haben, eingehen sollen zum Leben u. s. w., scheint ihm gleich sehr verdächtig, weil darin vom Gerichte über die guten Werke die Rede ist. — Was doch die Verblendung einem Menschen glaubhaft machen kann, und welche Einbildungen man andern zu leihen geneigt ist, wenn man selbst nur mit Einbildungen sich befaßt!

Das eigentliche Resultat protestantischer Bibelforschung über diesen ganzen Abschnitt faßt Edelmann in seinem „Glaubensbekenntniß“ (S. 216.) unumwunden dahin zusammen, daß er sagt: „Wer bedenkt, daß nach den Zeiten Jesu tausend Dinge von tausend Zeugen der Wahrheit sind gesagt worden, davon der Herr Jesus zu seinen Zeiten noch nicht hätte denken dürfen, der wird die abergläubische Welt auf seine Zukunft passen lassen, so lang sie will, und derweil auf die wirkliche Gegenwart seines Geistes in denen, die sein Zeugniß fortführen und dem herrschenden Aberglauben widersprechen, desto aufmerksamer Achtung geben. (S. 221.) Ich glaube, daß der jüngste Tag oder das jüngste Gericht alsdann bei einem einzelnen Menschen angehe, der da anfängt, aus dem erstaunenden Schlafe der bisherigen Irrthümer aufzustehen, Gott in sich selber zu erkennen, und ein vernünftiges Leben anzufangen. Denn wenn es der Geist Jesu einmal soweit mit den Menschen gebracht hat, so übergibt er, mit der Schrift zu reden, das Reich Gottes seinem himmlischen Vater, auf daß Gott sey Alles in Allem und unser Geist in ihm eine immerwährende Zufriedenheit und Glückseligkeit genieße!“

LXVII. Kapitel.

Ehrenrettung Iskarioths.

Also mit einer neuen Entdeckung bereichert wenden wir uns nun an den Verräther, zu hören, welches Lobes er sich von diesen Gottesgelehrten zu erfreuen habe; denn es neigt sich jetzt der Stern des Messias zum Untergange. Wie uns Johannes belehrt, war es hauptsächlich in letzter Zeit die Erweckung des Lazarus, die, dem Ansehen der Hohenpriester gefährlich ihm von ihrer Seite den Bann zugezogen, und die Verfolgung bis zum Tode herbeigeführt. Hier aber fängt Strauß an, die Synoptiker zu beloben, „daß sie nicht eine Begebenheit zum Wendepunkt bei Schicksals Jesu machen, welche gar nicht wirklich vorgefallen ist, in dem der vierte Evangelist gerade bei diesem Mordbeschlus sich keineswegs als einen solchen beurfundet, dessen Autorität uns die Wahrheit seiner Erzählung verbürgen könnte.“ So schreibt ja der evangelisch Pseudograph, ohne Zweifel nach einer abergläubischen Zeitvorstellung wie selbst Lücke meint, sogar dem Hohenpriester die Gabe der Weissagung zu; ja noch mehr, er nennt ihn sogar Pontifex „dieses Jahres“, als hätten diese jährlich gewechselt, ein Irrthum, der nach Brevschneider nur einem entfernten Hellenisten zustossen konnte.

Laden wir darum ohne weiteres mit dem Superintendenten Vogel, unwillig darüber, daß über Johannes noch nicht der philosophische Geist unseres Zeitalters abgeurtheilt hat, ihn sammt seinen Auslegern noch einmal vor das jüngste Gericht; und dann möge Gott ihm gnädig seyn. Die Anklagepunkte versäumt Strauß, als ein wackerer Advocatus diaboli, nicht, zu registriren, und er läßt auch hier nicht die Gelegenheit beiseite, seinen historischen Pragmatismus zu kennen zu lehren. Denn wenn Johannes die früheren Unterhandlungen Iskarioths mit den Hohenpriestern, welche die Synoptika bereits aufgezeichnet haben, übergeht, so findet er beide wieder, weil ihm zu finden daran liegt, in unvermeidlichem Widerspruche; doch neigt das Jünglein auch hier auf die Seite der Synoptiker im Gegensatz zu Johannes, „bei welchem alles Knall und Fall geht, und Judas allerdings wie besessen nach Einbruch der Nacht noch davon rennt, um mit den Priestern zu unterhandeln, und unmittelbar daran zur That zu schreiten.“ Darauf können wir nur mittheilsvoll schweigen. Aber mit einem so kleinen Verweis wird Johannes noch nicht entlassen. Ist es nicht ganz ungehörig, daß er dem Judas Iskarioth,

welcher, wie wir gleich hören werden, der beste Freund dieser Herren Theologen uns gegenüber ist, den Vorwurf macht: er allein habe jene Rüge bei der Salbung zu Bethanien ausgesprochen? Einen solchen Zug hätte die Sage bei seinen Vorgängern gewiß nicht vergessen; denn die Sage ist eine Virtuostin in ihrer Art. Sie weiß so wunderliches zu reden und zu singen, und hat eine so melodische Stimme, daß Herr Strauß ordentlich darenin verliebt ist, und sie überall hervorzieht; und sie hat ihm gerade dies schöne Wunderkind, „das Leben Jesu als Mythos“, geboren. Hier führt er uns eben wieder die bekannte Wendeltreppe vom Feenschloß seiner Getreuen herab: sehen wir zu, daß wir nicht fallen. „Wie leicht, spricht er uns zu, konnte einem (verleumderischen Verfasser des vierten Evangeliums) der Gedanke aufsteigen, jener engherzige Tadel edler Verschwendung könne nur von dem habfüchtigen Judas ausgegangen seyn? daß der Tadel zugleich auf Verkauf der Salbe zum Besten der Armen drang, konnte im Munde des Judas nur ein eigentümlicher Vorwand gewesen seyn; eigenen Vortheil aber konnte er nur durch Unterschlagung des erlösten Gelds sich erwarten, und dieses konnte er wieder nur, wenn er Cassenführer war. Zeigt sich also (1) von dem Zuge, daß Judas ein Dieb war und die Cassé führte, eine unhistorische Entstehung als möglich, so“ — versteht sich das weitere von selbst. Darum hat auch schon Hase geglaubt, daß der Evangelist Johannes, wenn er Judas einen Dieb nenne, mit dem Zorne gekränkter Liebe in seiner Beschuldigung zu weit gegangen sey. Eigentlich aber war es nach der jüngsten Entdeckung des Leipziger Ungenannten (die Evangelien S. 176.) Simon Petrus, welcher sich an jener Jesu zu Ehren veranstalteten Verschwendung geärgert; denn er ist der Pharisäer Simon bei Lukas, welcher bei Markus zu Simon dem Aussätzigen geworden ist, und die Stelle der murrenden Jünger bei Matthäus vertritt. Und war er auch nicht der erste, so war er doch der letzte Verräther an seinem Meister!

Run aber soll Jesus diese That auch noch vorausgesehen haben! „Wie hätte er ihn dann im Kreise seiner Jünger gedulden können? Würde er ihm nicht jede Stunde fröhlichen Zusammenseyns mit den Zwölfen verkümmert haben?“ Jesus hat sich also in Iskarioth völlig und bis auf den letzten Augenblick getäuscht. Wie, fährt Strauß (II, S. 384.) weiter fort: „Jesus sollte ihn durch die Erhebung ~~von~~

Cassführer selbst zum Diebe gemacht, und sich, wie absichtlich, ein Verräther an ihm groß gezogen haben? Wer vertraut denn einem Menschen eine Cass an, von dem er voraus weiß, daß er sie stiehlt?“ Dies vom ökonomischen Gesichtspunkte; nun erst vom moralischen! Wer stellt jemand auf einen Posten, wo er voraussehen muß, früher oder später unterliegen muß? Hiesse das nicht in Versuchung führen? „Rein in der That, ereifert sich Strauß, so hat Jemand ihm zunächst anvertrauten Seelen nicht mitgespielt. Das wäre eine göttliche Unmenschlichkeit gewesen.“ Und von Sallustius der Laienevangelist, geht noch einen Schritt weiter und fragt: wer war in diesem Falle der ärgere Judas, Jesus oder Iskarioth? Doch hier fällt uns wieder die Feder aus der Hand, und wir schreiben nicht weiter! Wie muß dieser consequent fortgetriebene Protestantismus das Verhältniß Gottes zum Menschen zu seiner Freiheit, oder gleich zum ersten Adam betrachten?

Aber, nimmt Strauß wieder das Wort: der Grund, warum man ihm eine solche Voraussicht zuschrieb, ist derselbe, wie bei seinen früheren Todesverkündungen. Es lag am Tage, „daß Jesus weniger als jeder Räuberhauptmann die Seinen an sich zu fesseln vermocht habe.“ Diesem Vorwurf wollte man durch eben jene Vorausscheidung den Stachel benehmen, und so sind die Worte, „welche Johannes XIII, 9. Jesu nach der Bezeichnung des Verräthers beim letzten Mahle leiht: Dies sage ich euch jetzt schon ehe es geschieht, damit ihr, wenn es geschehen ist, glaubet, daß ich es bin! in der That das beste Motto zu allen vaticiniis post eventum. Dieser Zweck wurde um so eher erreicht, je weiter zurück im Leben Jesu dieses Vorherwissen gesetzt wurde, wie Johannes thut.“ Aber wir sind noch nicht fertig! „Ist hie mit ein so frühes Wissen Jesu um die Verrätherie des Judas als unhistorisch beseitigt (!), und die johanneische Darstellung erwies nur eine gemachte, so ist auch der Umstand, daß er den Beutel führte, nur eine Verzierung, indem Johannes den Verrath durch seine Gewinnssucht einleiten wollte

Der Verräther ist also ein Opfer der Verleumdung der Evangelisten und der leichtgläubigen katholischen Kirche geworden, und bliebe es noch, wenn nicht der Protestantismus sich seiner als treuen Patron angenommen hätte. Jetzt stellt es sich erst heraus, daß keineswegs „als ein gänzlich gemeiner Charakter“ seinen Reichtum

wirklich verkauft habe, und daß nicht Habsucht die Triebfeder seiner
 Handlung war; denn er hätte ja bei fortbauender Caffeführung un-
 möglich mehr unterschlagen können, als einen so elenden Preis: sondern
 nur, indem er das Geld annahm, die Hohenpriester nur täuschen
 wollte, und zu sich selber sprach, wie Dr. Paulus ihm eingibt:
 „Ich will, es geschehe Böses, damit Gutes daraus werde,“ d. h. der Zweck
 macht das Mittel. Zudem muß der Preis des Verrathes nach Strauß
 nicht mehr betragen haben, denn die dreißig Silbersekel sind
 mythisch aus Zacharias abgeleitet. — Diese Apologie Iskarioths
 hat uns übrigens die Augen über die Stellung des Protestantismus
 in der Kirchengeschichte. Es war eine Zeit, wo diese vom Geiste der
 Verneinung begründete Confession, um doch eine historische Wurzel
 zu zeigen, alle früheren unchristlichen Sekten als ihre Voraus-
 setzung erkannte; und im Principe des Widerspruchs gewiß mit Recht,
 wenn man auf die sonstigen Dogmenunterschiede kommt es ihnen noch heut-
 zutage wenig an. Von ihnen wollte man die Bibel überliefert er-
 halten haben, nicht aus der Hand der Katholischen; auf diesen Geist,
 der unsere unsichtbaren Bekenner durch alle Jahrhunderte zählt, be-
 ruht man sich, wenn es die Erfüllung der Verheißung zu bekrunden
 gilt, „er werde nicht von seiner Kirche weichen bis an das Ende
 der Tage.“ Die Sophisterei in unseren Tagen verfolgte die Con-
 sequenz noch weiter hinauf, und sie hat es bei sich festgestellt, daß
 der ursprüngliche sogenannte Sündenfall nur ein Fall in die Tugend-
 fuge; daher haben wir jüngst wieder von jener Seite herüber den Ruf
 erheben hören: wenn heute wieder die Gelegenheit geboten wäre, so
 würde man ja nicht zögern, die Frucht vom Baume der Erkenntniß
 zu brechen, sondern mit Jubel zugreifen, und die menschliche Freiheit
 von göttlicher Gebundenheit emancipiren. So dachten auch bereits
 die gnostischen Cainiten, so genannt, weil sie Satans Gebot über
 Gottes Gebot, also folgerichtig Cain über Abel, Esau über Jakob,
 Saul über Samuel, ja Iskarioth über Christus, Satan über Gott
 erhoben. Denn nach Epiphanius (haeres. XXXVIII, 3.) gingen
 einige Cainiten wirklich so weit, zu sagen, Judas habe Jesum als
 einen schlechten Mann (πονηρός) verrathen, weil er das gute Gesetz
 auflösen wollte. Die meisten aber hielten Iskarioth sogar
 darum für einen großen Mann, weil er allein vor allen an-
 dern Jüngern den Gedanken erfaßte, das Werk der Erlösung
 durch den Tod seines Meisters schneller herbeizuführen,

und in dieser Gnosis sich aufmachte, den Sturz des Reiches der weltbeherrschenden Geister zu fördern. Diese Rechtfertigung und Canonisation des Verräthers hat der neuere Protestantismus von ganzer Seele gut geheissen, und ihn zu einem „verkannten braven Mann“, zu seinem Tugendhelden umgeschaffen, wie G. G. L. Schmidt und Magnicht ihn ausdrücklich nennen, der, nach Hase, „noch im Lobe der Verzweiflung ein Trümmer apostolischer Größe ist.“

Dem seligen Büttner war nach Schlichtegroll's Nekrolog unter den Charakteren der Bibel Cain einer der allertliebenswürdigsten, ganz so, wie wir eben hörten. Den Brudermord desselben entschuldigte er dadurch, daß Cain vorher noch niemand sterben gesehen, folglich nicht wissen konnte, was seine zu nachdrückliche Demonstration für Folgen haben würde. (Wenn der obige erst gewußt hätte, daß dies nur eine Mythe sey, den ewigen Gegensatz in der Menschheit auszudrücken!) Was Wunder, wenn der genaunte Schmidt schreibt: „so viel er wisse, sey er der erste, welcher eine eigentliche Apologie des Judas geschrieben, aber doch nicht der einzige, der auf die Weise sich im Stande befinde, einen Judas, der den unschuldigen Erlöser den furchtbaren Martern preisgeben konnte — sogar lieb zu gewinnen. Man besinnt sich zwar auch Petrus und Johannes auf Judas Geiz, Falschheit und sonstige Untugenden; aber die Privaturtheile der Apostel verrücken uns überall den rechten Gesichtspunkt, aus welchem sich uns der Verräther in einem guten Lichte darstellt.“ So weiß gleich Dachselt eine seine Tugenden uns aufzuzählen: Judas habe nehmlich schon als Apostel den sogenannten Löpferacker für das Geld, das er aus der Gesellschaftscaffe entwendete, an sich gekauft; sey aber darauf dreißig Silberlinge schuldig geblieben, die er durch seine Verrätherei vollends zu bezahlen dachte. Ja, wiederholt Hennell, er zeigt sich uns wirklich als ein Mann von wohlthätiger Gesinnung; denn er war es nach dem eigenen Ausspruche der Apostelgeschichte, der Hakelbama zur Begräbnis für die Fremden erwart. Jetzt sehen wir wohl, wie Iskarioth, welchen man bisher leider für den ersten und größten Feind Christi und seiner heiligen Religion gehalten, seiner Tugenden halber verdient, neben Luther in den Kalender gesetzt zu werden. Er hatte also beim Verkaufe seines Heilandes einen doppelt guten Zweck im Auge, fürs erste dachte er, seinen Löpferacker zu bezahlen, und dazu schadete es nicht, die Pharisäer zu übervortheilen, und das Synedrium

um dreißig Silberlinge zu pressen. Dann aber hoffte er seinen Herrn, statt aus Frey, vielmehr mit Gewalt auf den Thron zu bringen. Er wollte sich einen Spas mit den ohnmächtigen Gegnern seines Herrn machen, sagt der obige Schmidt (Ung. Beitr. 2. Vers. Numr. 3. u. Bibl. I. S. 687 f.), und sie so gleichsam selbst in den Hinterhalt locken. Er dachte, meint Dr. Paulus: diesmal soll mit der Messias nicht mehr von Jerusalem heimkehren, ohne daß er sein Werk durchgesetzt hat. Hielt er es doch für seine Pflicht, als ein rein verständiger, weltlicher, gewaltthätiger Charakter den zögernden Messias durch die Überantwortung an seine Feinde zur endlichen Gründung seines Reiches zu zwingen; und so ging er ein in das Complot, und bot sich an zum Werkzeug der Cabale, ja legte selbst Hand an zu seiner Gefangenschaft, um Jesum darauf durch einen Volksaufstand zu befreien und ihn in die Röhigung zu versetzen, mit Hilfe derer, welche seinen Triumphzug gefeiert, endlich seine Herrschaft in Israel zu gründen, wo auch ihm einer der zwölf Stühle in Aussicht stand. Wenn der Herr beim letzten Abendmahle von der Nothwendigkeit seines Hingangs, und darauf sogar direkt zu ihm sprach: Was du thust, das thue bald! so konnte Judas darin nur eine Aufforderung, sein Vorhaben auszuführen, erkennen; und fiel auch auf ihn als Thäter vorläufig ein Verdacht oder Label, so hatte er doch die That nicht zu scheuen, und war sie gelungen, hatte der Messias etwa durch übernatürliche Macht, wie schon Theophylakt meint, sich von seinen Feinden befreit, dann gebührte ihm der Vorzug in der Jüngerschaft, und er hatte sich zur Rechten der Majestät des neuen Königs aufgeschwungen. Nur insofern war es, wenn man will, eine satanische Verblendung, als er sich bei seiner guten Absicht verrechnet hatte, indem er nicht bedachte, daß das Volk nach durchschmanster Paschanacht nicht früh genug zum Aufstand wach seyn, und endlich, daß das Synedrium ihn schnell genug der Macht der Römer überliefern würde, wo er dann unrettbar verloren war. Ein Teufel hatte ihm also den Gedanken des Verrathes nicht eingegeben, denn das müßte ein gar dummer Teufel gewesen seyn (gleich dem Besucher in der Wüste), wie schon Lessing gegen Klopstock bemerkt, daß er auf diese Weise nach der Versöhnungstheorie fast geflissentlich den Sturz seines Reiches beschleuniget hätte. Als aber das schlechte Mittel den guten Zweck

nicht erreichte, als das Unvorhergesehene eintrat, da sprach er freilich bei der edlen Beschaffenheit seines Herzens nach *Matth. 5*; *hinaus* zu sich selbst: das hätte ich nicht geglaubt! Und „so ging dieser tragische Charakter, furchtbar von sich selbst und vom Schicksale betrogen, unter“; doch die Energie seines Todes, wie *Hase* diese *Henkerprocedur* nennt, offenbart uns gerade seinen Glauben an die *Unschuld* und *messianische Bestimmung* Jesu. Wie hätte er sonst, *wiehelt* derselbe *Menschenkennner*, bei dem *Fehl schlagen* seiner *Pläne* zu seinem *Henkertode* Veranlassung gehabt, wenn nur eintrat, was er in *kalter Berechnung* erwartet hatte? (In diesem Falle sollte er sich wohl freuen, die *Ration* von einem *Verführer* befreit, und so vom *Untergange* gerettet zu haben, und alle *Gewissensbisse*, alle *Bergweisung* beruhen lassen?) Schließlich käme noch die *fälschlich* auf *Jeremias* zurückdatirte *Weissagung* zu betrachten, „für deren *Erfüllung* *Matthäus* gesorgt hat.“ Dafür hat aber auch der *Widersacher* der *zwölf Apostel*, der *Paulusjünger* *Lukas*, bemerkt der *Leipziger Ugenannte* (S. 170.), nicht versäumt, an beiden Orten, wo *Judas* auftritt, wieder *bemerklich* zu machen, daß er aus der *Zahl* der *Zwölfe* war.

So lauten die *Syrophantenkünste*, wodurch der *neue Paulus*, der schon genannte *bibelfeste Schmidt*, sodann *Liebe* in *August's n. theol. Blättern*, *Goldhorn* in des *seligen Lyschirners Remorabilien*, *Hase* und viele andere das *Andenken* des *gebrandmarkten Verräthers* weiß zu waschen sich bemühen. O, ruft *Thieß* (S. 67.) dann über *Theophylakt* aus, der zuerst jene *unchristliche Meinung* der *Galiten* acceptirte: O, daß doch das *Studium* der *originellen Schrifterklärer* unter den *Alten* mehr betrieben würde! — So unweisend sind sie, daß sie ihr *protestantisches Unwesen* selbst in den *Kirchenvätern* vorzufinden hoffen; und so gewissenlos andererseits, daß sie dieselben nur darum ignoriren, weil sie nichts *derartiges* enthalten! Und doch gibt man in *Erlangen*, ich habe es selbst erfahren, wie *anderwärts* den *jungen Theologen* auf *Treu* und *Glauben* zu versehen, die *Kirchenväter* hätten *antikatholisch* geschrieben!

Strauß seinerseits will uns belehren: „ein *überspannter Supernaturalismus* konnte aus dem vom *neuen Testamente* selbst an die *Hand* gegebenen *Gesichtspunkte*, daß der *Tod* Jesu, im *göttlichen Weltplane* beschlossen, zum *Helle* der *Menschheit* gedient habe, auch den *Judas* nur als *Werkzeug* in der *Hand* der *Vorsehung*, als einen *Mitarbeiter* an der *Erlösung* der *Menschheit* betrachten.“ — *Über-*

dinge! antworten wir, aber nur etwa so, wie die Confession des Widerspruchs sich in neuerer Zeit wenigstens als Mitarbeiterin zur Bervollkommnung des Christenthums betrachtet wissen will, indem sie durch ihren auf die Spitze getriebenen Gegensatz wenigstens das wahre Christenthum in der katholischen Kirche in Rührigkeit und vor dem Einschlafen bewahre, und wie ein Ferment zur inneren Entwicklung und weiteren Fortbildung nöthige, einen Zweck, den allerdings nach dem einmal eingetretenen Kampfe alles Böse im Gegensatz zum Guten erreicht, indem selbst der Satan Gott dienen muß, und Ärger miß, wie Christus sagt, in der Welt nothwendig ist. Aber das wird eben die große Verherrlichung am Tage des Gerichtes bilden, daß zum Triumphe der Gerechten und zur Beschämung aller Gottlosen offenbar wird, wie selbst die Schlechten nach Gottes Absicht nur seine Pläne fördern, und das Böse uns zum Guten gereichen sollte. Und gerade hier haben wir es nicht mit dem Irrthum, wie etwa ein jeder fehlig ist, sondern mit bösem Willen zu thun; denn Strauß selbst ist (S. 117 u. 118.) aufrichtig genug, zu gestehen, „daß es dem Rationalismus eigentlich nur um die Opposition zu thun sey, und er in dem Unwillen über die lange Knechtschaft der Vernunft in den Fesseln der Autorität so einen gewissen Reiz in sich verspürte, sowohl die von der orthodoxen Ansicht seiner Meinung nach zu sehr vergötterten biblischen Personen (Christum vor allen!) ihres Nimbus zu entkleiden, als die in eben dieser Ansicht Verdammten oder zurückgesetzten zu vertheidigen und zu heben.“ Dieß geht ganz getreu nach dem Grundsätze Luthers, wenn er schreibt: ob er auch etwas für wahr erkenne, so wolle er doch dem Papste zum Trost das Gegentheil lehren. — Haben wir also Unrecht, wenn wir sagen: der Protestantismus hat keinen besondern Irrthum, den man etwa noch widerlegen und ihm nehmen könnte; sondern er nimmt den Irrthum selbst für die Wahrheit, und stellt alle Wahrheit auf den Kopf!

LXVIII. Kapitel.

Das letzte Abendmahl.

Dieß erheißt auch besonders, wenn wir zu den Einsetzungsworten im heiligen Altarsacramente übergehen, wo sie sich im Auffuchen aller möglichen, dem rechten Sinne entgegengesetzten Deutungen:

lich erschöpft haben. Nun hat aber schon die Bestellung des Paschamahles vorläufig seine Schwierigkeiten. Wie sollte bei der Ueberfüllung an Fremden jemand sein Gastzimmer bis auf den letzten Tag aufgehoben haben? Und dann gebehret sich Jesus mit der Frage: Wo ist der Speisesaal? gerade so, als brauchte es für ihn nichts weiter, als zu sagen: Tischlein, deck dich! Darum haben die natürlichen Erklärer hier eine längst abgemachte Sache, eine vorausgängige Verabredung angenommen, der zufolge Jesus auch wußte, wo und wann seine Jünger auch den Wasserträger als Führer treffen würden. Vielleicht entscheidet sich der Leipziger Evangelist S. 178., „mochte es selbst Sitte seyn für Fremde, solchen Leuten mit Wasserkrügen, die an jenem Tage gewiß zu hunderten zum Wasserholen kamen, bloß nachzugehen, um gewiß zu einem bereiteten Speisesaale zu kommen“. (Als ob ein solcher nicht in jedem Hause sich befunden hätte, und es nicht einfacher gewesen wäre, den Weg zur nächsten besten Thüre einzuschlagen?) Doch der „bewusste Mann“, wie Stolz übersetzt, war nach Wolf allbereits ein öffentlicher Gastwirth, den Jesus den Seinen nach Dr. Paulus ohnehin mit Namen nannte; nach Venturini jedoch die Anweisung gab: „sie sollten bei dem gewöhnlichen Speisewirth die Vorrichtung zum Ostermahle treffen. Als aber Petrus die Einwendung macht, daß sie das nicht genau wüßten (?), bezeichnet es ihnen Jesus: Wenn ihr in das Schafsthor gegen den Teich Bethesda zugehet, so werdet ihr Menschen genug (!) finden, welche Wasser schöpfen. Laßt euch von einem derselben zurecht weisen. Gleich in der Nähe wohnt unser Speisewirth“ (!). —

Sogar Dishaufen, worüber sich Strauß selbst verwundert, stimmt diesmal wieder in den gleichen Ton mit ein. Er glaubt: wollten die Evangelisten ein wunderbares Vorherwissen Jesu uns zu verstehen geben, so hätten sie ausdrücklich bemerken müssen, es habe keinerlei Verabredung vorher stattgefunden. Und was hätte er durch dieß Wunder wohl erreichen mögen? Eine Glaubensstärkung der Jünger? Also gebe die Erzählung durchaus nichts an die Hand, was eine wunderbare Auffassung rechtfertige. — Gerade so sagen die Rationalisten vom Fache: Wenn die Evangelisten ein Wunder erzählen wollen, hätten sie dieß jedesmal anmerken sollen; wenn aber Johannes dann wirklich schreibt: Dieß war das erste, oder dieß war das zweite Wunder zu Kana, so wissen sie das Faktum vom Urtheile

nen, und alles ex monte Evangelistae zu erklären, oder als zweckloses Spiel der Intrigue des Verfassers mit seinen versenkten Lesern zu verdächtigen. Der Mythiker seinerseits die biblischen Autoren hier wieder auf den Wegen alttestamentlicher Mythologie gehen, es ist dieselbe Wunderlichkeit, wie beim bunten Esel zu Bethphage, vermöge der Gott für Jesum schon vorgesorgt haben sollte; und wie er dem rückkehrenden Saul unter andern zum Zeichen ankündigen würde ihm drei Männer mit Opferthieren, Brod und Wein zu begegnen, und ihm vom Brode anbieten, so versteht hier der Träger die Stelle des Mythenefels.

Auf die abweichende Zeitbestimmung bei den Synoptikern in Bezug auf den ersten Tages der ungesäuerten Brode zu kommen, so halten wir fest, und ihm zufolge Heß, und der nichtswürdige Bengel, der sich diesmal in zu guter Gesellschaft befindet, das johanische Abendmahl bis XIV, 31. für ein früheres, und zwar gewöhnliches Abendessen zu Bethanien. Gewiß mit Unrecht! Zwar sind wir weiter schon gewohnt, von der unchristlichen Opposition die Wirkung umgekehrt, und alles auf den Kopf gestellt zu sehen, dennoch befällt uns eine neue Anwandlung von Heiterkeit, wie Horst behaupten hören: irgend ein Alexandriner habe er das Osterfest das Evangelium Johannes geschmiedet nach Rom gebracht, von wo es, weil es beiden Theilen zusagte, abt Antet und Bischof Polykarp bald in die Christenheit des Ostens und Occidentis ausgebreitet wurde. In dieser Behauptung schon Oriethuysen ebenso viele Fabeln als Worte. Wenn Strauß hier wieder von einem unlöslichen Widerstreit der johanischen und johanneischen Darstellung spricht, so wollen wir ihm niemals zu überdenken anheimgeben. Es zeigt, daß unser Mythos wie unsere ganze Zeit mit ihren destruktiven Tendenzen, wohl analytischen, aber keinen synthetischen Verstand habe, nur einen Verstand, der alles niederdisputirt, und Lustschlösser konstruirt, aber Fortemachen nie zum Handeln und zu Thaten kommt.

Diesen Zeitcharakter verläugnet nun Strauß auf keinem Blatte seines Werkes, indem er alles durchweg auf bloße Vorstellungen zurücksetzt. Ganz folgerichtig ist es darum, wenn er (§. 121.) wiederholt (denn von einem gefunden Urtheil ist hier nicht die Rede): die Untersuchung beim Abendmahle sey ein blindes Faktum, aus

das Wort äußerlich, um mit der Fußwaschung auch die Bedeutung aller übrigen Sacramente aufzuheben. Bei dieser aus dem Lalt gefallenen Kritik, die selbst in das Abendmahl und die Kreuzigung sich nicht mehr findet, nimmt es uns nicht Wunder, daß B. Bauer selbst von Strauß scheinbar angesehen und wie eine armselige „Figur“ behandelt wird, weil er durch seine consequenten Übertreibungen die Blöße seiner ganzen Partei verrathen hat; denn nur wer seine Schwäche fühlt, kann sich also übertreiben. Es ist ein baared Elend, mit diesen nackten Erbärmlichkeiten so viele Zeit verlieren zu müssen; aber wir können uns diese Mühe nicht erlassen, um dem gebildeten Böbel, welcher, weil er gesinnungslos ist und gerne getäuscht seyn will, noch zur Stunde annimmt, es handle sich hier noch um etwas; doch einmal begreiflich zu machen, wie so ganz und gar nichts dahinter sey.

Natürlich kann nach dem Bisherigen von einer vorläufigen Warnung und Bezeichnung des Verräthers vor seinem Hingange von Seite Jesu nicht die Rede seyn. Zwar meint Kohlreiß, die Worte: *Sehet, die Hand meines Verräthers ist mit mir über Tisch!* bedeuteten: sie ist wegen meiner, d. h. zu meinem Verkauf, über dem Tische der Hohenpriester, um das Blutgeld zu empfangen. Aber der Mythiker sieht auch dieses Redekapitel nur für ein post eventum erdichtetes an. Er denkt, die über den gewaltamen Tod des Messias überraschten ersten Anhänger Jesu hätten in ängstlicher Beschäftigung nichts anderes zu thun gehabt, als dieß Schicksal, um ihm von vornherein den Stachel zu benehmen, aus alttestamentlichen Stellen heraus sich begreiflich zu machen, und damit in Einklang zu bringen. So seyen sie in diesem Suchen auf die Worte des vierzigsten Psalm gekommen: *Der mein Brod ißt, erhebt seine Ferse gegen mich!* welcher „gar nicht messianisch, nach der Bethe nur entweder auf die bekannten treulosen Freunde Davids: Ahtophel und Rehiboseth, oder wenn der Psalm nicht davidisch ist, auf Unbekannte, die mit dem Dichter desselben in ähnlichen Verhältnissen standen, Bezug nimmt.“ „Dieß sollte einmal auf den Verräther hinweisen, Jesus selbst sollte dann die Bezeichnung getroffen haben, und weil hier von einem Brodtheilen mit jemand die Rede ist, sollte die Vorherbezeichnung desselben bei einem Mahle statt haben, wozu man am schicklichsten das letzte wählte. Ferner ist die Art, wie Petrus sich der Vermittlung des Schoofängers bedienen soll, wie die ganze übrige Syenerie in Betreff des Verräthers nicht

natürlich, sondern vielmehr gemacht, und gehört nur mit zu der unhistorischen Wendung, welche das vierte Evangelium dem Verhältnisse der beiden Apostel gibt.“ Die Überreichung des Bissens an Iskarioth sieht Strauß beinahe gar für einen Judaskuß Christi an; und stimmt übrigens Bretschneidern bei, welcher hier nur eine Combination des „Johannes“ sieht, die synoptische Darstellung der Entdeckung des Verrathes durch einen fiktiven Befehl zur Beschleunigung der That noch zu überbieten! B. Bauer endlich nennt es (II, 233.) einen Theatercoup, daß mit dem überreichten Bissen dem Verräther der Satan in den Leib fahren soll. Kurz! sie wissen bei jedem geringsten Punkte erstaunlich viel gegen, nirgends aber auch nur das geringste für die evangelische Geschichtserzählung anzubringen; o der unverdächtigen, wahrheitsliebenden Critiker!

„In diesem Zusammenhange von lauter vaticiniis post eventum“, fährt Strauß weiter fort, ist natürlich auch die Vorherverkündigung der Verläugnung des Petrus mit der Reduktion auf die runde Zahl drei eine gemachte; ist es doch schon den rationalistischen Gegnern, wie Paulus, Bernhard von Sanden, Seb. Müller u. a. aufgefallen, daß sich die Sehergabe Jesu auf so unbedeutende Nebenzüge erstrecken sollte, und da der Gewarnte seinem Schicksale doch nicht entgeht, so erscheine so eine Prophezie, wie das tragische Fatum in den griechischen Orakelsprüchen. Hase schlägt darum vor, diesen Bestandtheil für ein Gebilde aus den Worten Jesu: „Siehe, der Satan hat verlangt, euch wie den Weizen zu sichten,“ gelten zu lassen. Dies ist dieselbe Axtrede, aus welcher Müller nicht uneben folgert: Judas habe ohne Zweifel den Petrus, und die Angesehensten der Apostel für sein Vorhaben zu gewinnen gesucht!

Überhaupt, bemerkt der Leipziger Ungenannte S. 172 f., ist uns von der Abendmahlstimmung der übrigen elf Jünger ausser dem verstorbenen Judas bei Matthäus wenig Erhebendes gesagt. Bei dem Streit um den Vorrang liegt sehr nahe zu glauben, daß einer bei Tische über dem andern oder näher zur Rechten Jesu habe sitzen oder liegen wollen, eine ganz pharisäische Bestrebung. Sie tranken seinen Becher beim Abendmahl mit dem pharisäischen Gedanken äufferen Vorranges und jüdisch messianischer Herrlichkeit, so daß Jesus ihnen mit bitter schneidender Ironie sagt: Ihr, die ihr in meinen Prüfungen die Treue (durch Verrath,

Schleusner zählt nicht weniger als achtundzwanzig verschiedene Bedeutungen vom Verbum *est* auf, aus welchen natürlich eine ganze Progression von Erklärungen unserer Stelle sich entwickeln läßt. Doch wir erlassen es hier uns und dem Leser gerne, die ins Unglaubliche gehenden zweihundert Modifikationen und Klammern dieses Ausdruckes durchzunehmen, um die klare und offene Bedeutung zu illudiren, überlassen es auch jedem, über den Schariottismus zu urtheilen, der in der Ausspendung der Geheimnisse unter den Worten liegt: Christus spricht, das ist mein Leib! also jedem sein Belieben zu denken überläßt, wie es der reformirte Ritus mit sich bringt, und dieß noch köplich in unserer nächsten Nähe geschah — aber die naheliegenden Betrachtungen können wir nicht unterdrücken, wie die Fassung dieses Wortlein „ist“, in „wird seyn, bedeutet oder soll auch seyn“! eigentlich das Motto für die Kirche und die sie umgebenden Confessionen abgibt. Die katholische Kirche ist der lebendige Leib Christi, der Tempel Gottes, der sich stets aus den Gläubigen neu erbaut, und in den Heiligen glorificirt. Sie schöpft ihr Blut und Leben aus dem in ihr zur Anbetung gegenwärtigen und zum beständigen Genusse sich darbietenden Gotte. Die lutherische Confession hofft, sie werde es mit ihren Gliedern ohne Haupt und ohne bleibende Glaubensgegenwart noch zu einer Kirche bringen, und tröstet sich mit dem Worte: „es wird seyn!“ Die fort und fort reformirte Partei aber weiß wohl nur mehr von der Bedeutung eines Glaubensbekenntnisses für den einzelnen, und bietet kaum noch den Schein eines Christenthums dar; und mit der unsichtbaren Kirche ist endlich alle Religion in der Welt aufgegeben. Der consequente, die Eucharistie mit Zuhör läugnende Protestantismus ist eigentlich nur mehr ein dürstiges Surrogat für das Christenthum, steigt aber in Wahrheit, wie wir ihn bisher verfolgten, noch tief unter das Heidenthum hinab. Äußerst charakteristisch für den Rationalismus wollen darum Paulus, Volken, Ammon und Stolz das verhängnißvolle „Seyn“ ganz und gar gestrichen haben, und halten für zulässig, Christus habe höchstens gesagt: *voilà mon corps, voilà mon sang!*

Es ist so recht aus dem protestantischen Gesichtspunkte gesprochen, dem nichts über die Begriffe und die Güter dieser Welt geht, wenn Dr. Paulus meint: Zwei Erinnerungen habe der Heiland gestiftet und hinterlassen: hier die eine für sich, und die andere für die zärtliche Maria von Be-

ten, da er bei der Salbung sprach: wo immer in der ganzen das Evangelium verkündet werden mag, wird man diese Thatrem Andenken erzählen! Zudem sieht Thies (§. 66. not. m. l. 69.) in diesen Worten einen Wink, das Evangelium durch solche Publikation zu verbreiten — einen Befehl, der Jesu so gar nessen ist. Nur einem so ganz in die moderne Bibelfunft eintretenen Manne, wie Thies, konnte es nicht entgehen, daß Jesus in Worten: von nun an werde ich vom Gewächse des Weines, oder nach Paulus „von diesem Becher Traubenblut, welcher für euch — aus einem größeren Gefäße — ausgehen wird, (τὸ αἷμα μου, τὸ ὑπὲρ ὑμῶν ἐκχεχόμενον) nicht trinken bis zu jenem Tage, wo ich's mit euch im Reiche meines Vaters trinken werde“ — an den möglichen Fall gedacht, daß er seine Kreuzigung noch überleben werde; u. später mehr. Dagegen tritt nach D. Bauer II, 241. der Chronismus, der in der Abendmahlsfeier durch Christus liegt, in Worten: das Blut, das für viele vergossen wird, in seiner Schroffheit hervor. Wetstein aber sieht gar keine Analogie zwischen Leib und Brod, es sey denn, daß der Körper am Kreuze wie Semmel ausgeborrt wäre; deshalb will auch L. G. Sturm für, dieß ist der Leib, gelesen haben: τοῦτο, so etwas ist mein, oder so ist es mit dem Leibe. Das freundschaftliche Brod-Weinaustheilen, sollten sie nehmlich als einen Beweis seiner hinnehmen, die zu jedem Opfer bereit wäre. Dieß wollte Jesus mit jenen Worten sagen. Die Zumuthung, mehr dabei zu thun, würde Stolz für eine Beleidigung des Lesers halten.

Am leichtesten ist nun freilich aller Anstoß überwunden, wenn den Kommunikanten vom Tische des Herrn und dem Gedächtnisse des Todes und der Auferstehung Christi, welcher in uns fortzum Mysteriendienste der Natur einladet, wie dieß jüngst Alfred Sner in einem seiner Gedichte, überschrieben: Die Communion, beschlagen, und mit den gehörigen Weiheworten gethan hat:

Natur, so mild, so tief wunderbar,
 Du bietest in Brod und Wein dich dar!
 Atome in Wasser und Luft und Erd
 Werden Opferfrüchte am Sonnenheerd.
 Ich stelle mich recht im schwankenden Boot:
 Natur, ich esse dein heiliges Brod!

Ich heb' einen Kelch mit Weinesblut:
 Natur! Ich trinke dein heiliges Blut!
 Dein Blut wird Blut in den Adern hier,
 Dein Brod wird Fleisch in dem Leibe mir.
 O Mutter Natur, deine Communion,
 Hält feierlich heute der Erdensohn!

Es bleibt bei dieser Abendmahlsfeier also nicht zu wünschen, daß man vor, sondern daß man nach derselben noch nüchtern bleibe! — Eigentlich wollte auch Jesus nach Thies den Seinen bloß zu verstehen geben, wie sie sein Fleisch (das von ihm substituirte Brod) anstatt des Paschalammes essen sollten. „Daß man weiterhin die Einsetzung des sogenannten heiligen Abendmahls für alle Zeiten aus dieser momentanen Anrede Jesu abgeleitet hat, ist ebenso willkürlich und die Festsetzung der sogenannten Einsetzungsworte ebenso eigenmächtig, als die Behauptung, daß zur Zeit, als Johannes sein Evangelium schrieb, das Abendmahl schon allgemein als eine Anordnung Jesu unter den Christen gegolten habe. Vielleicht daß ohne das Södenopfer (I. Cor. X, 19.) auch kein Abendmahl des Herrn (XI, 20.) von der Gemeinde von Corinth aus in die christliche Kirche eingedrungen wäre!“ So spricht auch der obige Leipziger Anonymus S. 179 f. Christum von der Verantwortung dieser Worte frei, und meint, „das Vertheilen des Einem Trankes unter die einzelnen Glieder mahne bedeutungsvoll an die paulinische Abendmahlsauffassung, nach welcher dies Mahl ein Mahl der Gemeinschaft aller Genießenden an Einem Leibe und Blute Christi bedeutet. Zugleich wird Luk. XXII, 20. der von den Abendmahlsworten begleitete Becher durch die beigefügten Worte: „nach der Mahlzeit“, offenbar von dem Brode getrennt, und ein Zwischenraum zwischen die Darreichung beider gebracht; ja jener ganz isolirt hingestellt und von dem vorangehenden Becher der Dankagung (*euloyia*) bestimmt unterschieden, also daß in der Abendmahlszene bei Lukas der letztere mit den feierlichen Darreichungsworten und dem bedeutungsvollen Geheiß, ihn unter sich zu vertheilen, zuerst, das Brod der Brechung aber erst als das zweite gereicht wird. Dann folgt ein zweiter Becher ohne ein begleitendes Brod nach völlig geschlossener Mahlzeit ganz isolirt für sich nach — im vollkommensten Parallelism mit I. Cor. X, 16., wo wir ebenfalls

den Segensbecher dem Brechen des Brodes vorangestellt finden. Denn dann Lukas auch die zweite Abendmahlstafel im ersten Co-
 ntherbriefe XI, 23—25. an jene erste möglichst unverändert anfü-
 gen wollte, so konnte dieß nur durch Trennung des zweiten, eigent-
 lichen Abendmahlbechers vom ersten geschehen mittelst der eingefüg-
 ten Worte: nach dem Abendmahle. Daß er so den Brodgenuß auf
 beiden Seiten von einem Weingenuß eingeschlossen seyn läßt, hat
 wohl seinen Grund in dem dogmatischen Umstand, daß dem Paulus
 das Blut Christi weitaus als das wichtigere Sühnungsmittel galt.

So wären wir denn vom hypostatischen Seyn in allmäliger
 Auflösung wieder bis zum Nichtseyn herabgekommen, sehen die Ur-
 sache von der Wirkung hergeleitet, und machen hier billig den Über-
 gang zur mythischen Ansicht. Strauß nun reducirt auch dieß Rech-
 nungserempel auf die einfachste Quote: Jesus habe beim letzten
 Osterfeste nur erklärt: er werde diesen Paschatrunk wohl zum letz-
 tmal genossen, d. h. nicht wieder ein Osterfest mitmachen, bis
 das Reich Gottes komme; sey es, daß eine innere Ahnung nach der
 Abgange aller Umstände ihm sagte, er werde vielleicht das Pascha des
 folgenden Jahres nicht mehr erleben, oder daß er den Eintritt des
 Messiasreiches in seiner mythischen Begeisterung schon jetzt in Nähe
 während seines Lebens erwartete. Was darüber hinausgeht, ist
 ungewiß und aus der Werkstatt der Evangelisten, vornehmlich was
 Johannes betrifft, gleichwie jene dunklen, unverständlichen Worte,
 die Jesus ein Jahr früher nach jener mythischen Speisung der Fünf-
 tausende in Beziehung auf die Stiftung eines Opfers seines Leibes
 und Blutes gesagt haben soll. Und so wiederholt sich die dortige
 Messerung auch hier: „Je mehr die ersten Christen vom
 Verleiste verlassen waren, je tiefer ihr Gemüth in Sinn-
 schmelze versank, desto eifriger waren sie bemüht,
 in Gott in der Materie zu suchen.“ Die übrigen ausgespro-
 chenen Möglichkeiten wollen wir nicht weiter verfolgen, denn der
 Zufall mit Probabilien gleicht einer Herrensahrt nach dem Bloß-
 berg, wo man glaubte, wie weit gekommen zu seyn, und doch nicht
 an der Stelle rückt.

Nun folgen aber für Strauß erst noch die „langgedehnten
 Abschiedsreden nach der überladenen und überspannten
 Kanter des vierten Evangelisten“. — So erquickt uns überall
 gleichmäßig nichts, ob wir bei dem Mythiker oder bei den ge-

Er glaubte, sagt J. L. Hermes in seinen *Communionsandachten*, als er vor Schwindel und Schmerz niedersank, er sterbe natürlichen Todes, und ängstete sich, daß er sein Erlösungswerk nicht mehr vollbringen könne, es sey denn, daß ihn sein Vater zum bevorstehenden Martertod wieder erwecke! Nachdem er nun inbrünstig um Abwendung des Zufalls gebeten, kehrte er zurück, und sprach zu seinen Jüngern: Wachet und betet, damit ihr ähnlichen Unfällen entgeht, d. h. nach Heumann und Thieß, damit ihr nicht auch ein Fieber bekommt!

Er ging wieder hin, wie Schuster in Eichhorns *Bibliothek* jetzt meint, um seinen Schmerz über den nahen Abschied und die Trennung von seinen Freunden in bitteren Thränen auszuweinen; nach Paulus, um in seiner moralischen Ängstlichkeit, ob es wirklich Gottes Wille sey, daß er diesmal der Gefahr nicht ausweiche, sich bei Gott im Gebete anzufragen. Nachdem er abermals umgekehrt, ging er zum drittenmal hin und schwitzte schwere Tropfen vor Angst, aber keine eigentlichen Blutstropfen, denn er hatte ja doch keine Kopfwunde bekommen, bemerkt Thieß ironisch. (Aber vielleicht von dem schweren Falle?) Doch es hat nach Wolf und Köchers *Analekten* nichts weiter, als starken Schweiß zu bedeuten. Und in der großen Angst erschien ihm auch ein Engel. Merker glaubt, es sey dieß der heilige Geist gewesen; aber in dem Augenblicke, als er dieß schrieb, ist wahrscheinlich der heilige Geist selbst nicht bei ihm gewesen. Vielleicht war es eine Vision wie bei Stephanus, eine Täuschung in dieser Angststunde. Doch gleich viel, Jesus hatte doch nicht Zeit, den Jüngern die gehabte Erscheinung nachher lange zu erzählen; darum glaubt Gabler, den Aposteln selbst sey diese Erscheinung gekommen, sey es, daß sie, wie ihnen schlaftrunken die Augen vergingen, bei mondheller Nacht zwischen den Bäumen durch mit einer schwebenden Gestalt sich getäuscht, oder daß diese, wie die vielen ähnlichen Fiktionen in dem historischen Romane, der Apostelgeschichte, als sprechendes Symbol nur der Sage angehört. Vielleicht, meint derselbe Gabler, konnten die ersten Christen sich die plötzliche Stärkung Jesu nicht erklären, und ließen darum einen Engel zu ihm kommen. Als er jedoch zum drittenmal zurückkam, sprach er: jetzt schläft nur

„*arrázet*, es ist vorüber, d. h. das Fieberdelirium ist vorüber. Jetzt ist es wieder gut! Jetzt befinde ich mich wieder wohl!“ Gerade wegen der großen Heftigkeit war der Anfall bald vorüber.

Aber Venturini begreift diese schnelle Stärkung viel leichter; nun der erscheinende gute Engel, aus welchem Lightfoot eher einen schlängelnden Dämon machen möchte, war eben ein Mensch, nicht so damals bei der Versuchung, ein abholder Pharisäer, noch auch ein freundlicher Essäer, sondern — „als Jesus inbrünstiger, heftiger seiner Lobesangst betete, in dem Augenblick trat aus des Gebüsches Dunkel eine holde Engelsgestalt, und reichte dem frommen Mägdchen ihre Lilienhand entgegen. Dabei tönte eine sanfte Stimme: „O Heiliger! der Allbarmerzige wird dich nicht sinken lassen. Jesus mannt sich; die Engelsworte gießen neuen Muth und neue Kraft in sein zerknirschetes Herz. Er will der freundlichen Erscheinung näher treten — da weicht sie schnell zurück. Nur durch der Büsche Dunkel glimmert von ferne noch ihr weißes, blendendes Gewand. Es ist Maria von Bethanien, die in dem herben Kampfe zum Troste des erhabenen Martyrers als ein Gesandter Gottes hier erschienen war schon in der vorigen Nacht Jesu nach Gethsemane nachgeschickt, um über ihres theuren Freundes Leben zu wachen: sie wußte seinen Lieblingsplatz. Heute war sie aus ihres Bruders Hütte dahin geschlichen auf einem dichtverwachsenen, ihr bekannten Pfade, zu sehen, ob etwa hier in diesem stillen Sitz der Ruhe Verrath für ihren Heißgeliebten zu besorgen wäre? Sie hörte sein Seufzen, die heiße Liebe überwand des Weibes Furchtsamkeit. Daß eine Schwester, die für ihn wachte, die mit ihm litt, wenn alle Freunde schliefen — das wollte sie zu seinem Troste sagen. Allein, so wie sie aus dem dunklen Gebüsch hervortrat, erhellte sie Fackelschein, und glaubte ihres Freundes größere Jünglingshaar käme jetzt, ihn zu beschützen. Vor so vielen Männern in stiller Nacht allein hier zu erscheinen, empörte ihre Weiblichkeit; darum schob sie ohne nähere Erklärung gegen Jesu schnell davon.“ So war ihre Wachsamkeit gerade im entscheidenden Momente übel angekommen. Indes muß der Heiland den Besuch doch erkannt haben, weil er darnach so große Stärkung empfand; oder hat Venturini die geheime Kundtschaft hievon in Bethanien eingezogen? Ach nein, er will uns nur sagen, daß man auf so süße Geschichten verfallen müsse, wenn das Leben Jesu nude crude natürlich besunden werden soll.

Aber könnte es nicht auch ein hilfreicher Arzt gewesen seyn, der gerade zur guten Stunde kam? Paulus sagt hiezu nicht nein! Ein solcher stärkt allerdings mehr, als eine poetische Fiktion, wie sie Schleiermacher an dieser Stelle sieht. Natürlich entblödet sich Hennell noch weniger, geradezu den Evangelisten den Vorwurf zu machen, „sie hätten kein Bedenken getragen, gelegentlich Fiktionen einzumischen, welche ihnen geeignet schienen, das Interesse und die Wirkung ihrer Erzählungen zu erhöhen. So habe auch Lukas diesen Zug auf eigene Autorität hin beigefügt. Und woher hätte er gewußt, was Jesus in der Angst gebetet, da seine einzigen drei Begleiter schliefen? Wir werden aber den Himmelsboten, zu welchen auch der Engel in Gethsemane gehört, um so bereitwilliger Lebewohl sagen, je mehr wir den Gedanken festhalten, daß es in allen Zeiten unzählig viele Geister gegeben hat, welche durch ihre Fähigkeit die Ideen des Erhabenen und Schönen zu entwickeln nicht minder, als ihre Gerechtigkeit, selbst die gnadenreichen Pflichten der dienßbaren Geister zu versehen, sich als die wirklichen und unmittelbaren Repräsentanten der Engelsnatur beurfundeten. Übrigens muß dieser sicher hergestellte Charakter (d. h. diese Charakterlosigkeit) der biblischen Verfasser auch bei der Prüfung anderer Wunder in Anschlag gebracht werden!“

Doch ist uns hier der Engelstrost benommen, und auch Jesu Seelenkampf vorüber, so geht unser Leiden mit der hölzernen Zweifelerei des Mythikers erst an, der vorlaut genug ist, den Kampf am Ölberge eine „verwaschene Sage“ zu nennen. Natürlich fällt hier nicht nur der dreimalige Angstfall als beliebte Manier, wie bei der Versuchungsgeschichte, dem Mythos anheim, sondern mit dem physischen Ausdruck, dem Blutschweiß, wird auch der psychische Moment des Leidens vom Zweifelsdrachen aufgestreift. Ja Strauß holt noch viel weiter aus: wie konnte Jesus in der Nähe seines Todes so außer Fassung kommen, wenn er seiner triumphirlichen Auferstehung nach drei Tagen gewiß war, und so bestimmt sie vorausgesagt hatte? Über diese Verlegenheit hat schon Goldhorn seine „eregetische Freude“ geäußert. Wir können hier entgegenfragen: warum sind wir, die wir auch (mit Ausnahme des Mythikers) an die Auferstehung glauben, in demselben Falle? Ist es bloß der Schrecken vor dem jüngsten Gerichte? Ich glaube nicht!

Die Frage findet aber aus der Unnatürlichkeit des von dem anfangs sterblich geschaffenen Menschen erst verschuldeten Todes ihre genügende Erklärung. Daß aber Jesus die Sünden der ganzen Welt trug, und in dem Maße die Bitterkeit des Todes fühlen mußte, wie sie alle insgesammt, dafür haben unsere Gegner natürlich keine Vernunft.

Aber Jesus spricht ja bei Johannes noch kurz zuvor beim Abendmahle mit vollkommener Heterkeit, als hätte er den Todeskampf in sich schon ganz überwunden, und die Rechnung mit Gott abgeschlossen? ruft Strauß ein. Sollte er die ganze Erinnerung an die vorhergehige Rede und seine muthige Stimmung im Gidron wie im Letztentfent haben? Ja da das vierte Evangelium den Seelenkampf in Iethsemane gar nicht enthält, so schließt Usteri hieraus auf das unhistorische dieses ganzen synoptischen Berichtes, Bretschneider, Gotha (der aber, wie bekannt, an sich selbst zum Apostaten wurde, ob schon nach einem halben Jahre von seinen Behauptungen wider Johannes wieder zurückkam!) umgekehrt auf die Unächtheit des ganzen Johannes, zumal auch hier seine ausführlichen Reden Jesu von der Art sind, daß sie nicht einmal im Gedächtnisse behalten werden konnten, auch wenn die Aufzeichnung noch so schnell erfolgte. Als ein Produkt freier Reflexion verrathen sie sich dem Mythiker durch den Zauberdust der Verklärung, der die Gestalt Jesu umwehend sie in lichter Höhe hält, weil der Referent im Erfolg schon weit voran ist, und in einem Augenblicke schreibt, so die Schrecklichkeit seines Todes in den segensreichen Folgen und in der andächtigen Betrachtungsweise der Gemeinde sich schon so weit in gelinden Ton aufgelöst hatte, daß Johannes seine auf der Höhe seiner fortgeschrittenen Entwicklung der christlichen Gemeinde entsprungenen Gedanken dem Stifter selbst in den Mund legen konnte. Doch deutlicher haben die bezüglichen Weissagereden Jesu jenen Wendepunkt der christlichen Sache, welchen man die Geistesendung nennen pflegt, bereits im Rücken. —

Also ist die Sendung des Paraklet doch ein wirklicher Vorgang, wann haben wir bald auch alles übrige zugestanden, was wir verlangen? Aber dieß ist wieder einer jener syllogistischen Schlingen, in die Strauß sich selber gefangen, ein Galgenstrick, an dem er sich selbst aufgehängt hat, wie wir schon früher sagten. Hier treten ihm die Augen so ganz aus dem Kopf, und er weiß sich so wenig Rath, daß er ein glockendes Stillschweigen deshalb beobachtet,

Kreis einiger Geweihten zu verlegen. (Die Bevorzugung der drei Jünger fällt natürlich auch hier, wie bei der Verkündung und der Erweckung der Tochter des Jairus derselben Mythe anheim!) Zur Ausstattung dieser Szene bot sich neben der Schilderung des Schmerzens und Gebetes, welches sich von selbst ergab, theils das von Jesu selber bei Matth. XX, 22. zur Bezeichnung seines Lebens gebrauchte Bild eines *πονηριον* (?), theils alttest. Stellen in Klagepsalmen XLII, 6. 12. XLIII, 5., wo in der Septuaginta die *ψυχη περιλωτος* vorkömmt, wobei das *εως θανάτου* aus Jonas IV, 9. um so näher lag, da Jesus hier wirklich dem Tode entgegenging. (D. h. da die Sage dem Tode Jesu den Stachel des Ärgernisses benehmen wollte, so mußte sie erst die Vorhersagung desselben, und damit in der Stelle Matthäi den Kelch, dann darauf hin die ganze Angstgeschichte, endlich aber auch noch seine Auferstehung, Himmelfahrt und Geistesendung, wie wir hören werden, ersinnen!) Frühzeitig muß diese Darstellung entstanden seyn, weil sich schon im Hebräerbriefe V, 7. eine Anspielung, ohne Zweifel auf diese Szene, findet.“

So läßt Strauß sich wörtlich vernehmen. Nebenbei ist ihm natürlich die Engelererscheinung, welche Gabler als mythisches Symbol des Trostes erklärte, bloß eine Mythe zur Einkleidung der anderen Mythe. „Nur so viel bleibt am Ende von einem Unterschied des geschichtlichen (?) Werths zwischen der synoptischen und johanneischen Erzählung, daß während jene, so zu sagen, eine mythische Bildung erster Potenz ist, diese die zweite Potenz traditioneller Gestaltung zeigt, — oder näher ist jene schon eine Bildung zweiten, und so mit diese des dritten Grades. Ist nämlich die den Synoptikern und dem Johannes gemeinsame Darstellung, daß Jesus sein Leiden auf Tag und Stunde hin vorhergewußt habe, die erste Umgestaltung, welche die fromme Sage mit der wirklichen Geschichte Jesu vornahm: so ist die Angabe der Synoptiker, er habe sein Leiden sogar vorherempfunden, die zweite Stufe des Mythischen; daß er es aber, obwohl er es vorhergewußt, und auch früher einmal bei Joh. XII, 27. vorhergeschmeckt, doch schon lange zum voraus völlig überwunden, und demselben, als es unmittelbar bevorstand, mit unerschütterter Ruhe ins Auge geblickt habe — diese Darstellung des johanneischen Evangeliums ist die dritte und höchste Stufe andächtiger, aber ungeschichtlicher Verschönerung.“

Nun fragt sich freilich der Leser: ist dieß nicht das non plus ultra von gelehrter Absurdität? Eine Eisele, die alle bisherigen Pözen übersteigt! Und mit solchen über allen Ausdruck gehenden Bernheiten glaubt Strauß wegwerflich das heilige Evangelium häutert und in den Wind geredet zu haben, und vermißt sich der Hauptung, das Christenthum bestehe nur noch de facto: de jure b de judicio aber sey es abrogirt! Um etwas zu Nichts zu machen, gelte es auch nur etwas Unbedeutendes, und nicht die Reason der gebildeten Welt und vieler tausend Millionen Menschen in achtzehn Jahrhunderten, muß man doch einen positiven Kern, obst einen Inhalt haben. Nun aber trägt sein Mythenwerk, seinen wirts anders bezeichnen, einzig den Charakter des vierfachen Nichts der v. Schaden'schen Logik: einmal des relativen oder qualificirten Nichts, indem es für die Wissenschaft wie für das christliche Leben positiv nichts . Sodann des corrosiven Nichts, welches das Etwas aufzehrt, und mit ihm zu nichts geworden ist. Weiter des ungeringen Nichts, welches ursprünglich nichts ist, und die Eucht und den Hochmuth hat, etwas zu seyn. Endlich das absoluten Nichts, welches Nichts war, an und vor sich hinter sich Nichts ist, und Nichts zu seyn und Nichts werden die Bestimmung hat. Wir rathen Herrn Strauß, die betreffende Stelle etwa einer fünften Auflage der Logik seines Werkes als Motto vordrucken zu lassen. Einem Mann, der Menzel, Teubel, Eschenmayer und Müller'n so derb angelassen hat, den einen selbst mundtobt zu machen erklärte, S. Hochw. Umland er mit gültigem Rosen besänftigte, und Tholud vollends versorgte, weil er sich ihm nicht gewachsen fühlte: was gebühret ihm anders, als daß man dem flegetrunkenen Bramarbas eine Zurechtweisung angedelthen lasse, wie sie noch keiner erfahren, weil sich noch nie so weit in seiner Vermessenheit vergangen hat, damit er merke, daß die Welt es nicht länger dulde, sie durch ein literarisches Dubschick auf Geld und eitlen Ruhm berechnet, um ihr Heiligstes zu rauben, und daß, diese Erfahrung zu machen, jetzt die Reihe zuerst an ihn gekommen sey! Er, der sich so sehr selbst über das Ohr geuhen, möge sich lieber von seinen Thorheiten heilen, als daß er zu erthebigen und Angriff die Waffe erhebt.

LXX. Kapitel.

Die Gefangennahme.

Was sind es doch auch wieder für Erbärmlichkeiten, die er bei der Gefangennahme gegen den historischen Christus ins Feld führt! Zuvörderst kann er sich nicht erklären, daß Judas Jesum zuerst mit einem Kusse verrathen, und dieser dann noch besonders durch ein theatralisch niederdonnerndes: Ich bin es! sich zu erkennen gegeben haben soll; es sey denn, daß der urkirchlichen Sage daran lag, dem bereits von Gelsus erhobenen Vorwurfe, als habe der Herr durch schimpfliche Flucht und ein Verstecksuchen in den abgelegenen Garten sich seinen Feinden entzogen, durch die Vorstellung zu begegnen, daß er freiwillig zur Verhaftung sich dargeboten, und von seiner Macht, sich zu befreien, keinen Gebrauch machen wollte. — Er, der nach Johannes so oft schon den nach ihm gesandten Schergen Stand gehalten, weil seine Stunde noch nicht gekommen war, sollte ihnen dieß zum Schluffe noch auf recht eklatante Weise thun.

Wenn aber der radikale Mythiker so alles, wie es ihm vorkömmt, mit Stumpf und Stiel auströtet, daß wir doch gleich wissen, wie wir daran sind, so möchten wir ihn doch jenen sauberen Erregeten gegenüber manchmal einen dreimal Ersehnten nennen, wenn er uns von jener rationalistischen Halbheit befreit hätte, wie sie auch hier wieder sich bloßgibt. Macht doch selbst Lücke aus diesem Zurückstürzen der Haufen ein Regelschieben, so daß erst der Vordermann, und durch ihn einer über den andern hergestürzt sey. Wie unbedacht stellt er sich hier Venturini an die Seite, welcher dieß in seiner Weise ausführt: „Jesu war der Facelschein aufgefallen, da rief er seinen Jüngern zu: wachet auf! wachet auf! da kommt schon der Verräther! Da treffen die anrückenden Soldaten auf seine Jüngerschaar, ungewiß, wie viel ihrer seyen, und sie sehen die bligenden Schwert. Jesus ruft sie an (Qui vis?); sein Blick, sein Ton, sein ganzes Wesen, und Petrus zum kräftigen Widerstand entschlossene Stellung macht die Häfcher stugig, die Vordersten wichen in schneller Hast zurück, drängten sich auf die Hintersten, und mehrere fielen in der Verwirrung rücklings nieder.“

Hier sey es uns erlaubt, auch Mack's Stellvertreter in Ju-

igen, Herrn Gehringer zu bemitleiden, wie er ebenfalls auf dem krummen Fährte der Rationalisten sich betreffen läßt, und, in den Irrgängen sich verlaufend, auf so holperigem Boden das Gleichgewicht verliert. Denn was soll es heißen, wenn er von einem heidnischen Katheder herab verkündet: dieß Niederstürzen der Haufen nicht anders zu verstehen, als daß der Weg uneben und steil gewesen? Die Soldaten seyen nun etwas scheu zurückgetreten, und dadurch auf dem rauhen Boden gestolpert und gefallen.

Strauß seinerseits ruht auch hier nicht, bis er die gebildigten Evangelisten zu sich hinübergezerrt, und sie des übertriebenen Unsinns erfährt hat, den er selbst zuvor in seinem Gehirne ausheckte, wie es schon Tholud ihm vorwirft. So wenn Johannes schreibt, daß levitischen Tempeldiener von einer Schaar Soldaten unterstützt gegen Jesus ausrückten, muß der Ausdruck *στρίγα*, Cohorte, hier gerade nach Vegetius 555 Mann bedeuten; wenn es heißt: sie zogen rückwärts! so sind es nicht weniger, als die 555 Mann und Tempeldiener noch dazu; und wenn es wieder heißt: sie stürzten Boden! so dürfen auch nicht weniger als 555 Mann sammt den Tempeldienern diese Niederlage erlitten haben! Weise trifft die Umschreibung (I, 448.): Sey es, daß die Jünger, welche sich der Wehre sezen wollten, der Übermacht erlagen, sey es, daß Jesus ihnen bewaffnete Gegenwehr untersagte: dieser wurde von den Wächtern hinweggeführt, doch stimmen die Evangelisten in diesen Nebenumständen nicht überein. Am meisten ist die Begebenheit im vierten Evangelium durch falschen Schmuck dargestellt, wo der Herr den Häschern freiwillig entgegengetreten ist, und sie zu Boden geworfen haben soll. Welche Rolle spielen hier die Jünger, wenn sie nach einem solchen Verweise der Macht Jesu noch fliehen? Doch auch das Verbot, nicht zum Schwerte zu greifen, ist erfunden, um die Freiwilligkeit, mit der Jesus seinen Verhängnissen entgegenging, zu veranschaulichen; und der Zug in Betreff des nackten Jünglings läßt die Sache noch mehr Anschaulichkeit geben. Später (II, 303.) kommt sich Weise noch einmal auf den Gegenstand zurück, und erzählt jetzt mit Bestimmtheit: „Wir können nicht umhin, die Voraussetzung, als seyen die Jünger, die höchst unbillig hier Diener (*ὑπηρέται*) genannt werden, von Jesus selbst abgehalten worden, zu seiner Vertheidigung

Pallasthofs des Annas vorfiel, während Venturini zum Überflusse nach Storrs Manier, sie zuerst im Hofe des Annas und dann des Kaiphas vor sich gehen läßt — so wundere ich mich nur, daß noch keiner hinter das geheime Liebesverständnis zwischen Johannes und der Pförtnerin gekommen ist, welche jenem zur Hereinlassung des Petrus behilflich ward. Doch was von diesen Gottesgelehrten zur Stunde nicht entdeckt ist, kann noch entdeckt werden, man muß den Leuten nur auf die Spur helfen. Gilt doch bei Maria von Bethanien ihnen ein ähnliches Verhältniß längst als erwiesen. Freilich erklärt Lüzelerger, derjenige, welcher ihn einführte, sey nicht Johannes, sondern Simons Bruder, Andreas als „Jünger der Liebe“ gewesen, so daß wir also statt des Jünglings einen älteren Mann in jene Situation der Bekanntschaft versehen müssen, und Andreas ist es ja nach diesen neueren Erkundigungen auch, welcher statt Johannes unter dem Kreuze stand! Die Verläugnung selbst hat den Aufferkirchlichen von jeher einen äufferst willkommenen Anlagepunkt wider den Felsenmann abgegeben, der sich deshalb, wie wir hörten, zum letzten Range und an die Stelle des Verräthers mußte erniedrigen lassen. Freilich mit der Vorauskündung des allgemeinen Verraths der Jünger von Seite des Heilandes ist es nach Hase so genau nicht zu nehmen, sie wäre, wie wir schon hörten, eine Prädestination gewesen; eine beiläufige Warnung reichte schon hin, um dem Petrus nachher als Prophezeiung zu gelten. Was aber die weitere Ausmalung dieser Szene betrifft, in welche Jesus, der die ganze Zeit hinter den Coulissen steht, auf einmal einen Blick werfen muß, so fällt der Ursprung dieser Rüge für Strauß subjectiv wie objectiv wieder auf Rechnung der Evangelisten.

Haben aber besonders die älteren lutherischen Theologen ihre Pfeile gegen Petrus in Gift getaucht, und ihn wegen seines Fehltritts unter alles herabgewürdiget, obwohl von dieser Seite täglich unser Herr und Meister verläugnet, und um Sündensold seine Ehre an jeden Verleger verkauft wird: so wird es billig seyn, daß sie dafür Iskarioths, wie in der Entschuldigung seines Verrathes, so noch am Strange nach Kräften sich als Patrone annehmen; und wir finden uns wirklich nicht getäuscht, daß sie auch hier rechts zu links und links zu rechts zu machen, und alles ins Gegentheil zu verkehren wissen. Was zunächst den Bericht von seiner Todesart betrifft, so heißt *ἀνίψυκτο* nach Hugo Grotius

neswegs nothwendig: er erhing sich, sondern animi moerore con-
 a oder überhaupt mortem sibi consciscere. Darum hält er dafür:
 Iarloth sey an den Bedängstigungen seines bösen Gewiss-
 ns, oder wie Heinsius will, in Folge einer Gemüths-
 ankheit gestorben. Venturini läßt ihn in die tiefe
 Halschlucht an der Südseite des Tempelberges sich
 nabstürzen, und zwar aus Verzweiflung, daß Jesus,
 r sich nicht aus den Händen seiner Feinde zu retten
 eß — nicht der Messias sey.

Strauß aber ist ungleich nachsichtiger; er läßt den Verräther
 der durch Selbstmord noch aus Gemüthsgram sterben, sondern nach
 der That natürlich aus der Gesellschaft Jesu in die Dunkelheit
 rücktretten, in welcher die historische Kunde von ihm erlosch.
 n so ungehinderter heftete sich die Sage an ihn, und schändete
 es Rache auch noch das Ende seines Lebens. Wie diese
 sführliche Sage entstanden, läßt sich mit Einem Worte nicht so
 lb sagen; indeß hat Strauß mehrere „Judaspsalmen“ entdeckt,
 ch welchen die Evangeliendichter ihr Poëm entwarfen, und zwar
 gekünstelt, daß wir den verwickelten Combinationen der „unschuldig
 htenden Sage“ ohne weilläufige Überlegung kaum folgen können.
 ie Psalmen sind dieselben, auf welche Petrus in seiner Rede vom
 errath des Judas bei der Wahl des Matthias anspielt, welche Rede
 mit natürlich auch mythisch ist. Da die bezeichneten Stellen
 ihrscheinlich gegen Doëg, Davids Verleumder bei Saul, die Ver-
 inschung enthalten, seine Behauptung möge verüben und sein Art
 i anderer erhalten, so dachten die ersten Christen sogleich an Judas.
 ir mußte demzufolge erst im Besitze einer solchen Behauptung gewesen
 yn, und diese, dachte man sich, wird er wohl um den Lohn seines
 errathes erkauf haben;“ daher die Apostelgeschichte sagt: er erwarb
 mit — aber was? da bot sich zum Glück Hackeldama, das Blut-
 ad, von dem niemand wußte, woher es seinen Namen trage, diesen
 en Acker sollte also Judas besessen haben. Sehr scharfsinnig bemerkt
 er coincidenter noch Hennell in seinem Werke vom Ursprung des
 hriftenthums S. 87.: „Markus, Lukas und Johannes sagen nur,
 das habe Geld empfangen, ohne der dreißig Silberlinge zu erwähnen,
 id von einem Löpferacker wissen sie nichts. Lukas aber sagt in
 r Apostelgeschichte, Judas selbst habe einen Acker gekauft, wovon
 so Matthäus wesentlich differirt.“ — Da kam nun zum Glück

Zacharias XI, 12. dem Mythencompositneur zu Hilfe, wo der Prophet den schlechten Lohn, die dreißig Silberlinge, deren er werth geachtet worden, in den Tempel Gottes hinwirft. **צַיִתְלָהּ** „in den Schatz“; die Siebenzig übersetzen jedoch am Schlusse ein Zero statt Patach, also in den Schmelzofen. Aber was sollten nun die Evangelisten hier mit dem Löpfer anfangen? Mit Recht strengt Herr Strauß all seine Fühlerven an, um eine witzige Verbindung herauszuküßeln. Wurde Judas als der Geldhinwerfende gedacht (!), so mußte er dieß aus Reue thun, aber doch nicht vor den Hohenpriestern, und diese mußten jetzt dem Löpfer das Geld einhändigen, wofür anders, als für jenen fraglichen Acker! Aber die Reue sollte ihn nicht auf bessere Wege, sondern vielmehr zur Verzweiflung gebracht haben, darum sollte er das Ende des aus Davids Geschichte bekannten Beräthers Ahi top hel genommen haben, von dem es II Sam. XVII, 22, wenn auch nicht wörtlich, wie von Judas heißt: er ging hin, und hing sich auf! — Also ist Ischarioth, wie wir schon aus der früheren Auseinandersetzung wissen, um seinen ehrlichen Namen gekommen.

Gewiß! so pflegen allerlei Geschichtserzählungen ganz einfach zu entstehen. Schade nur, daß die urchristlichen Gemeinden nicht einen noch größeren Theil der alttestamentlichen Bibel mit ihrem allgemeinen Mytheninhalt in solche neutestamentliche Mythen übertrugen, so hätten sie noch eine Menge Evangelien zuwege bringen können. Natürlich, wenn jemand etwa im Jahre 1900 ein „Leben Strauß“ schreiben würde, so wird er sich nicht nur in Wien vom Walzer-Strauß, in Berlin vom Prediger Strauß, und in München vom Straussenwirth, und von anderen Namensvettern die hinterlassenen Anekdoten zu seiner Lebensgeschichte auffammeln, sowie auf Dr. Jakob Strauß, vielleicht den Ahnherrn unseres Mythikers, zurückgehen, der im Beginne der „Reformation“ von Hall im Innthale ausgegangen, in Eisenach u. s. w. in Sachsen und Baden sein Wesen trieb, und schon gleich anfangs mit Luther unzufrieden war, weil er ihm nicht weit genug ging, daher Luther selbst erbittert „wider Strauß und die Straußianer“ schrieb (Epp. ed. Aurifab. II. f. 240 a. 318 b.) — sondern wenn der Biograph die Tendenz seines Mythemwerks kennt, vom Ischariotismus unserer Zeit bei Eschenmayer liest, und etwa unsern obigen ganz unschuldig gemeinten, bildlichen Ausdruck von seinem Beweisverfahren mißverstieht, glauben, er sey den Lob des Ber-

Herodes gestorben. Das ist die Art, wie die Evangelisten Geschichte erleben, und wie man überhaupt Geschichte schreibt!

LXXII. Kapitel.

G e r i c h t s g e n e n .

Befolgen wir des Mythikers Abgeschmacktheiten noch weiter, um er sich darin gefällt, die Bibel als das exemplarische Buch von endlichen Widersprüchen darzustellen, in einer unverantwortlichen Weise, die sich nur aus seiner Zeitumgebung und der Stellung des jüdischen Protestantismus zum Christenthume erklärt: so entgehen selbst die richtigeren vor Pilatus und Herodes diesem Verrufe nicht. Alle Theologen, die wir bisher vernommen, wollen Widersprüche der Bibel angedeutet auf die Bahn bringen; bei den endlosen Negationen aber, wie sie mit ihren durchgängig falschen Rechnungserempeln die Positionen der Bibel in Frage stellen, thun sie, als wüßten sie zu deren Vertheidigung kein Wort! Nach einem vorläufigen, engbrüstigen Befremden über die Unbefugtheit Jesu, seinem inquirirenden Richter zu antworten, ist mit einer Frage zu repliciren, und seiner gallischen Obrigkeit die schuldige Antwort zu versagen, um Strauß zu dem Resultate, es verdanke die Anekdote ihren Ursprung der Verhandlung vor Herodes sowohl, als vor Antipas, einzig dem Bestreben ihr Entstehen: „Jesum vor dem Kaiser nach Jerusalem zusammenzubringen, um die Richterstimme zu stellen, von allen nicht hierarchischen Behörden zwar verächtlich behandelt, aber doch seine Unschuld laut und schweigend anerkannt werden, ihn selbst aber vor allen seine gleichzeitige Haltung und Würde behaupten zu lassen.“

Mit dem gleichen historischen Takte findet Weisse II, 303 die Antwort Jesu bei Johannes ganz unbegreiflich fest und trotzig. Das weitere Gespräch ist überflüssig und eine um so störende Umschreibung, je klarer uns das Motiv der Einsylbigkeit und bei diesem Verhör entgegentritt. Dem Pilatus gegenüber: es, eine ganz andere Haltung zu behaupten, als Johannes ihn antwortet läßt. In den beiden falschen Zeugen, welche Christus die Rede ausbüdelt, diesen nur von Menschenhänden gemachten Ansporn zu zerstören, und einen anderen, nicht so materiellen dafür

herzukellen, sind nach dem Leipziger Philosophos Mebias (die Evangelien S. 352.) Paulus und sein Rathgeber Lukas von Matthäus gemeint, weil diese den mosaischen Dienst unter diesem Vorwande zu stürzen vermeinten. Die Sendung der Gemahlin des Pilatus, sowie die Händewaschung sind für ihn (I, 457.) ein paar Anekdoten, die sagenhafte Notiz des canonischen Evangeliums von der ersteren möglicherweise bloß aus einer Verwechslung mit der Drusilla, der Gattin des Prokurators Festus in der Apostelgeschichte (XXIV, 24.) hervorgegangen, sowie die Notiz des Evangeliums Nikodemi, daß sie Proselytin war, auf demselben Umstande ruht. Wieder ist das glänzende Kleid, welches der Heiland nach Lukas vor Herodes erhält, nur eine paraphrasirende Überarbeitung des Purpurmantels bei Markus, den die Soldaten Jesu vor Pilatus umhängen. D. Bauer seinerseits beklagt sich (III, 282.): „Warum dieß endlose Gewirre von Hin- und Hergehen, Hinausgehen und Hineingehen, Hinaus- und Hineinführen?“

Schon Frisſche hat es übrigens unwahrscheinlich gefunden, daß der Römer seine Unschuld durch eine symbolische Handwaschung erklärt haben sollte. Dr. Paulus nicht minder, daß der Richter Jesum öffentlich und emphatisch vor seiner Hinrichtung noch für einen Gerechten erklärte. Aber der verherrlichenden Mythe, sagt Strauß, genügte das noch nicht; sondern um die tragische Wirkung zu erhöhen, sollte dem, welcher von Unmündigen und Säuglingen sich Lob bereitet hatte, auch aus dem Munde eines schwachen Weibes Lob abgewonnen werden: darum mußte der Gattin des Pilatus eine Warnung im Traume zugekommen seyn, den ihr offenbar der Teufel eingegeben haben mußte, um nach der orthodoxen Ansicht den Versöhnungstod Jesu zu hintertreiben. Indes nimmt Schubert (aber nicht der unser!) diesen Traum für eine bloße Erdichtung seitens dieser Frau, Dr. Paulus für eine Folge des schnellen Rapportes, den Pilatus noch in der Nacht von der Passirung des großen Gefangenen durch die Thore von den römischen Wachtposten erhalten hatte; Venturini aber läßt den Nikodemus sich bei ihr einschmeicheln, und sie von der Unschuld Jesu überzeugen, wornach sie auf den Einfall geräth, einem jüngst gehabt Traum eine Deutung auf diesen gerechten Mann zu geben, um so ihren Gemahl zu bestechen; und Pilatus will ihr,

nicht aus Aberglauben, sondern bloß um ihr zu gefallen, wirklich willfahren. — Noch mehr, fährt Strauß fort: Das Volk selbst sollte das Blut über sein Haupt herabgerufen haben; „dies ist nun augenscheinlich vom Standpunkte der Christen ausgesprochen, die in dem Unglück, welches bald nach Jesu Tod in immer verstärkten Schlägen über die jüdische Nation hereinbrach, nur die Blutrache dafür erkannten; so daß also diese ganze, dem ersten Evangelium eigenthümliche Episode im höchsten Grade verdächtig ist.“

Was nun die Zeit der Verurtheilung betrifft, so spendet Zeibich Herrn Michaelis das größte Lob, und meint, „wenn er nicht schon die Unsterblichkeit besäße, hätte er sie durch die Behauptung verdient,“ daß Johannes nach römischer, Markus nach jüdischer Stundenrechnung zähle. Und dennoch konnte Michaelis sich entschließen, eine solche Behauptung später wieder aufzugeben, wie Bretschneider seinen ewig denkwürdigen Beweis der Unächtheit des Evangeliums Johannis, und damit seine Unsterblichkeit zur Hälfte wieder zu opfern! Dafür löst Thieß sehr geistreich die obwaltenden Zweifel, indem er erklärt: „daraus, daß Johannes selbst dabel gewesen, und unter dem Kreuze Jesu gestanden hat, folgt nicht, daß er sich in der Zeit, wann Pilatus den peinlichen Proceß entschied, nicht geirrt haben könne. Er konnte sogar nicht wissen, wie es an der Zeit war, als er unter Jesus Kreuz stand. Mittag hatte er schwerlich gehalten!“ — Bekanntlich hören ja auch diese Theologen selten läuten, noch weniger zusammenschlagen; genug, wenn wir jetzt wissen, wie viel Uhr es ist!

Gab es aber damals noch keine Nürnberger Eier, so bestanden ebensowenig eigentliche Calender; kein Wunder also, daß Drümel, wie oben Schneckenburger, dafür hält, Christus sey an einem Mittwoche zum Tode verurtheilt worden. Zwar hat Schäffer ihn gar ernsthaft mit einem „schriftmäßigen Beweis, daß Christus an keinem Mittwoche, sondern an einem Freitage gestorben“, widerlegt; aber was half es, da jener sein Uhrwerk von neuem wieder aufzog?

Die weitere Notiz von der nach Römersitte vor jeder Hinrichtung herkömmlichen Geißlung wird nach Strauß von den Evangelisten wieder dazu benützt, um dem Pilatus einen neuen Befreiungsversuch abzugewinnen; die Verspottung und Vermummung endlich

finden wir nicht weniger als dreimal vorgenommen, weil man nicht recht wußte, wo und durch wen sie geschehen, und dieß vielleicht im Interesse der Andacht lag. So weiß der Mythiker alles mit seinem Eifse zu begeistern, und sucht bei jeder Fuge mit seiner kritischen Dolchspitze in den historischen Ringpanzer einzubringen, um der Kirche mit ihrem geschichtlichen Haupte, Christus, ernsthaft den Todesstoß zu versetzen, während die Rationalisten von der natürlichen Sorte ihn fast als den Spielball ihrer Ironie betrachten und behandeln.

Wieder geben Pearce und Michaelis uns Aufschluß: die Dornkrönung sey eine wahre Kinderei gewesen, denn der Kranz war etwa von „Bärenklau, einer sehr schönen, sich zur Krone vortrefflich schickenden Blume, die in Palästina bereits im Monate März vorkömmt.“ Gott bewahre aus spitzigen Dornen! ruft Paulus ironisch herein, um sie ihm ins Haupt zu drücken. Diesen Schmerz könnte ja niemand ohne alsbald ohnmächtig zu werden, ertragen. „Würde man, meint Michaelis, einem, der eines noch schrecklicheren Todes sterben soll, als unser Räubern von unten auf ist, eine Dornkrone aufsetzen, die ihn durch eine Verwundung an der Schläfe aller Dual entziehen könnte? Wird das ein wachhabender Offizier zugeben? ja werden es römische Soldaten nur für sich thun, die bei Exekutionen gebraucht zu werden pflegten?“ Doch war es endlich auch mit der Kreuzigung nicht so gefährlich, wie wir bald hören werden, da Christus daran nicht einmal starb, sondern nur ohnmächtig und scheinotodt vom Kreuze abgenommen wurde. Die Freunde Jesu, deren Plan es nach Venturini war, Jesum vor seiner Hinrichtung noch zu befreien, hatten also nicht eben viel verloren, daß ihr Vorhaben wegen der augenblicklich vorgenommenen Exekution fehlschlug.

Was endlich die Auslieferung betrifft, so macht sich Weiße (II, 300.) einen Strupel daraus, daß es bei Johannes heiße: Christus sey den Juden übergeben worden, mit Johannes selbst im Widerspruche, da er doch die römische Strafe der Kreuzigung nachfolgen läßt. „Dieß ist ein offenkundiger Irrthum; den ein Augenzeuge, oder auch nur ein wirklich Sachkundiger nimmer hätte begehen können; der aber bei unserm Erzähler dadurch veranlaßt scheint, daß er stets die Juden als die des Todes Jesu Schuldigen hatte nennen hören, wie sich dieß auch in der letzten Erwiederung Jesu an Pilatus ausspricht.“ (Als wenn sich mit diesem Ausspruche nicht eben der

ganze Entwurf löste?) Ja, spricht B. Bauer: Der Vierte, der jetzt so viel mit den Juden zu thun hatte, und ihre Wuth endlich stillen wollte, vergißt ganz, daß Jesus nur den Soldaten, nicht den Juden übergeben wurde. Also schreitet unser Critiker mit stolzem Selbstvertrauen (III, 299.) zur „Auflösung des Urberichtes, da der Vierte zu allem fähig sey“.

Wenn aber Hase (S. 140.) will, das Urtheil sey ganz nach den bestehenden Gesetzen gefällt worden, sobald Jesus als Pseudomeßias oder Aufrührer betrachtet wurde: so können wir ihm nur beistimmen, und zwar auf den Grund hin, wie ein berühmter Rechtslehrer unserer Tage erklärte: Was Gesetz ist, ist darum noch keineswegs Recht, und die weltlichen Gesetze können das Recht, sie können aber auch das Unrecht legalisiren. Von jeher sind ja die größten Wohlthäter der Menschheit, Sokrates ebenso wie die christlichen Martyrer, nach den geltenden Staatsgesetzen hingerichtet worden, oder haben ihr Leben im Kerker gebüßt; weil die geschriebenen Gesetze, welche zumal jetzt durch ihre tägliche Veränderlichkeit für sich selbst das beste Zeugniß ihres Werthes ablegen, wohl für den Fleiß, tragen Samaschendienst des Alltagslebens eingerichtet, auch geeignet sind, das Leben einzuschnüren und die Geschichte stillstehend oder rückgängig zu machen, nicht aber für außerordentliche Zeiten und außerordentliche Charaktere immer passen. Und kommt erst noch die hölzerne, gewissenlose Interpretation hinzu, ist zudem der Volkarakter verderbt, daß die öffentliche Gesinnung keinen Anhalt und Widerstand bietet, so führt der Rechtsgang den Besten auf die Ferkung oder zum Schaffot. Wie aber die Jetztwelt über die Hinrichtung Jesu denke, und was sie ihm für ein Schicksal bereiten würde: davon zeugen sattsam unsere keineswegs harmlosen Dichter. Wir verzeihen es vielleicht Seume, wenn er den Pilatus schildert:

Was ist Wahrheit? fragt am Richterstuhle

Jener große Heide seinen Mann!

Unverantwortlich aber sind Götthes Epigramme:

Wieks kann ich ertragen, die meisten beschwerlichen Dinge

Dud' ich mit ruhigem Muth, wie es ein Gott mir gebeut.

Benige sind mir jedoch wie Gift und Schlange zuwider,

Hiere: Rauch des Tabaks, Banzen und Knoblauch und — Kreuz!

Und wieder:

Jeglichen Schwärmer schlägt mir ans Kreuz im dreißigsten Jahre.

Kennt er die Welt erst ganz, wird der Betrogne zum Schelm!

Wenn es aber weiter im Faust heißt:

Wer darf das Kind beim rechten Namen nennen?
Die wenigen, die thöricht genug waren,
Dem Pöbel ihr Gefühl, ihr Schau'n zu offenbaren,
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt —

so ruft der Verfasser des Christlichen Festcyklus: „Fünf Reden an das deutsche Volk, auf deutsch nationalem Gesichtspunkte erhoben“ (Karlsruhe bei Neudot 1843. S. 6. 24. 29.) aus: „Doch nein! nennt Jesum keinen Thoren: mußte er doch so auftreten, wie er aufgetreten ist, da ihn der Gott in ihm, die Menschheit, die Weltgeschichte getrieben.... Wir müssen ihm huldigen als Person und als Idee, obwohl die Idee des Gottmenschen ungleich älter ist, und schon der Chinesische Lao viele Jahrhunderte vor Sokrates und Plato sie ausgesprochen hat in einer Weise, die an den Anfang des Evangeliums Johannis erinnert, und sich selbst seinem Volke nicht bloß als gottgesandter Reformator, sondern als förmlicher Gottmensch vorstellte.... Ja, meine deutschen Brüder! auch hier gilt es die Nation, und ihr findet es nicht seltsam, weil ihr als fromme Patrioten, als ächte Söhne unseres Gottes mit mir verehret den germanischen Gottmenschen und das germanische Evangelium, und mit mir von der Zukunft erwartet und jetzt schon feiert eine nationale Weihnacht. Warum soll es uns bestreben, wenn ich euch sage: Auch die Passionszeit, auch die Charwoche muß für uns eine nationale Gestalt gewinnen. Patriottische Betrachtungen unter dem Kreuze fasset dabei ins Auge, daß höchstens seine Person, nie aber seine Idee, sein Werk untergehen könne, so wird sich auch der tragische Ausgang seines Lebens verklären im Lichte der Versöhnung.“

Dies sind so religiöse Meditationen im Geiste unserer Zeit, von einem gekreuzigten Communisten angestellt. Was doch das deutsche Volk in Wort und Schrift für Zumuthungen geduldig hinnimmt, und welch ein Revolutionsgeist auf praktischem Gebiete mit jenen freien Bibelforschungen und den in diesem Augenblicke so hoch begünstigten deutschen Religionsneuerungen fraternisirt! Doch begreiflich, wenn der Staat und die Gesetzgebungen alles Christenthum von sich ausgeschlossen haben, und sich nur heidnisch gebärden, so konnten auch Kunst und Wissenschaften darin nicht wohl zurückbleiben, und es mußte bei uns in der Literatur zu solchen Auftritten Voltairischer

Frivolität und religiöses politisches Radikalismus kommen, wie wir bisher verfolgt haben. Wir müssen hier Strauß, wozu wir sonst selten Anlaß gefunden, ganz und gar Recht geben, wenn er in seinen Streitschriften S. III. S. 13. erklärt: „um ein so gläubiger Christ zu seyn (sey es auch nur, wie die evangelische Kirchenzeitung es verlangt), müsse man den Geist der Gegenwart, wie er sich namentlich auch in den großen Heroen unserer poetischen Literatur ausspricht, ganz und gar abschwören.“ Ja wir wenden uns mit Freuden auch von dem Geiste, welcher Schillern beseelte, wenn er „die Götter Griechenlands“ sich statt Christi Person zurüdwünscht, und klagt, daß

„Einen zu bereichern unter allen
Musste diese Götterwelt vergehn:“

wie von dem Jubengeiste eines Heine, der über Jesu schilt, weil er das finstere Kreuz in die früher so freundliche Welt hereingezogen habe — zu dem zurück, welcher sich in den mittelalterlichen Poesieen eines Wolfram von Eschenbach u. s. w. ausspricht. Wir betrachten dieß ganze verkehrte Treiben der Gegenwart und jüngsten Vergangenheit in Philosophie wie Poesie als ein antinationalles, das als die wirkende Ursache mit Deutschlands tiefster Erniedrigung darum Hand in Hand geht, und können daneben unter den Denkern und Forschern ächnationalen Geistes vor allen die waderen Grimm nicht genug preisen, daß sie den Schacht so tief und kräftig eingeschlagen, und das gediegene Gold aus dem Schooße des deutschen Alterthums in sprachlicher wie sachlicher Hinsicht immer mehr zu Tage fördern, um nolens volens dem unsäglich bornirten und eben deshalb so hoffärtigen Protestantismus unserer Tage die Nase darauf zu stoßen, daß in den Jahrhunderten vor der Reformation, wo sie nichts als Finsterniß wahrnehmen, ein ungleich anderes Licht und geistiges Blütheleben die deutsche Nation beseelte, als unsere jetzigen Poeten und Theologen in ihren Feierstunden ausbrüten, eine Wahrheit, wovon freilich jeden schon der Anblick jener Weltwunder von Domen und Münstern, zu Ehren des Gekreuzigten erbaut, überzeugen sollte, im Vergleiche zu welchen unsere jetzigen Gebäue sich wie Grillenhäuser ausnehmen; und ihre Prädikanten sollten erröthen, jene Kirche fortgesetzt zu schmähern und zu lästern, die ihnen doch selbst ihre Gotteshäuser vom Altar bis zur Kanzel erbaut hat.

Es ist ein leidiges Geschäft, bisweilen Todtengräbers Amt üben

zu müssen; doch die Zeit, welche wir hier betrachten, sie hat sich nun einmal selbst überlebt, und will begraben seyn. Der Baum der Erkenntniß, den der Boden der „Glaubensreformations“ hervorgetrieben und gehegt, er hat lange genug böse Früchte getragen: nun ist er bis auf die Wurzel erstorben und verdorrt, und will umgehauen und ins Feuer geworfen werden. Die Negation hat sich selbst verneint, und das Leben bringt nun wieder auf Bejahung. Die Männer, welche aus jener Saat des Unfriedens hervorgeschossen, wir sehen sie gegenseitig sich aufreiben; die sogenannten Gottesgelehrten des Protestantismus haben seit Semler ihrer falschen Christlichkeit selbst das Urtheil gesprochen, einer hat den andern ans Kreuz genagelt, Strauß hat die Schandtafel darüber geschrieben, und das Marterholz zum Spektakel aller Welt emporgerichtet, um sie vollends daran verenden zu lassen. Nun taumelt er selbst in seiner Mythenkreisbewegung seinen Weltstanz um dasselbe her. Wo sind aber die Hände alle, um die Äser einzuscharren, die in ihrer mephitischen Verwesung die Welt anstinken? Urkundlicher wird es von Tag zu Tag, und man kann es auf ihre Grabsteine schreiben: „Der Tod kann bei diesen nichts ändern, und ihre Werke folgen ihnen nach.“ Sie haben ihre Sache von Anfang auf nichts gestellt. Ihre Gelehrsamkeit ist Bücherstaub, und ihre Figur in der Welt ein mit ausgebrannter Asche erfüllter Popanz. Ihr geistiges Leben ist das einer Vogelscheuche, die vom Winde in Bewegung gesetzt wird, und bei der immer deutlicher ausgesprochenen Offenbarung ihrer Gesinnungslosigkeit und ihres inneren moralischen Elends schwindet täglich mehr die Täuschung und der Schimmer ihrer Größe dahin. Weil ihr ganzes Wesen eben nur auf Schein gegründet ist, machen sie auch den Erlöser zu einem Scheinchristus, und so wollen wir denn zum Schlusse betrachten, wie sie auch seinen Tod nur für einen Scheintod hinnehmen, die Auferstehung nur als eine Scheinauferstehung, die Erlösung als eine Scheinerlösung gelten lassen, und im Gefühle, daß die Reformation offenbar am ersten Pfingstfeste nicht vertreten war, und auf sie keine Feuerzunge geleuchtet hat — auch die Geistesendung sich ausreden.

LXXIII. Capitel.

Kreuzigung. Die sieben Worte.

Mitleidslos folgt der Rhythiker mit dem ganzen Zuge seiner Vorgänger Jesu bei der Ausführung; denn wo die Wahrheit, seinem Verstande unzugänglich, sich noch etwas im Gemüthe geltend machen will, spricht er sein strenges: mulier taceat in ecclesia! als Bannspruch dazwischen. Ihm, dem die Scene von Jesu dem Kinderfreund seinen Glauben abgewinnen mochte, sind natürlich auch die weinenden Frauen zum Ärger: darum fort mit ihnen! Die ganze Scene ist nur imaginär, „die Züge mit Hinsicht auf die Schrecklichen setzen, welche bald über sie hereinbrechen würden, sind theils aus dem (von Johannes entworfenen und ausgemalten!) Reden Jesu von seiner Wiederkunft entlehnt, wo über die Mütter und Säugenden Befehl gerufen wird; theils aus Oseas X, 8. her erborgt, wo es ist wörtlich nach der alexandrinschen Übersetzung heißt: Alsdann werden sie zu den Bergen rufen: Bedeckt uns“ u. s. w.

Dies, ein halbes Menschenalter vor ihm, nimmt diese Episode wohl für geschichtlich, stellt sich aber vor, Jesus habe sich diese Pantomime, diese Mitleidsbezeigung der Einwohner Jerusalems verbieten, um sich nicht in die Classe gemeiner Staatsverbrecher herabgesetzt zu sehen. Man muß diese Weiber, sagt Neumann, näher betrachten. „Es waren solche, die nie als Bußthränen vergossen, sondern, wie die Männer, Gott und seine Gebote aus den Augen setzten.“ Wenn der Christus sprach: Wenn dies am grünen Holze geschieht, was wird erst dem dürren begegnen? so ist nach Clerikus unter dem Namen keineswegs die jüdische Nation zu verstehen, die ja zu Pilatus Zeit noch grünte, sondern nur gemeint, wie Ober erklärt: Dürfen die Römer schon jezo, da gleichwohl das jüdische Volkwesen noch in seiner Verfassung, stehet, also mit denen Juden verfahren und ungestrast mit ihnen allen Muthwillen treiben: wie wird es ergehen, wenn das jüdische Volk und Regiment einem verdorreten Laume ähnlich werden.“

Um aber auf Weißes evangelische Geschichte von jüngst zu kommen, so gleichen auch nach seinem Urtheile (II, 179.) die berühmten Worte: Weinet über euch! und: Selig die Unfruchtbaren! zu

auffallend jener Prophezie vom Untergange Jerusalems, und von ihnen gilt also ein gleiches, wie von jener. Schwertk war auch in diesem Momente ein Augenzeuge gegenwärtig, der Jesu Worte aufgefangen (!); ebenso wenig haben dieselben eine innere Wahrscheinlichkeit; denn alttestamentliche Minuscülen waren jetzt nicht am Orte. Die Bekehrung über die undankbare Stadt mußte vollends auf die Bedeutung seines Todes einen falschen Schein werfen!!! —

Bergegenwärtigen wir uns das alles, so begreifen wir wohl bei seiner Betrachtung der Eucharistie hat der Protestantismus natürlich keine Messe, bei seiner Lästerung der Reinheit der heiligen Jungfrau und bei solcher Behöhnung ihres Sohnes noch am Leidensgange keine Vesper, keine Litanei, noch Rosenkranz und Kreuzweg.

Gehen wir aber nun zur Annagelung über, so fordert Jesus umsonst bei Lukas XXIV, 39. seine Jünger nach der Auferstehung auf: Sehet meine Hände, sehet meine Füße, und leget eure Finger in meine Seite! denn Dr. Paulus mit seinen Gefellen läugnet ihm ins Angesicht, daß er auch an den Füßen angenagelt gewesen; vielmehr scheinen ihnen dieselben auf einem Schemmel angebunden, sein Leib auf einem hervorstehenden Sattel in der Mitte ruhend, und nur seine Hände leicht angenagelt gewesen zu seyn; denn wie wäre es sonst möglich gewesen, daß er schon nach ein paar Tagen wieder mit den beiden Jüngern nach Emmaus spazieren ging!

Merkwürdig, sagt Hennell (245 f.), daß keiner der Evangelisten die jetzt für so wichtig erachtete Weissagung im Psalm XXII, 17. anzieht, wo die Siebenzig übersehen: „Sie durchbohrten meine Hände und Füße!“ Aber im Grundtext, wenn man mit Hugo Grotius will, steht freilich nur: „Sie banden mir Hände und Füße.“ Also mögen damals wohl andere Personen oder Abschnitten in Umlauf gewesen seyn. Ein Wort, das eigentlich die Bedeutung durchbohren hat, wird auch Levit. XXIV, 11. für „lästern“ gebraucht. Veruft man sich aber auf Zachar. XIII, 6., wo es heißt: „Wo sind das für Wunden zwischen deinen Händen?“ und die Antwort lautet: „Ich ward verwundet im Hause derer, die mich lieben;“ so sind unter diesen Malen vielmehr die Arbeitsschwielen als „Abzeichen der Dienstbarkeit gegen eine Familie gemeint, bei welcher der in Red stehende Prophet das Vieh hütete“!

So beiläufig verfährt Thieß (§. 75. not. 30.) auch mit der Stellenstelle in Bezug auf den Galleneffig, womit der Helland Jesus auf seinen Schmerzensruf am Kreuze gespeist ward. Entweder, wenn er den Vorwurf, hat Matthäus hier einen Übersetzungsfehler begangen, oder sich im eigenen Ausdrucke vergreifen; wo nicht, so hat er seine Worte vielleicht mit Rücksicht auf den LXIX. (Durst-) Psalm, aber doch immer nicht wohl gewählt; wie denn auch vielleicht durch diese Angabe verleitet, Markus in der angeführten Species (Myrrhenwein) sich wohl geirrt hat! Michaelis und Paulus halten dafür, der Wein sey ihm wirklich gereicht worden, aber zu stark gewesen, und darum, oder weil er auch diese Art von Mitleid verschmähte, habe ihn ausgeschlagen, ohne daß der Psalm übrigens eine Weissagung auf Christus enthalte. Anders sucht sich Hennell (244.) zu helfen, indem er nachweisen will, der LXIX., sowie der XXII. Psalm passen so sehr im Styl des Jeremias (XII, 6. XX, 7. XXXVIII, 9.) und auf seine Gefangenschaft anwendbar, daß man sie nicht ohne Wahrscheinlichkeit für Stücke aus Feiners Schriften ansehen könne, wie wir auch sonst abgeriffene Stücke von ihm unter dem Namen anderer Verfasser im alten Testamente zerstreut finden. Einzelne Verse lassen sich wohl gut auf Jesus beziehen, andere sind aber unpassend, eben weil der Seher sich selbst und nicht den duldbenden Nazarener, sechshundert Jahre später im Sinne hatte und haben konnte. —

Im Gegentheile paßt diese Stelle wie Ursache zur Wirkung hieher! Denn daß Jesus in übergroßem Durste aufschrie, und mit Essig und Galle getränkt wurde, ist nach Strauß, damit wir nicht aus der Gewohnheit kommen, abermals eine Mythe, und zwar gerade abstrahirt aus dem messianischen Unglückspsalme LXIX, 22., wo es heißt: Und sie gaben mir Galle zu speisen, und Essig, um meinen Durst zu stillen.“ Doch gesteht Strauß auch einen historischen Haltspunkt der Erzählung zu, womit ihm aber natürlich nicht gebient ist; darum fährt er (II S. 538.) gar naiv fort: „Die Evangelisten erzählen diesen Umstand nicht deswegen, weil sie historisch wußten, er sey auf diese oder jene Weise wirklich vorgefallen, sondern weil sie dogmatisch überzeugt waren, er müsse jenem Orakel zufolge sich ereignet haben.“ Köstlich! da sind ja unsere Evangelisten am Ende gar Philosophen aus der Kanti-

(Ehrenerklärung) für ihn, so werden auch seine beiden Leidensgenossen, wiewohl Verbrecher, gegen den Eindruck seiner Größe nicht ganz verschlossen geblieben seyn, sondern, wenn zwar der eine, der ursprünglichen Gestalt der Sage gemäß (wie? wann? wo?) lästerte, so wohl der andere im entgegengesetzten Sinne sich geäußert, und Glauben an Jesus als den Messias bewiesen haben. Ganz im Geiste der jüdischen Denk- und Redeweise ist dann seine Anrede an Jesum und dessen Antwort; denn um eine Stelle im Paradies und ein gnädiges Andenken im künftigen Aon bittet der Israelite Gott und so hier den Messias, und von einem ausgezeichnet frommen Manne glaubte man, daß er den in seiner Sterbstunde Anwesenden mit sich in das Paradies einführen könne. Aber eben daß er das ganze System von einem sterbenden Messias, welches die Apostel vor der Auferstehung nicht begriffen, gefaßt haben sollte, macht die ganze Szene so unwahrscheinlich.“ Erst die letzte Noth, erklärt unser Mythiker (II, 486.), war die Geburtsstunde der Idee eines sterbenden Messias! — Aber wie ist sie dann von den Christen zu den Juden gekommen? fragen wir nun. Und stellt er sich nicht mit B. Bauer hier nahe auf Einen Standpunkt, welcher die Messiasidee überhaupt erst nach Jesu Tod aufkommen läßt? Woher aber jetzt die vorhandenen messianischen Mythen, aus welchen die Evangelisten ihre Geschichte Christi componirt haben sollen?

So werden, je mehr der Mythiker Worte macht, doch der Worte Christi am Kreuze um so weniger! Schon Gabler hat übrigens die Ächtheit dieser Episode von den zwei Mördern bezweifelt, und hält sie wohl nur für eine andächtige Ergänzung. Und lassen sie auch Gill und Guyse dahingestellt seyn, so meint doch Schlegel: „dieß wäre eine Bekehrung, die fast, möchte ich sagen, mehr als Wunder wäre.“ Nicht doch, ruft Michaelis, und wir hören begierig ihn seine entgegengesetzten Ansichten vorbringen. Der Schächer hatte schon oft Jesu Predigten beigewohnt, und sich indes in den Taschen der Zuhörer, wie es bei solchen Gelegenheiten angeht, etwas zu schaffen gemacht. „Was mußte das für einen Eindruck auf sein Herz machen, den Mann, den er für den Messias erkannte, neben sich geknechtet zu sehen? Wirklich, seine Gemüthsverfassung verdient große Aufmerksamkeit.“ Sind schon diese Nachrichten uns neu, so hat

Alle noch genauere Erkundigungen eingezogen. „Der Schächer, der sich vernehmen, wurde in seinem letzten Lebensjahre der Halbjahre gläubig, er wuchs im Glauben alle genoss dessen Seligkeit, er übte desselben Thätigkeit im Glauben, aber das Kreuz war der öffentliche Schauplatz, wo er die Früchte seines Glaubens von aussen blicken ließ.“ Schade, aber davon keine Notiz nimmt; eine solche Befehung ist in seiner Manier, und er wird sie ohne Zweifel auf der Welt heißen.

„Gott behüte eine Befehung! räsionirt Thieß: Die Schächer waren beide Schlauchöpfe, nur daß der eine Rolle, obwohl es ihm mit seiner Befehung ruft war, ausgespielt, während der andere sie abgebrochen! — Indes Maknight verbürgt sich für die Befehung des einen, und denkt, er sey wohl gar „nehin ein Jesu (ein Räuber am Ende, wie Venturini den Anfangs dazu macht?) und im übrigen ein guter, rechts Mann gewesen, der durch eine einzige überellte That sein wirkte.“ Und da Heumann auch in Barabbas einen Jesu sieht, und Dr. Paulus wenigstens in Betreff Barabbas bestimmt, und glaubt, es sey ein mit Jesu schon befreundeter „Patriot“ gewesen; „denn mancher damalige Sittarier holt einen Dienst zu thun glauben, und daher im übrigen öffentlich gesinnt seyn“ — so ist die Sache hiemit offenbar abgemacht. „Nun sieht der Schächer, fährt der Letztere fort, auf die ihm anhängen Reiche zugleich von den Juden erwartete Körperaufhebung und bittet, daß ihn der König, der doch gewiß auch den Namen der Römer entgegen seyn müßte, alsdann als einen Jesu Israelliten behandeln möge.“ Das ist also der Sinn der Befehung.

„Nun aber, glaubt Bahrdt, habe mit seiner Antwort der Schächer Erwartungen etwas herabgestimmt, ja: dabei spöttisch angelassen, indem er ihn auf den Kreuzen verwies. Seine Erklärung war nach Thieß (Comm. II. demzufolge: „Mit der βασιλεία μου, worauf sogar du noch Anspruch machst, ist es nichts; wie weit du auch den Zeitpunkt des Todes hinaufsetzen, und in sofern du mit dem μνησθητι μου κύριος rechnen möchtest, so schlägt doch deine Rechnung fehl. Ich

machte sie mir aber auch selbst nicht; deshalb spreche ich dir jedoch kein Verwerfungsurtheil (gleich Luf. XIII, 2.); du magst meinethwegen (*μετ' ἐμοῦ*) auch dahin kommen, wohin jetzt (*σήμερον*) mein Blick gerichtet ist; das Land der Ruhe (*παράδεισος*) liegt wirklich vor uns.“ — Eine noch einzigere Erklärung, deren geistreicher Urheber sich jedoch selbst nicht zu nennen wagte, versparen wir uns als besondere Karität auf später. Alle Aufmerksamkeit verdient hier nur der Umstand, daß die Gottesgelehrten von der Lehr- oder Gegenseite gerade um Iskarioth, um die Schächer und jeden sonstigen Übelberüchtigten im Evangelium sich so angelegentlich annehmen, die Edelgeschäderten dagegen herabwürdigen? Gewiß! diese Confraternität erlaubt einen seltsamen Rückschluß. —

Nun aber erst zur Vertheilung der Gewande übergehend, kömmt der Mythiker allen Ernstes in Verlegenheit, hier einen wirklich historischen und zugleich prophetischen Anhaltspunkt anerkennen zu müssen, wie dies die Kirche der Wahrheit gemäß durchs ganze Leben des Erlösers hindurch jederzeit festgehalten hat. Wenn es nehmlich im XXII. Psalm heißt: Sie haben meine Kleider unter sich getheilt, und über mein Gewand das Loos geworfen! so sagt zwar Les in seinem Buche von der Wahrheit der christlichen Religion: Man möchte fast glauben, ein Christ habe den Psalm erdichtet! Da sich aber das höhere Alter des Psalms doch von keinem, ohne überlächerlich werden zu wollen, läugnen noch eine Interpolation vorschützen läßt, so schlägt Thieß umgekehrt vor: vielmehr ein Jude habe die Leidensgeschichte Jesu in die Form gekleidet, um den Anstoß abzuwehren, den seine Landsleute daran nahmen! Übrigens fügt er redlich genug bei: „es stütze in der älteren wie in der neueren Exegese eine Hypothese die andere.“ Aber mit dieser letzteren Wendung steht es nun ebenso mißlich; denn es läßt sich einmal historisch nicht in Abrede stellen, daß bei den Römern die Henker die Kleider der Hingerichteten unter sich theilten. Nun so soll die fragliche Prophezie noch einmal untersucht werden, ob sie denn nothwendig in einem Bezuge mit unserem geschichtlichen Vorgange stehe, und nicht eine Umdeutung zulasse. Hier gesteht nun selbst Dr. Paulus: In Davids Leben sey diese Psalmenstelle ohne gewaltige Hyperbel offenbar nicht anwendbar! Doch thut er sein möglichstes, und erklärt wenigstens das betreffende Citat für eine „andächtige Ergänzung“, wie er jene andere Anführung bei Markus, wo es heißt: Er ist

ter die Übeltäter gerechnet worden, aus geistiger Magenschwäche er nicht erklärte.

Welcher Künste wird sich nun Dr. Strauß bedienen, um in dieser misslichen Klemme sich den zwingenden Banden der Wahrheit zu entwinden? Es sind ganz dieselben Umreden, Schleichwege und Winkelzüge, die wir bisher an ihm kennen gelernt, und deren nur ein Sykophant in Vertheidigung seiner schlechten Sache sich bedienen mag. Fürs erste soll der historische Moment, was den Evangelisten vom Wahren noch zu Ohren gekommen, wie in früheren Allen dem prophetischen oder dogmatischen ganz untergeordnet seyn. Dann soll die fragliche Prophetenstelle, wenn auch ihr höheres Alter leicht angestritten werden kann, doch ohne alle Beziehung und Bedeutung dastehen, und wenigstens ihrem Autor entfremdet werden. Darum disputirt Strauß in seiner kleinlichen Weise: „Der Urheber jenes Psalms, ein Mann von dichterischem Geiste, nur nicht David selbst! habe jene Ausdrücke: „Ihr haben meine Kleider unter sich getheilt, und über mein Gewand das Loos geworfen,“ nur bildlich im Sinne von gänzlichem Unterliegem gebraucht; aber die kleinlichste profane Auslegungswelse der späteren Juden (sagt!) welche die Evangelisten ohne ihre Schuld theilten (so zärtliche Umarmung!), und von welcher sich die orthodoxen Theologen, aber durch eigne Schuld, nach achtzehn Jahrhunderten noch immer leicht frei gemacht haben, glaubte jene Worte eigentlich nehmen, ad in diesem Sinne als am Messias erfüllt nachweisen zu müssen!“ - Früher räsonte derselbe Sprecher unausgesetzt darüber, daß die blischen Verfasser alttestamentliche Stellen uneigentlich allegirten zu lesen glaubten: hier macht ihn nun der eigentliche Gebrauch derselben verdrießlich; denn es ist ihm, wie allen, die in die Dienste des rneinenden Geistes getreten sind, ja nicht um die Wahrheit und Konsequenz, sondern naturgemäß nur um den Widerspruch zu thun. Der Evangelist Johannes, fährt der redliche Mann dann (II. S. 545.) in seiner Anklage fort, habe den Parallelismus der Psalmstelle missverstanden, und wie dort Matthäus die Stelle bei Zacharias vom sel, dem Fällen einer Eselin, statt von einer Gesamtverloosung zu den, zuerst eine Vertheilung, dann eine Verloosung des Gewandes bemerken zu müssen geglaubt. „Er bestimmte das Unterkleid dafür, ad weil er seinen Lesern auch einen Grund zu diesem verschiedenen Verfahren schuldig zu seyn glaubte, brachte er heraus (versteht sich

ohne seine Schuld, wie oben!) es werde wohl so gewesen seyn, daß es keine das Zertrennen begünstigende Rähle gehabt, sondern aus einem Stück gewoben gewesen sey!“ — Sey es, wie immer: künstlicher kann es wohl nicht „gewoben“ gewesen seyn, als hier unser Mythenweber aus Windfäden und Rebelwolle webt; bei aller Künstlichkeit aber zeigt sein Werk so viele Rähle, daß es nicht mehr verdient, als in die tausend Stücke zerrissen zu werden, aus welchen es zusammengesickt ist, während er dem heiligen Buche der Christenheit diese Ehre angethan zu haben glaubt.

So findet er nach seiner Gewohnheit, alles über denselben verkehrten Leisten zu schlagen, „das Benehmen der Juden gegen den Gekreuzigten nach dem nämlichen XXII. Psalm gezeichnet, von welchem Tertullian mit Recht sagt, (Strauß aber unrecht versteht) daß er totam Christi passionem in sich enthalte.“ Denn heißt es nicht dort B. 14.: Operuerunt super me os suum, sicut leo rapiens et rugiens? Die mit Kopfschütteln verbundenen Worte der Synodisten: er hat sich auf Gott verlassen, der kann ihm nun helfen, wenn er will! sind aber ganz genau aus dem achten Verse copirt, wie schon Thieß entdeckt hat. Auch das Stabat mater findet er überflüssig; da ihm die historische Realität des Zuges, daß die Anverwandten unter dem Kreuze gestanden, zweifelhaft erscheint; und so kann er Jesu, sein Testament vom Kreuze herab zu machen, billig erlassen. Da aber dem (unbekannten) Verfasser des vierten Evangeliums (warum? weiß man nicht) daran gelegen war, Johannes aus der Dreizahl der Vertrauten Jesu als den alleinigen Liebling hervorzuheben, „so konnte zur Befieglung dieses Verhältnisses nichts Schlagenderes gefunden werden, als daß Jesus die theuerste Hinterlassenschaft, seine Mutter, ihm gleichsam letztwillig übergeben, und ihn zum vicarius Christi gemacht habe!“ Die Wahrheit existirt also hier wieder nur in der Einbildung oder auf dem Papier: dies ist ein Traum, in den sich die von der Gegenseite um so lieber wiegen, weil all ihr Wirken es zu keiner höheren Wirklichkeit bringt, und der Fluch auf ihnen liegt, nie ins Leben einzubringen, sondern als die Grenzbewohner des Chaos für nichts und wieder nichts zu — schreiben.

Wenn wir aber Lützelberger glauben, welcher gleichen Anspruch auf protestantische Zuverlässigkeit in Sachen der Bibelforschung macht, so stand ja nicht Johannes, sondern Andreas als Jünger der

Liebe unter dem Kreuze, und die ganze Beweisführung des Mythikers schlägt demnach um. Den weisen Grund für diese neue Annahme nimmt übrigens Lüzfelberger daher, daß ja nach der Tradition Petrus und Andreas keine Eltern mehr hatten, also wohl eine Adoptivmutter brauchten, während die wirkliche Mutter des Johannes noch lebte! —

Doch kommen wir nun auf die Worte Christi: Mein Gott, warum hast du mich verlassen? so läugnet Oliger Pauli vorerst die richtige Übersetzung der Psalmworte in der Septuaginta und dem Evangelium, und substituirt dafür: „Mein Gott! wie überschwenglich verheiligst und verherrlichst du mich.“ Doch vielleicht lag der Fehler eigentlich an den Umstehenden; denn Wetstein glaubt, Jesus habe diese Äußerung nur den schmähenden Juden nachgesagt. Anderseits hat Edward mit ebenso feinem Takte, als wir früher an Storr bewunderten, herausgeföhlt: Jesus habe zweimal diese Worte gesprochen: einmal nach Markus: Eloil Eloil das anderemal nach Matthäus: Eli! Strauß aber findet uns schon bei einmaligem Ausspruche in einer dreifachen Klemme; denn entweder, meint er, habe der Gott in ihm sich verlassen geföhlt, dann müße die zweite Person von den übrigen Personen in der Gottheit sich losgerissen haben; oder die menschliche Natur war verwaist durch Entweichen der göttlichen, dann war die Grundlage der Persönlichkeit Christi zerstört; oder beide zugleich, und in diesem Falle war ihm leider nicht mehr zu helfen, sondern wir fallen unerbittlich dem Wolfenbüttler Fragmentisten in die Hände, welcher behauptet: Jesus habe in der unglücklichen Wendung seines Schicksals seinen früher gehegten betrügerischen Plan, sich zum Könige der Juden aufzuwerfen, jetzt mit einemmal scheitern sehen, und sich in seinen Erwartungen trostlos enttäuscht gefunden. Dagegen wollen Schleiermacher, Paulus und Graß hierin eben einen Hoffnungsruf erkennen; denn Jesus habe in der Seele den XXII. Psalm durchgebetet, der mit diesen Schmerzensworten zwar beginnt, mit Hoffnung auf Errettung aber endet. Auch Thieß hält es nicht für ganz unerweisbar, daß Jesus nicht hierbei doch an die Möglichkeit, die Kreuzigung zu überleben, gedacht habe. —

Scheint auch hier die protestantische Dibelkuntz sich etwas lauterwälsch zu verwickeln, so nimmt doch dafür die Sprache in ihren

Commentaren einen Schwung, daß sie billig den Abler des Evangelisten sich sammt und sonders zueignen dürften. Erlaube man uns doch zum Beispiele irgend eine Seite aufzuschlagen, so lesen wir II, S. 51. im Commentar des Letztgenannten wörtlich: „Grotius (T. I. p. 558.) und Bospius (harm. ev. p. 302.) verstehen unter τῶς (sc. welche unter dem Kreuze spotteten) aus eben demselben Grunde, nämlich der Unbekanntschaft mit dem Hebräischen (welchen Lightfoot p. 495. durch die Bemerkung unterstützt, daß Jesus, (wenn er sich hätte gang syrisch ausdrücken wollen) statt: *El, El*, eigentlich: *Mari, Mari* (das aber zu ähnlichen, und, wo möglich, noch niedrigeren Verspottungen (vergl. Joh. 19, 25.) hätte Anlaß geben können), hätte sagen müssen), Hellenisten.“ — Gott erhalte uns noch lange die babylonischen Eregeten und ihre biblische Sprache. —

Aber unser Mythiker, der Gottesläugner in der Person Christi, bedarf zum Glück gar keiner Auslegung, sondern da jener vielgenannte Psalm für das Leiden Jesu eben als classisch angesehen wurde, so legte man ihm jene Worte ohne weiters in den Mund. Und siehe! man hatte hier zwei Rücken mit Einem Schlage; denn dem Wunsche, für diese Szene dem Psalme gemäß verschiedene Spottreden zu bekommen, kam das *El! El!* passend entgegen, und darauf ergab sich von selbst die Hohnrede der Umstehenden: Er ruft den *Elias!* Wie Strauß allenthalben keinen Unterschied macht zwischen wahr und falsch, zwischen klug und thöricht, und keine Unterscheidung zwischen den Worten Christi im Evangelium, und denen, welche die Sage in den Apokryphen ihm in den Mund legt, zu treffen weiß: so also auch hier, und dieß nennt er dann eine wissenschaftliche Stimmung, mit der er unser mysterium tremendum behandle!

Die Worte: *Es ist vollbracht!* leihet nach diesem hergebrachten Systeme der vierte Evangelist dem Gekreuzigten, um damit die Vollendung seines Werkes, die Erfüllung sämtlicher Weissagungen aussprechen zu lassen; und das: *Herr, in deine Hände empfehle ich meinen Geist!* bot sich dem Lukas nur aus der genauen Ähnlichkeit des XXXI. Psalms B. 6. mit dem XXII.; weshalb Erasmus zur Auskunft vorschlug: Jesus habe auch den XXXI. Psalm halb im Stillen am Kreuze gebetet. Wenn es aber nun heißt: mit diesem Worte starb er lauten Rufes — so weiß Dr. Paulus, daß er bald darnach gestorben zu seyn schien. Inzwischen will es hier wieder andere bedünken, daß dieses Jammergeschrei am Kreuze Jesum

weit unter den Sterbenden Sokrates, ja was den Todesmuth betrifft, selbst unter gemeine Verbrecher herabwürdige.

So hätten wir also auch von den sieben Worten Christi am Kreuze nichts mehr übrig, ja sie passen gar nicht süßlich zu einander (man muß sich nur wundern, wie der Mythiker sie aufeinander folgen lassen konnte!), sondern „jeder malt die Szene nach seiner Weise, je nachdem er oder die ihm zu Gebote stehende Sage nach dieser oder jener Weissagung oder sonstigen Rücksicht die Vorstellung von derselben ausgebildet hatte.“ Wenn das critische Beweise sind, so kann man freilich mit einem solchen Verfahren vieles ausrichten, und die ganze Weltgeschichte bis auf unsere Lage, ja die Gegenwart selbst auf ein hohles, aufgeblasenes, abstraktes, lebloses Nichts zurückführen. Deshalb eine ernstliche Widerlegung zu erfahren, verdienen diese Geistesmenschen wahrhaftig nicht; doch möge zum Beweise, daß die religiöse Revolte nicht radikaler mehr zu Werke gehen könnte, hier noch ein Schlußsatz von B. Bauer folgen. Wir wollen nicht daran erinnern, sagt dieser Critiker (Synopt. III, 306.), daß der Bericht von der Einsetzung des Abendmahls sich aufgelöst hat, noch daß alle Theile dieser Geschichte demselben Geschicke der Auflösung verfallen sind, daß wir also gar keine Geschichte mehr vor uns haben, sondern diese, wie die Chronologie der Leidenswoche von der christlichen Idee gebildet ist, um das Recht zu dem Ausspruche zu haben, daß sie erst später gebildet ist, als es eine christliche Gemeinde, ein christliches Selbstbewußtseyn gab. Zu solchen Tautologieen zwingt uns die Befangenheit, in welcher der Geist achtzehn Jahrhunderte hindurch gelitten, sich abgemattet und blutrünstig fasset hat. Wie die acht christliche Kunst, besonders die Malerei, als sie noch eine christliche war, ihre Spitze in der Schilderung der Leiden und Martern der Heiligen erreichte, und ihre höchste Aufgabe darin fand, die Marterwerkzeuge, die Henkersknechte, die gräßlichen Verrenkungen, Verzerrungen und Entstellungen, welche die Leiber der Heiligen unter den rohen Häuften der Verfolger erlitten, darzustellen: so hat die evangelische Anschauung in diesen Abschnitt die bedeutendsten Schilderungen des alten Testaments von den Leiden der Gerechten zusammengehäuft und zu Einer Geschichte ausgearbeitet!

Wir glaubten bisher, zu einer gesunden Critik gehöre

zuvörderst Entäusserung von allen Vorurtheilen und Erinnerung an alle Geschichte — hier aber finden wir gerade den umgekehrten Maßstab zur Beurtheilung der Centralgeschichte und ihrer historischen Möglichkeit angelegt, und diesem nach darf Christus (wenn wir anders diesen Namen noch von Jesus gebrauchen dürfen?) auch nicht einmal in der Osterzeit mehr gestorben seyn! Dies ist nicht einmal der Befund einer Critik, als deren Grundprincip Lurretin ausstellt: daß man zur Auslegung den Geist in Gestalt einer tabula rasa mitbringen müsse!

LXXIV. Capitel.

Die Todesfinsterniß und der Riß des Vorhangs.

Zu jener Ausmalung der Scene, wie es Strauß nennt, gehört nun aber auch ein dunkler Hintergrund, und dies ist die Finsterniß beim Tode Christi, die von ihm nach Frißsche's Vorgang darum geradezu „eine aus verbreiteten Vorstellungen entsprungene christliche Sage“ genannt wird, welche den tragischen Tod des Messias von der ganzen Natur durch ihr solennes Trauercostüm mitfeiern lassen wollte.“ Dieser Ausdruck beruht wieder auf der früheren Simplicität, welche sich nur auf viele analoge Fälle, wie sie Wetstein aufzählt, berufen zu dürfen glaubt, und dann alles über Bausch und Bogen für Mythe erklärt. Wenn das nur auch eine Erklärung wäre! Wir wissen kaum, was ungeschickter und plumper ist, der abgenützte Mythenhebel, um diese wie jede andere biblische Erzählung umzustürzen, oder der umgekehrte hölzerne Behelf, die Thatsache festzuhalten, wie Brucker in seinem englischen Bibelwerke von unserer Finsterniß uns mit einem solchen zufrieden stellen will, indem er seine Meinung dahin ausspricht: „daß Gott einen Körper in dem Lusthimmel erwecket, der so tief gestanden, daß er nur dem palästinenischen Gesichtskreise das Licht der Sonne entzog.“

Genug! war die Erzählung nur einmal in Umlauf gebracht oder aufgezeichnet, so reifte das Hörensagen bald zu einem förmlichen Beweise, meint Thieß (§. 75. not. 91. und §. 76.), der Vertheidiger des hebräischen Urevangeliums. Ob aber die Finsterniß oder das Zerreißen des Tempelvorhangs „an Ort und Stelle sich begeben,

bloß in der Imagination des in diesem Augenblick und rückwärts blickenden Geschichtschreibers, davon te, als das Evangelium der Hebräer in Umlauf kam, nicht mehr Rede seyn, aber darnach ward auch ursprünglich nicht gefragt. Faktum oder die Vorstellung, daß Jehova seine Resi- z aufgehoben, mochte immerhin in der Vision eines jenen, vom Tempel entfernten Menschen sich zuge- gen haben, es war doch insofern wahr, und auch insofern un- tig, als eine Erscheinung von der Art hier nicht ausbleiben konnte, : selbst das Hauptfaktum verdächtig zu machen.“ — Was soll heißen? Sie war insofern wahr, als sie nur einer, und nicht : erdichtet hatten? Hier haben wir die weitere Antwort darauf: elleicht daß Lukas, der es bona fide nach erzählt, hier und an chem anderen Orte bei sich dachte, was Plinius zu sagen sich t schämte: Verane haec, affirmare non ausim; interest tamen mpli, ut vera videantur.“! — Und das von den Evangelien!!

Heumann glaubt, daß das im Tempel gestandene lk, da es diesen Vorhang nicht habe sehen können, : gewaltsamen Riß eines so starken und dicken und : gen Vorhangs mit seinen Ohren wird vernommen, darüber heftig erschrocken, auch zu vielem Nachdenken gebracht den seyn.“ Man sieht, der Mann hat sein Ohr so ziemlich ge- ft, um auf das Ereigniß mit Bedacht zu horchen. Aber der hang hatte leicht reißen, fügt Ruinöl die Vermuthung bei; er ja von Alter mürbe genug. Wenn nun eine Erderschütterung rat, woran ja nach Stolz gar nichts ungewöhnliches ist, so ite er, fest angespannt, wie er an allen Enden war, zer- ngen. Trotz diesem eignet sich die Erzählung nach Dr. Paulus fährhalten doch mehr zu einer Fabel, die sich aus Redefiguren, ulich aus dem im Hebräerbrief behandelten Symbol, daß durch ifti Tod der Vorhang des jüdischen Cultus zerrissen wurde, von ft ergab. Schleiermacher, der Urheber dieser Meinung, ver- t nicht dem beizufügen, „daß bei der ersten Aufnahme der Helden, man zu den jüdischen Sühnungen nicht mehr verpflichtete, eine he Darstellung in die christlichen Hymnen kommen mußte.“ Es dieß derselbe Schleiermacher, der Bestreiter der Richtigkeit des en Briefes an Timotheus, den Tholud den großen Critiker, n anderen Bossuet nennt, welcher einen solchen subjektiven Ein-

brud mache, daß man beim Lesen desselben glaube, er könne sich unterfangen, zu beweisen, was er wolle! — Sie haben nichts besseres aufzuweisen, kein Wunder, daß sie ihn also vergolden; was aber wir von diesem subjektiven Wahrheitsmacher denken, ist eine andere Frage! —

Umsomst hat der heilige Paulus im genannten Sendschreiben (VI, 19. IX, 6—12. X, 19 f.) auf dieß Faktum beim Tode Christi Rücksicht genommen, sein Namensvetter in unserer Zeit, erbärmlichen Angebendens, obwohl noch am Leben, stellt die Thatsache auf den Kopf, und läßt ihn das Symbol aus der Luft aufhassen. Schleiermacher aber sängt in seinem Gedankenspinnst auch nicht einmal das auf, und behauptet wir nichts dir nichts: es geschehe „im ganzen neuen Testamente nirgends, weder in den apostolischen Briefen, noch in der Apostelgeschichte, noch im Briefe an die Hebräer, auf dessen Wege es fast nicht umgangen werden konnte (hört!), dieses Faktums Erwähnung; sondern bis auf die trocken synoptische Notiz sey jede Spur desselben verloren, was schwerlich der Fall seyn könnte, wenn es wirklich einen Stützpunkt apostolischer Beweisführung gebildet hätte. Eine erwünschte Aufklärung für Herrn Strauß, der nun ungeschweht folgert: „Es müßte also die göttliche Absicht bei Veranstellung dieses Wunders durchaus verfehlt worden seyn; oder da dieß undenkbar ist, so kann es nicht um dieses Zweckes willen, und da sich kein anderer denken läßt, also gar nicht geschehen seyn.“ — Wenn Seneca schreibt, er habe beim Tode des Augustus eine ähnliche Finsterniß beobachtet, während andere beim Tode des Cäsar oder Germanicus das gleiche melden: so fällt dieß alles natürlich dem Mitleide der Nythe anheim, welche die Dunkelheit liebt, und deren Augenbinde nie zerreißt!

LXXV. Kapitel.

Die Gräber der Heiligen.

Nun erst die Erschütterung der Gräber, und die Erscheinung der Todtengespenster! Zum Glücke findet Thies „von solchen heiligen Abenteuern bei Martus nichts“. Gleichviel! hat doch der mehrerwähnte Heumann, der, hier wenigstens, keinen Strohmänn mit ins Spiel bringt, sie auf der That ertappt, wie sie, „als die am Sabbath verschlossenen Stadthore wieder eröffnet wurden,“ hineingeschlüpft seyen, und De Dieu läßt sie in

wischen sich aufferhalb der Mauern versteckt halten. Doch es ging nicht so schnell; denn nach Grevers Urtheil bleiben die Todten nun einmal todt. „Sie standen auf,“ heisst nur: sie kamen vor Schein, sie fielen ins Gesicht, weil sie nämlich durch das Erdbeben aus ihren Gräbern geworfen wurden; „und sie zogen in die heilige Stadt,“ d. h. sie wurden indes hineintragen, weil ihre zerstörten Ruheplätze erst wieder hergestellt, oder neue Gräber für sie errichtet werden mussten, in demaltes Leiber waren. So erschienen sie nun natürlich vielen, oder vielmehr allen, welche sich die Mühe gaben, sie in ihren improvisirten Todtenwohnungen zu besuchen. Saubere Todte das, fällt Liebe mit einem „vielleicht nicht ganz unwahrscheinlichen Erklärungsvorschlag ein, den er jedoch niemand aufbringen will. Die Hinrichtung Jesu musste ohne Zweifel mehrere gläubige Einwohner Jerusalems in die Furcht vor gleichem Schicksale versetzen. Um der drohenden Gefahr willen entfernten sie sich aus der Stadt, und hielten sich bei und in den durch das Erdbeben geöffneten Grabhöhlen verborgen. Da sie aber wahrnahmen, dass die Freunde Jesu nicht weiter aufgesucht und verfolgt würden, wagten sie es, eine Zeit lang nach der Auferstehung Jesu hervorzugehen, und sich wiederum zu Jerusalem sehen zu lassen, oder sich vielmehr heimlich bei ihren Bekannten daselbst aufzuhalten. Freilich ist die Art, wie hier die Sache erzählt wird, etwas sonderbar, indem es nicht heisst, dass die Heiligen (*ἀγιοι*, wie die Christen ursprünglich genannt wurden), in die Gräber hinein, und wieder aus den Gräbern hervorgegangen, sondern dass die Leiber derselben auferstanden seyen; aber wenn man die vorgeschlagene Erklärung annimmt, kann man sie wenigstens nicht für eine ganz erdichtete (für ein Fiktum?), sondern für eine auf ein wahres Faktum gegründete Sage halten, und so lässt sich — „allerdings aus den Evangelien machen, was man will,“ fügt Thies hinzu, als wenn er nicht selbst von dieser Freiheit vollen Gebrauch machte.

Doch lassen wir die Erscheinung der Todten dahingestellt, und bleiben wir bei der Volkssage, wofür auch Bahrdt, Hezel und Schulze die ganze Geschichte ausgeben, so bestimmen Michæelis und Kuntzl die Veranlassung zu derselben dahin, dass „am Freitage, als Jesus starb, (zufällig) bei dem Erdbeben die Thüren einiger

Gräber zersprangen, in denen einige, vor kurzem Verstorbene begraben lagen. Die Leichen lagen noch an diesem und dem folgenden, auch wohl am Auferstehungstage in den offenen Gräbern, allein nachher (*μετά τῆς ἡγερσῶς αὐτοῦ*) waren sie nicht mehr da. Dieß machte eben kein großes Aufsehen, denn man konnte denken, sie wären weggetragen, in andere Gräber gelegt, oder von Schakalen gefressen worden. — Es ist zum Zerbersten! Um diese Zeit aber erschienen den Frommen in Jerusalem einige ihrer verschiedenen Bekannten in Traume, und sagten, sie seyen auferstanden, ihr Leib sey nicht mehr im Grabe; man sah nach, und (*καὶ ἰδοὺ*) fand ihn nicht, und so sagt Matthäus — dieß eigentlich ein Schluß aus dem Vorhergehenden: sie seyen aus den Gräbern herausgegangen.“ —

Dr. Paulus hat nicht einmal der wilden Thiere nöthig. „Es konnte, sagt er, durch Erschütterung der Grufthöhlen dieser oder jener Leichnam verschüttet werden. In anderen Grufthöhlen alter Heiligen fand man, da sie jetzt zugänglich wurden, die Leichname nicht, weil sie verwest waren. Nachdem nun Jesus Auferstehung (wie sie erfolgte, davon später) unter den Christen und heimlich christlichen Juden bekannt wurde, war natürlich alles voll Auferstehungsgedanken — und jetzt sah auch mancher in der heiligen Stadt diesen oder jenen Heiligen der Vorzeit. Folglich waren deren viele jetzt auferstanden.“ Freilich! erinnert Damm zu dieser Stelle; denn „wenn eine unerwartete Nachricht erst ruckbar wird, so weiß man ja, wie einer dieses, der andere jenes gleichfalls unerwartete, entweder lügenhaft oder aus Einbildungen hinzusetzet.“ Also mögen wir die Evangelisten vielleicht damit entschuldigen, daß sie es nicht besser verstanden, und unschuldig an der Entstehung solcher Erzählungen, aber zugleich ohne Distinktionsgabe alles aufnahmen, was ihnen in die Hände fiel. Auch das ist nicht nöthig; denn Stroth erklärt die ganze Erzählung für eine Interpolation, die Kern auf Rechnung des griechischen Übersetzers Matthäi setzt. Auch hat das deutsche Museum (1783. S. 73 f.) mit Eichhorn's Repertorium ihr als einem „fremden Einschleibsel“ unverholen längst das Urtheil gesprochen.

Was weiß nun Strauß einem solchen Resumé etwa noch hinzuzufügen? Er findet diese außerordentliche Veranstaltung unklar, und mit Eichhorn auch ganz zwecklos, wie die vorhergängige Hysterie. Den Auferweckten blente das zu nichts, anderen zur Über-

zeugung ebenso wenig, da wir in allen apostolischen Schriften keine Berufung darauf finden. Nun übt er wieder seinen gewohnten Kunstgriff, indem er, mit Tholud zu reden, dem Segner nur solche Wunden in die Hand gibt, die er mit seinen ausgefuchten Trümpfen am leichtesten zu stechen weiß. „Wenn, sagt er, die verstorbenen Frommen im Augenblicke des Todes Jesu wiederbelebt aus den Gräbern gingen, so wäre dieß ja eine Qual für Verdammte, nicht ein Lohn für Heilige gewesen; wenn sie aber zwar gleich nach ihrer beim Tode Jesu erfolgten Wiederbelebung auch aus den Gräbern hervorgingen, aber erst nach seiner Auferstehung sollen in die Stadt haben gehen dürfen, so sieht man den Grund nicht ein.“ Derselbe Phrasen haben wir schon bei der Erweckung des Jünglings von Naim vernommen. Er selbst sieht keiner Auferstehung gläubig entgegen, also wirft er auch diese bezügliche Geschichte über Bord. Er hat in seiner Nüchternheit nicht nöthig, Interpolationen zu präsumiren; wollte Gott, es enthielte das Evangelium noch mehr derlei Berichte! Er braucht nicht mit Hase die offenen Gräber festzuhalten, die Voraussetzung von Träumen und Visionen aber aus der Rechnung zu lassen; noch mit Schleiermacher an diese sich zu hängen, und die leeren Gräber fallen zu lassen. Er ist mit der Erwartung der Juden zufrieden, daß zur Zeit des Messias die Todten erstehen würden; daraus entspinnt sich ihm der ganze Mythos: er hängt sich aber gerade an den Tod Christi, weil hier eine andere Mythe von Erdbeben und gespaltene Gräbern redete, oder noch besser wegen seines (mythischen) Hinabganges zum Hades, wovon schon Petrus in seinem ersten Briefe III, 19. spricht! —

LXXVI. Kapitel.

Über den Scheintod Jesu.

Somit wären wir mit einemmal aus den engen Gräbern oder Gefängnissen der früheren Erregese befreit, und müßten indes dem Hauptmanne am Hochgerichte Gesellschaft leisten, welchen ohnehin zu langwellen beginnt, weil der Mythiker ihm und der umgebenden Menge das Wort aus dem Munde nimmt, und sie zum festlichen Schweigen verurtheilt. „Wie sollte er auch aus dem Verschelden Jesu mit starkem Geschrei auf die Würde eines Gottessohnes ge-

erdulden hatte, lassen noch die Möglichkeit offen, daß, was den Evangelisten der Eintritt des Todes schien, nur eine durch Stockung des Blutumlaufs herbeigeführte Ohnmacht gewesen sey.“ Dieser Verdacht nun, stellt er mit dem mehrerwähnten Kaiser ohne weiters die Behauptung hin, sey in dem Kreise, in welchem das Evangelium Johannis entstand, zu bekämpfen gewesen, und der Verfasser habe sich daher, wie zur Mittheilung von Auferstehungsproben, auch eine Todesprobe mitzutheilen veranlaßt gesehen, wobei ihm die Applikation der Prophetenstelle bei Zacharias XII, 10. zu statten ka., wo es heißt: „Sie werden sehen, wen sie durchstochen haben.“ Sie sollte also jetzt in Erfüllung gegangen seyn, zumal dieselbe Stelle von den Rabbinen auf den Messias, den Sohn Josephs, gedeutet wurde, welcher im Kriege durch das Schwert umkommen sollte. Dies konnte nun von Christen, wie so manche Stelle in Unglückspsalmen, zunächst tropisch auf das Durchnageln der Hände (und Füße) ihres Messias bei der Kreuzigung bezogen werden, „bis endlich einer, der eine zuverlässigere Todesprobe, als die Kreuzigung an sich ist, zu haben wünschte, es als ein besonderes Durchbohren mit der Lanze faßte. Nun hatte der Urheber dieses Zuges im vierten Evangelium schon die Scheidung des ersterbenden Bluts im Geschirr nach der Aderlässe und dessen Zerfegung in Wasser und Blut gesehen, (vielleicht verräth sich der Evangelist hier als ein Schröpfer oder Barbier?) ihm lag daran, eine sichere Probe für den Tod Jesu zu bekommen, darum ließ er aus dessen verwundeten Leichname jene geschiedenen Bestandtheile kommen“: obwohl in diesem Falle entweder unmittelbar Blut, oder etwa nach einer Stunde Verlauf gar nichts mehr, in keinem Falle aber Wasser und Blut aus dem Leichname gestossen wäre. Ist doch trotz dem Mangel einer historischen Spur darüber, daß schon in jener Zeit der Verdacht eines Scheintodes Jesu rege gewesen, auch schon bei Markus ein ähnliches Bestreben sichtbar, eine Todesprobe zu liefern. Denn wenn dieser den Pilatus sich verwundern läßt, daß Jesus schon gestorben, so lautet dieß ganz, als wollte er dem Pilatus eine Verwunderung leihen, die er von manchen seiner Zeitgenossen über den gar so schnell erfolgten Tod Jesu mußte äußern hören; und wenn er sofort den Prokurator von dem Centurio sichere Kunde einziehen läßt, daß Jesus schon lange gestorben sey, so scheint er mit der Bedenklichkeit des Pilatus zugleich die seiner Zeitgenossen beschwichtigen zu wollen,

wobai er aber von einem Laugenstich nichts gewußt haben kann, sonst hätte er ihn als die sicherste Bürgschaft des wirklich erfolgten Todes nicht unerwähnt gelassen: so daß die Darstellung bei Johannes als weitere Ausbildung eines schon bei Markus sichtbaren Triebes der Sage erscheint; also beides Mythen, ja eine dritte Mythe ist natürlich die Scene, wo Jesus, der Auferstandene, dem Thomas seine Wunden zeigt. Wir überließen den Leser gerne dem Erstaunen, wie der Mythiker hier in der Noth, wo er sich nicht anders zu helfen weiß, auf einmal hinter den Schild eines Dr. Paulus sich flüchtet, den er vorher doch selbst für hölgern und ledern befunden — doch noch sind wir nicht am Ziele; denn: *abyssus abyssum invocat!*

Wenn es vielleicht dienen kann, so mögen wir wissen, wie Gramberg in seiner kritischen Geschichte der Religion zum Überflusse noch gefunden hat, daß der Prophet in der Stelle: Sie werden sehen, wen sie durchbohrt haben! mitteninne die Rollen wechseln lasse, so daß die Worte nicht auf den noch eben redenden Jehova, sondern auf die schreibende Person des Verfassers gehen, und von Johannes ganz mit Unrecht auf Christus angewendet werden. Strauß indeß fährt fort: „Ein Stich als Todesprobe also war nöthig, wenn Jesus frühzeitig vom Kreuze abgenommen werden sollte. Sollten nun auch die beiden Mitgekreuzigten abgenommen werden, so mußte man bei diesen den Tod beschleunigen, was etwa durch das auch sonst bei der Kreuzigung übliche Weinbrechen geschehen konnte. Dieß brauchte aber bei dem bereits gestorbenen Jesu nicht mehr zu geschehen, und so ergab sich hier die Anwendung aus dem Paschalarituale: Sie werden ihm kein Wein brechen, um so mehr, als Jesus ohnehin mit dem Paschalamme verglichen zu werden pflegte.“ Also ist auch das Weinbrechen eine Mythe; denn wurden sie den Schächern gebrochen, warum nicht auch Jesu, da die Seitenwunde eben in den Bereich der alles aufzehrenden Mythe fällt. Erfolgte diese Todesbeschleunigung aber bei allen dreien nicht, so waren doch nach den obigen Voraussetzungen und da Strauß die alsbald erfolgte Kreuzabnahme nicht zu läugnen vermag, die körperlich ungleich mehr abgehärteten Schächer noch viel weniger als Jesus gestorben, sie wurden also lebendig eingegraben, und die Römer hatten jedenfalls ihre Sache schlecht genug gemacht. Wihin bleibt nichts weiteres anzunehmen, als daß auch Jesus durch die

Zerschmetterung seiner Gebeine gestorben sey, und von einem Schattode keine Rede mehr seyn könne! oder daß er der oben getroffenen Verabredung zufolge, heute noch mit seinen Mitgekreuzigten im Pflanzgarten zusammengekommen, sich in ihrer Gesellschaft wieder auf natürliche Weise aus dem Grabe herausgemacht habe! oder endlich, daß die beiden Schächer, wie wir hörten, bloß dem Psalm zu Lieb erdichtet seyen! Sey es wie immer: der Mythiker behält sich für jeden Fall den Ausweg offen, wie er auch in den Streitschriften dieß wiederholt: daß Jesus nur scheinbar gestorben sey. Er denkt in seiner Befangenheit gar nicht daran, wie er eben damit dem so oft wider die Rationalisten gebrauchten Vorwurf hier vor allem sich selbst entgegenhalten müsse: daß er auf seinem Standpunkte total unfähig sey, insbesondere den Vorgang der Auferstehung, welche die Voraussetzung der Entstehung der christlichen Kirche bildet, sich zu erklären; daß er sohin sich überlebt habe, seine Erklärung ihm unter den Händen verschimmelt und verkommen sey, und wir uns um eine höhere Auffassung umsehen müssen.

Doch wenn Dr. Paulus, der pragmatische Geschichtsmann, auch die Eröffnung des Tempelvorhangs und den wirklichen Kreuztod Christi für eine Fabel hält, so läßt er jedenfalls dem Lanzenstich sein Recht. Was kann es auch schaden? *λύγχι) ἐνέξει! νόσσοσιν* bedeutet doch wohl bloß ein leichtes Rigen. (Freilich muß Thomas dann ganz erstaunlich kleine Finger gehabt haben, um sie in die gerichte Seite legen zu können.) Wenn nun bei dem Gekreuzigten der Blutandrang gegen das Herz hin beklemmenden Druck und Entzündung wirkte, so konnte ein leichter Lanzenstich hier nur die wohlthätige Wirkung einer Lanzette äußern, und auf welcher Seite es immer geschah, nur eine Herzerleichterung hervorbringen, daß Jesus von seiner Ohnmacht sich wieder eher erholte. Johannes selbst wunderte sich, fährt Venturini fort, daß das Blut noch so flüssig und lebendig war, und die Wundheilung sowohl als dieser Blutverlust hatten wohlthätig, wie eine Aderlässe gewirkt, so daß Jesus später der starken aromatischen Irritation in der Grabhöhle nicht so leicht unterlag. Nur ob der Körper noch zude, davon wollte sich der Kriegsmann überzeugen. Ja, wenn es die Absicht des Kriegers gewesen wäre, ihm damit sicher den Tod zu geben! aber diese Präsuntion findet auch Strauß zu gewagt; steht doch hievon nichts in der Erzählung. — Natürlich, wenn der Heiler

ien Gnadenstoß gibt, so geschieht dies wahrscheinlich zum Parbon, i ihn wieder zum Leben zu bringen!

Was hat man sich nicht über die Ungefährlichkeit des Lanzen-
 ses zu schaffen gemacht! Johannes wußte wahrscheinlich nicht,
 int Hase, daß er durch das noch fließende Blut „vielmehr das
 ch vorhandene Leben, als den erfolgten Tod beschei-
 ge. Jedenfalls ist auch ein Stich ins Perikardium, in welchem
 ; eine duftige Lymphe findet, untödtlich“. Schmidtman
 tet das Wasser von einer Brustwassersucht ab. Lücke meint,
 as Blut konnte aus dem Perikardium, das Wasser
 :s dem Herzbeutel hervorfließen;“ — er weiß nicht einmal,
 ß Pericardium nur das griechisch lateinische Wort für Herzbeutel ist.
 er Hauptmann selbst, wenn wir Michaelis und Paulus hören,
 ch den schnellen Tod Jesu für eine augenscheinliche Hilfe der Gottheit
 , und erkundigte sich ohne Zweifel noch weiter um Jesus.“ Wenn er
 er nun seinen Rapport erstattet, und Pilatus sich selbst darüber näher
 kundigt, ruft Bahrdt ihm die ohnmächtigen Worte nach: „Welch
 n Unterschied zwischen strenger Untersuchung und bloßer Nach-
 age!“ Die Hausen aber verzichtet Angesichts solcher Demonstra-
 men erschrocken ganz darauf, daß sich der Tod Christi aus äusser-
 hen Gründen erweisen lasse, und zieht sich in die innere, zugleich
 gmatische Dastion zurück, daß Jesus ja seinen Tod selbst geweissagt
 be. Doch diese Verschanzung ist so unangreifbar nicht, daher ihn
 a se augenblicklich mit dem Einwurfe wieder heraustreibt, daß zur
 Erfüllung jener Weissagungen ja der subjektive Befund seines Todes
 reichte.

Was wollen indeß hier Theologen urtheilen, fragt Thieß, „da
 : insgemein das historisch Unerwiesene, um nicht zu sagen, das Un-
 weisbare voraussetzen,“ und das Wunder der Auferstehung Jesu
 auch das vorhergängige Wunder seines Todes zu erklären suchen?
 aben wir in den Evangelien keine medicinische Polizeiuuntersuchung
 er uns, so müssen die Ärzte wenigstens jetzt ihr visum repertum
 ch nachholen! Wirklich haben die beiden Gruner in Jena, Vater
 nd Sohn, in eigenen Abhandlungen satzsam bewiesen, daß der Tod
 hristi unmöglich ein Scheintod gewesen seyn könne. Aber das ist
 b nicht, worauf der Wunsch obiger Gottes- und Menschengelahrter
 eht; darum hat Venturini jene wegen ihrer Vermessenheit, auch
 er ungewissen Seitenwunde auf die Gewißheit des Todes Jesu

Zerschmetterung seiner Gebeine gestorben sey, und von einem Schattode keine Rede mehr seyn könne! oder daß er der oben getroffenen Verabredung zufolge, heute noch mit seinen Mitgekrenzigten im Pflanzgarten zusammengekommen, sich in ihrer Gesellschaft wieder auf natürliche Weise aus dem Grabe herausgemacht habe! oder endlich, daß die beiden Schächer, wie wir hörten, bloß dem Psalm zu Lieb erdichtet seyen! Sey es wie immer: der Mythiker behält sich für jeden Fall den Ausweg offen, wie er auch in den Streitschriften dieß wiederholt: daß Jesus nur scheinbar gestorben sey. Er denkt an seiner Befangenheit gar nicht daran, wie er eben damit den so oft wider die Rationalisten gebrauchten Vorwurf hier vor allem sich selbst entgegenhalten müsse: daß er auf seinem Standpunkte total unfähig sey, insbesondere den Vorgang der Auferstehung, welche die Voraussetzung der Entstehung der christlichen Kirche bildet, sich zu erklären; daß er sohin sich überlebt habe, seine Erklärung ihm unter den Händen verschlimmelt und verkommen sey, und wir uns um eine höhere Auffassung umsehen müssen.

Doch wenn Dr. Paulus, der pragmatische Geschichtsmann, auch die Eröffnung des Tempelvorhangs und den wirklichen Kreuztod Christi für eine Fabel hält, so läßt er jedenfalls dem Lanzenstiche sein Recht. Was kann es auch schaden? *λόγῳ ἐνεκεν νόσσοσιν* bedeutet doch wohl bloß ein leichtes Rigen. (Freilich muß Thomas dann ganz erstaunlich kleine Finger gehabt haben, um sie in die geritzte Seite legen zu können.) Wenn nun bei dem Gekreuzigten der Blutandrang gegen das Herz hin beklemmenden Druck und Entzündung wirkte, so konnte ein leichter Lanzenstich hier nur die wohlthätige Wirkung einer Lanzette äußern, und auf welcher Seite es immer geschah, nur eine Herzerleichterung hervorbringen, daß Jesus von seiner Ohnmacht sich wieder eher erholte. Johannes selbst wunderte sich, fährt Venturini fort, daß das Blut noch so flüssig und lebendig war, und die Geklung sowohl als dieser Blutverlust hatten wohlthätig, wie eine Aderlässe gewirkt, so daß Jesus später der starken aromatischen Irritation in der Grabhöhle nicht so leicht unterlag. Nur ob der Körper noch zude, davon wollte sich der Kriegsmann überzeugen. Ja, wenn es die Absicht des Kriegers gewesen wäre, ihm damit sicher den Tod zu geben! aber diese Präsumtion findet auch Strauß zu gewagt; steht doch hievon nichts in der Erzählung. — Natürlich, wenn der Heiler

nen Gnadenstoß gibt, so geschieht dies wahrscheinlich zum Parben, um ihn wieder zum Leben zu bringen!

Was hat man sich nicht über die Ungefährlichkeit des Lanzens-
 oßes zu schaffen gemacht! Johannes wußte wahrscheinlich nicht,
 wie Hase, daß er durch das noch fließende Blut „vielmehr das
 noch vorhandene Leben, als den erfolgten Tod beschei-
 digte. Jedenfalls ist auch ein Stich ins Perikardium, in welchem
 eine duftige Lymphe findet, untödtlich“. Schmidtmann
 rettet das Wasser von einer Brustwassersucht ab. Lücke meint,
 das Blut konnte aus dem Perikardium, das Wasser
 aus dem Herzbeutel hervorfliessen;“ — er weiß nicht einmal,
 was Pericardium nur das griechisch lateinische Wort für Herzbeutel ist.
 Der Hauptmann selbst, wenn wir Michaelis und Paulus hören,
 sah den schnellen Tod Jesu für eine augenscheinliche Hilfe der Gottheit
 an, und erkundigte sich ohne Zweifel noch weiter um Jesus.“ Wenn er
 aber nun seinen Rapport erstattet, und Pilatus sich selbst darüber näher
 erkundigt, ruft Barabdt ihm die ohnmächtigen Worte nach: „Welch
 ein Unterschied zwischen strenger Untersuchung und bloßer Nach-
 frage!“ Die Hausen aber verzichtet Angesichts solcher Demonstra-
 tionen erschrocken ganz darauf, daß sich der Tod Christi aus äußer-
 lichen Gründen erweisen lasse, und zieht sich in die innere, zugleich
 lognatische Dastion zurück, daß Jesus ja seinen Tod selbst geweissagt
 habe. Doch diese Verschanzung ist so unangreifbar nicht, daher ihn
 Hase augenblicklich mit dem Einwurfe wieder heraufstreibt, daß zur
 Erfüllung jener Weissagungen ja der subjektive Befund seines Todes
 hinreichte.

Was wollen indeß hier Theologen urtheilen, fragt Thies, „da
 sie indgemein das historisch Unerwiesene, um nicht zu sagen, das Un-
 erwiesbare voraussetzen,“ und das Wunder der Auferstehung Jesu
 durch das vorhergängige Wunder seines Todes zu erklären suchen?
 Haben wir in den Evangelien keine medicinische Polizeiu untersuchung
 vor uns, so müssen die Ärzte wenigstens jetzt ihr visum repertum
 noch nachholen! Wirklich haben die beiden Bruner in Jena, Vater
 und Sohn, in eigenen Abhandlungen satzsam bewiesen, daß der Tod
 Christi unmöglich ein Scheintod gewesen seyn könne. Aber das ist
 es nicht, worauf der Wunsch obiger Gottes- und Menschengelahrten
 geht; darum hat Venturini jene wegen ihrer Vermessenheit, aus
 der ungewissen Seitenwunde auf die Gewißheit des Todes Jesu

hatte, bloß mit dem Unterschiede, daß er zuletzt von selbst erwachte, während die Genannten von ihm erweckt und aus dem Schlafe gerüttelt werden mußten. Freilich kann es auch in der unterlassenen Aufzeichnung liegen, daß wir nicht erfahren, welche und wie viele Vorkehrungen all seine Freunde und Anhänger zur Wiederbelebung ihres großen Meisters getroffen, der ihre letzte Hoffnungsstütze war. Zum Glück, daß zuvor der Römer mit seiner Lanze an ihm noch eine wohlthätige Aderlässe vollzog. Da aber ein mythischer Lanzenstich, wie Strauß ihn faßt, doch offenbar gar nicht wehe thut, und weder todt noch lebendig macht, so hat es der genannte Doktor noch leichter, Jesum aus einer synoptischen Erstarrung und tiefen Ohnmacht, welche zu unterscheiden der niedere Stand der damaligen medicinischen Wissenschaft nicht erlaubte, wieder zu sich kommen zu lassen!

Durch wen wurde aber nun die Begräbniß vorgenommen! Ebenfalls durch zwei mythische Personen! man sollte es nicht meinen, über wie viele todt und lebende Kräfte die Mythe zu verfügen hat. Es ist einmal der obige Nikodemus, d. h. Volksbesieger, „schon seinem Namen nach der Repräsentant der volksbeherrschenden Classe,“ wie wir bei seiner Unterredung mit Jesus vernommen haben, welche ebenfalls in den Kreis der Mythe fällt, so wie natürlich seine Vertheidigung Christi vor dem Hohenrathe, und was sonst mit seiner Persönlichkeit zusammenhängt. Hieraus mögen wir ersehen, wie weit Strauß den anderen Rationalisten von der natürlichen Sorte gar voraus sey, da er zu einer solchen philologischen Quacksalberei seine Zuflucht nehmen muß, um seinen Mythenkasten zu füllen. Doch wer ist nun Joseph von Rama? Er wird vorerst ein reicher Mann genannt. Aber was soll das bedeuten? ist ja die Quelle dieser Noth einzig und allein Isaias LIII, 9., wo es heißt: Et dabit impios pro sepultura, et divitem pro morte sua! Da hätten wir denn auch als impios die beiden mythischen Schächer wieder! Schade, daß unserm Hellscher hier das Gewissen etwas zu schlagen anfängt, und er etwo durch die Besorgniß eingeschüchtert, daß man künftig zur würdigen Bezeichnung eines gelehrten Tollhäußlers seinen Namen mißbrauchen möchte, nicht wie Thieß (§. 77. not. 4.) die Consequenz noch weiter zieht, und auch den Namen Joseph, nach der Wurzel $\text{DQN} =$ augmentum, und Arimathia = depomens; wie den ominösen Ra-

absichtlich deshalb mißhandelten Dulder aussprechen möchten! Daß ein bigotter Jude des zwölften Jahrhunderts eine messianische Stelle so mißhandelte, ist begreiflich; wie aber ein gelehrter Denker, an dessen Werk doch Strauß Pathenstelle in Deutschland vertrat, noch so dumm seyn konnte, das scheint unbegreiflich. Doch nimmt er am Ende an, seyen vielleicht „unter den Sünden die des israelitischen Volkes selbst zu verstehen, indem von Jakob oder Zion häufig gesagt wird: „Sie tragen die Sünden des Volkes.“ Richtig! also um „unfertwillen ist er, d. h. der unsere, verwundet, unsere Schmerzen hat er, d. h. haben wir selbst getragen, und um der Missethat meines Volkes ist er, d. h. das Volk, geplagt“. Das nenne ich ein Qui-proquo von Stellvertretung und fremder Sühnung!

„Über Gottes Gerechtigkeit wäre ja in ihr Gegentheil verkehrt worden, wirft Strauß in seinen unvergänglichen Blättern ein, wenn sie wissentlich ihrem Rächearme einen Unschuldigen unterschieben, die Schuldigen aber entrinnen liese.“ Und was für eine stellvertretende Büßung und Genugthuung! „Als ob Jesus nicht in der Tiefe seiner Leiden doch seliger gewesen wäre, als der Sünder in der Fülle des Genusses! Jedenfalls hat sein Tod als äussere Thatsache nicht sowohl für die Religion selbst, als vielmehr nun für die Religionsgeschichte und die religiöse Bildersprache noch Werth.“ Damit wird natürlich der Name „Jesus“ nun so bedeutungslos, wie seine persönliche Erscheinung für die Menschheit fast überflüssig; denn diese ist ihrer Gattung nach sündenlos, was der einzelne verschuldet, büßt er selber im Leben hinreichend ab; mit der Erlösung und Heiligung fällt aber auch noch das Bedürfnis einer besonderen Offenbarung hinweg, denn der menschliche Geist hat an seiner eigenen Belsheit schwer genug zu tragen.

LXXVII. Kapitel.

Die Grablegung.

Jesus war also nicht wirklich gestorben, sondern nur ohnmächtig geworden, wie der Jüngling von Raim, die Tochter des Jairus, und Lazarus, die er selber früher vom Scheintode wieder ins Leben gerufen

hatte, bloß mit dem Unterschiede, daß er zuletzt von selbst erwachte, während die Genannten von ihm erweckt und aus dem Schlafe gerüttelt werden mußten. Freilich kann es auch in der unterlassenen Aufzeichnung liegen, daß wir nicht erfahren, welche und wie viele Vorkehrungen all seine Freunde und Anhänger zur Wiederbelebung ihres großen Meisters getroffen, der ihre letzte Hoffnungsstütze war. Zum Glücke, daß zuvor der Römer mit seiner Lanze an ihm noch eine wohlthätige Aderlässe vollzog. Da aber ein mythischer Lanzenstich, wie Strauß ihn faßt, doch offenbar gar nicht wehe thut, und weder todt noch lebendig macht, so hat es der genannte Doktor noch leichter, Jesum aus einer synoptischen Erstarrung und tiefen Ohnmacht, welche zu unterscheiden der niedere Stand der damaligen medicinischen Wissenschaft nicht erlaubte, wieder zu sich kommen zu lassen!

Durch wen wurde aber nun die Begräbniß vorgenommen? Ebenfalls durch zwei mythische Personen! man sollte es nicht meinen, über wie viele todte und lebende Kräfte die Mythe zu verfügen hat. Es ist einmal der obige Nikodemus, d. h. Volksbesieger, „schon seinem Namen nach der Repräsentant der volksbeherrschenden Classe,“ wie wir bei seiner Unterredung mit Jesus vernommen haben, welche ebenfalls in den Kreis der Mythe fällt, so wie natürlich seine Vertheidigung Christi vor dem Hohenrathe, und was sonst mit seiner Persönlichkeit zusammenhängt. Hieraus mögen wir ersehen, wie weit Strauß den anderen Rationalisten von der natürlichen Sorte gar voraus sey, da er zu einer solchen philologischen Quacksalberei seine Zuflucht nehmen muß, um seinen Mythenkasten zu füllen. Doch wer ist nun Joseph von Rama? Er wird vorerst ein reicher Mann genannt. Aber was soll das bedeuten? ist ja die Quelle dieser Noth einzig und allein Jesaias LIII, 9., wo es heißt: Et dabit impios pro sepultura, et divitem pro morte sua! Da hätten wir denn auch als impios die beiden mythischen Schächer wieder! Schade, daß unserm Hellscher hier das Gewissen etwas zu schlagen anfängt, und er etwa durch die Besorgniß eingeschüchtert, daß man künftig zur würdigen Bezeichnung eines gelehrten Tollhäuslers seinen Namen mißbrauchen möchte, nicht wie Thieß (§. 77. not. 4.) die Consequenz noch weiter zieht, und auch den Namen Joseph, nach der Wurzel $\text{DQN} = \text{augmentum}$, und Arimathia = deponens ; wie der quindöfen Ra-

nen des Kreuzträgers Simon von Cyrene von *Πῶς*, i. e. *obediens*, *Willet* und durch die Mythe bei den Haaren herbeigezogen erklärt. Doch er thut ja auch dieses; denn gleich von vorneherein sicht ihm hier in den Evangelien die immer ins Bestimmtere ausgearbeitete Personalbezeichnung des Arimathäers in die Augen. „Daß er messianischen Ideen ergeben war, folgte aus seinem Verhältnisse zu Jesu von selbst; daß er ein Rathsherr gewesen, ist freilich eine neue, aber darum noch nicht historische Notiz, aber daß er der Verurtheilung Jesu nicht beigestimmt, ergab sich wieder von selbst; endlich daß er eine Anhänglichkeit an Jesum bisher geheim gehalten, hängt mit der agenthümlichen Stellung zusammen, welche Johannes gewissen vornehmen Anhängern, wie namentlich dem im Folgenden dem Joseph beigefellten Nikodemus zu Jesu gibt.“

Ja er holt noch weiter aus, und legt uns im Folgenden den agenthümlichen Kern seiner Meinung vor: „War dem als Messias Berehrten bei seinem Begräbnisse im Orange der ungünstigen Umstände die gebührende Ehre der Einbalsamirung nicht geworden, so mußte freilich der Blick seiner Anhänger mit besonderem Wohlgefallen auf jener Salbung zu Bethanien ruhen, die eine demuthsvolle Berehrerin, wie wenn sie geahnt hätte, daß dem Todten diese Ehre versagt seyn würde, dem Lebenden erwiesen. Von hier aus würde ich dann auch die verschiedene Darstellung der letzten Balsamirung bei den übrigen Evangelisten in das Licht einer stufenweisen Entwicklung der Sage stellen. Bei Markus und Lukas steht es noch, wie bei Matthäus, fest, daß der Leichnam Jesu nicht wirklich einbalsamirt wurde; so war ihm aber doch, sagte man, über das erste Evangelium hinausschreitend, die Einbalsamirung zugehacht, dem Hingange der Frauen zu seinem Grabe am Morgen nach dem Sabbath lag diese Absicht zu Grunde, deren Ausführung nur seine Auferstehung vorkam. Im vierten Evangelium dagegen floß jene bei dem Lebenden antickpirte, und diese dem Todten zugehachte Salbung in eine mit dem Todten vorgenommene zusammen, neben welcher übrigens nach der Art der Sagenbildung die Beziehung auch der früheren Salbung auf das Begräbniß Jesu stehen blieb.“ — Wir glauben an modernen Widerchrist, der, für alle Wahrheit taub, bisher noch orthowährend sein falsches Ansehen zum Ruine des Glaubens und der wahren Wissenschaft behauptete, nicht besser würdigen zu können, als wenn wir seine eigenen, salbungsvollen Worte hören.

Uram macht es bei Ridder (demonstr. of the Messias P. III. c. 3. §. 11.) dem Evangelisten Johannes zum Vorwurfe, „daß seine hundert Pfunde ja zur Einbalsamirung von zweihundert Leichen hinreichend hätten, und zu deren Herbeischaffung zum wenigsten die Stärke eines Maulfels erforderlich gewesen wäre,“ geschweige des Rißdemus! Strauß dagegen wird an den Esel erst in dem Nachfolgenden erinnert. Mit der angeblichen Neuheit des Grabes, läßt er sich nehmlich weiter aus, steht es nun wieder wie mit dem noch nie bestiegenen Esel beim Palmeneinzuge. Es lag der Esgunwiderstehlich die Versuchung nahe, das Verhältniß, wie den Kabeasel, als unentweicht darzustellen. Natürlich war bei solcher Bewandniß der Umstände das Grab auch nicht unserm halbmythischen Joseph angehörig, sondern bereits Michaelis hält diese Angabe, wo nicht für einen Irrthum des Matthäus, doch wenigstens seines griechischen Übersetzers. Was sollte ein Rathsherr zu Arimathäa bei der unter den Juden herkömmlichen schnellen Begräbnisfitte mit einem Grabmale zu Jerusalem thun? Sey es wie immer; jedenfalls, meint Ruß, konnte er bei dieser Ceremonie Jesum nicht für den Messias halten. Im Gegentheile, erwiedert Ruinöl: er legte ihn in ein neues Grab, damit die Juden nachher nicht sagen konnten, Jesus sey durch die Gebeine irgend eines zuvor darin gelegenen Heiligen auferweckt worden, wie wir am Grabe des Elisia (II Kön. XIII, 21.) ein Beispiel haben!

Nun genug! wenn er nur doch begraben wurde. Zum Glücke, meint Dr. Paulus, geschah es aber mit solcher Eile, „daß man die förmliche Einbalsamirung, welche mit Wegnahme des Gehirns und der Eingeweide verbunden gewesen wäre, jetzt nicht vollzog.“ Herr Paulus vergißt im heiligen Eifer ganz, daß bei der jüdischen Einbalsamirung nie eine Körperöffnung stattfand, sonst hätte er sich die obige launige Rüge ersparen mögen, die ihm Tholud mit Recht angedeihen läßt, wenn er beifügt: „Wie mag es doch dem armen Lazarus bekommen seyn, als er bald nach seiner Auferweckung ohne Eingeweide sich zu Tische setzte?“

Aber man schob zugleich einen schweren Stein darüber. „Man wollte doch auch dem Auferstehungengel ein würdiges Stück Arbeit geben,“ spottet derselbe Dr. Paulus, während Venturini die Sache wieder erleichtert, und es vielleicht eine hölzerne Walze seyn läßt. „Und nun wurde die gespannte Luft einer solchen

in einem Steine verschlossenen Grotte bald von den Wohlgerüchen der Specereien erfüllt“ — zur Vorbereitung für den kommenden Tag. Unter dem wohlthätigen Einflusse der um seinen Leib wickelten, mit Specereien gefüllten, mit bligen Substanzen getränk-ten Byssusstreifen hatte der Herr auf weichem Mooslager in der Höhle jetzt Ruhe genug, seine Wunden zu heilen, und endlich unter dem Arobduft, der sein Gefühl und Bewußtseyn so wohlthätig rührte, recht angenehm wieder zu erwachen. Die Arome äufferten diesem Falle in dem verschlossenen Raume ganz die umgekehrte Wirkung, als gewöhnlich, und reizerten keineswegs die Betäubung zur Erstickung; sondern „die ewige Weisheit hatte über das Leben des Lieblinges gewacht, sagt Venturini, daß selbst durch den peer sich gleichwie durch eine wohlthätige Ueberlassung an einem wenig gefährlichen Orte eine sanfte Bewegung des Blutes erhalten wurde“. Die Seitenwunde tröpfelte sich bei der Begräbniß, so daß Nikodemus gleich vermuthete, es warte noch Leben in ihm seyn. Hatte es bei den früheren Erweckungen nur einer handgreiflichen Ermunterung oder eines bloßen Zurufes bedurft, um sie aus dem Scheintode augenblicklich zum Aufwachen bringen, so mochten bei Jesus wohl der Kiesel des Lanzensichs und der Kelch der Arome denselben Dienst versehen.

Jedenfalls, schließt sich noch Schröder (Helligth. u. Wahrh. 16.) mit seiner Meinung an: „Jedenfalls wußte Jesus selbst nichts von den geheimen Mitteln, welche seine vornehmen und weltkundigen Anhänger erfannen (!), um ihn zu retten, und glaubte wirklich zu sterben. Die Frauen kamen von ferne zu: die Männer hatten ihre guten Gründe, sie ferne zu halten, und den Schleier des Geheimnisses über eine Sache zu decken, deren Enthüllung ihnen sehr gefährlich werden konnte. Wahrscheinlich rief Nikodemus seine hundert Pfunde recht zur Schan, um den Schein einer glänzenden Begräbniß beim Volke zu erwecken.“ — Legt ihr nicht aus, so legt was unter!

ten nachzulaufen, und zu sehen, was das bedeuete.“ Das heißt ist ein Verständniß der Redefigur *pars pro toto, totum pro parte!* Also wenn wir lesen: Pilatus schrieb eine Inschrift! so hat er es nothwendig selbst gethan? oder wenn es heißt: Cäsar schlug eine Brücke über den Rhein; so werden wir uns auch verwundern müssen, wie Cäsar in eigener Person, ganz allein, eine so lange feste Brücke in so kurzer Zeit habe schlagen können! Lesen wir aber etwa einmal: „das Volk starb dahin“ — so werden wir dabei nothwendig an den Tod einer ganzen Nation denken müssen!

Da sehe man an einem ausführlichen Beispiele ihre große Verständigkeit! Mit solchen grob angelegten Netzen, sollte man denken, werde kein Stimpel gefangen; aber Strauß geht dennoch in die Maschen, um noch mehrere zum Nachflug zu verlocken, ja verwickelt, wo es angeht, das Garn durch neue Hirngespinnste. „Am undenkbarsten, sagt er, ist das Benehmen der Synedrysten. Zwar die Schwierigkeit, daß sie am Sabbathe zum heidnischen Procurator gegangen, und sich am Grabe verunreinigten, hat der Fragmentist auf die Spitze gestellt.“ — Dagegen betrachtet er es als ein unlösbares Räthsel, daß auch die Frauen nichts davon wissen, die am Auferstehungsmorgen zum Grabe gegangen! — Wie sollten sie es auch, da sie den Festabbath hindurch nicht wohl aus den Häusern gehen durften! Nun aber fährt Thieß fort: „Warum gingen sie überhaupt zu Pilatus, um eine Wache zu fordern? Warum ließen sie das Grab nicht lieber offen, daß sie beständig nach dem Leichnam sehen konnten, was damit vorging? Warum stellten sie überhaupt das Begehren an ihn?“ fragt unter andern Dr. Paulus. Hätten sie nicht gleich die eigene Wache zur Versicherung nehmen müssen? Und Pilatus zeigt sich ihnen jetzt mit einemmal ungemein willfährig! (Gewiß dadurch, weil er ihnen die Wache abschlug?) Und Pilatus spottet nicht einmal über das Gesuch der jüdischen Obern? wirft Strauß ein. Doch diese Erzählung ist überhaupt so voller Schwierigkeiten, meinen Stroth und Paulus, daß keine einzige der darin auftretenden Personen ihrem Charakter gemäß handelt! — und der Mythiker spricht ihnen das alles nach!

Vorausgesetzt also, entscheidet Hennell, daß die Vorstellung der Pharisäer nur eine Fiktion war, so muß das Erhalten der Wache, die Folge davon, ebenfalls als fingirt betrachtet werden. Was ihm

werte sich auch Pilatus um den Leichnam, da er ihn schon so leicht für den Joseph überlassen hatte. „Aber der Verfasser des Evangeliums sucht das Interesse an der Kreuzigung durch Einschalten vieler Wunder zu erhöhen, welche einzig auf seiner Autorität beruhen, wie der Traum der Frau des Pilatus, zwei Erdbeben, die Auferstehung der Heiligen u. s. w. Er hatte, als ein weiteres Motiv zur Erfindung dieser Geschichte, die von den Gegnern seiner Zeit erhobenen Einwürfe zu beantworten; indeß weder in den drei andern Evangelien, noch sonst irgendwo im neuen Testamente eine Anspielung auf diesen so bedeutenden Moment sich findet.“

Nun hält der Wolfenbüttler ferner dafür: die Apostel hätten sich sogleich Siegel und Brief von Pilatus erbitten sollen, daß Jesus trotz der Wache aus dem Grabe kam, um bei ihren Missionen Gebrauch davon zu machen. „Wäre wohl was besseres zu ihrem Zwecke, insofern sie auch Heiden bekehren wollten, zu erdenken gewesen, als daß sie fürs erste nach den Namen der Wächter geforscht hätten, um dieselben bei allen Römern namhaft zu machen, welche man um die Wahrheit dieser Geschichte befragen konnte? Wenn auch von den Juden bestochen, die Wahrheit zu verschweigen, würden sie doch bei ihren Landsleuten aus der Wahrheit kein Hehl gemacht haben. Vor den römischen Gerichten hätten sie sich darauf berufen sollen; sie thun es nicht, also ist die Sache nicht geschehen!“ Hier haben wir also den klaren Bescheid, daß die Apostel kein Wort auffer dem, was wir in den wenigen Kapiteln der Apostelgeschichte gelesen, verkündet und vorgebracht haben! —

Es ist nicht wahrscheinlich, heißt es weiter, daß die Wächter nicht erst zum Procurator, sondern zum Hohenpriester die Kunde der Auferstehung gebracht haben sollten? — Daß nach der abschlägigen Antwort des Pilatus nur von der den Hohenpriestern untergebenen Tempelwache die Rede sey, ignoriren die Herren ganz und gar.

Doch die Wache ist selbst gegen den innern Plan dieses Abschnittes, bemerkt B. Dauer; denn dieser verlangt, daß kein Ungläubiger ein Zeuge der Auferstehung seyn darf. — (Der Mann hat in dem Augenblicke vergessen, daß er bisher alles einzelne auf Kosten des Ganzen unter dem ursprünglichen Bestandtheil der Schrift in Anschlag brachte.) Hat aber der Fragmentist zuvor den Punkt wegen der gesetzlichen Sabbathstrafen, wie der Mythiker gesetzt, auf

die Spitze gestellt, so stellt er dafür eine andere Schwierigkeit auf eine noch höhere Spitze. „Wie konnte, sagt er, der hohe Rath, der zum großen Theile aus Sadducäern bestand, die Auferstehung glaublich finden?“ Nicht einmal Gamaliel bei seiner wohlwollenden Gesinnung gegen die Christen verweise auf dieses Faktum! Müßten die Hohenpriester, meint Reimarus, den Aposteln, die Jesu Auferstehung verkündeten, nicht gleich entgegen, sie hätten seinen Leichnam gestohlen? — Freilich, antworten wir, wollte der Hoherath das nicht glauben; aber was half es ihm, er konnte es nicht hindern, daß es doch sich so verhielt! Wie es Herr Strauß nicht glauben wird, daß er mit all diesen Vorwürfen nur als ein ohnmächtiger Kneifer den Mond anbelle, und seinerseits gewiß auch nicht dafür kann, wenn das Christenthum nach wie vor seinen Bestand und Fortgang behauptet. Doch nur fortgefahren!

„Statt daß somit die wirklichen Synedristen bei einer solchen Aussage der Soldaten erbittert gesagt haben würden: ihr lügt! ihr habt geschlafen und ihn stehlen lassen; aber das werdet ihr theuer bezahlen müssen, wenn es erst vom Procurator untersucht seyn wird — statt dessen bitten sie die Wächter noch schön: lügt doch, ihr habt geschlafen und ihn stehlen lassen! und bezahlen sie überdies noch theuer für diese Lüge. Man sieht, dieß ist ganz aus der christlichen Voraussetzung von der Realität der Auferstehung Jesu gesprochen, die aber ganz mit Unrecht auf die Mitglieder des Synedriums übertragen wird. Eine solche Niederträchtigkeit, daß das Synedrium in einer ordentlichen Versammlung (hier haben wir wieder denselben dummen Strick!) und nach förmlicher Berathung (!) sich entschlossen haben sollte, die Soldaten zu bestechen, und ihnen eine Lüge in den Mund zu geben, konnte doch wohl nur die Erbitterung der ersten Christen, unter denen unsre Anekdote entstanden ist, dem Collegium als solchem zutrauen. Daß auf diese Weise ein Collegium von siebenzig Männern ein Falsum zu begehen amtlich (!) beschlossen haben sollte, ist, wie Dishausen richtig sagt, zu sehr gegen das Decorum und natürliche Anstandsgefühl einer solchen Versammlung.“ So Strauß! Aber wider das Decorum wäre es nicht, wenn die Evangelisten oder die ganze erste Christengemeinde aus Rachgier gegen das Synedrium eine solche Lüge erfunden hätte? Es wäre vom Synedrium wider allen Anstand gewesen; das aber

: Lehren des Protestantismus die Welt mit Lügen erfüllt fort
 b. fort; dies ist nicht wider das Deforum. Wenn ganze Com-
 wrien sich des Luges und Truges schuldig machen, und trotz aller
 egenbetheuerungen in ihre Bekenntnisschriften z. B. die Verleum-
 ng aufnehmen, daß die katholische Kirche die Anbetung der seligsten
 mgfrau und aller Heiligen lehre, ist das nicht gegen das Anstands-
 fühl, und wenn es doch eine betrübende Thatsache bleibt, warum
 lte nicht auch das jüdische Consistorium einst einer solchen Nieder-
 cht fähig gewesen seyn? Dazu wird aber hier wieder eine Me-
 versammlung urgirt, wo es dem Evangelisten nicht in den Sinn
 mt; und überhaupt, wie der Verf. der Glaubw. d. ev. Gesch.
 bewirkt bemerkt, an dem Ausdrucke der Bibel so lange gedruckt
 b gepreßt, bis die Unvernunft herauspringt.

Aber „kann auch eine so dumme Lüge erfunden werden, fährt
 r. Wolfenbüttler fort, wie hier von dem Hohenthathe geschehen
 n soll, daß alle römischen Soldaten auf ihrem Posten
 plafen?“ Und, jährt Ehren-Strauß über diese selbsterfon-
 nen Thorheiten weiter: „Nicht einmal gefährden die Wächter we-
 n ihres nach römischem Kriegsgefeße so strenge verpönten, vorge-
 hen Schlafes eine Strafe?“ Wer nur so etwas erfinden konnte,
 b. wogu eine so handgreifliche unchristliche Lüge diente? Niemand
 derer, als die Evangelisten zu ihrem Zwecke, erklären unsere „evan-
 lischen“ Gegner, indem sie ihrer eigenen Unredlichkeit zur Maß-
 hane ihres Urtheils über die biblischen Verfasser sich gebrauchen.
 ben was Matthäus in Abrede stellen will, daß die
 kuger den Leichnam Jesu wirklich gestohlen hätten,
 für Reimarus wahr! Da er aber dem nachtheiligen Gerüchte
 rbeugen wollte, mußte er die Grabwache erfinden, und den Hohen-
 leßern die Wahrheit als Lüge in den Mund geben. „Beweis ge-
 g, daß Matthäus diese Geschichte allein aus seinem Gehirn er-
 anez, weil er auf die Beschuldigung hat antworten wollen, und
 hts besseres erfinden können.“ „Die Ablehnung dieser Beschul-
 zung ist aber schlecht und voll Widersprüche; darum schweigen die
 postel durchgängig hievon, und lassen diesen schlimmen Punkt lieber
 berührt, als daß sie wider eine sehr wahrscheinliche und beglaubigte
 schrede eine schlechte und sich selbst widersprechende Verantwortung
 rbringen.“ Dies wirft freilich ein schlimmes Licht auf die Heilig-
 it und Wahrheitsliebe der biblischen Berichterstatter.

Um dies zu vermeiden, ist daher Hase gar nicht abgeneigt, für möglich zu halten, „daß allerdings eine Wache aus Grab gestellt wurde, nur nicht in Bezug auf Jesu Auferstehung“ — ebenso, wie Venturini will: es könne wohl eine Wache am Grabe gestanden haben, aber nicht so, wie Matthäus angibt! Alles, nur nicht das wahre und rechte! Das Ganze, meint er, könne übrigens wohl auch als Gerücht von den Freunden Jesu ausgegangen und von den Feinden weiter modificirt worden seyn. Dagegen ist Dr. Paulus ganz der umgekehrten Ansicht: Die Juden selbst hätten es ausgesprengt, daß sie eine Wache aus Grab gestellt, diese aber den Leichnam hätten fehlen lassen — wozu die Wache offenbar rein überflüssig erscheint. Stroth spielt hier wieder den Zollaufseher, und macht hinterher die Entdeckung: diese ganze Partie sey, wie früher die Notiz von der Auferstehung der Heiligen, wahrscheinlich vom griechischen Übersetzer des hebräischen Matthäus eingeschoben worden — wogegen selbst Paulus verwundert äußert: daß ein Interpolator diesen Bericht doch nicht an drei verschiedenen Orten (XXVII, 62—66. XXVIII, 4. 11—15.) zugefügt haben würde.

Da aber hier, eben weil so vieles sich hin und wieder reden läßt, die Philologen doch nie fertig werden, hat es der Mythiker bequemer gefunden, statt langsam Blatt um Blatt abzunagen, seine Sense gleich gegen das Ganze zu kehren und alle Grüne schnellab zu Boden zu bringen. Er schiebt wieder die unschuldig dichtende Sage vor, und verbirgt dahinter sorgfältig seinen Pferdefuß. „Auf keinen Fall, glaubt er, kann die Wache schon zum jüdischen Grundstock der vorliegenden Sage gehört haben, sondern das unter den Juden verbreitete Gerücht bestand, wie auch der Text sagt, nur darin, daß die Jünger den Leichnam gestohlen hätten. (Die Worte: „während wir schliefen“, impliciren also für Strauß die Wache nicht?) Indem die Christen diese Verleumdung zu widerlegen wünschten, bildete sich unter ihnen die Sage von einer am Grabe Jesu aufgestellten Wache, und nun konnten sie jener Verleumdung dreist mit der Frage entgetreten: wie kann der Leichnam entwendet worden seyn, da ihr ja eine Wache am Grabe aufgestellt, und den Stein versiegelt hattet? (Man merke: die Juden hätten also hierauf nicht repliciren, und im vollen Rechte ohne alle Dreistigkeit alle Welt zu Zeugen aufrufen können, daß kein Mensch bisher von einer Wache etwas

wast! Doch was kümmert das Strauß, er fährt ungenirt fort, die Abtheilungen ins Danaidenfaß zu schöpfen. „Und weil, wie wir im Verlaufe der Untersuchung es selbst erprobt haben (1), einer Sage dann ihre Grundlosigkeit völlig nachgewiesen ist, wenn es gelingt, zu zeigen, wie sie auch ohne historischen Grund sich bilden konnte: versuchte man von Christlicher Seite neben der Aufhellung des vermeintlich wahren Thatbestandes zugleich die Genesis der falschen Sage nachzuweisen, indem man die verbreitete jüdische Lüge (also Lüge auf beiden Seiten!) aus einer Entdeckung des Synedrums und seiner mit der Wache vorgenommenen Untersuchung herleitete!“ So wird das historische Faktum wie ein Rad umgedreht, aber durch eine Manipulation, die so fein und entwickelt ist, daß wir entweder die Erklärung für einen dialektischen Angriff und Schulkniff halten, oder die Apostel und Apostelsünger, welchen man doch auf der andern Seite wieder nicht eben große Kluggewandtheit zuschreibt, müssen bei dieser Veranstaltung und einem verwickelt durchgeführten „Sagen“proceß gewiß Philosophen von der Hegelschen Schule gewesen seyn, wenn sie ihre subjektiven Fiktionen so durchdacht sich zu objectiviren verstanden!

LXXIX. Kapitel.

Die Auferstehung.

So wären wir denn bei der Urstunde selbst angelangt, die für ihn, wenn er noch lebt, und auch nicht gestohlen, sondern nur von der Sage entwendet wurde, ein leichtes Spiel seyn dürfte. Bereiten wir uns vor, ihn an dem Geruche der Specereien, mit welchen sein Körper überstrichen ist, seine Lebenssinne wieder rege werden, ihn seine Kräfte wieder zusammennehmen, und von freien Stücken sich, auch kein Stein auf der Öffnung liegt, nach und nach herauszubekommen zu sehen. Dennoch speiß Thieß (§. 78.) unsere glerige Erwartung mit dem trockenen Bescheide ab: „Eine Auferstehungsgeschichte gibt es nicht, und kann es im eigentlichsten Verstande nicht geben; so wenig, als eine Schöpfungsgeschichte, die aber dennoch als eine Dichtungsversuch dem mosaischen Geschichts- und Gesezbuche vorangeht, wie die Auferstehungsgeschichte das Evangelium beschließt, ist: daß dort die Engel nicht einmal als Geschöpfe vorkommen, hier

LXXVIII. Kapitel.

Die Grabwache.

Nun kommen wir aber erst an das durch die protestantische Bibelforschung berühmte Thema von der Grabwache, wo ihre gläubigen Erregten alle hoch zu Ross über die zehn Gründe, welche Reimarus, der Wolfenbüttler Fragmentist, wider ihre historische Geltung aufgestellt hat, nicht hinüber gekommen, sondern grausam zu Schanden geworden sind. Natürlich, bestand eine Grabwache, die den Herrn unter Stein und Schloß hütete, so war dies ja ein Hinderniß für das natürliche Wiedererwachen desselben, dem Dr. Paulus so angelegentlich das Wort redet. Alles liegt somit daran, die Grabwache, koste es, was es wolle, zu beseitigen.

Um gleich beim ersten Einwurfe uns zu verweilen: wie konnten die Hohenpriester vor Pilatus um die Weissagung von seiner Auferstehung nach drei Tagen wissen, und dadurch zur Grabbewachung veranlaßt werden, da er dies seinen Aposteln nur insgeheim vertraute, und diese seine Äußerungen, wie wir lesen, erst nach dem thatsächlichen Erfolge begriffen, ja da, wie Hennell (153.) bemerkt, der Evangelist Johannes XX, 9. die ganze Prognose nur auf den Inhalt der Schrift oder das Verständniß des alten Testaments zurückführt — abgesehen davon, ruft Strauß, daß wir die Jesu geliehenen Vorherverkündungen sämmtlich als unhistorisch haben von der Hand weisen müssen? — In diesem Falle konnten sie es freilich nicht erfahren. „Dann ist auch die Ahnung der Pharisäer, daß der letzte Betrug, die Verkündung von Jesu Auferstehung nehmlich, ärger seyn werde als der erste, oder die Überzeugung von seiner Messianität, nach Hennell viel zu weit hergeholt; denn nachdem der gefährliche Unruhstifter beseitigt war, lag eine weitere Besorgniß nicht in den Zeitumständen, und sie konnten doch kaum so scharfsichtig seyn, daß aus jener Verkündung mit der Zeit eine Lehre erwachsen würde, welche die von seiner Messianität an Bedeutung noch überwiegen würde.“

Weiter läßt Ruswurm (Über die Wache am Grabe Jesu, in August's theologischer Monatschrift) sich vernehmen: wäre das so allgemein bekannt gewesen, daß Christus am dritten Tage auferstehen werde, würde da nicht alles Volk zum Grabe geströmt seyn — so aber kamen nur ein paar Weiber! Noch mehr aber schärft der Wolfen-

büttler diesen Vorwurf; er sollte meinen: „Wenn die Jünger Jesu als aufrichtige und ehrliche Leute umgegangen, dann müßten sie die Erweckung Jesu zu der genauen Zeit öffentlich vorhergesagt haben, sie wären mit ganzen Schaaren am bestimmten Tage und zur bestimmten Stunde hinausgezogen, und hätten sie angesehen. Ja die Apostel hätten Ursache gehabt, am bestimmten Tag und Stunde nicht nur Pilatum und seine Wache, sondern alle Hohenpriester und Schriftgelehrten als Zuschauer zum Grabe einzuladen. So aber ist er nach einem Tage und zwei Nächten schon nicht mehr im Grabe, auch sagen sie alle vierzig Tage nichts; fragt man sie aber: Wo war er denn? wer hat ihn denn gesehen? so heißt es: In verschlossenen Zimmern, auf den Feldern, in Galiläa am Meere, auf dem Berge. Mein! warum nicht im Tempel? vor dem Volke? vor den Hohenpriestern? oder doch nur vor irgend eines jüdischen Menschen Auge? Die Wahrheit darf sich nicht verstecken und verkriechen, zumal eine solche, welche geglaubt werden sollte. Wie konnte er doch so neidisch seyn, sich keinem zu zeigen!“

„Es müßte nothwendig zu aller Wissenschaft gekommen seyn, wenn der ganze hohe Rath (?) in Procession (?) am ersten Ostertage zu Pilato, und so von ihm mit einer Soldatenwache durch die Stadt begleitet zu den Thoren hinausgegangen wäre, das Grab zu versiegeln und zu hüten.“ Diesen eigenen Aberwitz nur einmal dem Evangelisten ins Gewissen geschoben zu haben, genügt dem Fragmentisten noch nicht; denn S. 242. lesen wir abermals: „Wie konnte ein gesamtes obrigkeitliches Collegium von so vielen Personen so gräßlich wider den Wohlstand (Anstand!) handeln, daß es am hohen Festtage in Corpore (?) öffentlich zu den Heiden ginge, und mit einer Soldatenwache in Procession (?) durch die Stadt zog, da alles dieses bei dem Pilato durch ein paar Abgeordnete in der Stille hätte ausgerichtet werden können.“ — Gewiß, und weiter will ja der Evangelist auch nichts sagen. Aber bei dem gesuchten Mißverständnisse seiner Worte wiederholt sich S. 246. zum drittenmale derselbe Einwurf. „Sollte das nicht Auffehens in der Stadt machen, wenn der hohe Rath von siebenzig Personen in Procession zum Landpfleger geht, wenn derselbe wieder herauskömmt, eine römische Wache hinter sich habend, und endlich zum Thore hinauszieht. Alle Leute, alle Jungens würde das rege gemacht haben, hin-

Aber wie wenn die von den Christen aus politischen Gründen eingeführte Sonntagsfeier selbst Schuld wäre, meint Thies weiter, daß man auch Christum am Sonntage auferstanden seyn ließ? Eine jetzt geglaubte oder auf diesen Vorfall gedeutete Vorhersagung Jesu, oder die Voraussetzung, daß er, indem er der Nacht des Grabes entging, der kommenden Sonne entgegengeeeilt sey, konnte diese spätere Zeitbestimmung nur noch bekräftigen! — Vortrefflich, Bajazzo!

So hält ja auch Dr. Jung in den „Gottesdienstlichen Vorträgen der Juden“ dafür, „es wäre wohl möglich, daß man in irgend einer palästinenfischen Stadt — denn der Name Bethulia ist vielleicht fälgirt, zum Andenken an die Heldenthat eines Weibes ein Volksfest gefeiert, und nachdem der wahre Anlaß vergessen war, und einer mannigfach ausgestatteten Sage Platz gemacht hatte, der Judith zu Ehren eine Geschichte, vermuthlich noch vor der Zerstörung des Tempels, gebichtet wurde.“ Ebenso möchte das Buch Esther einem anderen Befreiungsfeste (dem Hamanfeste) seinen Ursprung verdanken. Wenn das ist, und Wirkung sich in Ursache verkehrt, so muß ja ganz natürlich die Auferstehung dem Sonntage zu lieb erdichtet seyn können?

Indeß welcher Tag es immer war, an dem man Christum auferstanden seyn ließ: dieß ist nach Rückersfelders genaueren Nachrichten die Summe der evangelischen Erzählung: „Da die Weiber ausgehen, und auf dem Berge zwischen der Stadt und dem Garten sind, so entsteht ein heftiges Gewitter.“ Auch der Verfasser des neuesten „Urchristenthums nach dem Geiste der sämmtlichen neutest. Schriften“ weiß auf diese „große Naturbegebenheit“ aufmerksam zu machen. „Etwas sehr Furchterliches“, meint Michaelis, müßte es jedenfalls gewesen seyn. „Der ganze Boden rings um das Grab her ward erschüttert; zuerst sahen die Wächter etwas wie einen Blitz vom Himmel fallen, den Stein vor dem Grabe getroffen, und ihn weit weggeschleudert werden, daß alles bebte.“ Edelmann legt für sich das Glaubensbekenntniß ab, daß „dieses Erdbeben schon capable genug gewesen, die Soldaten von ihren Posten zu treiben, und nach der Stadt zu jagen;“ während Schuster in Eichhorns allg. Bibl. der Erschütterung dieses Blitzstrahles sogar einen entscheidenden Einfluß auf die Wiederbelebung Jesu zuschreibt.

„Aber doch ein seltsamer Blitz, der ein Erdbeben be-
wirkte, und sich nachher auf den Grabstein niedersetz-
teln haben andere Ausleger, wie Ober, Bischophilus genannt,
id der ingenidse Heumann es besser getroffen, wenn sie lehren, es
) hier bloß von einem starken Geräusche die Rede, welches der
ngel verursacht, indem er „den großen Stein von dem Grabe ge-
ben, und ihn mit Heftigkeit an die Seite geworfen,“ so daß der
oben ertrachte. Wozu das? ruft Cartwright. Wie ein ro-
ister Mann, wenn er an das Ende des Schaftes schlägt,
a ganzen Speer erschüttert, so konnte auch der Engel
s Herrn dadurch, daß er sich auf den Stein setzte, schon
u Erdbeben bewirken! In diesem Falle hätte der Robuste
nem Namen wohl gar ein B. vorsehen dürfen?

Jedoch das alles genügt zur Erklärung des folgenden noch nicht.
von wem hat denn Jesus seine Bekleidung bekommen?“
auer in seiner biblischen Theologie weiß dies „beim Mangel histo-
cher Zeugnisse nicht zu sagen“. Hingegen ist Dr. Paulus so
klich gewesen, auch hier, wie bei der Hochzeit zu Kana und in
len anderen Fällen, hinter die Comödie zu kommen. „Durch das
rdbeben aufgeschreckt eilte nehmlich die Gärtnerfa-
lie zum Grabe, wo sich der eben auferstandene Jesus
it ihr freundschaftlich unterhielt. Diese weißgeklei-
ten Gärtner oder Gärtnerkinder wurden von Jesus
erwandtinen, die bald darauf nachkamen, aus leicht
greiflichen Gründen für Engel angesehen.“ Natürlich,
e hätte sonst Magdalena den Herrn für einen Gärtner ansehen
nen, wenn er nicht von diesem die Kleider erhalten und angezogen
tte? „Nach einiger Zeit alsdann (nachdem Jesus dem Grabe ent-
ommen und diese Nummerel vorgegangen?) möchte einer von den
Annern in weißen Kleidern, welche nachher mit den Frauen spra-
m, etwa durch das Herabkommen an dem Hügel (d. h. nach
u Evangelium: der Engel, der vom Himmel herabstieg!)
welchen die vielleicht an einem Abhange des Hlbergs lie-
nde Gruft gehauen war (?), in seiner weißen Gestalt die unschuldige
d zufällige Ursache gewesen seyn, daß die (etwa betrunkenen)
ächter (wenn man dieß Nichtfaktum gelten lassen will) vor Furcht
schüttert, wie todt waren, und sich, je näher er kam, desto weiter
rückzogen. Ohne von ihnen etwas zu wissen, wälzte er den Stein

weg, und setzte sich eine Welle darauf nieder. Seine ganze Figur aber erschien der erschrockenen Wache im Frühmorgenslicht rötlich strahlend, wie der Blut, und seine candida vestis wurde ihnen nicht weniger als Schneeweiß.“ —

Aber was waren das für Gärtner? Hören wir vielmehr Bahrt und Venturini, so unterhalten uns beide ausführlicher hiervon. „In der Nähe von Golgotha hatten die Essäer einige Besitzungen, unter welchen ein kleines Gehöfte, welches in einem schaurigen Felsentale lag. Dort hatte der Apostel Johannes mit Nikodemus und Joseph von Rama eine Zusammenkunft gehabt, um die schnelle Kreuzabnahme zu berathen. Alle Indicien sprachen dafür, daß noch Leben in dem Körper sey, aber die ersten vierundzwanzig Stunden schienen alle Bemühungen, dem Tode seine Beute zu entreißen, vergeblich, die erschöpfte Natur verlangte Ruhe. In ihrer geheimnißvollen Werkstatt wollte sie selbst das wunderbare Ereigniß vorbereiten, menschliche Hilfe mochte hier nur wenig beitragen. Aus der nahe liegenden Wohnung mußten die Essäerbrüder oft genug nachsehen, ob die angewandten Reizmittel Dienste geleistet hätten, um dem Wiedererwachenden stärkende Nahrung zu reichen. Indes herrschte eine Schwüle, wie sie sonst einem Erdbeben vorangeht; Spuren einer baldigen Wiederholung des Naturphänomens zeigten sich. Mit wie viel Muth mochten selbst die Priesterknechte Wache halten! (Hier dürfen es also wieder Priesterknechte seyn, weil diese für furchtsamer angesehen werden; Reimarus aber macht unbedingt Römer daraus, weil er aus ihrem Verhalten nach der Auferstehung auf die Unmöglichkeit der Wache selbst zu schließen sich vorgesetzt hat: so ist das Interesse verschieden!) Von Golgotha her erblickten sie durch die dunkle Nacht die weißgebleichten Schädel (obwohl die Juden keine Schädel auf der Richtstätte bleichen lassen durften!), lustige Gestalten, Dunstbilder der zahlreich auf jenem Hügel Erwürgten gaukelten umher. Gespensterfurcht ist ansteckend. Die Hyänen und Eschakals erheben, Leichendunst witternd, ein dumpfes Geheul in der Nähe. Da blitzt ein Licht durch die Felsentritzen, und bildet riesenmäßige Schattengestalten. — Der Todte war ein Gehilfe im Dienst der bösen Geister! Das leiseste Geräusch macht die Wächter heftig erzittern. Mitternacht war vorüber, und schon dämmerte das erste Morgenlicht, als plötzlich ein neuer

der Erdstoß erfolgte, die Felsen schienen zu heben, und röthliche
 zerflammen: zischten empor. Niederstürzten die betäubten Wächter
 in ihre Muth. Dumpfes Brausen ertönt in der Luft, die Er-
 drockenen wagten es kaum, ihre starren Blicke nach der Grabhöhle
 zu richten. Aber sich, welche neue Scene des Schreckens zeigte sich
 in Angstvollen? Aus dem Nebel, welcher die Gipfel der Felsen be-
 deckte, entwickelte sich eine lange, glänzende Gestalt, strahlendes Licht
 schien sie zu umgeben, und röthliche Feuerflammen nach allen Seiten
 auszugießen. Langsam bewegte sich die Gestalt den Felsen herab.
 Dort stand sie an der Grabhöhle Eingang. Sie beugte sich nieder,
 was that sie? Mit dumpfem Geräusch rollte die große Walze,
 welche den Eingang der schaurigen Grotte verschloß, den Felsen hinab.
 Entsetzt ergriff nun vollends die elenden Priesterknechte.
 Die Todeschauer rannen durch ihr innerstes Wesen, gleich leblosen
 Kolonnen klopften sie vor sich hin, ohne Muth zu haben, von dem
 Gegenstande ihrer zermalmenden Furcht sich fester zu überzeugen.
 Sie sahen nur noch, daß die röthlich strahlende Gestalt sich am Ein-
 gange der Gruft niederließ — als wollte sie den Todten bewachen.
 Ein schwächerer Erdstoß erfolgt wieder, und nun schien neues Ent-
 setzen die vor Furcht Erstarrten zu beseelen, der Anführer der
 Schar ergriff zuerst die Flucht, in angstvoller Ver-
 irrung stürzten die andern ihm nach. Keuchend erreichten
 sie, gepeitscht von dem gräßlichsten aller Gefühle, in wenig Minuten
 den Thor Jerusalems. Man müßte nie Gespenstergeschichten gehört
 haben, wenn dieser Hergang romanhaft wäre!“ (Sonach dürfen
 wir auch Gespenstergeschichten Berücksichtigung finden!)

Es war der arme Essenerbruder, vor dem sie fürchteten
 er erschrecken. Er kam mit einem Lichte auf einem
 himmlischen Fußsteige zwischen den Felsen herab, um heimlich
 nachzusehen, wie es im Grabe stünde; er muß aber
 nicht, wie es scheint, taub gewesen seyn, daß er von dem Lärm der
 über hinausstürzenden Rote nichts hörte, und nicht ebenfalls
 davon lief. Wenn sie nur noch ein wenig gewartet hätten, bis der
 abtödtete selbst langsam im Grabe sich aufrichtete, und wieder
 aufstieg: wie würden sie dann erst erschrocken seyn! Doch jetzt
 sehen sie dem Essener Mäße, sich ungehindert weiter umzusehen.
 Was wie ging es? „Die wohlthätigen Reizmittel hatten den erstarrten
 Gliedern Jesu wieder ihre Bewegbarkeit und Geschmeidigkeit gegeben.

hier übrigens als ein getreuer Nachtreter dem Wolfenbüttler Fragmentisten sich zu Gnaden empfiehlt. Sollte er nicht Ruth fassen, unter einer solchen Ägide zu sechten, wenn Lessing selber über diesen Evangelienabschnitt etwas vorlaut erklärt: „Keine Schwierigkeiten in Erzählungen lassen sich so toll erdenken, die sich nicht eben so leicht harmoniren ließen, als die Widersprüche der Evangelisten“?! Und schiene der Satz freilich richtiger lauten zu sollen: Keine Schwierigkeiten in Erzählungen lassen sich so abgeschmackt, unsinnig und absurd erdenken, daß sie im Vergleiche stünden mit den Widersprüchen der sogenannten evangelischen Christen, welche demungeachtet glauben, etwas gegen das Evangelium geleistet zu haben. So lärmt auch hier Dr. Strauß über Enantiophanieen in Bezug auf die Anzahl der Frauen, die Zeit ihres Hingangs, den Befund des Grabes und was die Frauen weiter daselbst sahen: ob die Engel ausserhalb oder innerhalb des Grabes saßen, und „Versteck spielten“; endlich wie sie ihre Kunde an die Jünger bringen, und diese „hin und her rennen“, und sich gegenseitig den Weg ablaufen! Wie er die Sache stellt, widerspricht freilich ein Satz dem andern und wechselweise dem Ganzen, und somit glaubt er auch diesen Evangelienabschnitt aufgerieben zu haben; hat aber zur großen Demüthigung nur seine synthetische Geisteschwäche veranschaulicht, indem er als ein Confusionarius sich darstellt, der seine eigene Dunkelheit und Verwirrung in die heilige Schrift hineinträgt, und ohne Harmonie des Geistes auch den leitenden Faden in der Erzählung nicht herausfindet. So nimmt er denn nicht nur an dem ganzen geistigen Glende seiner Vorgänger Theil, sondern sein Nachvogelauge entdeckt am hellen Tage noch mehr Finsterniß als jene.

Gleich von vorneherein stimmt er nun à la Thieß sein Klage- lied über den Stein an. Daß seine Abwälzung durch den Engel geschehen sey, beruht ihm „offenbar nur auf der Combination eines solchen, welcher die Frage, wie denn wohl der große Stein vom Grabe gekommen, und die (eingebildeten!) Wächter bei Seite geschafft worden seyen, nicht besser beantworten zu können glaubte, als wenn er zu beiden den Engel benützte, welchen ihm die umlaufenden Erzählungen von der den Frauen zu Theil gewordenen Erscheinung boten, wozu er ferner das Erdbeben als weitere Verherrlichung der Szene setzt. Es gehört also, wie schon Hase

weiß nahmen jene Weiber, die voll Angst und Grauen sich dem Leibe näherten, sogleich die Flucht, sobald sie nur jene weißen Mäher gewahr wurden. Daher die schneeweißen Kleider.“

Auch Bauer in seiner hebräischen Mythologie gibt der aufgesetzten Phantasie der furchtsamen Frauen und der täuschenden Morgenröthe die Schuld, während ruhige und beherrschtere Männer sicher vor der bloßen Leinwand nicht zurückgeschreckt wären. Petrus und Johannes sahen gleich nichts mehr von den Engeln, findet Eichhorn bedeutungsvoll. Friedrich seinerseits, er auch „über den Engel in der Auferstehungsgeschichte“ nachgedacht und geschrieben hat, glaubt, der hohe Gedanke: Jesus sey auferstanden, habe sich den Frauen bei dem leer gefundenen Grabe so mächtig aufgedrungen, daß sie nach orientalischer Denk- und Beweise ihn einem einsprechenden Engel zuschrieben — wozu die Beschreibung seiner Kleider z. B. offenbar recht nothwendig war? Und Thies spottet über dergleichen, als wenn er sich nur etwas so Dürftiges zur Erklärung vorzubringen wüßte! Wer sind denn überhaupt hier die Zeugen? fragt er nochmals. Statt irgend einen Menschen zu compromittiren, läßt das Evangelium Engel reden, aber nur zu ein paar Weibern. Damit sie doch etwas außer dem leeren Grabe sehen und hören, so leiht die Phantasie des Evangelisten ihnen eine Vision.“ „Nächste, sagt Paulus, jedes Factum in jurdischer Form erweislich seyn, um Mauben zu verdienen, so würden hier Frauen, erschrockene Frauen die ersten Zeugen von Engelserscheinungen seyn, die sie im ersten Schrecken gar nicht untersuchten. Eine weitere Einwendung bleibt, daß die übrigen Zeugen alle von Jesu vertrauteren Andern sind, also weder unparteiische noch geschworne Zeugen sind, und was dergleichen mehr seyn möchte.“ Zum Überflusse kommt er noch solche sechserlei „daß“ in sein Protokoll auf; doch sie legen sie billig ad Acta. Dagegen hat man freilich selbst vom röhoboren Standpunkte aus eingewendet: die Frauen seyen eben in dieser Zeugenschaft am meisten nothwendig gewesen, damit die Zeugigkeit der Auferstehung am schnellsten unter die Leute kam!

Hätten wir doch über diesem Wirbel von Meinungen, wobei die aufgeblasene Selbstflugheit schnell die ganze Windrose des Irrthums durchläuft, bald auf den edlen Herrn Strauß selbst vergessen, der

glücklich den Schluß herbei: „Es bleibt daher nichts übrig, als zu sagen: die Engel gehörten zur Verherrlichung der großen Scene, als himmlische Dienerschaft, welche dem Messias die Thür aufzutun hatte, durch die er ausgehen wollte; als Ehrenwache an der Stelle, welche der Getödtete so eben lebendig verlassen. Hier sey nun aber eben die Frage: gibt es einen solchen Prunk im Haushalte Gottes, oder nur in der kindlichen Vorstellung, welche sich die Vorzeit von demselben machte?“

Nach solchen Vorgängern erklärt jetzt auch Ullmann, sonst ein Mann von klarem Verstande, die Auferstehung, so wie Jesu Jugendgeschichte für Mythen. Was sich aber von Weisse erwarten lasse, ahnen wir leicht. Ihm gehört der Fall in das Gebiet des Geistes- und Seelenlebens, nicht der äusseren Körperlichkeit, wie er (III, 340 f. 372.) sagt; d. h. Christus ging als ein Geist um. Dachte doch schon Spinoza, worauf auch Strauß zurückkömmt, daß der irdische ins Grab gelegte Leib keinen Antheil an seiner Auferstehung gehabt habe — so wenig wie bei einem anderen Menschen. „Sie ist keine äussere Geschichte für den Unglauben, sagt Hegel, sondern nur für den Glauben unter seinen Freunden ist diese Erscheinung.“ Wie, ruft Weisse: wenn das jüdische Gerücht von der Entwendung des Leichnams Christi erst zum Glauben der Christen an seine leibliche Auferstehung Anlaß gegeben hätte? „Bei den Worten Pauli: „Wenn die Todten nicht wirklich auferstehen, so ist auch Christus nicht auferstanden!“ legt nur der moderne Supernaturalism im offenbaren Widerspruch mit dem Geiste der paulinischen und überhaupt der apostolischen Auferstehungslehre dem Apostel das geistlose Räsonnement unter, Christus habe die Auferstehung aller gelehrt, und die Glaubwürdigkeit seiner Lehre durch seine eigene, gleichfalls von ihm vorausgesagte Auferstehung bewiesen, also müsse man auch jener Lehre glauben!“ Das wäre, mit Edelmann zu reden, nicht so wohl eine Auferstehung von den Todten, wie sie der religiöse Geist sich vorstellt, als vielmehr ein neuer Eingang in denselben Tod, aus welchem er auferstehen sollte.

Dies hat Weisse von Strauß gelernt, welcher hier offenbar auf die Gedankenlosigkeit seiner Leser sündigt, und jenem Ausspruche des Apostels mala fide den Sinn unterlegt, als wollte er sagen:

Wenn Christus nicht in der Gemeinde (d. h. in der Oberwelt) auferstanden ist, werden auch wir nicht auferstehen! Um das vorerst selbst zu glauben, dazu ist Strauß ein zu guter Ereget; er Vorwurf aber, wider besseres Wissen und Gewissen sich auszusprechen, ist der schlimmste, den man einem Autor machen kann, und ich würde diese Klage kaum wagen, wenn sie nicht längst auch andere wider den Genannten erhoben hätten. Dies heißt der erkannten Wahrheit ein verstocktes Herz entgegensetzen, und gilt unter Christen für eine Sünde gegen den heiligen Geist. Doch er kann nichts wagen, ist ja die ganze Zeitrichtung ihm günstig, so daß er selber sich auszusprechen vermocht fühlt: „Die Bildung unserer Lage bewegt sich in einem Gedankenkreise, in welchem sie lange Strecken gehen kann, ohne auf das gewöhnliche Christenthum nur zu stoßen, oder durch irgend ein Bedürfnis an dasselbe erinnert zu seyn. Überflüssig werden aber ist schlimmer, als überwunden werden; es ist der schlechende Lob, der Lob der Entkräftung, der je langsamer er herankommt, desto rettungsloser ergreift, desto ewiger festhält.“ So Strauß in seinen Blättern über das Vergängliche und Bleibende im Christenthum, wo er auch findet, daß der Glaube an die Auferstehung in der ersten Kategorie gehöre, und „für den Tiefblickenden keinen besondern Werth mehr haben könne“, der einfließt, „daß Verdienst und Schuld hienieden sich jederzeit baar bezahlen, und alle Anweisungen auf erst künftige Ausgleichung unnöthig machen.“

Aber was wir nicht löblich und ehrlich finden, loben die daran gewöhnt sind, um so mehr unter sich, und so hält hier D. Bauer II, 321. dem Wolfenbüttler Fragmentisten eine Ehrenrede, wobei er beginnt: „Waderer, grundehrlicher Reimar! Die Widersprüche der Auferstehungsgeschichte hast du so weit ans Licht gezogen, als es bei dem damaligen Zustande der Critik dein reiner, reiner Sinn vermochte.“ Er aber schließt nun bei dem jetzigen Zustande der Critik nach Maßgabe seines reinen, reinen Sinnes ohne weiteres die Critik über diese Geschichte, wie über alle früheren ab, und spricht frei heraus: „Somit ist auch die Auferstehung in das Reich der Vorstellung zurückgefallen, in welches das ganze Leben und Leiden des historischen Christus zurückgegangen ist.“ —

Doch nein! ergänzt Hennell (41.): diese Geschichte läßt sich allerdings aus einem Vorgange in der Wirklichkeit begreifen. Der

Engel am Grabe war nur der verkappte Joseph von Rama; indem er nehmlich durch die Begräbnis Jesu in seinem Garten sich compromittirt hatte, und befürchten mußte, dieser Akt möchte mit üblen Folgen verbunden seyn, ja vielleicht mit einer Anklage auf Hochverrath enden, sann er, um nicht zuletzt die Schuld eines Auflaufes zu tragen, auf Mittel, die lästige Verbindung der Jünger mit ihm und dem Grabe abzubrechen, und wo möglich die Anhänger Jesu zur schleunigen Rückkehr in ihre Heimath Galiläa zu veranlassen. Er hob also den Leichnam heimlich aus der Felsengruft, und stellte jemand im Garten auf, der den ersten Besucher mit der Meldung abfertigen sollte: daß Jesus nicht hier, sondern auferstanden, und nach Galiläa gegangen sey, wohin sie ihm folgen sollten. Die ersten, welche diese Ausrichtung für baare Münze nahmen, waren die Frauen. „Diese und die späteren Erzähler verwandelten den Vorfall in die Erscheinung eines Engels, zweier Engel und endlich Jesu selbst. Die Jünger behandelten das Ganze anfangs als ein grundloses Märchen; als sie aber das Grab besuchten, und fanden, daß der Leichnam wirklich verschwunden war, ergriff sie der Gedanke, daß ihr Meister eines ähnlichen göttlichen Wohlgefallens gewürdigt, wie vordem Henoch, Moses und Elias, vom Tode auferweckt worden sey, um in den Himmel einzugehen, von wo sie ihn zu seiner Zeit wieder kommen zu sehen hoffen durften. Dem zum Beweise brachte man Stellen aus der Schrift bei. Die Vermuthung lag nun nahe, er werde vor seiner Auffahrt doch noch seinen Anhängern erschienen seyn; demgemäß mischten sich bald Nachrichten von wirklichen Erscheinungen Jesu unter, die Einbildungskraft lieferte fortwährend neuen Stoff zu Geschichten, welche dem Erzähler und dem Haupte der Kirche so sehr zur Auszeichnung gereichten, und bis auf den heutigen Tag haben wir noch manche von diesen Historien, wie sie 40 bis 60 Jahre nach Jesu Tod in Umlauf waren.“ —

„Auf Petrus, fährt unser Critiker S. 130. fort, läßt sich der Vorwurf einer absichtlichen Täuschung nur so weit ausdehnen, als er Geschichten, welche er als falsch kannte, in Umlauf kommen ließ, ohne denselben protokollarisch zu widersprechen. Kaum hatten nehmlich die Apostel gepredigt, daß Jesus von den Todten auferweckt worden sey, als ihre Anhänger auch schon Erzählungen von Erscheinungen Jesu, die ihnen in Visionen oder sonstwie geworden seyen, verbreiteten. Wirklich

glaubten auch einige Apostel, daß dieselben solche Visionen gehabt. Auf jeden Fall war ohne diese Lehre ihre Sache verloren; denn war Jesus ein gekreuzigter Missethäter, und nicht als der Messias und Prophet auferstanden und gen Himmel gefahren, so trugen ihre Ansprüche zu seinen Gunsten für immer das Gepräge der Absurdität an der Stirne.“ Somit erklärt sich ihm die Entstehung des Christenthums höchst einfach aus jener aprilschickenden Lüge Josephs von Arimathia!

LXXX. Kapitel.

Erscheinungen des Auferwachten.

Beruhet die Auferstehungsgeschichten nur auf träumerischen Visionen der nervenschwachen Frauen, so hat Dr. Paulus ganz Recht, wenn er spricht, ihr Phantasspiel müßte in diesem Falle so ansteckend gewesen seyn, wie der Schnupfen oder das Schmecken, z. B. bei den Lappen! Am kürzesten schneidet Hennell hier alle weiteren Verhandlungen durch die Erinnerung ab, daß der Schlusabschnitt, welcher diese mehreren Erscheinungen enthalte, bei den Evangelisten überhaupt, insbesondere bei Markus erst von späterer Hand herrühre. Es ist bemerkenswerth, daß Markus, der Begleiter des Petrus, weder die wunderbare Geburt, noch die Auferstehung, noch die Himmelfahrt Christi berichtet.“

Doch mit einem so kurzen Bescheid kämen ja unsere evangelischen Ergeten mit ihren staunenswerthen Auslegungen viel zu kurz. Um also bei den Christophanieren im einzelnen zu verharren, so wird hier wieder der Grundsatz befolgt: was jeder Evangelist außer dem andern erzählt, ist unhistorischer Überschuf, und was sie gemeinsam haben, wird durch die gesuchteste Contraposition zu Drei zerrieben und in Nichts aufgelöst. Vorläufig entdeckt Michaelis „wirklich einen äusserst überflüssigen und matten Zusatz“ darin, daß der Engel doch einmal die Vorhersagung Jesu von seiner Wiedererscheinung wiederholen muß. „Die Erkenntniß, urtheilt Gill, welche dieser Engel in Ansehung der Weiber hatte, darf nicht einer unmittelbaren Offenbarung zugeschrieben werden, sondern kann aus eigener Aufmerksamkeit, die er auf diese Weiber gerichtet hatte, entstanden seyn.“ Zuversichtlich, glaubt Doddridge, müsse der Engel, wiewohl unsichtbarer Weise dabei gewesen seyn, als Jesus dies zu seinen Jüngern im Vertrauen sagte.

wenigstens Stoff zu einem Gedichte, „Frau Kartoffel“ betitelt, worin er seinen Brüdern, den Communisten, den religiösen Trost, welchen unsere Zeit von dem Gott, der ihr geblieben ist, zum Ersatz allein noch bieten kann, in den Worten zuspricht:

„Tod im Sand

Liegt dein Gott, du trauernd Land!

Laß jedoch den Trost dir sagen:

Kein Erlöser ward erschlagen,

Der nicht wieder auferstand.“ —

Solch einem Gott kann man doch leichter in der Auferstehung begegnen!

Bleiben wir indes bei den Synoptikern stehen, und vernehmen wir einmal wieder vom Cathedraler des Rationalismus herab, welche geistreiche Gespräche Christus mit Magdalena u. s. w. führt. Er hat die erste Erscheinung, als Jesus erst kurz davor im Grabe aufgestanden, und nach Dr. Paulus noch ganz nervenschwach, um Luft zu schöpfen, im Garten sich erging. „Rühre mich nicht an!“ ruft er ihr darum zu, „weil jede Berührung von noch nicht vernarbten Wunden, zumal an einem so zarten, reizbaren Körper nach einer solchen Mißhandlung ihm schmerzhaft gefallen wäre.“ „Bei Leibe nicht umfassen, es thut mir noch alles weh!“ seufzte er nach Brennecke abwehrend. „Ich bin noch nicht gestorben, aber ich werde sterben.“ Diese Worte konnte sie um so zuversichtlicher hinnehmen, als nach demselben Gewährsmann (Bibl. Beweis 142 f.) Jesus schon vor seinem Kreuzgange, aber in ganz natürlicher Voraussicht erklärt hatte: „Gott wird mir helfen im Todeskampf; ich werde nicht unterliegen. Schon am dritten Tage nach meiner Kreuzigung, wills Gott, werdet ihr mich als Sieger im Kampf mit dem bitteren Tod lebendig wiedersehen.“ „Halte dich nicht mit Ehrenbezeugungen auf, denn ich verweile ja noch länger auf der Welt,“ sagt Silberschlag die Bedeutung der weiteren Worte auf. „Berehere mich noch nicht göttlich, bringt Pfaff den Sinn heraus, denn ich komme jetzt nicht aus dem Himmel herab, werde aber hinauffahren.“ Er war selbst erstaunt, meint Paulus, daß er noch hier sey, versprach sich aber kein langes Leben mehr, sondern glaubte, er werde bald seine Himmelfahrt machen. Nach Schreiters „Offenbarer Wahrheit“ (wenn

bleß nicht offenbare Narrheit ist!) begegnete Jesus hierauf den übrigen Frauen nach einer augenblicklich veranstalteten Himmelfahrt; denn wie hätte er sich von ihnen sonst berühren lassen können, da er zu Maria Magdalena, d. h. der „Blühenden“ ausdrücklich sprach: Rühre mich nicht an, denn ich bin noch nicht in den Himmel aufgefahren. Wirklich hat auch schon Whistone in seinen Sermons and essays bei dieser Gelegenheit das Bekenntniß einer doppelten Himmelfahrt, sey es auch nur zum Spotte, abgelegt, während andere sich nicht zur Annahme einer einmaligen erheben; wurde aber von Joh. Schmid in seiner Dissert. theol. Whistono, multiplicem Christi in coelos ascensionem propugnanti, opposita. Lips. 1712. ernsthaft widerlegt. Kleuker seinerseits belehrt uns, unter denen, welchen Christus unterwegs erschien, seyen nicht die zurückkehrenden Weiber gemeint; sondern Vers acht und neun im letzten Kapitel bei Matthäus gerade so unterschieden, wie dieselben bei Markus. Doch wüßte Dr. Paulus nicht, warum er nicht eben den vorher Genannten erschienen seyn sollte, da er ihnen schnell aus dem Garten nachkam; „unbekannte Umstände aber müßten den bei dieser Gelegenheit ausgesprochenen ersten Entschluß Jesu, im entfernten Galiläa mit den Seinigen zusammen zu kommen, insoweit verändert haben, daß er wenigstens noch acht Tage in der Gegend von Jerusalem blieb.“

Dies ist jedoch gerade die grellste Diskrepanz, nach der Ansicht des Wolfenbüttler Fragmentisten, hinter dessen Rock sich hier wieder Strauß verschängt. „Wie kann Jesus die Jünger zu einer Reise nach Galiläa angewiesen, und doch zugleich geboten haben, bis Pfingsten in Jerusalem zu bleiben (Stadtarrest zu halten?). Wie konnte er sie darauf verweisen, ihnen in Galiläa sich zu zeigen, wenn er doch im Sinne hatte, noch am nämlichen Tage ihnen in und bei Jerusalem zu erscheinen?“ Unerhörtes Wiel! Hier muß ich schon um Entschuldigung bitten, daß ich kein Alexander bin, um einen solchen gordischen Knoten zu lösen. Wenn indeß Lessing, der Goldschmied, der als ein seiner Kenner den ächten Ring religiöser Weisheit von den drei falschen, die den Juden, Christen und Moslimen verliehen worden, nach älteren Autoritäten so wohl zu unterscheiden weiß, die evangelischen Erzählungen nicht probehaltig findet, und repliziert: daß kein Vernünftiger einem Freund, welchen er noch am selb-

Engel am Grabe war nur der verkappte Joseph Kama; indem er nehmlich durch die Begräbnis Jesu in Garten sich compromittirt hatte, und befürchten mußte, die möchte mit üblen Folgen verbunden seyn, ja vielleicht mit ein klage auf Hochverrath enden, sann er, um nicht zuletzt die eines Auflaufes zu tragen, auf Mittel, die lästige B dung der Jünger mit ihm und dem Grabe abzur und wo möglich die Anhänger Jesu zur schlen Rückkehr in ihre Heimath Galiläa zu veranlasse hob also den Leichnam heimlich aus der Felsengruft, und A mand im Garten auf, der den ersten Besucher mit der Melbu fertigen sollte: daß Jesus nicht hier, sondern auferstanden, ur Galiläa gegangen sey, wohin sie ihm folgen sollten ersten, welche diese Ausrichtung für baare Münze nahmen, die Frauen. „Diese und die späteren Erzähler verwandelt Vorfall in die Erscheinung eines Engels, zweier Engel und Jesu selbst. Die Jünger behandelten das Ganze anfangs e grundloses Märchen; als sie aber das Grab besuchten, und daß der Leichnam wirklich verschwunden war, ergriff sie der G daß ihr Meister eines ähnlichen göttlichen Wohlgefallens gew wie vordem Henoeh, Moses und Elias, vom Tode auferweckt : sey, um in den Himmel einzugehen, von wo sie ihn zu sein wieder kommen zu sehen hoffen durften. Dem zum Beweise man Stellen aus der Schrift bei. Die Vermuthung lag nun er werde vor seiner Auffahrt doch noch seinen Anhängern erf seyn; demgemäß mischten sich bald Nachrichten von wirklich scheinungen Jesu unter, die Einbildungskraft lieferte fortm neuen Stoff zu Geschichten, welche dem Erzähler und dem d der Kirche so sehr zur Auszeichnung gereichten, und bis auf de tigen Tag haben wir noch manche von diesen Historien, wie bis 60 Jahre nach Jesu Tod in Umlauf waren.“ —

„Auf Petrus, fährt unser Critiker S. 130. fort, läßt sich der B einer absichtlichen Täuschung nur so weit ausdehnen, als er Gesch welche er als falsch kannte, in Umlauf kommen ließ, ohne de protokollarisch zu widersprechen. Raum hatten nehmlich die geprebt, daß Jesus von den Todten auferweckt worden sey, e Anhänger auch schon Erzählungen von Erscheinungen Jesu, die in Visionen oder sonstwie geworden seyen, verbreiteten. Wi

undten auch einige Apostel, daß dieselben solche Visionen gehabt. Ist jedoch Fall war ohne diese Lehre ihre Sache verloren; denn war ~~schon~~ ein gekreuzigter Missethäter, und nicht als der Messias und Prophet auferstanden und gen Himmel gefahren, so trugen ihre Wünsche zu seinen Gunsten für immer das Gepräge der Absurdität an r Stirne.“ Somit erklärt sich ihm die Entstehung des Christenthums ~~ist~~ einfach aus jener aprilschlafenden Lüge Josephs von Arimathia!

LXXX. Kapitel.

Erscheinungen des Auferwachten.

• Beruhen die Auferstehungsgeschichten nur auf träumerischen Visionen der nervenschwachen Frauen, so hat Dr. Paulus ~~ng~~ Recht, wenn er spricht, ihr Phantasspiel müßte in diesem ~~alle~~ so ansehnend gewesen seyn, wie der Schnupfen oder das ~~hnen~~, z. B. bei den Lappen! Am kürzesten schneidet Hennell er alle weiteren Verhandlungen durch die Erinnerung ab, daß der ~~chluß~~abschnitt, welcher diese mehreren Erscheinungen enthalte, l den Evangelisten überhaupt, insbesondere bei Markus erst von ~~literer~~ Hand herrühre. Es ist bemerkenswerth, daß Markus, der ~~egleiter~~ des Petrus, weder die wunderbare Geburt, noch die Auf- ~~kehrung~~kehrung, noch die Himmelfahrt Christi berichtet.“

• Doch mit einem so kurzen Bescheid kämen ja unsere evangelischen ~~regeten~~regeten mit ihren staunenswerthen Auslegungen viel zu kurz. Um so bei den Christophanieen im einzelnen zu verharren, so wird hier ~~ieder~~ieder der Grundsatz befolgt: was jeder Evangelist außer dem an- ~~ren~~ren erzählt, ist unhistorischer Überschuss, und was sie gemeinsam ~~ben~~ben, wird durch die gesuchteste Contraposition zu Drei zerrieben ~~id~~id in Nichts aufgelöst. Vorläufig entbeht Michaelis „wirklich ~~ien~~ien äußerst überflüssigen und matten Zusatz“ darin, daß ~~r~~r Engel doch einmal die Vorhersagung Jesu von seiner Wieder- ~~schernung~~schernung wiederholen muß. „Die Erkenntniß, urtheilt Gill, welche ~~iser~~iser Engel in Ansehung der Weiber hatte, darf nicht einer unmittel- ~~baren~~baren Offenbarung zugeschrieben werden, sondern kann aus eigener ~~ufmerksamkeit~~ufmerksamkeit, die er auf diese Weiber gerichtet hatte, entstanden ~~yn~~yn.“ Zuversichtlich, glaubt Doddridge, müsse der Engel, ~~iewohl~~iewohl unsichtbarer Weise dabei gewesen seyn, als ~~efus~~efus dieß zu seinen Jüngern im Vertrauen sagte. „Da

erinnerten, für Jesu genommen werden konnte, worin wohl die Grundlage mancher Geschichten, wie der mit Cleophas und Maria Magdalena zu suchen ist.“

Kypke beklagt nur, daß nicht gesagt ist, von was ihnen unterwegs das Herz brannte, „ob von Liebe oder von Verlangen, ob von Hoffnung oder von Freude?“ (ob von Bachs oder Berg, von El oder von Pech?) Wie aber Jesus demungeachtet sich anstellen konnte, vorübergehen zu wollen, dieß zu beleuchten haben Hugo Grotius, Basow, Leigh, Blackwall, Schacht, Heumann, und Mosche, ein ganzes Siebengestirn, sich nicht wenig Mühe gegeben, indem sie sich in Untersuchungen über die Moralität resp. Immoralität dieser Verstellung und Scheinlüge eingelassen. Doch ließ sich der „prophetenartige Mann“ mit zu Tische nehmen. „Die Wunden an den Händen müssen indes schnell geheilt seyn, urtheilt Dr. Paulus, weil er schon wieder Brodkuchen zerbrechen konnte.“ — „Blöglich erkennen sie ihn, aber er läßt ihnen kaum Zeit, diese Entdeckung zu machen. Er verschwand ihnen, gerade wie wir sagen, es habe sich jemand unsichtbar gemacht. Ging nemlich Jesus in dem Augenblicke, wo die beiden Marien machten, ihn anzureden, zur Thüre hinaus: so erwarteten diese seine Rückkehr um so gewisser, als sie eben erst ihn erkannt hatten, und er ohne Abschiedsgruß von der erst angehenden Mahlzeit weggegangen war.“ Auch Herr Thieß ist gleich Kypke und Ruinöhl schon öfter auf solche Weise vom Tische weggegangen, sein Wunder, daß sie ihre eigenen Erfahrungen auf den Auferstandenen übertragen.

Anders urtheilt der Leipziger Evangelist S. 203.: „Aus der kurzen Erscheinung Jesu vor den beiden Marien nach Matth. XXVIII, 9. habe Lukas seine bekannte Erscheinung auf dem Wege nach Emmaus gemacht. Statt zweier Weiber hat er nur zwei männliche Jünger genommen, denen er auf dem Wege, nur einem anderen längeren Wege, und nicht früh Morgens, sondern spät Abends erscheint. Wir wissen ja noch von der Bergrede und dem Blinden zu Jericho her, daß Lukas gern auch im Auferstlichen seinen entschiedenen Gegensatz gegen Matthäus erkennen läßt. Dieser Gegensatz erscheint aber noch stärker im Innern der Erzählung. Cleopas ist der Mann der Maria, einer der beiden Frauen, denen Jesus am Grabe erscheint; der andere ist sein Sohn

Jobus; der Bruder Jesu, der ja eine Eriderung von Jesus
 e, und in der zweiten Hälfte der Apostelgeschichte mit, im Ueber-
 rufe als das gefürchtete Haupt der Jüdenheit zu Jerusalem
 jeint. Er ist neben Petrus der Hauptgegner des Paulus, und
 der kirchlichen Sage als der strengste Beobachter des jüdischen
 eges bekannt.“ Ihn beschämt nun der Evangelist, meint
 r obiger Gewährsmann, und macht ihn zum alten Weibe,
 em er ihn nebst seinem Vater mit den beiden from-
 e Weibern bei den anderen Evangelisten in Paraly-
 e stellt.

Die beiden eilen nach abgehaltenem Mahlzeit nach Jerusalem
 ist, um den übrigen Jüngern die Geschichte ihres Spazierganges
 theilen; aber obwohl Jesus früher fortgegangen war, trat er
 erst später bei den Aposteln ein: er war noch zu schwach, um
 schnell zu gehen. Nun erschraden aber auch diese über ihn wegen
 er freilich wohl veränderten Gestalt. Wenn aber der Herr die Seinen
 dieser kurzen Gelegenheit wegen ihres Unglaubens und ihrer
 rständigkeit schelten muß, so sieht man nach Hennell (164 f.)
 dieser gegen die Ungläubigen angenommenen Sprache, daß die
 versprüche von solchen, die an keine Erscheinungen glaubten, nicht
 n, noch unbedeutend waren. Hinsichtlich des plötzlichen Kommens
 Gehens sehen diese ohnehin Gespenstergeschichten gleich.
 n pflegte man aber in der jüdischen wie christlichen und anderen
 igionsgemeinschaften die eigenthümlichen dogmatischen und mora-
 len Lehrsätze zum größeren Nachdruck auf die Offenbarung eines
 gezeichneten Propheten, Engels oder Heiligen zurückzuführen —
 so gab sich hier nachträglich noch die beste Gelegenheit.

Übrigens ist der Ausdruck Erscheinung nach Less „sehr unbe-
 m: Jesus erschien den Aposteln nicht, sondern er ging
 ihnen vierzig Tage ebenso vertraut und ununterbrochen um, als
 seinem Tode“. Dies sagt der Verfasser der „Wahrheit der Christen-
 zu Religion“, ohne sich im geringsten darum zu bekümmern, ob
 Evangelium stehe, daß Jesus durch verschlossene Thüren einge-
 gen und plötzlich mitten unter den Jüngern erschienen, oder nicht.
 Ich weiß uns hier Heumann Auskunft zu geben; denn unter
 verschlossenen Thüren setzen nicht die des Versammlungs-
 ses der Jünger, sondern die Thore Jerusalems zu ver-
 hen, und unter dem Verschließen selbst nur die Stunde der

Nacht, wo die Stadtporten gesperrt zu werden pflegten, so daß Jesus gerade noch vor Thorschluß hinein, und zu den aus Furcht vor den Juden versammelten, nicht aber verschlossenen Thoren kam.

Dagegen meinen Griesbach und Dr. Paulus, es seyen doch wohl die Thüren ihres Versammlungsortes verschlossen gewesen, aber wie Jesus kam, von Menschenhänden geöffnet worden, was der Evangelist nur darum zu bemerken unterlasse, weil es sich von selbst verstehe, ja abgeschmackt gewesen wäre, wenn er es noch besonders erklärt hätte. Er könne doch, fragt Michaelis, nicht durch die Poren des Holzes gegangen seyn? Calvin selbst, welcher meint, der Herr habe am Kreuze vor Verzweiflung gerufen, weil er fürchtete, die Gnade Gottes verloren zu haben, und habe in der Angst vor dem Zorne seines himmlischen Vaters seit dem Hlgarten die Qualen der Verdammten ausgestanden, derselbe Calvin glaubt, Christus sey eben zur Thüre hineingekommen, wie es von Petrus in der Apostelgeschichte XII, 6. heißt, er sey aus dem verschlossenen Kerker entkommen. So hätte natürlich auch jeder von uns aus und ein gekonnt, selbst ohne darum für ein Gespenst gehalten werden zu müssen. In der That schreibt Less „dem neuen Testamente das Verdienst um die Menschen zu, sie aus der Sklaverei des Gespensterglaubens befreit zu haben“ — während Schreiter im Gegentheile schließt: „daß Jesus vielmehr die Meinung von den Gespenstern bestätigt, als widerlegt habe.“ Zum Lohne dafür wird er nun von Strauß selbst zu einem Mythengespenste gemacht.

Diese uneigentliche Erscheinung wiederholt sich acht Tage darauf in Anwesenheit des Thomas, obwohl hier nach Hennell (160.) schon der Titel: Mein Herr und mein Gott! die spätere Fiktion verräth. Hier war es, wo Jesus bereits so hergestellt war, daß er seine Wundnarben berühren lassen konnte, die für den verklärten Körper, sollte Thies meinen, gewiß ein Übelstand gewesen wären. Zum Glück haben, um nur einiger zu gedenken, schon Ruinöl und Ammon die Entdeckung gemacht, daß die Nägelmale nicht auch auf die Füße sich erstreckten. „Jesus, sagt der letztere, zeigt seinen Freunden die Narben an den Händen, in der Seite, und die Schwielen an seinen Füßen, lauter Beweise, daß die Berührungen, die mit ihm in der Grabhöhle vorgingen, seine Lebenskraft, nicht aber den äusseren Körper selbst betroffen haben.“ Mag Jesus immerhin

Johann. **Sehet meine Hände und meine Füße** — nach **Stolz** und **Pantus**. zeigte er ihnen die nicht von Nägeln bedeckten Stellen seines Körpers, bloß um zu beweisen, daß er wirklich **Fleisch und Bein habe**. Und nun aß er mit ihnen zugleich von der schlechtesten **Speise**, wofür **Cartwright** es ansieht. — Diese Erklärung sagt auch **Thies** einzig zu, ja nicht bloß von seinen Fußwunden, auch nicht einmal von Handwunden ist ihm im Evangelium geradezu die Rede, sondern daß **Wetstein** erinnert, die Juden selbst hätten keine Kreuzigung mit Nägeln gekannt, paßt eben in seinen **Kram**, und „**Johannes** erzählt nur von einer (wie wir hörten, ganz unbedeutend gerigten) **Seitenwunde**“. Waren sohin auch **Jesu Hände** am **Kreuz** nicht von **Nägeln** durchbohrt, sondern „nur **scharf** an diese angebunden worden, so konnte hievon nach ein paar Tagen noch wohl eine **Spur** zu sehen seyn. Indem **Johannes** auch an diesem **Wortmale** seinen **gehentten Lehrer** (!) erkennen, oder vielmehr ihn **unträglich** gewiß bei der **Hand** fassen will, antwortet ihm **Jesus**, ohne eben auf seine frühere Rede zu achten, bloß: **Reiche** deine **Hand** **hiesher**, und **siehe** meine **Hände**!“ — Also nicht bloß der **erlösende**, auch selbst der **leidende Christus** ist am **Ende** dem **Protestantismus** **abhanden** gekommen; der **ihre** hat keine **Wunden**, und wenn es nach den **Worten** des **großen Apostels** **Glaube** der **Kirche** ist, **Christus** habe durch seine **Seitenwunde** und den **Eingang** und **lebendigen** **Beg** zum **Allerheiligsten** des **Himmels** **eröffnet**, so hat der **Protestantismus** im **wahren** **Instinkte** nur eine **leichte** **Seitenritze** sich **vorbehalten**, durch die er, **vollgepfropft** von den **Gedanken** dieser **Welt**, seiner **Zeit** seinen **Fuchsbalg** **einschwärzen** möchte.

Übrigens kann es **Reimarus** nach **Celsus** **Vorgang** **Jesu** nicht genug zum **Vorwurfe** machen, daß er bloß seinen **Anhängern** sich **gezeigt**, statt vielmehr seinen **Feinden**, um den **Schein** einer **absichtlichen** **Läuschung** zu **entfernen**; er hätte ja damit **Volk** und **Synedrion** am **besten** **überzeugen** können! **Fretlich** ist ein **symbolisches** **Element** in diesen **Ercheinungen** in **fremder**, **unerkenubarer** **Gestalt**, wie **Weiße** (II, 400.) uns **aufmerksam** macht. „**Dieses** **Erkanntwerden** erst beim **Verschwinden** erinnert so **auffallend** an die **Art** und **Weise** der **homerischen** **Götter**, die ja auch **vorzugsweise** mit ihren **Begünstigten** zu **Wälfen** **sitzen** und **einsamen** **Wanderern** sich **beigesellen**.“

daß wir — bei der vollkommenen Unmöglichkeit zumal, dieß auf die natürliche Weise zu erklären, ohne in die handgreiflichsten Ungereimtheiten zu verfallen (ein Compliment für die Rationalisten!), den Eindruck, daß wir uns auf mythischem Gebiete befinden, erhalten würden, auch wenn die Analogie zu der befriedigendsten mythologischen Deutung nicht innerhalb des Gebiets der evangelischen Geschichte läge, wie sie in der That liegt.“

Über die Ursache dieses fortwährenden Kommens und Gehens haben schon Bede und andere viel nachgedacht; den besten Aufschluß aber gibt Hase: „Durch ein öffentliches Auftreten würde Jesus entweder einen Bürgerkrieg erregt, oder seine zweite Hinrichtung, als eines Pseudomesias, veranlaßt haben; in der That konnte durch einen solchen die Nation viel leichter getäuscht werden, als ein Kreis von Vertrauten.“ „Darum besuchte er sie seiner Weisheit gemäß nur zu Zeiten, sagt Thieß, und ging eben so plötzlich als er kam, bis er zuletzt auf immer verschwand, und seine Schüler in jene Ungewisheit setzte, und zum Theile darin ließ (in welcher die protestantischen Theologen sich noch jetzt darüber befinden!). Darum gibt es für die evangelische Geschichte, wie Johannes am Schlusse bemerkt, eigentlich gar keinen Schluß.“

Über dieß sehen und nicht mehr sehen beruht eben auf den merkwürdigen Fortschritten, die seine Reconvalescenz machte. Anfangs muß er sich noch in der Nähe des Grabes aufhalten, und leidet noch keine Berührung, Nachmittags kam er schon einen Spaziergang nach Emmaus machen, später duldet er bereits die Betastung von Thomas, aber doch mußte er von der Wundung und Qual am Kreuze sich noch so schwach fühlen, daß er nach kurzen Momenten des Hervortretens wieder einer längeren Ruhe und Zurückgezogenheit bedurfte, bis er sich endlich so gekräftigt fühlte, bis nach Galiläa hinab zu gehen.

Darum, ob auch Thieß von keiner eigentlichen Auferstehungsgeschichte, und von keinem Schlusse des Lebens Jesu weiß, so kann uns doch Venturini hierüber mehreren Aufschluß geben. Er überholt in diesen Stücken, wie wir im Punkte der Auferstehung sahen, alles wir dürfen den Faden nur wieder aufheben, wo wir ihn fallen gelassen. Ein dumpfes, geheimnißvolles Flüstern und das magische Colorit der aufgehenden Sonne vercheucht Magdalena zuerst vom

aber, sie hielt im ersten Schrecken die beiden Jünger von Bethanien fest, zu sehen, ob es etwa Räuber waren, die ihn gefoltert hätten. Schauer grieselt indes auch den andern furchtsamen Mann im Hingehen vom Scheitel bis zu den Fußspitzen hinab. Der Stein sehen sie weggerollt, sie gehen hinein und finden nichts; o es war schrecklich! lag etwa der Stein nicht dicht genug dem Eingange der Höhle, und hatten hungrige Eschakals zu dem geliebten Todten sich durchgewühlt, und ihren Körper verschlungen? Da werden sie fürchterlich von den beiden essenischen Jünglingen erschreckt, die plötzlich aus der Grabe heranstamen; wie vom elektrischen Schläge getroffen stiegen sie zur Erde, und lassen den „Engeln“ Zeit, ihnen mit lieblichen Tönen das Ohr zu umflüstern, daß Jesus auferstanden sey. Sie glauben es, eilen fort, es zu verkünden, und sagen vor Alle den Jüdern, die an ihnen vorübergehen — kein Wort. Die beiden Essener rapportiren inzwischen den Vorgang im nahen Gehöfte, wohin der Herr vom Grabe sich zurückgezogen. „Diese Nachricht gibt ursprünglich den Gedanken Jesu eine bestimmte Richtung. Er fühlt sich wohl vom Blutverluste erschöpft, stark genug, den Erschrockenen die Botschaft seines neuen Lebens zu bestätigen. Umsonst wollen ihn zurückhalten, sie müssen ihm in der Eile ein aufgeschürztes Energewand geben, wie diese es bei ihren Gartenarbeiten trugen. Waren doch gute Leute, diese Essener! Die Jünglinge kehren indes ihrem Geschäfte am Grabe zurück, da trifft sie Magdalena, wie sie steht hinter ihr: Gute Seele, spricht er, wäßige deinen Schmerz, wen suchst du? Berühre mich noch nicht. Ach! dieser gemarterte Leib blieb für Schmerzen empfänglich. Die Wunden, welche die Ruchlosen mir schlugen, schmerzen noch. Noch bin ich nicht absteigt und aufgestiegen, aber was noch nicht geschah, nun bald geschehen! Geräusch ertönt vom Felde her, und er erschwand aus ihren Augen, indem er hinter ein nahes Gehölz trat.“ Erst später räsonnirt Maria, die beiden vorigen Jünglinge hätten Engeln gewesen seyn. Hätte sie das gleich gedacht, würde sie nicht von ihnen hinweg sich an den Gärtner gewendet haben.

In der Zwischenzeit schleicht Jesus durch die kleine Mauerspforte, welche gegen das Thal Sion hinausführt, und stand plötzlich vor den auf Magdalena wartenden (?) Frauen. Doch zu tief erschüt-

Sonnenstrahle auf der Höhe sichtbar; denn der Morgennebel schwindet, die Jünger sehen und hören ihn vom Fuße des Berges aus. Nun legt er ihnen ans Herz, Gott als den Vater aller Menschen zu verkünden, ihn als seinen liebsten Sohn zu betrachten, und vom heiligen Geiste, als der reinen Vernunft, sich erleuchten zu lassen. Als Symbol der Einweihung der Gläubigen läßt er das Wasser bestehen, verwahrt sich aber gegen die Kindertaufe. Er rath ihnen dann, auf ihren künftigen Reisen mit den ihnen anvertrauten Mitteln ihre Praxis auszuüben. „Gebrauch nur vertrauensvoll meinen Namen, spricht er, und nützt weise die Zuversicht, welche die Menschen auf die Kraft eines solchen Bannspruches setzen. Das Schädliche und Stüßige wird euch nicht schaden, wenn ihr diejenigen Einsichten zu bemerken versteht, welche ihr euch in meiner Gesellschaft so leicht erwerben konntet. Oder solltet ihr bei mir nicht haben lernen können, was die betrüglischen Priester des Götzendienstes ihren Jünglingen zu lehren vermögen?“ (1) — Es war ja schon bei den ägyptischen Priestern, fährt der Verfasser fort, eine nicht ungewöhnliche Fertigkeit, Schlangen unschädlich zu machen, und bei den häufigen Vergiftungen, welche in Rom zu Jesu Zeit gleichsam zur Tagesordnung gehörten, wußte man sich durch absichtliche Gewöhnung an immer verstärkte Giftportionen zu präserviren. Also versprach auch Jesus den Seinen nicht Wunderkräfte, sondern rieth nur, Gegengifte und andere Mittel anzuwenden. Darauf unterrichtete er sie noch in der lauterer evangelischen Lehre, wie sie durch die Reformation wieder unverfälscht ans Tageslicht gezogen worden ist.

In ähnlichem Geiste läßt Bahrdt den zum halben Leben wieder erwachten Heiland seinen Umgang machen; denn er sieht in Jesu den Mann mit der silbernen Maske, der, nachdem er seinen Plan vollführt, wieder in die geheime Freimaurerloge, von der er anfänglich ausgegangen, sich zurückgezogen, aber von Zeit zu Zeit, um den Wundereindruck zu verstärken, wie ein deus ex machina wieder mit neuen Befehlen und Anordnungen im Kreise seiner Jünger erschienen sey.

So ein Spielen unter der Decke, das uns übrigens gar nicht ernsthaft gemeint erscheint, hat indeß selbst Strauß, dem das Verdienst gebührt, gegen die absichtliche Verkehrtheit der rationalistischen Deu-

ng wieder den eigentlichen, natürlichen Wortfinn überall hervorzu-
 ren, freilich nur, um dann das Faktum für unmöglich, also my-
 sch zu erklären, etwas befremdlich gefunden und gemeint, Jesus
 te bis zur vollendeten Herstellung seiner Gesundheit doch vielmehr
 ter der Pflege seiner Jünger bleiben, statt ihnen immer wieder ent-
 schen sollen. Und wo hätte er im Freien, in der Wüste oder auf
 r Bergen sich besser befunden? Wie dem auch gewesen sey: für
 trauß wenigstens bedurfte Jesus, um im letzteren Falle nach
 ulldaa sich zurückzuziehen, eben nicht sehr der Kräfte sich zu erholen;
 an die ganze Combination der Evangelisten beruht ihm möglicher
 eise nur auf dem Mißverständnis einer umlaufenden Tradition,
 ß Jesus in Galiläa zu den Jüngern von seiner Wiederauferstehung
 n vagen Sinne natürlich; denn wie wäre es anders möglich!)
 iprochen habe; was sie dahin umgedeutet, als habe er damit eine
 estimmung der Lokalität seines Wiedersehens, in Galiläa nehmlich,
 troffen — ein Mißverständnis, zu dessen Verkünder sie sogar den
 agel am Grabe erwählten. Damit ergaben sich nun natürlich die
 illdaischen Erscheinungen für die Sage von selbst. Schade, daß
 r. Paulus sich nicht hierüber erklärt; denn nach der Analogie
 nes früheren Falles müßte er dieß sehr begreiflich finden. Hat
 in doch auch bisher in der Fassung der Worte Matth. XVII, 22.:
 Als sie nun in Galiläa umherzogen, sprach Jesus“ — eine ähnliche
 rung sich bekommen lassen, statt daß es heißen sollte: Als sie
 nherzogen, sprach Jesus: In Galiläa (sind wir jetzt!) — Wir
 lissen hier übrigens auch auf Kant zurückkommen, welcher im System der
 nen Vernunft zu keinem höheren Resultate gelangt, als daß er dem
 errn mit der Verkündung, den Seinen nach Galiläa vorauszugehen,
 : Absicht beimißt, von dort aus noch bei seinem Leben
 urch Stürzung des Ceremonienglaubens oder des An-
 hens der Priester eine öffentliche Revolution in der
 eligion hervorzurufen — obwohl er behauptet, der Mo-
 ism sey nicht einmal eine Religionsverfassung! Frei-
 h sollte man meinen, war der letzte Fischfang, in welchem
 beste übrigens ein mythologisches Element erkennt, nicht
 en eine sonderliche Vorbereitung zu diesem Aufruhr!

Jedoch das Bedürfnis nach solchen Manifestationen ersand bald
 ch mehrere Auftritte, delirirt Strauß fort, als bloß die in Ga-
 läa; und so stellt er sich noch eine andere mögliche Erklärung in

Aussicht, deren baare Unmöglichkeit aber ihm wohl so gut wie uns einleuchtet: nehmlich „daß vielleicht nachdem ursprünglich bloß galiläische Erscheinungen des Auferstandenen bekannt gewesen, in der Überlieferung allmählig immer mehr judäische und jerusalemische hinzugefügt, und durch diese endlich jene ganz verdrängt worden seyen. Dieß andere Mögliche läßt sich durch mancherlei Gründe zur Wahrscheinlichkeit erheben. Schon der Zeit nach war die Kunde von der Auferstehung Jesu um so schlagender dokumentirt, je unmittelbarer seine Erscheinungen auf Begräbniß und Wiederbelebung an Ort und Stelle seines Todes sich gefolgt waren. Endlich war auch der Vorwurf, daß Jesus nach seiner angeblichen Wiederbelebung nur den Seinigen, und zwar in einem Winkel von Galiläa, sich gezeigt, dadurch einigermaßen zurückgewiesen, wenn man sich darauf berufen konnte, daß er vielmehr in der Hauptstadt mitten unter seinen ergrimmten Freunden, aber freilich von diesen weder zu sehen noch zu greifen, als Auferstandener gewandelt habe.“ Hiemit verlorren aber die (ursprünglicheren) galiläischen Erscheinungen nicht an ihre Wichtigkeit, sondern wegen ihrer zufälligen Entstehung sind die Auferstehungsankündigungen auch wechselseitig unvereinbar; und hier gibt uns der Mythiker einen wiederholten Beweis von seinem Scharfsinnstalente, wenn er auf historische Konstruktion sich verlegt, um mit der Dunkelheit und Verwirrung, an der ihm gelegen ist, bei den Evangelisten ins Klare zu kommen. Darum vermißt er sich der Darstellung: „es müßten, nach Johannes zu urtheilen, Jesus und die Zwölfe nach den ersten jerusalemischen Erscheinungen auf den Berg nach Galiläa gegangen, hierauf sich wieder nach Jerusalem begeben haben, wo Jesus sich dem Thomas zeigte; dann wieder nach Galiläa, wo die Erscheinung am See erfolgte, endlich zur Himmelfahrt wieder nach Jerusalem.“

In der Tölpelhaftigkeit einer solchen Auffassung kann sich nur Keimarus mit unserem Mythiker messen, wenn er auch alles durch einander wirft, und über den Widerspruch schreit, daß nach Johannes den Sieben eine Erscheinung am See Genesareth zu Theil wird, wo sie sogleich zu essen bekommen; nach Matthäus aber den Elfem (wozu er mehreren Wirrwarrs wegen auch den Barnabas zählt) auf einem Berge, „wo nichts zu nagen und zu heißen war“! — Die Schilderung des auferstandenen Leibes Christi selbst, indem er bald durch verschlossene Thüren ging, bald

wieder sich berühren ließ, findet Strauß in sich widersprechend, und zwar so, daß der Widerspruch nicht etwa auf die verschiedenen Richterfätter sich vertheilt, sondern ein und derselbe die widersprechenden Züge uns vorführt. —

Was gilt nun ihm von der Realität der Auferstehung? Hier ist er, mit Tholud zu reden, unschlüssig, ob er der Christenheit den Charfreitag oder den Auferstehungsmorgen nehmen solle? Er behält sich besonders in seinen Streitschriften mehrmals vor, an eine Wiedererholung Jesu von seiner todähnlichen Erstarrung am Kreuze zu denken; wodurch er sich also, wo es auf den letzten Punkt ankömmt, in Eine Reihe mit Dr. Paulus und dem übrigen rationalistischen Janhagel stellt, den er doch sonst so vornehm über die Achsel weg anzusehen pflegt — oder er wählt eine Erklärung, die an Erbärmlichkeit die seiner Vorkämpfer noch weit hinter sich zurückläßt. Der Satz: ein Todter ist wiederbelebt worden! enthält ihm zwei so widersprechende Bestandtheile, daß ihm nur die Wahl bleibe zu denken: er sey nicht wirklich gestorben, oder nicht wieder lebend geworden. „Wer die Seele als die Innerlichkeit des Leibes begreift (1), weiß schon gar nicht, wie man sich die Wiederbelebung eines Todten nur vorstellen, geschweige denn sie verstehen solle? Es reicht nicht hin, die entwichene Seele bloß wieder zurückzurufen, sondern es müßte eine ganz neue Seele geschaffen, und sie die abgestorbenen körperlichen Organe zuvor regenerirt vorfinden, um nur ihre Thätigkeit wieder beginnen zu können.“

Ist Jesus nicht wirklich gestorben, nun so haben wir uns wohl satt gehört, welche Erklärungen er zum Nothbehelfe mit den anderen geltend machen muß, und dadurch, daß er sich vorbehalten muß, zu diesem letzten Bret im Schiffbruche zu greifen, dadurch hat er, consequent nach seinen anderweitigen Beschuldigungen gegen die natürlichen Ausleger selbst direkt erklärt, daß er auf seinem mythischen Standpunkte verloren sey. Welche Auskunft wird er aber auf der anderen Seite uns bieten, wenn die Auferstehungsgeschichte trotz dem Zeugnisse des Apostels Paulus, das er durch die obige advokatische Umdeutung beseitigt, falsch ist, und der immerwährende Glaube daran, unmittelbar auf die gänzlich Hoffnungslosigkeit der Jünger folgend, solche Wirkungen hervorbrachte, ja unter Martyr und Tod die Ge-

geisterte Gründung des Christenthums eben hervorrief, dieser Erlösgenheit keinen Eintrag thut? „Da die Apostel selbst die Überzeugung hatten, den Auferstandenen gesehen zu haben, so könnten wir uns, meint er, an den neutestamentlichen Zeugnissen immerhin genügen lassen, wenn nur diese Zeugnisse theils (nach modernem Sangesstyle?) bestimmt genug wären, theils unter einander und jedes mit sich selbst, zusammenstimmten.“ Dieß zu erhärten, zieht er nun, wie wir sahen, vom Schweife, bei dem er sein Pferd aufjäumt, wieder ein Haar ums andere aus, und ruft beim letzten Haare: Ist das noch ein Schweif? oder er nimmt von den hundert Schafen eines nach dem anderen hinweg, und fragt fortwährend auch bei dem letzten: Ist das noch eine Heerde? und der letzte Grund einer solchen Annahme scheint nun von vornherein zu schwinden.

Im äuffersten Falle kömmt ihm noch Spinoza zu Hilfe, der wunderbare, im Innern der Jünger bewirkte Visionen annimmt, welche ihnen nach ihrer Fassungskraft und der Vorstellungswaise der Zeit veranschaulichen sollten, daß Jesus durch sein moralisches Leben vom geistigen Tode auferstanden, und seinen Nachfolgern eine ähnliche Auferstehung vorbehalten bleibe. Celsus, der hier den protestantischen Theologen würdig vorangeht, reducirt die Erscheinungen auf Selbsttäuschung seiner Anhänger, namentlich der Weiber, oder auf absichtlichen Betrug. Aber, geht Hennell (159.) weiter: wir finden auch nicht einmal eine Spur, daß z. B. Petrus jemals behauptete, Jesum gesehen zu haben: er fand nur, daß das Grab leer war. Also ist selbst die Voraussetzung einer Selbsttäuschung und Vision überflüssig. Wenn dieser jedoch so deutlich als möglich in der Apostelgeschichte von den gehaltenen Erscheinungen spricht, nun, so legt ihm ja nur Lukas die gemachte Rede in den Mund. Was wäre das mit einer wirklichen Auferstehung? Daraus würde ja eine Unsterblichkeit der Seele folgen, während doch Christus nach allen logischen Consequenzen der Hegelschen Begriffsphilosophie gleich jedem anderen Menschen den Hundetod gestorben ist. Zwar will Strauß dieß nicht ohne alle Umschreibung jedermann ins Gesicht sagen, es sey denn etwa einer genialen Dame; dafür aber hat der bestreudete Bischof in Tübingen jüngst bei einem feierlichen Anlasse von offenem Catheder herab das Wort genommen: er erwarte von seinen Zuhörern, daß sie gleich ihm den Glauben an die Unsterblichkeit hinter sich hätten. — So

behörden sich diese Thierseelen noch hoffährtig, als ob sie solche Entdeckung, wenn sie wahr bliebe, noch der Menschheit zur Ehre und zum Triumphe gereichte?

Allein welches außerordentliche Ereigniß war es jetzt nach Strauß, das den wunderbaren Umschwung hervorrief, daß der Muth der Jünger von der tiefsten Resignation plötzlich bis zur höchsten Todesfreudigkeit sich erhob, und ihnen den bewußten Glauben an den Auferstandenen bis zur Überzeugung des Martyrthums einbrachte? Ein Traum, und weiter nichts als ein Traum, dessen beim Erwachen keineswegs eine leidige Enttäuschung folgte, sondern sonst etwa, wenn man glücklich von Verstorbenen träumt, und wieder am Leben sah: sondern wo der Zauber anhielt, daß sie die Fiktion für Wirklichkeit nahmen, und darauf lebten und starben. Wie man aber etwa ein Traumbuch nachschlägt, um für die Besetzung eines nachlässigen Gesichtes den rechten Treffer zu gewinnen, läßt er sie nun auch die alttest. Bücher nachblättern, um nach ihrem psychologischen Bedürfnisse den Widerspruch zwischen dem letzten Schicksale Jesu mit ihren früheren Ansichten von ihm auszugleichen; und siehe! es bieten sich jene poetischen und prophetischen Stellen Psalm XXII. XVI, 10. und Ps. LIII, wo von geplagten Männern Gottes die Rede ist, zugleich aber die Hoffnung ausgesprochen wird, er wolle die Seelen der Gerechten nicht im Tode lassen! Zudem wies sich ihnen willig die jüdische Vorstellung, daß Christus ewig bleiben werde (Joh. XII, 34.), und da die leibliche Auferweckung der Todten messianisches Attribut war, mußte an ihn gleichfalls in Form der *ἀνάστασις* ins Leben zurückkehren. Damit hatten sie aber unvermerkt in ihren Begriff vom Messias auch das Merkmal des Leidentodes und der Auferstehung aufgenommen. Wenn ihnen nun so der vergessene Sinn der Schrift ausging, wenn sie anfangen von Moses und allen Propheten die Schriftstellen sich zu deuten, und ihnen das erg dabei brannte, „wie konnten sie umhin, dieß als Einwirkung ihres durch den Tod erst verherrlichten Christus, als ein Reden mit ihm aufzufassen, wie er ihnen den Sinn der Schrift eröffnete?“ — Das nenn' ich eine eiferseherei! und wer sollte hier die Wahrscheinlichkeit nicht mit Händen greifen?

Hiedurch erhoben sich die Gemüther allmählig von ihrer Niedergeschlagenheit. „Mag es nun historisch seyn oder nicht, daß Jesus am Abende vor einem Sabbath begraben worden: die Vorstellung bildete sich von selbst, daß er im Grabe nur eine Sabbathruhe gehalten habe. Nach Verfluß einiger Zeit aber war die Stimmung der Jünger zu einer Höhe erhoben, daß dieser oder jener Einzelne rein aus seinem Innern heraus den erstandenen Christus sich auf visionäre Weise vergegenwärtigte, und ganze begeisterte Versammlungen ihn in jedem auffallenden Tone oder Anblick, der sich ihnen darbot, zu hören und zu sehen glaubten.“ Wir glauben hier einen Dr. Paulus, ja einen noch größeren Fabelhansen zu hören; also albern heißt das gefaselt!

Dafür wird nun der große Heidenapostel zum Zeugen aufgerufen, und Paulus selbst durch Paulus überwunden, indem die Auferstehungs- und Erscheinungsgeschichten nach den vier Evangelisten und dem ersten Corintherbrieft XV, durch die ihm auf dem Wege von Damaskus zugestoßene Vision neutralisirt werden sollen, welche seit Eichhorns und Ammons Analyse, wie Strauß glaubt, unmöglich mehr als äussere, objektive Erscheinung des wirklichen Christus festgehalten werden könne, zumal ja selbst Neander, der große Kirchengeschichtschreiber, sich nur noch bittweise die letztere anzusprechen sich getraut, und die Bekehrung nicht durch eine plötzliche Revolution in der Gesinnung des Mannes, sondern langsam und deutlich durch eine Stufenreihe von Momenten und Überlegungen ihn vom Tode des Stephanus bis zu dem Punkte führt, wo ein höheres Eingreifen eigentlich zur schließlichen Entscheidung ganz überflüssig war. Daß Paulus, der Apostel, auf jene Erscheinung erblindete, und Ananias nach einem Vorgesichte ihn darauf heilte, wird von Strauß billig ebenso, wie die Betastung Christi von Seite des Thomas als mythisch in den Kauf gegeben. Also, schließt er nun, möchten auch die Christophanieen anfangs nur visionäres Gepräge gehabt, aber einmal in die Tradition aufgenommen, das apologetische Bestreben hervorgerufen haben, alle Zweifel an der Realität derselben abzuschneiden, die Berichte immer mehr zu consolidiren, und die stummen Erscheinungen in redende, die geisterhaften in essende, die sichtbaren in handgreifliche übergehen zu lassen. Diese Consolidirung ging um so leichter an, als

die Jünger nach der gewaltthätigen Hinrichtung ihres Messias nach Galiläa versprengt wurden, wo sie aus Furcht vor den Juden nicht die Thüren zu verschließen brauchten, und „wo kein im Grabe nachzuweisender Leichnam ihre kühnen Voraussetzungen von seiner Auferstehung widerlegte. Bis aber diese Überzeugung ihren Muth und ihre Begeisterung so weit gehoben hatte, daß sie es wagten, in der Hauptstadt damit aufzutreten, war es nicht mehr möglich, durch den Leichnam Jesu sich selbst vom Gegentheile zu überzeugen, oder von anderen überführt zu werden.“

Hienach kann die erste Verkündung der Auferstehung und die Gründung der Kirche auch nicht am Pfingstfeste stattgefunden haben; ja wir begrüßen hier die Sonne einer nagelneuen Geschichtsschreibung, die ihren Stoff rein aus der Imagination heransnimmt, und ihm die beliebige Form andrechselt. Weil aber jede solche Entdeckung mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat, und nicht gleich jedermannlich sich so leicht zum Glauben daran hergibt, wie voraussetzlich in der Apostelzeit ihre bloßen Mystifikationen und begeisterten Verkündungen unter dem Volke Anklang und die unerschütterlichste Überzeugung hervorgerufen haben sollen: darum fährt Herr Strauß mit einer kläglichen Exclamation fort, da ihm sein Gewissen dabei sagt, daß ihn sein Jammer doch nichts nützt: „Wie lange wird es noch anstehen, bis die Art, wie die Apostelgeschichte den ersten Hervortritt der Jünger Jesu mit Verkündigung der neuen Lehre gerade auf das Fest der Verkündigung des alten Gesetzes verlegt, als eine solche erkannt wird, welche lediglich auf dogmatischem Grunde ruht, mithin historisch werthlos, und auf keine Weise bindet, jene Zeit der stillen Vorbereitung in Galiläa so kurz zu sehen?“ Wir sollen uns also auch noch das Pfingstfest nehmen lassen, wird uns hier zugemuthet, so daß, wie ausgemacht, von Weihnacht an mit Ostern und Pfingsten bis wieder zur Adventzeit der gesammte christliche Festcyclus, bevorab die Feier der Himmelfahrt, der Dreifaltigkeit und des Frohnleichnams abgeschafft, und das ganze Kirchenjahr umgestürzt werden müßte! Dieß geschieht nun begreiflich nicht, die kühnsten Vorpiegelungen des Mythikers lullen ihn nicht in so einen Traum ein; weil er aber

doch von seiner abstrakten Geistes that zu Großes hofft, wird es nicht möglich, die erstaunlichen Erfolge in der ersten Christenheit bloßen Werke der Phantasie beizumessen. Denn so fährt er fort:

Die Phantasie blieb nun, nachdem so die Vorstellung einer Auferstehung siegreich das Feld behauptet hatte, natürlich nicht müde, sondern sie mußte mit allem Gepränge, welches die jüdische Vorstellungswelt bot, umgeben und verherrlicht werden. Der Hauptsterrath waren die Engel: diese mußten daher das Grab Jesu eröffnen, nachdem er hervorgezogen war, an der leeren Grabkammer Wache gehalten, und den Weibern, welche gleichsam als bewegliche Vortrab der Anhängerschaft Jesu, und ohne Zweifel Weiber die ersten Visionen gehabt hatten, zuerst zum Grabe gehen mußten, von dem Borgefallenen Nachricht gegeben haben. Da es Galiläa war, wo ihnen später Jesus erschien, wurde die Reise der Jünger dahin, welche nur ihre durch Furcht beschleunigte Rückkehr in ihre Heimath war, von der Weissung eines Engels abgeleitet, ja Jesus selbst mußte schon vor seinem Tode, und wie Matthäus gar zu eifrig hinzugefügt, auch nach der Auferstehung noch einmal die Jünger dahingewiesen haben.“ — Und wie viele müssen muß der Mythiker aufbieten, um uns die baare Unmöglichkeit, die heilige Geschichte so wie er zu fassen, recht anschaulich zu machen? Diese angebliche Retirade der Jünger wird nun durch eine lange Anmerkung gedeckt, welche doch eine historische Grundlage anerkennen möchte, und wenn auch nicht das Faktum, doch den Glauben an die Wiederbelebung und vermeintliche Erscheinungen festzuhalten vorgibt — eine Anmerkung, die nichts ist, als die schmachlichste Flucht des in seinem eigenen Gewissen geschlagenen und Lügen gestraften Bibelhelden. Nachdem sie die ganze heilige Geschichte ihres Inhalts entleert, bleibt natürlich nichts weiter übrig, als eine großmächtige, in der Luft treibende Seifenblase, von der scheidenden Sonne vergoldet, aber innerlich so hohl, wie diese Menschen selbst!

Mit Fug spottet darum Ebrard in seiner Kritik der evangel. Gesch. S. 767. über dieses verkehrte Spiel mit den Erscheinungen des auferstandenen Christus und seiner Heiligen, indem er sagt: „Es ist doch ein rechtes Glück, daß so eine unbekannt Person, Hans oder Kunz, sich damals gerade zur rechten Zeit in einer solchen Versammlung gezeigt, wahrschein-

lich in etlicher Entfernung und schweigsam — sonst wäre fataler Weise die ganze Weltgeschichte eine andere geworden.

LXXXI. Kapitel.

Himmelfahrt und Geistesendung.

Die Auffahrtsgeschichte beruht nach Hennells Bemerkung einzig auf der Erzählung des Lukas und des Verfassers der letzten zwölf Verse bei Markus, während Johannes (XX, 17.) nur eine leise Anspielung darauf gibt. Sie gehört, wie die Geschichten von der Versuchung, die den Geistern im Gefängniß gehaltene Predigt, und die Erscheinungen Jesu nach seinem Tode, zu den schönen, romanartigen Zügen im Leben des Herrn.

Folgen wir indes der romanhaften Darstellung des Propheten von Nazaret, um uns den alltäglichen Verlauf auch bei der Geschichte der letzten Tage möglichst natürlich zu vergegenwärtigen, so führt er uns wieder nach Bethabara. Dort wollte der Herr mit Joseph von Rama und Nikodemus vereinigt in der Essenerloge noch einmal ein Brudermahl feiern. (Und warum nicht noch ein Todesmahl, wenn sein Ende am Kreuze doch nur ein Scheintod war?) „Er hatte diese Versammlung zu wichtigen Erklärungen bestimmt; darum, als nun das Mahl beendet war, erhob er sich und sprach: Jungler Dank und herzliche Liebe gebührt euch für das Gute, welches ich von euch empfang. Eurem Unterrichte danke ich meine erste Bildung, ihr lehrtet mich den Pfad der Weisheit auffuchen, ihr stärktest in meinem Herzen den heiligen Erleb des Wohlwollens, der Liebe und unermüdeten Thätigkeit für meiner Brüder Wohl. Euch bin ich meine Sicherheit schuldig, und vieler seligen Stunden, welche ich in eurem Zirkel verlebte, erinnert sich mein Geist mit stiller Freude. Ich fühle nun, daß ich bald scheiden werde.“ Nach solchen Danksgungen gegen seine Väter und Lebensretter bat er sie noch um Verzeihung, daß er aus ihrer Verbindung getreten, und ihre Ordensgeheimnisse kund gemacht hätte; und erlangte von ihnen als ihr Zögling die Absolution vom Bruche der klösterlichen Regel. Von seinen eigenen Jüngern hatte er sich leiblich zurückgezogen, sie auch

von dieser Zusammenkunft ferne gehalten, damit sie nicht hinter den ganzen Zusammenhang und wahren Sachverhalt kämen; denn er wünschte, daß sie einmal selbstständig auftreten und handeln lernen möchten, dann konnte er ihnen vorläufig noch immer unter die Arme greifen. (Denn seinen Jüngern war diese mystificirte Rolle und geheime Verbindung ihres Meisters ein Räthsel, obgleich Hennell [45.] die meisten von ihnen ebenfalls zu Essenern macht.) Schon hatte er mit seinen Vertrautesten sich ein paarmal in der Nacht nach Jerusalem gewagt, und war als tröstende und ermunternde Erscheinung in die Mitte der Apostel getreten. Aber Aufpaffer lauerten überall, und um nicht einen Bürgerkrieg herbeizuführen, mußte er baldmöglichst sich zurückziehen. „Überdem fühlt er die zunehmende Schwäche seines zu sehr erschöpften Körpers mit jedem Tage empfindlicher, und sehnte sich nach Ruhe.“ Darum hatte er noch zum letzten Abschiede von den Seinen die Spitze des Bergs erwählt, und das ist es, was man ihm als Himmelfahrt auslegt.

Doch hören wir zur Abwechslung im Spiele geistiger Fabeln unseren Mythiker, so schließt er an seinen obigen Sermon folgerichtig die Bemerkung: „Da wir keinen wirklich auferstandenen Christus haben, so haben wir mithin auch keinen, der gen Himmel gefahren seyn könnte, und wir werden unter allen neuest. Wundergeschichten am wenigsten bei der Himmelfahrt, deren historische Geltung nicht allein für uns, sondern auf jedem Standpunkte ganz besonders schwach verbürgt ist, einen großen Aufwand unnatürlichen Scharfsinns nöthig haben?“ Wir aber haben gesehen, wie ihm auch der natürliche Scharfsinn bereits ziemlich auf die Reize gegangen ist!

Bernehmen wir nun die ausnehmenden Deutungen nach den verschiedenartigen Standpunkten aus, so erklärt Thieß schon vor Strauß: „Wie es ursprünglich keine detaillirte Auferstehungsgeschichte gab, so ist die Darstellung der Himmelfahrt Jesu, die nur die Apostelgeschichte aufzuweisen hat (?), ein Zusatz, der von dem Ansehen der aus jener Geschichte wiedergekehrten beiden Unbekannten seine Giltigkeit zu borgen scheint. Das wahrste ist: erklären konnte man sich diesen Unternehmungsggeist der Apostel am Pfingstfeste nicht ohne ein Wunder, und diesem mußte ein früheres Raum verschafft haben; ohne dieß hatte das Evangelium keinen Schluß, die Apostelgeschichte keinen Anfang (!). Man mußte doch einen Übergang

lassen. Vielleicht, daß auch hier die Sage der Tradition schon viel-
schon vorgearbeitet hatte.“ Man sieht, wie die Sage und Mythe und
der Uberglaube recht schweifterlich der Tradition in die Hand ge-
arbeitet haben, um irgend etwas unter dem Namen Christenthum
auf uns zu bringen, und mit dem Bären uns zu beschenken. Die
Legende, oder nach Luther: die Lügende, ist also nach die-
ser Aufklärung nicht etwa erst eine Erfindung des Papstes, sondern
das Grundthema der biblischen Geschichte; so daß von dieser Seite
trachtet jetzt kein Hinderniß mehr existirte, das Papstthum bis auf
den Apostel zurückzuführen!

Wenn Thies erst gewußt hätte, daß auch die Bezeichnung des
Kugelfestes mit unter die Mythen gehörte? Aber das hätte er doch
leicht errathen, wie das liebe Märchen von der Geistesendung
erkunden ist, und hier einer Wundermythe eine frühere Wunder-
mythe Raum verschafft, bis sich das Ganze, um den für diese Hohl-
heit passenden, möglichst schwülstigen Ausdruck zu brauchen, auf
„Seifenblasenschaumpedal“ erbaut hat, die jetzt vor dem scharfen
Blindauge der Kritik, bei deren Wehen uns das Blut im Leibe zu
erfrieren droht, mit einmal zerfahren und zerplagen muß! Reducirt
ich die Auferstehung nehmlich auf eine bloße Spukgeschichte, so beruht
die Entstehung des Berichtes von der Geistesendung wieder nur auf
einem Worte aus der Erzählung dieser Spukgeschichte. Wenn es
ähnlich von Jesus schon in den Tagen seiner Auferstehung bei
Johannes heißt: Er hauchte seine Jünger an, und sprach: nehmet hin
den heiligen Geist! — so ist „dieses sanfte Anhauchen, die
Handlung des Anblasens bei Lukas in der Apostelge-
schichte zu einem heftigen Sturm geworden, der das
Haus bewegt, und mit welchem sich die Erscheinung des
eiligen Geistes und noch andere wunderbare Erschei-
nungen verbinden“.

Was sagten wir denn, daß das Christenthum ihnen nur für
eine Schaumblaste gilt, der ein Geist des Nichts als Seele einwohnt?
Dies ist für Strauß wieder leicht durch einen „Eliomar“ bewiesen;
enn: „Je sinnlicher uns die Mittheilung einer geistigen Kraft, je
strakulöser die Ausbildung einer Stimmung, welche auf natürliche
Weise entstehen konnte, je momentaner endlich die Entstehung
ihrer Tüchtigkeit dargestellt wird, welche nur allmählig sich ausge-
bildet haben kann: desto weiter liegt eine solche ~~Darstellung~~

lung von der Wahrheit ab.“ Überhaupt, erklärt er in seiner Dogmatik (II, 185.), wirkte roher Empirismus, crasser Theismus und hölzerner Naturalismus zu dem phantastischen Produkt des socinianischen raptus in coelum zusammen. — Nur das Gemeine, Alltägliche und Allgewöhnliche hat nach der Erfahrung und Überzeugung dieser erhabenen Geistesmenschlichen Anspruch darauf, für wahr zu gelten. Wie konnte es auch anders kommen, als daß, da jene (von Johannes erdichtete!) Abendmahlssrede und die darin enthaltene Prophezeiung Jesu von seiner Wiederkunft zweifelhaft ließ, „ob sie auf die Lage seiner Auferstehung, oder auf die Ausgießung des heiligen Geistes, wo sie ihn dann nichts mehr fragen würden, zu beziehen seyen,“ beide Data als historische Begebnisse neben einander gestellt in Umlauf kamen?

Ebenso steht Weiße (II, 419.) keinen Unterschied gemacht zwischen der Offenbarung Christi und den späteren Mittheilungen des Parakleten, und läßt auch bei Paulus, dem Witapostel der Zwölfe, nicht noch ein zweites Ereigniß eintreten, wobei er besonders mit den Gaben von oben ausgerüstet wurde. Jesus versprach ihnen wohl den heiligen Geist, welcher bei ihnen bleiben sollte bis an der Welt Ende, sagt Bruno Bauer (Joh. 182.): aber diese Verheißung hat sich erst eigentlich in der Gegenwart erfüllt, und gilt vorzugsweise von den Philosophen und Kritikern unserer Zeit, wo der Geist erst recht zu sich selbst gekommen ist; denn die Critik ist das reine Bewußtseyn des christlichen Selbstbewußtseyns. Ging doch nach Dräsecke auch das große Wort des Erlösers: „es werde Ein Hirt und Ein Schafstall seyn,“ erst jetzt in unseren Tagen in Erfüllung mit der Stiftung der calvinisch lutherischen Agende.

Noch lassen wir uns vollends in den Sinn der Abschiedsrede einführen, welche Jesu vor seiner mythischen Himmelfahrt in den Mund gelegt wird, so werden uns die Augen erst über die pure Richtigkeit der rationalistischen Demonstrationen noch vollends aufgehen. Denn spricht der Gottessohn: „Mir ist alle Gewalt gegeben im Himmel und auf der Erde,“ so heißt dieß z. B. nach Sonnenmayer nichts anderes, als: „Mir ist das Lehrregiment übertragen über Juden und Heiden.“ Spricht Christus: „Geht hin in alle Welt und lehret alle Nationen!“ so verflüchtigt dieß Thieß in seiner Erklärung dahin: „Wenn der historische Interpret auch hier bei den Grenzen Palästinas, als dem

eigentlichen Gottesgebiete, stehen bleiben sollte, so wird es der moralischen Auslegung doch vergönnt seyn, hiebei an eine Universalreligion und an einen reinen Katholizismus, das Wort im philosophischen (d. h. wieder von der Wirklichkeit abstrahirenden) Sinne genommen, zu denken.“

Hiegegen fällt Strauß (§. 67.) ein: „Unerachtet factisch das von Jesu gestiftete Reich sich frühzeitig über die Grenzen des jüdischen Volkes hinausverbreitet hat, so möchte man doch nach einigen Indicien urtheilen, daß eine solche Ausdehnung gar nicht in seiner Absicht gelegen habe.“ Und dieß dürfen wir ihm auch consequent aufs Wort glauben; denn wenn Jesus unschuldig ist an der Geschichte, die ihm die Evangelien nachsagen, so wird er auch ganz und gar nicht dafür können, daß das Christenthum, auf die Einbildung hin, daß er der Messias sey, sich zur Weltreligion ausgebildet habe? Übrigens, spricht sich unser Mythiker in seiner Christlichen Glaubenslehre II, 462. aus, bedeutet der Glaube an eine allgemeine christliche Kirche, oder daß alle Menschen die ihnen gebotene Gelegenheit des Christenthums zu seiner Zeit ergreifen würden, gleichviel, wie die selbstgefällige Meinung der Chinesen, daß jeder, gern oder ungern, hätte er zur Zeit gelebt, die mit Sicherheit zu erwarten stehe, wo das Reich der Mitte zu seinem Volke vorgebrungen seyn werde, dessen Sitte und Religion angenommen haben würde.

Im Punkte der Befehung der Völker also kann nach Weise (II. 447.) nicht genug darauf gedrungen werden, daß die Tugenden der Heiden nicht mit Augustin bloß für glänzende Laster anzusehen, und daß auch auffer Christus Heil zu finden sey — obwohl noch der Gesichtskreis der Häupter der Reformation in dieser Beziehung beschränkt war, selbst was den „sonst so geistreichen, kühnen und großsinnigen Luther betrifft — so fremd diesem übrigens die bornirte Unmenschlichkeit eines Calvin war, welche Servet dem Feuertode übergab, und die päffische Engherzigkeit eines Melancthon, welche diese Gräueltthat gutheissen konnte“. — Es bedarf also keiner weiteren Missionen von Seite der Christenheit aus, einmal weil Christus den Glauben an seine Person keineswegs über die ganze Welt zu verbreiten dachte, und dann, weil auch auffer ihm Heil zu finden ist.

Mit der Weltbedeutung des Christenthums ist ihm nat

auch seine universale Dauer abgesprochen; darum wenn Jesus seine Jünger ermahnt: es komme ihnen nicht zu, zu fragen, wann er sein Reich gründen würde? so meint Thieß: „Auf diese Art läßt sich, weil doch die Hunnen und Türken dazwischen gekommen, und die Zeit der zu keiner Universalmonarchie gelangten Regierung der Statthalter Christi in Rom verfloßen ist, jetzt erwarten, daß Gott etwas neues stiften werde!“ — O gewiß! jetzt schiene der Zeitpunkt dazu, und wenn es geschähe, würde es durch solche Gehilfen zu Stande kommen! Indes beendet Weiße seine evangelische Geschichte, ein Buch, das mit einigen Variationen nur ein schlechter Nachdruck des Straußischen Werkes ist, mit der philosophischen Schlussbetrachtung: „Es bedarf keiner weiteren Confession, um das Christenthum neu zu gründen; die Philosophie bleibt die natürliche Hüterin jener geistigen Errungenschaft!“

Jedoch außer solcherlei Lehren hinterließ der Herr den Seinen noch ferner das Gebot: „Lehret und taufet alle Völker im Namen des Vaters, Sohnes und Heiliges.“ Zwar bestreitet Salzmann auf dies hin mit den Wiedertäufern die Befugniß und Siltigkeit der Kindertaufe, weil man diese ja noch nicht belehren könne! Hat der Satz aber erst die Bedeutung, welche Dr. Paulus hineinlegt, dann dürfte man auch manchen Erwachsenen nicht taufen, weil er diese Leere nicht begriffe, nemlich: „An drei Gedächtnißnamen oder Denkzeichen knüpft der Taufende alles: Du wirst eingeweiht, zu bedenken, was diese Benennungen enthalten: Vater, Sohn, Heilighetsgeist.“ Vollends „zum Vieh predigen, rügt Thieß, konnte nur ein heiliger Franziskus“. — Vielleicht hätte er es auch verschmäht, wenn er eine gewisse Theologengattung vor sich gehabt hätte!

Aber auf einmal droht uns all diese Forscherweisheit wieder zu Wasser zu werden; denn schon Teller hat den Beweis geführt, daß die Stelle bei Matthäus, welche von der Taufe im Namen des dreieinigen Gottes handelt (wie oben die Einsetzungsworte des Abendmahls), eine interpolirte Formel aus dem späteren kirchlichen Rituale sey; und Thurm bestätigt dies durch den noch näheren Bescheid, daß sie von einem Pauliner sey, der durch diesen, Jesu in den Mund gelegten Befehl der Widersetzlichkeit der Judenchristen gegen Heidenbefehlungen begegnen wollte (obwohl nach

dem Leipziger „Licht- und Wahrheitsfreund“ gerade Paulus die Taufe verworfen haben soll). Und nach dem besagten Grundsatz, daß die Wirkung ihre Ursache, das Christenthum sich seinen Christus gebildet habe, ist dies auch für Strauss ganz richtig, bloß mit dem Unterschiede, daß auch das ganze übrige Evangelium nach seiner ursprünglichen Verfassung nur ein späteres *mixtum compositum* sey, also von Interpolation, im Verhältniß zur Wahrheit betrachtet, eben keinen Unterschied lasse. Wenn aber auch de Wette nach Maßgabe der ihm verliehenen Kräfte nachgewiesen hat, daß die Stelle zwar dem ursprünglichen Contexte des Evangeliums angehöre, ohne jedoch von Christus schon so vorgetragen worden zu seyn — so bleibt hier kein Zweifel mehr übrig, mit dem Mythiker zu bekennen: „daß es jedenfalls ganz in der Art der Sage gewesen, die Anweisung zur Taufe, wie zum Ausgange in alle Welt, dem scheidenden Christus als letzte Willenserklärung in den Mund zu legen.“ Ja, sie treffen auf dem „Berge“ zusammen, fällt B. Bauer beifällig ein, und Jesus spricht mit der Formel, die die spätere Dogmatik ihm eingibt. Unglücklicher Weise kommt Thieß hier ganz zur Unzeit mit dem Geständnisse herbei: „Man hätte dem Matthäus diese drei Bekenntnisworte wohl schwerlich freitig gemacht, wenn nicht aus dogmatischen Rücksichten,“ d. h. wenn nicht der Protestantismus den Glauben an die Trinität gar manierlich, wie Dr. Paulus, abgelegt, oder zornig, wie de Wette, von sich gestoßen, und dafür sich nichts zurückbehalten hätte, als — das Evangelium, welches wir hier aus ihren Schriften auszuschreiben die Ehre haben. Aber nicht nur ist nach Thieß die Taufformel wieder ächt, sondern Heumann hat dazu die Entdeckung gemacht: Matthäus sey noch ein ganzes Buch zu schreiben Sinnes gewesen, worin er die Auferstehung und Himmelfahrt Jesu noch mehr ausführen wollte! — Und so ist es denn mit der Zuversicht der protestantischen Schriftforschungen wirklich zum verzweifeln!

Indeß delirirt Thieß (§. 83.) wieder in gewohnter Weise fort: „Nach dem Anhang bei Markus entfernt sich Jesus, man erfährt nicht wo? noch wie? noch wann? Was man dagegen vernimmt, klingt desto auffallender; denn auffer dem Auftrage, das Evangelium zu verbreiten, bestellt er die Apostel als Teufelsbanner, Zauberer und Wunderärzte!“ Dazu bildet die Einleitung eine angebliche Verheiß-

sung: sie würden in fremden Sprachen reden. — Diese ist nicht etwa erst aus dem Vorgange am Pfingstfeste abstrahirt; denn der selbst fällt nach Strauß nebst der Tagesbestimmung der Mythie anheim; sondern vielmehr aus der Volksmeinung geschöpft, „wie sie zur Zeit der Abfassung dieses Evangeliums über die wunderbaren Gaben der Christen gangbar war.“ Seltsam allerdings, wie diese ersten Christen mit ihrem und unserem Verstande in Widerspruch kamen, wenn sie Zeugnisse und Verheißungen erdichteten, und in den Mund Christi legten, die sich offenbar, wie hier angenommen wird, an ihnen nicht erfüllten, also ihnen recht eigentlich zum Schaden und zur Schande gereichen mußten! Doch wer hier mit allem gefunden den Menschenverstande in Widerspruch geräth, ist eben nur der Mythiker.

Soll indeß das *γλώσσαις λαλεῖν* doch eine Bedeutung haben, so heißt es nach Thieß nicht etwa, daß sie fremder Zunge mächtig würden, oder das Ohr der Hörer gehört würde zum Verständniß ihrer Rede, sondern daß den Aposteln von einer eigenen Art von Beredsamkeit die Zunge gelöst werden sollte, wo sie mit Verkündigung ihrer Mundart und Beiseitesetzung der heiligen Sprache im gemeinen Volksdialekt sich ausdrücken, und so ganz verschiedenartige Töne hervorbringen mochten, die, weil es den Jünglingen an Gewandtheit fehlte, zuletzt in leeren Schall verflogen (!?). — Wie begreiflich wird durch dieses Rauderwälsch die Verbreitung des Evangeliums über die ganze Welt. Noch Kromm, Bleek, Jakob Kapellus und Meyer legen es dahin aus, die apostolischen Verkünder sollten „Glossen reden“, d. h. nur der gemeinen volkstümlichen Sprache oder des trivialen Dialektes sich bedienen, was für die Glaubensverkünder freilich eine wichtige Voraussetzung war, und ihnen zu großem Ansehen verhelfen mußte?! Nach Kromm (S. 165.) endlich bedeutet *καινῶς* oder *έτέρως γλώσσαις λαλεῖν* „in einem ganz andern Tone, als bisher, mit einer ganz andern Sprache, als man an den Furchtsamen gewohnt war, reden“. Der Heiland meinte also, die Apostel würden bald ganz andere Saiten aufziehen, um zu den Menschen dieser Welt zu sprechen.

So wieder der schon mehr erwähnte Kromm, der kürzlich sein Werk, „der historische Christus,“ ans Licht gegeben, ohne zu

wissen, wovon es sich zur Zeit handle, ohne Strauß auch nur gelesen zu haben; ein Werk, von dem man sagen müßte: es sey ganz unter aller Kritik, wenn dieß überhaupt als besonderes Unterscheidungszeichen in der protestantisch theologischen Literatur, wie wir sie bisher verfolgten, aufgestellt werden könnte — ein Werk, bei dem man sich schämt, in Deutschland geboren zu seyn, das an solchen Mißgeburten Wehagen findet, welche, wenn sie anders ihr Geburtsjahr lange überbauern würden, den Späteren nur als ein Beweis der durchgängigen Besinnungslosigkeit und Verkommenheit ächter Wissenschaft in unseren Tagen gelten könnten. Es gibt Menschen, die einen unwiderstehlichen Drang in sich fühlen, alle Welt mit ihrer Unwissenheit bekannt zu machen, und jedermann zum Zeugen ihrer Verwirrung aufzurufen: zu diesen gehört der eben genannte, total beschränkte Verfasser, der, von aller bisherigen Wissenschaft abstrahirend, seine Leser gleichsam wieder mit dem Alphabeth in die Schule nimmt, dabei hochtrabend vom neunzehnten Jahrhundert spricht, als wenn er auch darin eine Stimme hätte; aber nicht umsonst sich auf das Buch „Europas bevorstehende politische Verwesung“ beruft, denn er ist selber aus dieser politischen und religiösen Morosität hervorgegangen. Doch nicht zufrieden damit, gleich das erstemal als völlig unberechtigt im Rathe vor die Thüre gewiesen worden zu seyn, kündigt ein derlei Büchermacher sich immer wieder mit neuen Produkten an, und wie er, so viele Hunderte, denen deßhalb eine solche exemplarische Heimweisung gebührt. —

Das weitere Beifügen, daß Kranke durch den Glauben an die Kraft der Händeauflegung eines Christen genesen würden, läßt sich nach Strauß auf natürliche Weise erklären, etwa in der Weise, wie Dr. Paulus alles natürlich findet. Hingegen ist der Zug, daß sie Schlangen aufheben und giftige Getränke genießen würden, ohne Schaden zu nehmen, nicht etwa erst aus der Geschichte des heiligen Paulus und Johannes des Evangelisten abstrahirt, da diese beiden Wunder natürlich ebenfalls wieder der Mythe anheimfallen, sondern „er hat wohl immer nur in der abergläubischen Volksmeinung eine Stelle gehabt, und am wenigsten hätte Jesus auf dergleichen Dinge, als Zeichen seiner Jüngerschaft, einen Werth gelegt“. — Das kann man in Tübingen wohl wissen, weil dort die Jünger Christi zu Hause sind.

Nachdem sich nun Jesus in der Vorstellung der Gläubigen nach seiner angeblichen Auferstehung also mit seinen Jüngern unterhalten, unbedeutende Reden nach der hydropathischen Vorschrift der früheren Rationalisten gebraucht, oder mit den Mythikern gleich besser vom Ganzen nichts gesprochen hatte, wurde er nach eben dieser erbaulichen Vorstellung in den Himmel aufgenommen. Gegen die Möglichkeit einer solchen leidhaften Himmelfahrt haben aber bereits die Arminianer ein wichtiges Veto eingelegt, und erklärt: der höchste Himmel sey von der Erde so weit entfernt, daß Jesus, wenn er noch so schnell aufstieg, erst nach längerer Zeit, ja vielleicht jetzt noch nicht dort angekommen seyn könnte. Man wird doch nicht der Meinung seyn, äuffert gleichmäßig Brennecke (Bibl. Beweis S. 43. 127.), „daß vom himmlischen Paradies, vom außerweltlichen Himmel bis zu unserer Erde nur ein Raßensprung sey. Gesezt, er wäre von unserer Erde mit der größten Geschwindigkeit, mit der Schnelligkeit eines Lichtstrahls, welcher in einer einzigen Sekunde 41 Tausend deutsche Meilen zurücklegt, nur nach dem nächsten Fixstern hinübergesprungen, so würde er dennoch sechs Jahre Zeit zur Zurücklegung dieses Sprunges nöthig gehabt haben. Kein menschlicher Körper kann aber springen, wie ein Lichtstrahl, und Fixsterne gehören noch zur Welt. Eine körperliche Himmelfahrt ist wohl eine weit wunderbarere Begebenheit, als das Erwachen eines synkoptischen Todten, dem man noch zu rechter Zeit durch ärztliche Behandlung, durch einen Aufwand von beinaß hundert Pfund kräftiger Salben zu Hilfe kam, die sein Freund Nikodemus sorgsam für diesen Fall in Bereitschaft hielt!“ ...

„Wenn es wahr ist, daß Elias einst auf einem feurigen Waga, dessen Einrichtung uns nicht bekannt ist, gen Himmel gefahren, und so viel man weiß, nicht wieder herunter gekommen ist, so muß er ganz gewiß hoch in der Luft umgekommen und ein Opfer seines physikalischen Experiments geworden seyn. Denn daß er, wie vor ihm Moses und nach ihm Jesus von Nazaret, ein guter Physiker gewesen, leidet keinen Zweifel. Wie man aber ohne feurigen Waga, ohne Luftschiff, ohne künstliche oder natürliche Flügel leidhaftig gen Himmel fahren könne, wie dieß bei Jesu von Nazaret der Fall gewesen seyn soll, dieß ist uns unbegreiflich. Sollte ihn etwan ein heftiger Wirbelwind, ein Gewittersturm durch die Luft entführt und ins Meer geworfen haben? ... Hätte Jesus nach

Belieben unsere Erde verlassen und einer anderen großen, von vernünftigen Wesen bewohnten Kugel hoch im Äther zufliegen können, warum wohl hätte er es schon sechs Wochen nach seiner Kreuzigung thun sollen? Würde es nicht scheinen, er hätte es aus Groll über die undankbaren Menschen gethan, die ihn, ihren größten Wohlthäter, ins Kreuz geschlagen hatten? O dann wäre er ja nicht mehr das verehrungswürdige Muster der Großmuth gewesen, wofür die ganze Christenheit ihn hält.“

Wo möglich mit noch mehr Aufwand von Scharfsinn oder physikalischem Abergwitz bekämpft Stolz die Himmelfahrt Christi, dieß Grunddogma der Christlichen Welt. „Ein jeglicher Körper, definiert er, neigt sich der Kraft der Schwere gemäß immer nach dem Mittelpunkte der Erde, nie von der Erde hinweg. Mit einem wirklichen Körper konnte Jesus also nicht gen Himmel fahren, es sey denn, daß Gott die anziehende Kraft der Erde in eine ins Unendliche gehende Centrifugalkraft verwandelt hätte. In diesem Falle — konnten aber Christi Jünger nicht zurückbleiben, so wenig, wie die Bäume und Felsen des Hlbergs selbst. Das ist aber noch nicht alles: Jesus würde sich endlich in dem Zustande gefunden haben, die Erde, wie ein Mond, in einer Ellipse zu durchlaufen, oder — die Erde hätte so lange still stehen müssen, bis Christus aus der Bewegungskraft der Erde herausgekommen wäre, welches einen Tag von vielen Tagen gemacht haben würde. Nicht genug — die Natur der ätherischen Materie mußte durch ein neues Wunder verindert werden. Noch nicht genug! Um nicht von dem Winkel der Erdbahn angehalten, und von jenen anderen Weltkörpern angezogen zu werden, mußten entweder in den Bahnen aller Weltkörper, durch die Christus seine Reise machte, Wunder geschehen, oder Christus mußte den Weg zwischen den Weltbahnen im Äther durchschleichen, und so seine Reise nach einem Globus machen, der, wenn er eine Welt ist, wieder durch ein Wunder vorbereitet werden mußte, daß, wenn Christus nach zahllosen Jahren seiner Reise anlangte, er nicht durch einen so fürchterlichen Fall, als der durch einen großen Theil der Welt ist, zertrümmert wurde.“ (Wer zertrümmert, Christus oder der Globus?) — In entsprechender Weise hat auch schon Bossius das Bedenkliche aufgestellt, daß ein beseelter Körper eine Mirakelfahrt von, Gott

weiß! wie vielen Säkulen machen müßte, bis er zum Firmament käme, da die Entfernung desselben nach Tyho Brahe neunzehntausend Erdradien betrüge. — „Die Religion ist aber zu würdig, fährt der obige Meister Stultus fort, als daß man sie durch solche Feenmärchen entstellen sollte. Muhammed reiste auch einmal auf dem raschen Boote Elborad in einem Augenblicke durch die sieben Himmel. Wir verachten aber in fremden Religionen solche Erzählungen als Fabeln.“

Hat je ein Kind in aller Welt so albern sich was vorgestellt, und so gar naiv seine Einfältigkeit zur Schau gelegt, wie hier der Genannte? Gott muß sich da, er möge wollen oder nicht, den Schranken unserer Erde, den Gesetzen unserer beschränkten Vernunft unterwerfen, und es gibt nichts Höheres mehr, als den Erdengeist, und dessen Offenbarung im Menschen. Hier bleibt nichts übrig, als auch ihn, wie Dr. Strauß bei seiner ähnlichen Exposition von dem Wunder zu Kana, durch jenen schwäbischen Sängler der Schöpfung beschämen zu lassen.

Übrigens ist die Zahl der Dilettanten über dieses Thema Legion. Gabler wundert sich nicht wenig, wie Gott dem Leibe Jesu durch ein Wunder eine so übernatürliche Fähigkeit habe geben mögen? Riem bramarbasirt in seinem Buche: „Christus und die Vernunft“ nach Horus: „Glauben wir denn nicht, daß wir alle, wenn wir fromm gelebt, gleich vom Mund in den Himmel fahren? Wer sollte aber deswegen dafür halten, daß wir alsdann auch den Körper mitnehmen, gleichwie wir vom Herrn Jesu dichten?“ Gewiß niemand mehr; denn die unsichtbare Kirche wird auch eine unsichtbare Himmelfahrt machen! Dr. Paulus erst jammert: „Was wäre das, in Ewigkeit seinen Körper, den man selbst im Leben nicht recht lieb gewonnen hat, mitzuschleppen? Noch weniger kann man es begreiflich machen, was denn diese Kalkerde, woraus er besteht, im Himmel soll?“ Die leibliche Auferstehung hat nach Benturini's Überzeugung erst der „etwas an pharisäischen Vorurtheilen klebende Apostel Paulus“ aufgebracht, und so glaubte man sie auch von Jesus annehmen zu müssen“. Und Paulus, der direkte Wortführer Luthers, hat doch bisher für den größten Gegner des Pharisäismus gegolten! —

Aber wider jene Erdschwere ist zu helfen; denn hat Christus auch nicht, wie Dilschhausen glaubt, nach seiner Auferstehung

nen körperlichen Läuterungsproceß durchgemacht, so hat doch nach dem Erkenntnisse anderer protestantischer Schriftweisen, D. Seilers, oder eines weiteren Tübinger Doktors in Süßnds Magazin (17. S. 165.), eben die Wolke bei der Aufahrt in der Schnelligkeit ausgeschwitzt; sie ist das Residuum s der in jenem Augenblicke destillirten oder verpufften Leibesmaterie, drauf das Sublimat, oder feinste Extract seiner Körperlichkeit als ille der Seele mit gen Himmel gefahren!

Es ist doch schön, wenn man so gründliche Chemische, physikalische und astronomische Kenntnisse besitzt, und sich so weit erschwingt, Bewegung des zum Himmel fahrenden Gottessohnes, beiläufig e die eines fliegenden Papier-Drachen, sich vorzustellen! zugegen nimmt Weiße (II, 420.) eine gewisse geistige Chemie zu lfe, und sieht im Vorgange der Himmelfahrt ein und denselben roceß dogmatischer Zersehung der in dem apostolischen Auftehungsglauben als flüssige Momente vereinigt gewesenen Bestandtheile, in welchem sich, nachdem sich als caput mortuum die verkörperte und materialisirte Gestalt des vermeintlich nicht bloß aus dem ideo, sondern aus dem Grabe Auferstandenen niedergeschlagen lte, die Vorstellungen der Himmelfahrt und der Erscheinungen s Parakleten, das himmlische und das irdische Element des ursprünglichen, ächten Auferstehungsbegriffes, so zu sagen in Gealt zweier flüchtiger Gase von einander und von ihrem ursprünglichen Träger aussonderten, und verselbstständigt das Weite hten.“

Ist doch das eine kindisch beschränkte Vorstellungsweise der alten it, ruft mit Paulus und de Wette auch Strauß einmüthig s, den Sitz Gottes und der Seligen an einem bestimmten Orte im oberen Luftraume zu suchen. „Wer zu Gott d in den Bezirk der Seligen kommen will, der, wissen wir wohl, icht einen überflüssigen Umweg, wenn er zu diesem Behufe die oberen Luftschichten sich emporschwingen zu müssen glaubt, d diesen wird Jesus, je vertrauter er mit Gott und göttlichen lingen war, gewiß nicht gemacht haben, noch Gott ihn denselben ben machen lassen. Man müßte also eine göttliche Akkomobation annehmen, daß Gott, um die Jünger von dem urückgange Jesu in die höhere Welt zu überzeugen,

der damaligen Weltvorstellung zu lieb das Spektakel einer solchen Erhebung veranstaltete; was aber Gott zum täuschenden Schauspieler machen heißt.“

Sind wir einmal so weit, so bleibt nichts übrig, als mit Kant, der ja auch die Ehre hat, von Venturini für einen seines gleichen angesehen und als Vortredner aufgeführt zu werden, die Himmelfahrt wohl für moralisch wahr zu halten, aber von der Geschichte selbst ganz abzusehen, und das hat denn auch Strauß gethan. Kant und Strauß, die von allem Leben und von aller Geschichte abstrahiren, mögen uns also anstatt jener beiden unbekanntem Männer, welche die zum Himmel aufsehenden Jünger vom Gegentheile überredeten, Zeugestehen für die nicht wirklich erfolgte Ascension. Doch wer waren jene beiden? Der unbestechliche Forscher in Hegels Bibelwerk sieht in ihnen — Blixe, mit denen sich also die Apostel am Ölberg, wie dort die Frauen am Grabe angelegentlich unterhielten, so daß sie daraus auf die Wiederkunft des in der Gewitterwolke verloren gegangenen Meisters schloßen. Gabler ist schon kühner: „Wer jüdisch genug dächte, sagt er, könnte leicht die unten am Berge stehenden Engel zu Hilfe rufen, um die oben auf dem Berge abgestreifte Hülle Jesu zu begraben.“ Nach Gottl. Schlegels pragmatischen Betrachtungen in Henke's neuem Magazin für Religionsphilosophie waren die beiden plötzlich Vortretenden — Priester, oder andere Personen, welche durch ihre weiße Kleidung die besondere Aufmerksamkeit auf sich zogen, und eine spätere Erinnerung zurücließen. Selbst die Apostel, erinnert man, werden ja im Koran (Sure III, V. 39.) und bei andern arabischen Schriftstellern „weiße“ genannt, und die arabischen Ausleger geben als Grund an, weil sie weiße Kleider trugen, oder weil sie — Weißfärber waren. Bahrdt und Venturini erkennen darin, nach der obigen Einleitung, Joseph von Rama und Nikodemus, welche schon bei der Auferstehung Dienst thun mußten. Nach Augustin's Entdeckung aber finden wir gar noch den Pflegevater Jesu am Leben; denn es waren hier Joseph und Lazarus; die Sage machte indeß Engel daraus. Wenn dagegen Lillenthal in seiner „guten Sache der göttlichen Offenbarung“ glaubt, die beiden Erscheinungen könnten wohl auferstandene Heilige seyn, die mit Christus in die Herrlichkeit eingegangen: so erklärt Thieß ohne Erdöthen: „Diese gelehrte Unwissenheit erstreckt sich aber nur bis auf Bahrdt!“

Lassen wir also diesen Ehrenmann oder den Propheten von Nazaret erzählen, so führte der Herr seine Jünger vor ihrer feierlichen Trennung noch einmal hinaus auf den Berg, welcher schon bei den alten Propheten (Ezech. XI, 23. Zach. XIV, 4.) im Lichte der Verkürung steht. Die Gipfel des Berges glänzten von der scheidenden Sonne vergolbet, wozu die eben angezündeten Feuer auf dem Tempelberge noch das ihre zur Erhellung beitrugen. Jesus wollte sein Herz noch einmal, wie einst Moses auf dem Nebo, durch die Überschauung des Landes und die sinnliche Erinnerung an all das, was er gethan und gelitten hatte, stärken. Höher stand er im Nebel vor seinen Jüngern, er wies ihnen an das Land ihrer künftigen Wirksamkeit, er segnet sie, sie werfen sich vor ihm nieder, und — weg ist er, über den Berg hinunter. Er hatte ihre Aufmerksamkeit auf einen anderen Punkt gewendet und ihr Auge abgelenkt, während er sich schnell entfernte; darum, wie sie jetzt auf ihn zurückkommen wollen, und um sich blicken, sehen sie ihn nicht mehr. Was konnten sie anders denken, als daß er mit der eben aufsteigenden Nebelwolke sich erhoben hätte, auch wenn sie nicht gleich darauf die Versicherung zweier Zeugen erhalten hätten?

Auch hier kommt Dr. Paulus und seinem würdigen Nachfolger Es die Philologie zu Hilfe, und hält ihn auf natürlichem Boden fest. „Er wurde vor ihren Augen emporgehoben,“ *ἐνήρθη*, heißt nicht, daß er in die Luft einging, sondern: „er erhob sich, und — stieg weiter auf den Berg hinauf, so daß er überhaupt vor ihren Augen erhabener erschien;“ und sich hoch aufrichtend gab er ihnen mit aufgehobenen Händen auch noch den Segen; und *διέστη* „er nahm von ihnen Abschied“, *καὶ ἀνεπέβητο εἰς τὸν οὐρανόν*, er wurde in den Himmel aufgenommen, d. h. eine Wolke überschattete ihn, wie dort auf dem Verkürungsberge, und entzog ihn in Verbindung mit den zahlreichen Bäumen im Fortgehen ihren Blicken.

Ihrem weiteren Nachforschen treten plötzlich zwei glänzende Gestalten, ältliche Männer, mit schneeweißen Gewändern angethan, hindernd in den Weg, und heißen sie guten Muthes seyn. Es waren die beiden geheimen Verbündeten Jesu vom Orden der Essener, von denen der eine schon als Engel, wenn es seyn muß, bei Maria, beide zusammen aber auf Tabor und am Grabe verschiedenemale in Erscheinung gekommen waren. Sie verkündeten den Aposteln, daß dieß

ihre letzte Zusammenkunft mit dem Herrn sey, von nun an möchten sie nicht länger an seiner körperlichen Gegenwart halten. Das weitere ist Urtheil der Jünger, die um so leichter an seine baldige irdische Hinzunahme glaubten, als er bereits zu Magdalena gesprochen hatte: Verkünde den Brüdern: ich fahre auf zu meinem und zu euerem Vater! Ob Jesus körperlich in den Himmel aufgenommen wurde, „darüber kann unter Vernünftigen wohl keine Frage mehr seyn.“ Zum Gegenbeweise könnte Dr. Paulus selbst seinen Namensvetter den Apostel beibringen, wenn dieser im ersten Corintherbriebe XV, 50. schreibt: Fleisch und Blut können das Reich Gottes nicht erlangen, und das Verwesliche nicht das Unverwesliche anziehen. „Kur schwärmerische und wundersüchtige Homilisten schufen solche Dinge, und machten aus Jesu mysteriösem Abschied einen wahren Triumphzug. Warum sollte die Vernunft nicht die Freiheit haben, die vernünftigste und wahrscheinlichste Hypothese anzunehmen?“ Hier macht Venturini, während er den Hellen auf dem Ölberge Versteck spielen läßt, zunächst einen Ausfall auf Klopstock und den glänzenden Schluß seiner Messäde.

Am meisterhaftesten faßt Brennecke (Bibl. Bew. 109 f.) das Wort ἐπιφθνη auf. Jesus führte seine Jünger nach Bethanien hinaus, wo er den zu früh begrabenen Lazarus wieder zu sich gebracht hatte. Wie wehe würde Jesus diesen drei dankbaren Herzen gethan haben, wenn er jetzt, da er sich auf eine geraume Zeit und vielleicht weit, seiner persönlichen Sicherheit wegen entfernen wollte, nicht bei ihnen eingesprochen hätte! Man genoß ein kleines Labfal, das die geschäftige Martha herumreichte. Der Hauptinhalt seiner Unterhaltung war das moralische Gottesreich, die letzte Frage seiner Jünger: wirst du nun auch das israelitische Reich wieder herstellen? Jesus antwortete: nur Gott weiß, ob und wann dieß geschehen wird; darum braucht ihr euch nicht zu betrüben! Jetzt machte er eine Bewegung zum Aufstehen, indem er seine Hände aufhob. Da aller Augen auf ihn gerichtet waren, so eilte man aus Höflichkeit ihm zu Hilfe. Er wurde aufgehoben, oder: er hob sich, machte sich auf, machte sich reisefertig. Die Orientaler saßen gern, die Dichter lassen sogar Gott sitzen; da sie aber nicht auf eine so bequeme Art saßen, wie wir, sondern vielmehr auf Polstern hingestreckt, so war es höflicher Brauch bei ihnen, daß der Geringere dem Vornehmeren, der Jüngere dem Älteren, der Wirth seinem Gaste

israhel. Jesus war in dieser genannten Gesellschaft die Hauptperson: wie hätte man es wohl daran fehlen lassen können, ihm unter die Arme zu greifen und Handreichung zu leisten, zumal da er sich von der Kreuzigung noch nicht ganz wieder erholt hatte und noch ein wenig zu schwach fühlte? Daß Jesus im Hause seines Gastfreundes Lazarus sich vom Lager erhob oder aufheben ließ, deutet demnach das Wort ἐπιρῶν an, nicht aber ein aufschweben oder Auffliegen durch Zimmerdecke und Dach hindurch, oder zu einem der nach damaliger Sitte ziemlich hohen Fenster hinaus.“

Der aufgehobene, d. i. reisefertige Jesus nahm nun Abschied, ἐν ἡσέων αὐτοῖς, wörtlich: er segnete sie. Jedes freundschaftliche Abschiednehmen, jedes Lebewohl, Behalte dich wohl, Gott befohlen, Gott, behüte dich! ist ein Segnen. Darauf entfernte er sich von ihnen, διέστη ἀπ' αὐτῶν; er ging zum Zimmer und Haus hinaus, und wanderte seines Weges. Seine Freunde begleiteten ihn in stiller Weise ins Freie, und sahen gerührt ihm mit Segenswünschen nach, so lange sie ihn sehen konnten. Das war aber nicht sehr weit, denn Nebel entzog ihn nach und nach ihren Augen. Hier tritt die historische Wahrheit auf; die Apostel haben, seitdem Jesus von Nebel verschwunden war, mit den besten Augen von der Welt weiter nichts sehen können. Auf die sonderbare Vermuthung, daß sie in die Luft aufstiege, konnten sie nicht kommen, weil ein paar verlässliche Freunde Jesu, die ihnen bekannten zwei weißgekleideten Männer, ihnen zum Troste sagten: daß er auf dieselbe Art, wie sie ihn zuletzt weggehen sahen, nämlich bei Nacht und Nebel wieder kommen würde. Wenn nun Lukas sagt: „und er wurde in den Himmel aufgenommen,“ so erzählt er das Verschwinden Jesu nur in andern gleichbedeutenden Worten; der Nebel ist auch Himmel. Mehrere Gelehrte haben vermuthet, Lukas möge wohl geschrieben haben: εἰς τὸν ὄρειον sc. ἶσον, man brachte ihn wieder ins Gebirge, weil im Hebräerbriefe 1, 3. steht: „Er sitzt unter majestätischem Schutze seinen Wohnsitz auf Erhabenheiten an.“

„Jesus wanderte also zu Fuße weg, nach der Erzählung des Lukas; denn πορεύεσθαι heißt: zu Fuße reisen, und νεφέλη Nebel, wie das deutsche Wort. Von fahren, fliegen, in die Höhe oder in

die Luft, ist durchaus nicht die Rede. Von einer Wolke weiß und sagt er nichts, von einem Sturmwind, der Jesum wegweht hätte, ebenso wenig. Wäre es windig gewesen, so hätte auch kein dicker Nebel auf der Erde liegen können. Jesus hatte aus Furcht vor Entdeckung Nacht und Nebel benutzt, um unerkannt aus Hierusalem zu gehen. Markus übergeht die für uns so wichtigen Kleinigkeiten, und sagt bloß *ἀνελήθη εἰς τὸν οὐρανόν*, d. h. nach Lukas, daß er im Nebel, der untersten Schicht des Himmels, zu Fuße wegging, und allmählig darin verschwand, angezehrt, verschluckt wurde. Auch die zwei Männer nennen die trübe dicke Luft, welche Lukas als ehrlicher Mann zuvor einmal bei ihrem rechten Namen genannt hatte, um Mißverständnisse zu verhüten, in ihrer Rede hier allgemeinhin Himmel; aber pflichtgemäß sollten wir übersetzen: Galiläer, was steht ihr denn da und sehet so ernsthaft in den Nebel hinein? Dieser von euch weg in den Nebel hingeschwundene Jesus ist ja nicht für immer verschwunden. Beruhigt euch und wisset: so wie er jetzt im Nebel weggegangen ist, ebenso wird er auch im Nebel wiederkommen! Die Folge hat gelehrt, daß sie die Wahrheit sagten, und der nämliche Lukas, der hier Jesu Weggehen bei Nacht und Nebel beschreibt, erzählt uns in der Apostelgeschichte auch, daß Jesus mehrmals auf die nämliche Art bald zu dem einen, bald zu dem andern seiner Schüler wieder gekommen.“

„Sonst, wenn Jesus etwas Auffallendes that, setzen die Jünger hinzu: Alle erstaunten, geriethen fast außer sich u. s. w.; hier aber nicht. Sie waren vom Abschiede gerührt, und blickten schweigend nach. Auch über die paar weißgekleideten Männer stuzten sie so wenig, wie wir stuzen, wenn ein Paar in schwarzer oder weißer Ordensstracht zu uns treten. Sie fragen nicht einmal: wer seyd ihr? woher kommt ihr? woher wißt ihr das? Sie waren ihnen also von Person bekannt, sie hatten sie oftmals geheime Unterredungen mit ihm halten sehen, zumal in Einöden, wo sie ihre einsamen Stedeleien hatten. Ihre Augen waren nicht bligender, ihre Stimme weder höhler noch helltönender, und ihre Kleider nicht weißer als anderer Leute Augen, Stimme und Kleider. Auch waren sie weder aus den Wolken gefallen, wie Mondsteine, noch aus der Erde gedünket, wie Nebel. Sie waren also wahrscheinlich mit im Hause in ihrer Gesellschaft gewesen, nahmen nun auch Abschied

von ihnen, und begleiteten Jesum auf seiner Reise in eine Abgeschiedenheit, als alte, vertraute Freunde des selben.“ Nach Bahrdts „Neuesten Offenbarungen Gottes, in Briefen und Erzählungen“ gingen die beiden Vertrauten nun eben wieder den Berg hinauf zurück. „Die Jünger aber dankten Gott, meint Brennecke, daß Jesus auf dem Wege nach seinem sichern verborgenen Zufluchtsorte mit guter Begleitung war, und erwarteten nun in Hierusalem den ihnen versprochenen Lehrer (παράκλητος), der ihnen über den Plan Jesu volles Licht geben sollte.“ Wenn es aber darnach heißt: „sie hielten sich immer im Tempel auf und lobten Gott,“ so bedeutet dieß nach Einigen bei Thies, „daß sie in der einen oder andern Kammer des Tempels, die einen oder den andern Priestern angehörten, gewohnt hätten.“

„Wohin nun Jesus mit seinen beiden Begleitern wanderte, das wissen wir nicht, sagt Brennecke, und das wußten wahrscheinlich auch seine Jünger nicht, darum konnte uns auch Lukas dieß nicht sagen.“ (Vielleicht ins Gebirge, wie wir hörten, oder in die geheime Loge, woraus er hervorgegangen war?) Er begab sich, sollen wir ihnen nicht darauf helfen? in ein freiwilliges Exil und trat etwa wie Lykurgus, der große Gesetzgeber, in die Dunkelheit zurück, um durch sein räthselhaftes Verschwinden eben den Heiligenschein einer mysteriösen Person, wie Melchisedek, auf sich zu ziehen — daher denn, hören wir, auch schon Markus zu Rom darum die Apotheose mit Jesus vornehmen konnte. Jedoch begnügt sich Brennecke mit der sehr wahrscheinlichen Vermuthung einiger achtungswerther Gelehrten: die paar ehrwürdigen Essäer hätten ihn „durch das Thal Rephaim, in der Gegend von Massaba (?), am todten Meer, durch einen nur den Essäern bekannten Felsenpfad in ein einsames, im Gebirge liegendes Thal geführt, wo die Ältesten des Bundes in Ruhe lebten. Von hier aus, wo er gegen die Nachstellungen seiner Feinde gesichert war, hätte er oftmals seinen Jüngern Boten, Ermunterungen, auch wohl kräftige Heilmittel (ἀγγέλους, ἐξουσίας καὶ δυνάμεις) zugesandt, und Nachrichten von ihrem Verhalten und ihren Schicksalen bekommen; von hieraus sich auch, wenn ers durchaus nothwendig gefunden, schnell in ihre Mitte begeben.“ —

Wissen wir also nun das geheimnißvolle Schattenthal, den ver-

borgenen Ort, wo Jesus nach der Auferstehung und Himmelfahrt sich aufhielt? Ja freilich! wo wird er anders gewesen seyn, meint Strauß, als wo er früher war, im Grabe wahrscheinlich. Umsonst unterschleibt Petrus (Apostelg. II, 25.) dem Psalmisten das Wort der Weissagung, sein, d. h. Jesu Fleisch, werde die Verwesung nicht schauen, da David, wie Hennell (250. 255.) nachweist, doch nur gesagt: „Deine Frommen werden sie nicht sehen.“ „Wie aber Jesus einige seiner Handlungen absichtlich den Weissagungen angepaßt habe, um sich als der verheißene Messias zu behaupten, so veranlaßte dieß seine Anhänger, weitere Beweise dieser Art zu suchen, und sie mußten bei dieser Richtung bald zahlreiche Parallelen entdecken. Wenn sie dann später bei öffentlichen Vorträgen aus dem Gedächtnisse citirten, gaben sie den Worten jedesmal die Wendung, welche sie im Geiste bereits dem Sinne gegeben hatten, und alterirten so unvermerkt ihre Geschichtserzählung.“ — Wir wundern uns hiebei nur, daß der Herr nicht bloß seine Handlungen im Leben, sondern auch im Tode jenen vermeintlichen Weissagungen angepaßt haben soll? „Daß jene Urkunden bis zum Tode und zur Begräbniß Jesu, bis zu der heimlichen Wegschaffung seines Leichnams ein großes Gemische mehrerer, jedoch durchweg gefärbter und verdrehter Thatsachen enthalten,“ ist für Hennell so entschieden, daß er es S. 132. noch einmal resumiren muß; um aber die große Leere am Schlusse auszufüllen, so glaubt er, „reichten Enoch, Moses, Elias und der Sohn der Sunemitin hin, unter den Juden die Vorstellung von einer Auferstehung- und Himmelfahrt anzuregen, die Bekanntschaft mit Ostris und Adonis konnte ihr gewiß nur förderlich seyn, und einen weiteren, untergeordneteren Vorschub in der Art leistete ihr ohne Zweifel jeder neue Zuwachs heidnischer Conventiten.“ — Es ist doch sehr uneigennützig von den beiden, vom Juden- und Heidenthume nehmlich, daß sie dem Christenthume, welches so ganz und gar nichts Neues aufzubieten hatte, so redlich beisteuerten und aus der Noth halfen. Und man glaubt es gar nicht, wie schnell dieser Roman zu Stande kam; denn schon bei dem großen Paulus wirkte seine „lebhafteste Einbildungskraft, die in dem Roman von dem Kommen des Messias ihre Bestriedigung fand, verbunden mit seinem pharisäischen Glauben an die Auferstehung der Todten (und mit noch vielem andern): dieß alles wirkte ihm selbst unbewußt oder von ihm unter der Wirksamkeit des heiligen Geistes

mitbegriffen, auf seinen Übertritt zu dem neuen Zweig der essenischen Sekte ein. Er war mit sich fertig, ohne strengen Beweis für die Wunder des Meisters und seine Erscheinungen seit seinem Tode; denn er sagt selbst, daß ihm die Apostel nichts neues mitgetheilt haben.“ (Gal. II, 8. 9.) — Was wollen wir also mehr? Hier haben wir ja ein Christenthum vor allem Christenthum, so daß das unsere, von Jesus gestiftete, eigentlich überflüssig wird, und wir uns desselben nur je früher, desto besser zu entschlagen brauchen!

Beides, Auferstehung wie Himmelfahrt sind nun auch für Dr. Strauß begreiflich nur Mythen, und zwar entstanden aus approximativen Reden (Joh. III, 15. XIV, 2. 3. XVII, 24.), wo Jesus von seiner Herabkunft vom Himmel, und seiner Wiederkehr zum Vater redet, oder aus Psalm CX, wo es heißt: Der Herr sprach zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten u. s. w. Wenn er aber bei Johannes VI, 63. spricht: Ihr werdet den Menschensohn da hinauffahren sehen, *θεωοήτε*, so gehört dieß seiner herrschenden Bildersprache an, oder es hat erst der Verfasser des vierten Evangeliums die Rede gemacht. Nach Markus müßte Jesus zudem vom Zimmer aus in den Himmel gefahren seyn, was doch nicht wohl angeht; auch wäre die Himmelfahrt nach seinem und des Lukas Evangelium noch am Tage der Auferstehung erfolgt, wie schon der spöttische Geist Thomas Paine behauptet. (?) Die mysteriösen vierzig Tage selbst aber sind dem Lukas, wie Strauß will, erst in der Zwischenzeit bis zur Abfassung der Apostelgeschichte zu Ohren gekommen. Nach Markus wären sie auch gleich nach diesem Schauspiel zur Predigt in die weite Welt ausgegangen; nach Lukas anfangs immer im Nationaltempel verblieben, als aber mit dem Fortschreiten der christlichen Selbstständigkeit dieß Anstoß gab, der Apostelgeschichte zufolge in ihr oberstes Stockwerk eingezogen. So erklärt sich der Mythiker alles durch seinen Climax.

Noch unbestreitbarer aber entwickelte sich ihm die ganze Vorstellung von der Himmelfahrt aus der Verkehrtheit der Worte jener beiden Unbekannten: Wie Jesus in den Himmel hinaufgestiegen, so würden sie ihn dereinst wieder kommen sehen. „Erwartete man nach Dantel seine sichtbare Wiederkunft in den Wolken des Himmels, so ergab es sich von selbst, auch seinen Hingang als ein solches Aufsteigen auf einer Wolke vorzustellen.“ Alttestamentliche Bilder von

Genoch, Moses und Elias halfen dazu, wie schon Michaelis und Kaiser darauf verweisen; „ob aber die Verfasser von den griechischen und römischen Apotheosen eines Herakles und Romulus schon eine Kunde hatten, steht nach Strauß dahin.“ — Doch verweist Hase zum Überflusse noch auf Sophokles Oidipus auf Kolonos. Und, dünkte Kromm in seinem Historischen Christus S. 23., „hätten einst die Römer ihre Heroen unter die Götter versetzt, so verdiente wohl noch mehr Christus nach seinem Tode unter die Unsterblichen, oder mit Schiller zu reden, unter die „Reinen, die nicht fühlen, die nicht weinen“, versetzt zu werden.“ — Nun eignete sich der mildere Geist Christi für den Flammenwagen nicht, sonst hätte er wahrscheinlich mit feurigen Roffen gen Himmel fahren müssen.

Wenn jedoch Elisa den Dahinscheidenden um seinen Geist im doppelten Maße anflehte, und ihm das als Zeichen der Bittgewährung erteilt ward, falls er ebenfalls schauend (d. h. ekstatisch) würde und ihn dahin fahren sähe: so konnten am Ende wohl auch die Jünger Jesum zum Himmel aufsteigen sehen? So schwierig nun hier die letzte wunderbare Erhebung gemacht wird, so hat doch ein protestantischer Gelehrter des vorigen Jahrhunderts (1766.) in einem besonderen Buche den „Beweis, daß der Menschensohn unser Herr und Heiland J. Ch. zu dreym unterschiedenen Malen gen Himmel gefahren sey,“ durchgeführt, in einer Zeit, wo der Weg nach oben also noch freier gewesen seyn muß.

So weit sind indes bereits Ch. Fr. Ammon, Konr. Horß und Gramberg gekommen, und namentlich Griesbach erklärt die „Himmelfahrt für eine spätere, durch das Bedürfnis eines Schlüsselpunktes der Geschichte Jesu und durch die Hoffnung seiner Rückkehr in den Wolken des Himmels veranlaßte mythische Auffassung seines Heimgangs zum Vater“. Die Himmelfahrt vertritt also die beliebte Stelle eines Silluk oder Sophpassuk, ungeachtet die Expektorationen der Juden wohl ein Zurückgehen des Messias in die Verborgtheit in Aussicht stellten, nicht aber eine Aufahrt.

Damit hält Strauß sein Buch und seine Rechnung für geschlossen, und erweckt in uns das Bedenken, ob wir am Schlusse, wo es gilt, dem Werke die Krone aufzusetzen, bei ihm trotz des gewaltig erregten Aufsehens nicht von allem gesunden Verstande ein

sehen treffen müssen? Seinen eigenen Worten zufolge sind die Leiden bei Johannes unzuverlässig und fingirt; und doch soll auf drei Dikten wieder das Faktum der Himmelfahrt beruhen? Wo es hinaus will, weiß kein Mensch; Strauß streitet sich mit seinem eigenen Schatten, und bewährt exemplarisch, wie keiner vor ihm und nach ihm, die Worte des Dichters im Faust:

Ein Kerl, der spekulirt,
Ist wie ein Thier auf grüner Heide,
Dem bösen Geist im Kreis herumgeführt,
Und rings umher liegt fette Weide.

Ja der böse Geist hat ihn dergestalt gesoppt und an der Nase herumgeführt, daß er

sich dreht im ewigen Ringeltanz,
Wie junge Katzen um den Schwanz,

daß er am Ende sich wirklich selbst nicht mehr verweißt, und auf den abgefahrenen Weg der gewöhnlichen Rationalisten hinübertappt.

LXXXII. Kapitel.

Biblischer Beweis, daß Jesus nach seiner Auferstehung noch 27 Jahre leibhaftig auf Erden gelebt und zum Wohl der Menschheit im Stillen fortgewirkt habe.“

Ist aber der Heiland am Kreuze vielleicht nicht wirklich Todes erblieben, sondern später aus der vorläufigen Begräbnis ganz natürlich auferstanden, und die Auferstehung nur ein Lückenbüßer, so weiß er Himmel, wo er letztlich das Zeitliche gesegnet und seine Ruhestätte bis zum jüngsten Tag gefunden haben mag? Ja „geheimnisvoll ist sein Ende; wie Moses Grab, wurde auch das seine nicht gesehen,“ sagt Hase; doch, tröstet er uns: „er hat an Seinen verheißen, unsterblich fortzuleben, und — er ist unter uns geblieben“! Sein endliches Ende oder sein zweiter und göttlicher Tod erklärt sich nach Dr. Paulus (Greg. Handb. 5. 793. 925.) inzwischen also: Der allzu heftig afficirte Leib Jesu war, unerachtet er sich von der todähnlichen Erstarrung am Kreuze nieder erholt hatte, doch durch natürliches Kränkeln und ehrende Fieber vollends aufgerieben worden. Wohin

er sich aber nach seiner letzten Zusammenkunft bei der sogenannten Himmelfahrt „in die Verborgenheit zurückgezogen“, und wo Jesus, wie auch Wieland in seiner grundverderblichen Schrift *Agathodämon* die Vermuthung aufsert, in der gemächlichen Ruhe der Einsamkeit gelebt habe, bis er endlich den Weg alles Fleisches gegangen, darüber läßt uns der rationalistische Patriarch leider in peinlicher Ungewißheit.

Doch im einsamen Thal von Massada, fast dagegen Venturini das Wort auf, verlebte Jesus seine letzten Tage, und „ergöhte sich an den schönen Ausichten, welche er der Menschheit eröffnet hatte. Die Natur forderte zuletzt den ihr gebührenden Zoll; die Nachwehen der erduldeten Martern und die immer zunehmende Körperschwäche waren den göttlichen Jugendfreund aus Lager. Aber er war auch da ein Muster der Ergebung und des rührendsten Vertrauens auf seinen himmlischen Vater. Manche Nachrichten von dem Benehmen seiner Jünger betrübten ihn: sie hingen noch viel zu sehr an ihren einseitigen partikularistischen Judenbegriffen. Ein kühner, weltumfassender Geist mußte sich an ihre Spitze stellen. Aus der Gesellschaft deren, die Jesum mit ehrfurchtsvoller Liebe pflegten, konnte kein solcher hervorgehen, das fühlte und beklagte er. Sein letzter, herzlichster Wunsch war immer, daß die Vorsehung solch einen Mann erwecke und durch ihn das Werk vollende, welches er selbst nicht mehr unmittelbar regieren durfte. Aus Gamaliels Schule ging Saul hervor; er wüthete als Christenverfolger. Wie viel war gewonnen, wenn dieser kühne, herrliche Geist für den messianischen Staat mit eben der Kraft wirkte, welche er bisher seiner Zernichtung widmete. Jesus fühlte bei dem Gedanken sein Herz von neuer Kraft belebt. Dieses wohlthätige Werk wollte er noch vollführen und dann scheiden. Er begann und vollendete es!“

Zum Belege übrigens, daß nichts Neues unter der Sonne komme, und auch der Irrthum sich gewissermaßen constant zu erhalten weiß, hören wir bei *Trenäus* (*haeres.* 1, 30. II, 3.) wie schon die Dyphten und Valentinianer den irdischen Wandel des Auferstandenen auf achtzehn Monate verlängerten; *Schneckenburger*, der nicht leicht irgend zurückbleibt, bezweifelt schon, ob alle Erscheinungen Christi, die *Paulus* aufzählt, vor der sogenannten Himmelfahrt fallen. Auch seine noch spä-

teren Erklärungen gingen nicht bloß in der Phantastie, sondern in der Wirklichkeit vor; und so können wir den abentheuerlichen Roman, zu welchem, wie wir nun sattham gesehen, der Protestantismus das Leben des Erldfers herabgewürdigt hat, mit Brennecke beschließen, welcher „Jesu zu Ehren und allen Theologen zur ernstigen Prüfung“ in einer eigenen Schrift unter obigem Titel (II. verb. Aufl. Leipzig. 1819.) nachweist, daß „der Herr fast noch ein Menschenalter nach der Auferstehung gelebt habe“, eine Schrift, welche zwar eine mehrfältige „Widerlegung, critische Beleuchtung und vernunftgemäße sowie biblische Prüfung“ erfahren, aber von H. F. Iken und anderen dagegen auch eine „Gerechte Würdigung“ gefunden und „Offenherzige Bemerkungen“ hervorgerufen hat. So viel Versicherung hat der Protestantismus von seiner festen Glaubensburg, daß er sogar die Bastion nicht unvertheidigt lassen darf: und so wenig ist ihm mit der bloßen Bibel in der Hand in Frage gestellt, daß er selbst dieses Punktes sich nicht unzweifelhaft gewiß ist.

Fürs erste stützt sich Brennecke für seinen Satz auf die wiederholte Erklärung am Schlusse des Evangeliums Johannes: Jesus habe noch viele und so weltumfassende Thaten gethan, daß sie die Grenzen seines Buches weit überfliegen. Vielleicht, äuffert G. H. Haumann, eine Vermuthung, die er noch nirgend gelesen zu haben sich entsinnt, daß Johannes noch einen zweiten Theil seines Evangeliums verfaßte oder verfassen wollte, und in Rücksicht darauf XX, 30 ἐν τῷ βιβλίῳ τούτῳ geschrieben hat? Ein solches, wenn es vielleicht verloren gegangen, konnte dann allerdings die Geschichte der letzten 27 Lebensjahre Jesu enthalten. —

Sodann versprach der Herr den Seinen beim letzten Abschiede ja selbst, er werde bis ans Ende seines Lebens bei ihnen seyn. Und dieses Wort hat er auch treulich erfüllt, wie uns sein eigener Bruder Jakobus, „ein Augenzeuge und sehr vernünftiger Mann“ (V, 7—9.), bezeugt, indem er nehmlich noch um das Jahr 60 n. Chr. schreibt: Geduldet euch, meine Brüder, bis zur persönlichen Anwesenheit des Herrn; denn seine Gegenwart hat sich genähert. Stöhnet nicht wider einander, damit ihr ihm dadurch nicht mißfällig werdet: seht, euer richtiger Beurtheiler

Wenn aber die Hohenrichter hörten, der durch einen Justizmord dem Wege geräumte Nazarener lebe noch, mußte ihre erste Frage natürlich eine Erkundigung nach seinem geheimen Aufenthalte. Petrus kam dadurch in eine bedenkliche Lage. Wahrscheinlich daß er den Ort selbst nicht wußte: in keinem Falle durfte er verrathen. Was blieb also ihm übrig, als ein räthselhafter Bruch? Und so erklärte er, eingedenk des Spruches seines Meisters: o klug wie die Schlangen! Apostelg. (I, 22; III, 21.) einfach: er ist hinweggenommen worden; Ihn muß der Himmel erlösen; er fühlt sich nicht eher selig, als bis er sein heilsames Geschäft hier auf Erden vollendet und mit glücklichem Erfolg geht. Es kann aber auch heißen: er muß den Himmel erobern, er kann nicht eher hinein, oder: ihn muß der Himmel so aufnehmen haben; er muß den Himmel einnehmen, die Luft ihm, Rebel muß ihn verbergen, er muß sich an einem unbetreten, unerforschlichen Orte so lange verborgen halten, bis u. s. w.

Wort Himmel ist gar vieldeutig (wie oben *δύναμις ἄγρυπλος*), zuweilen deutet es einen unbekanntten, unerforschlichen Ort an, zuweilen hohe Herkunft, vornehme Abstammung, sey eine Gesellschaft edler Menschen, die aus reinen Grundsätzen der Bohl befördern; auch Berge, worauf die Burgen der Mächte standen, wie den Olympus, den Zion. In vielen Stellen heißt Himmel geradezu Gott. Dazu kommt der moralische Himmel im Leben tugendhafter, mit ihrem Daseyn zufriedener Menschen, und idealische oder poetische Himmel. Überhaupt aber zählen Juden Muhammedaner sieben Himmel; wir begnügen uns mit dreien. Der erste ist der physische, er besteht aus Dünsten und Dämpfen der Luft, aus Nebel, Wolken, Lüften, Äther. In der untersten Region nicht desselben treiben wir unsere Geschäfte und Luftschiffe; sie liegt dicht auf unserer Erde und umfließt sie. In der zweiten Region, die Wolken, fahren zuweilen unsere Luftschiffer Schiffernen in bekannten Fahrzeugen. In der dritten und obersten, im Äther, wälzen und schwingen sich von Ewigkeit zu Ewigkeit in regelmäßigen Bahnen Millionen großer Kugeln." Nicht hatte der Menschensohn es leicht, in den untersten Himmel zu gehen: wandeln wir doch selber beständig darin; und im Nebel des Himmels konnte er auch ohne Schwierigkeit mit und bei seinen Anhängern erscheinen.

Auf diese Auseinandersetzung vorläufig gestützt, läßt Brennecke den „Oberapostel“ Petrus ohne Umstände weiter sagen (Apostelg. V, 31.): „Gott habe den vom Hohenrath aus Kreuz gebrachten Jesus wieder erweckt, und durch seine rechte Hand ihn, einen Anführer (ἀρχηγόν) des angreifenden Heeres, auch zum Retter (σωτήρα) erhöht, um die Israeliten aus ihrer sittlichen Verdorbenheit zu ziehen.... Der Retter, σωτήρ oder οὐρανός (Conjekture für οὐρανός), war bei den Alten bekanntlich der ältere bedächtiger Feldherr, welcher das Schutz- und Unterstüßungsheer, die Reserve befehligte; und ἀρχηγός hieß der jüngere, feurige General, welcher das Angriffsheer anführte, und selber an dessen Spitze den Kampf eröffnete.... Diesen muthigen Anführer, diesen Vordersten im heißen Streit, nachdem er mit rühmlichen Wunden bedeckt für todt vom Kampfsplatze getragen worden, hat Gott der Mächtige beim Leben erhalten und ihn zum Anführer der Reserve avancirt. Als solcher ist er nicht unthätig: er befehligt ein Schutzheer, mit welchem er den Setzigen zu Hilfe eilt, wenn sie in Gefahr sind, der feindlichen Uebermacht zu unterliegen. Weißgekleidete Männer und Jünglinge sind es, die ihm zu Befehl stehen, und Hilfe bringen, wo Hilfe nöthig ist; mit andern Worten: der ganze heilige Orden der Essäer, welche weiße Obermäntel oder Talare trugen, bildet sein Reservecorps.“

Wirklich meldet Lukas (Apostelg. V, 19.), ἄγγελος, d. h. ein Bote Jesu habe dem Petrus (den Zwölfen!) in der Nacht die Gefängnißthüren eröffnet, und selbst den Auftrag ertheilt, des nächsten Morgens unerschrocken im Tempel zu reden. — „Ἄγγελος heißt ein Religionslehrer überhaupt, ein Prophet, Apostel, Evangelist, Missionär, ein Bote, Gesandter, Kundschafter, Trabant, Diener, ein Rathgeber und Helfer; endlich auch ein Geschöpf der babylonischen Phantasie, nämlich ein Halbgott, gewöhnlich auch Engel genannt. Sieben solcher waren nach der Meinung der Juden, die sie von den Babyloniern angenommen hatten, Oberengel oder Himmelsfürsten, Gottes Minister und Generale, die übrigen wären fliegende Soldaten, Eilboten und Polizeydiener, lauter holbe Wesen, wahre Gottes- und Menschenfreunde... Das Wort Bote oder Gesandter gibt uns sogleich einen deutlichen Begriff, und verführt uns nicht zum Chaldäischen Aberglauben. Wenn man aber Engel übersetzt, wo im Grundtext eigentlich Bote steht, bürdet man da nicht

den Aposteln und Evangelisten Aberglauben auf, den sie nicht hatten, ja pflanzt ihn in Gemüthern hinein, aus welchen man ihn ausrotten sollte? Ist das Christlich?“ ...

„Hier finden wir also, daß Jesus in der Nähe war, und seinen Oberapostel durch ein Mitglied seines Schutzheeres rettete und ermunterte... Elf Jahre nach der Auferstehung, als Herodes den Petrus enthaupten lassen will, kommt Jesus in der Nacht vor dem zur Hinrichtung bestimmten Tage mit einer Laterne ins Gefängniß, löset seines Freundes Fesseln, und ermahnt ihn zur schleunigen Flucht. Petrus läuft in voller Eile nach dem Hause, wo die andern Christen versammelt sind, und erzählt daselbst mit sehr wenigen, aber recht deutlichen Worten (XII, 17.), wie Jesus ihn aus dem Gefängnisse geführt habe. Hieraus erhellt, daß Petrus in seinen früheren Reden an keine Himmelfahrt Jesu gedacht hat. Wer auch hätte ihm dorthin Nachricht von Petrus bringen können?“ ...

„Diese Hilfe kam aber auch andern zu statten, so erzählt der Hauptmann Cornelius dem Petrus Folgendes. Vor kurzem ist, als ich betete, ein Mann im schimmernd weißen Gewande zu mir hereingekommen, dem meine Religiosität zu gefallen schien. — Sollte Jesus in weißer Essäertracht dieser liebeiche Mann etwa nicht gewesen seyn, so war es doch gewiß ein von ihm Abgesandter. Auch in einer andern großen Stadt, in Antiochia, sagt Lukas (Apostelg. XI, 21.) wirkte Jesus zur Ausbreitung seiner Religionslehre fleißig mit.“ Zwar war Jesus auf dem Concil zu Jerusalem (anno 53.) nicht zugegen, und man könnte meinen, daß er damals nicht mehr auf Erden lebte — „wenn man nicht annehmen dürfte, daß Petrus schon im Jahre Chr. 37, als er sich Bedenlichkeiten machte, zu Helden einzugehen, über diesen Punkt durch einen vertrauten Boten oder unmittelbar von Jesu selber Verhaltungsbeehle bekommen hätte, und demgemäß auch bei dieser Gelegenheit sprach und verordnete.“ Darum spricht Petrus hier wohl von der Auferweckung, aber kein Wort von der Himmelfahrt des Herrn — ebenso wenig als später Judas in seinem Briefe, wo man dieß doch bei der Rede von Satans Streit über den Leichnam Moses erwarten sollte. Auch Matthäus, also der fünfte Augenzeuge und apostolische Verfasser, spricht kein Wort davon.

Was soll es nun erst mit Paulus? „Er selbst hat eine

Himmelreise gemacht, wie er II Cor. XII, 2. erzählt, kann uns aber nicht bestimmt sagen, ob mit dem Körper oder bloß in Gedanken; wahrscheinlich in Gedanken, da machen sich dergleichen Reisen am bequemsten. Und doch geht er (Gal. I, 8. 9.) so weit, daß er sogar all diejenigen wiederholt verflucht, welche andere Lehren und Nachrichten von Jesu ausbreiteten, als er hat. Hat er nun nicht gelehrt, daß Jesus leibhaftig gen Himmel gefahren sey, so hat er allen denen, welche solche Lehre verbreitet haben, ein hartes Urtheil gesprochen.“ (Man merke, die Apostel haben nach dem genugsamen protestantischen Bibelglauben ausschließlich und bloß das gelehrt und gethan, und nur so viel Worte in ihren Reden gebraucht, als wir geschrieben lesen!) Dafür versichert er schon in der ersten seiner in der Apostelgeschichte (XIII, 16.) aufbewahrten Reden, gehalten zu Antiochia 47 n. Chr., daß der gekreuzigt gewesene Jesus noch lebe, läßt aber kein Wort darüber entfallen, daß er nicht mehr körperlich auf Erden lebe, sondern gen Himmel gefahren sey. Ja er erzählt (Apostelg. XXII, 6.): „daß er auf einer Reise nach Damaskus in einem Engpaß im Gebirge am hellen Mittage Jesum ein paar Jahre nach seiner Kreuzigung gesprochen, und Vorwürfe und Ermahnungen von ihm bekommen habe. Doch nennt er Jesu Erscheinung eine himmlische, d. i. eine ihm unerklärliche, weil er Jesum hinter dem blendenden Licht, welches von den Bergen ihm entgegen in den engen Paß hinabstrahlte, nicht sah, sondern nur seine Stimme hörte. Übrigens stuzten die Apostel nicht im mindesten darüber, als Barnabas schon früher diese Erzählung ihnen machte, daß Paulus auf der Straße den Herrn gesehen und mit ihm geredet habe — ein Beweis, daß sie ihn öfter zu sehen bekamen.“

Paulus führt seine ganze christliche Belehrung einzig und allein auf die Unterweisung des Herrn zurück, und versucht es aus Eifersucht, daß er darin den andern Aposteln nicht nachstehe. „Wahrscheinlich hatte er zu Damaskus Unterricht aus Jesu eigenem Munde empfangen. Jesus besuchte daselbst seinen Freund Ananias, und gab ihm den Auftrag, zum gedemüthigten Saulus zu gehen, ihn, wenn er Reue zeigte und Besserung verspräche, vorläufig zu unterrichten und zu taufen, und dann durch ein Heilmittel (*δύναμις*), welches er ihm gab, von seiner Verblendung zu heilen.“ Auf seine besorglichen Einwendungen aber stellte er ihm vor, „daß ihm ungemein viel daran gelegen sey, einen Mann,

zu klopfen; für seine Partei zu gewinnen. Ananias räumt das ein, was geht zu Paulus, dessen Wohnung Jesus durch seine Kundschafter (ὑποκρίται) erfahren und ihm bezeichnet hatte. Er findet den sonst den Jüngling äußerst niedergeschlagen, unter heftigen Augenschmerzen wimmernd. Was thät' ich nicht, was gab' ich nicht darum, denn jemand mir mein verlorenes Gesicht wiedergäbe, ruft er. Denn der gekreuzigte Arzt, den ich für todt hielt, sich einer erbarmen wollte; aber ich darf nicht hoffen, ich habe ihn zu sehr beleidigt. Lebenslang muß ich ohne seine Hilfe blind sein. Doch wenn ich recht gehört habe, er wollte mir ja durch den seiner Freunde sagen lassen, was ich zu thun hätte, um ihn verfühnen. O küm' er bald, so ruft er. Da faßt ihn Ananias in der Hand; Jesus, dein ärgster Feind, hat mich zu dir gesandt, nicht er, dich in seinem Namen zu heilen! — Jesus selber besucht ihn darauf in der nächsten Nacht, und entflammt ihn noch mehr für die Beförderung der guten Sache, schwindet dann wieder hinweg; Saulus fühlt sich selig, ja entzückt bis in den dritten Himmel.“

Ferner gedenkt Paulus des Umstandes, daß er drei Jahre später „mit Erstaunen (ὀκνῶν, Apostelg. XXII, 17.) Jesum sogar im Tempel zu Jerusalem gesehen, und von ihm den Befehl bekommen habe, eiligst die Stadt zu verlassen“. Bei der späteren Verlegung zu Corinth „macht ihm Jesus einen Besuch in der Nacht, und sagt (Apostelg. XVIII, 9. 10.): Habe Muth und rede freimüthig zu mir: Ich bin bei dir und niemand soll sich unterstehen, Hand über dich zu legen; denn ich habe eine große Menge Anhänger in dieser Stadt. — Nicht im Traum, nicht als Gespenst, sondern lebhaftig macht ihm Jesus einen Besuch, und gab ihm eine Ansicht einer Person (ὄραμα, von ὄραω, visere, wovon Visite abstammt). Daß Paulus hier kein Wort von körperlichem Davongefahrenseyn in der Lüste predigt, versteht sich von selbst. Er sah Jesum unverlarvt und kannte ihn persönlich aus früheren Zeiten her. Aus dieser Stelle ersehen wir, daß Jesus sogar nach Griechenland kam, um die Seinigen zu unterstützen und ihnen Muth anzusprechen. Paulus freute sich gewiß recht herzlich, ihn zu sehen.“

Als der große Heidenapostel aber zuletzt wirklich in die Geiselnenschaft der Juden geräth, meldet Lukas (Apostg. XXIII, 11.), und nachts darauf Jesus bei ihm in seiner Verhaft in der Burg

Antonia, und sagte: sey getroßt, lieber Paulus! wie du von mir zu Hierusalem gezeugt hast, so sollst du auch zu Rom zeugen! Aus dieser Stelle wird es ganz klar, daß Jesus damals in seinem sechzigsten Lebensjahre noch lebhaftig auf Erden lebte, und den Seinigen mit Trost und Rath zu Hilfe kam. Wie es ihm möglich gewesen, in die feste Burg Antonia, worin Paulus in Gewahrsam lag, bei Nacht zu gelangen, das darf uns nicht kümmern. Wächter lassen mit sich reden, mit sich handeln. Gern hätte er ihn vielleicht, wie einst den Petrus, aus dem Gefängnisse befreit; die Umstände mochtens aber nicht so, wie damals, erlauben, oder es mochte in seinem Plane liegen, daß Paulus an den Kaiser appellirte, und nach der berühmten Roma, der damaligen Hauptstadt der Welt, gebracht wurde, um auch dort die Lehren des Christenthums auszubreiten. Gefahr war nicht dabei zu fürchten, weil dort alle Religionen damals geduldet wurden, und noch kein christliches Inquisitionsgericht sein heiliges Unwesen trieb.“

Paulus Briefe selbst sind voll von der Versicherung, daß Jesus noch lebe und bald wieder kommen werde. Zwar gibt er den Thessalonikern I, 10. die Anweisung, ihn vom Himmel zu erwarten; aber „hier ist nicht die Rede von einem Gottessohne, der aus dem Himmel erst kommen soll, sondern von einem daher gekommenen, aus dem Himmel stammenden, himmlischen Sohn, das ist nach gleichbedeutendem Ausdrucke: einem von königlichen Ahnen abstammenden Liebling. Unmöglich konnte er meinen, sie hätten Jesu Herabkunft aus der Luft zu erwarten; er hatte ja nicht gelehrt, daß Jesus da hinauf geflogen wäre. Der Inhalt dessen, was er ihnen sagte, steht aufgezeichnet in der Apostelg. XVII, 3. (Ebenso wenig lehrte sie das ein anderer; denn) Er selbst hatte ihre Gemeinde gestiftet, seine Briefe an sie sind durchgängig artig.“ Weiterhin theilt er (IV, 14 f.) ihnen als ein (selbst empfangenes) Wort des Herrn mit, daß er „vom Himmel wiederkommen, d. h. unversehens aus seiner unbekanntem Verborgtheit hervortreten werde. Weil aber Jesus noch auf Erden lebte, als er dieß sagte, so kann er keine bereits geschene Himmelfahrt andeuten.“ Ebenso sucht Paulus im zweiten Briefe an die Thessaloniker I, 7. seine gebeugten Leser mit der Verheißung aufzurichten: „Belohnung werdet ihr bekommen, wenn Jesus einst mit den Dienern seiner Macht sich enthüllt zeigen oder unversehens aus seiner Verhüllung hervortreten wird. Er zielt

aus jene poetische Ergießung Jesu bei Matth. XXV, 31., jedoch, setzt er hinzu, laßt euch nicht durch unterschobene Briefe oder Reden der Irrlehrer zu dem Gedanken verleiten, daß Jesu öffentliches Wiederauftreten so nahe sey.“ Im zweiten Kapitel erklärt er, „es würde zuvor noch ein Gegenmessias auftreten, aber schwerlich mit glücklichem Erfolge, so lange noch ein gewisser Jemand auf Erden lebte. Sie wüßten schon, was er ihnen mündlich hierüber zu verstehen gegeben hätte. Diesen Jemand hatte er vor kurzem zu Corinth leidhaftig gesehen, er verkündigte vor aller Welt, daß er noch lebte, erklärte sich aber nicht näher und verschwieg den Ort seines Aufenthaltes, theils weil er ihn nicht wußte, da Jesus bei seinem geheimen Umherwandern ihn oft veränderte, theils durfte er ihn nicht verrathen, um ihn nicht aufs neue seinen fanatischen Feinden zu verrathen.“

Dies sind für uns Erklärungen gerade so, wie wenn man aus der Bibel beweist, Paulus sey ein Kanonier gewesen, weil er selber schreibt: „Unser Wissen ist Stückwerk!“ Aber ohne aus der Fassung zu kommen, belegt Brennecke seine verkehrten Behauptungen ebenso ernsthaft aus dem Corintherbriefer. Hier erwartete ja der Apostel jeden Augenblick Jesu entscheidendes Hervortreten; darum spricht er (I, 7. IV, 5.): „Haltet euer Urtheil über mich und Apollos zurück, bis der Herr kömmt. Erwartet die Enthüllung unsers Herrn Jesu Christi.“ Sodann läßt er sich (XI, 23.) darüber aus, daß er unter andern die Berordnung über die Feier des Abendmahls von Jesus selber erhalten habe, woraus folgt, „daß er mit Jesus eine geraume Zeit nach seiner Auferstehung näheren Umgang haben mußte. . . . Wenn Jesus nicht noch lebte, setzt Paulus ferner bedächtig hinzu, was für Vortheile könnten sich Täuflinge versprechen, wenn sie sich im Vertrauen auf einen Todten taufen ließen. Daß aber eine körperliche Himmelfahrt auch gar nicht stattfinden könne, versichert er B. 50. mit starkem Nachdrucke, indem er sagt: Fleisch und Blut können nicht das Reich Gottes erben, auch wird das Verwesliche nicht erben das Unverwesliche. Wie reimt sich mit diesem paulinischen Spruch die Mönchslehre, Jesus habe seinen irdischen Leib mit nach einer andern Welt genommen? Jede andere Welt hat ja ganz andere Körper“ u. s. w. Das ist also eine „bloße Sage und Tradition aus den Zeiten der Finsterniß“. (Wahrscheinlich hat Luther kaum daran gedacht, daß

seine consequenten Nachfolger dies sehr so oft wiederholtes Schilberleth einst noch in so weiter Ausdehnung verstehen würden!

Später, nämlich im zweiten Corinthherbrieft (V, 6. 8.), klagt der Apostel: „Ich weiß wohl, daß ich all mein Lebenslang immer weit vom Herrn entfernt umherirren werde; dennoch bin ich stets getrost, und wandere auch fern von seinem Anblick mit Vertrauen auf ihn. Doch wäre ich für mein Leben gern bei ihm.“ Und ein wenig darauf (XII, 7—9.) versichert er, er habe ein gewisses körperliches Übel, was ihm wohl der Satan auf den Leib gesandt haben müsse; davon könne selbst Jesus ihn nicht befreien. Schon zu drei verschiedenen Malen habe er ihn um Heilung deshalb gebeten, aber leider zur Antwort bekommen: begnüge dich mit meinem guten Willen! Meine Kraft endet sich in Schwäche. Wie kann also Jesus sechs Wochen nach seiner Auferstehung gen Himmel gefahren seyn?“ Der Leser schlägt begierig die betreffenden Stellen nach, und findet den Contrast nicht wenig komisch!

Aber auch im Römerbrief sucht man vergebens eine Spur von Himmelfahrt, bezeugt Brennecke. Zwar heißt es darin VI, 9.: „Wir wissen, daß der von den Todten erweckte Jesus hinfort nicht stirbt; der Tod wird hinfort nicht über ihn herrschen — und X, 6—8.: Wer will uns Jesum aus dem Himmel oder aus der Hölle oder wo er sonst seyn mag, herbeiholen?“ Allein dies beweist ihm „vielmehr, daß Jesus damals noch leibhaftig auf Erden lebte, als Paulus anno 59. dies schrieb.“ Doch war das Jahr 60, wo Jesus den gefangenen Paulus noch persönlich in der Nacht auf der Burg Antonia besuchte, vielleicht sein letztes. „Er starb entweder noch in demselben oder im Anfang des folgenden Jahres; denn im ersten Hirtenbrieft des Petrus wird uns des sechzigjährigen Jesus sanfter natürlicher Tod an Altersschwäche gemeldet. Er schrieb ihn, eine Art Leichenpredigt, 27 Jahre nach Jesu Auferstehung, und beginnt ihn wie ein Trauernder, dem sein bester Freund gestorben ist. Wer fühlt nicht, daß er im ersten Kapitel auf Jesu Ablegung des irdischen Körpers auf eine verdeckte, schmerzstillende Art anspielt?“

Zu bedauern ist nur, daß Jesus bei seinem vorgerückten Alter und zunehmender Körperschwäche den Tod immer näher kommen ließ und endlich ihm wirklich unterlag, ohne, wie doch die Apostel fortwährend erwartet haben sollen, als „Nachtrabgeneral (ὀπίσθερος) zur-

Rechten eines Heeres? im entscheidenden Momente zur Aufrichtung eines Reiches plötzlich aus dem Nebel der Verborgenheit hervorzutreten zu seyn! —

... In den folgenden Kapiteln meldet er ihnen, daß er zum Himmel eingegangen sey, und nun seinen Feinden unerreichbar, in der Rechten Gottes, d. h. in Gottes mächtigem Schutz, „in Gottes Arme“, da Apostel, Missionäre und tüchtige Gemeindeprediger seine Anordnungen befolgen, wie wir zur Ehre der Wahrheit und ihres Apostels Mt. 22. übersetzen müssen. Daß Petrus in der vorliegenden Stelle vom idealischen Freudenhimmel, dem himmlischen Paradiese, spricht, wo die Seelen der verstorbenen Tugendhaften sich befinden sollten, ist leicht einzusehen. Die Seelen der Gottlosen schwebten dagegen nach der Meinung der Juden zwischen dem Mond und der Erde, wo es bekannlich ungeheuer kalt ist; sich zu erwärmen schickten sie sich daher wieder in lebende Menschenkörper ein, quälten sie und machten sie auf mancherlei Art krank, und hießen sehr unrichtig Dämonien.“

Frägt man, warum Petrus den sanften natürlichen Tod Jesu verhülmte, so läßt sich die Antwort leicht geben. Einem alten jüdischen Orakelspruch zufolge sollte der Messias nicht auf der Erde sterben. Bei seinem Scheintode am Kreuz besand er sich zwischen Himmel und Erde: das Orakel hatte nichts dagegen, Starb endlich Jesus an Altersschwäche entweder auf einem See oder Meere: so hätte das Orakel auch hierwider nichts. Seine Freunde werden dafür gesorgt haben, daß er in einem Hängebette, in einem sanft schaukelnden Balankin, dergleichen in Asien nicht selten sind, sanft verschanden konnte: das Orakel war erfüllt. Da ein solches equines Hänge- oder Schaukelbett zugleich als Brunkbett mit einem Himmel oder Vorhängen geziert zu seyn pflegt: wer sieht da nicht ein, daß Jesu Freunde, welche bei Beobachtung singulärer Kleinigkeiten sehr gewissenhaft waren, auch dafür gesorgt haben werden, daß Jesus, als er sein nahes Ende fühlte und ahnte, sich in dieß Himmelbett lagern mußte, damit sie der Wahrheit gemäß sagen konnten: er ist zum Himmel eingegangen? Kindisch sind solche Kleinigkeiten, aber sie waren den Israeliten eigen, und sind es zum Theil noch. 171. — Nach den vielen Strapazen auf dem kritischen Untersuchungsweg

bleibt uns dieses Buch, wie ein ergötzlicher Schwermüde begraben
Erholung.

Haben wir uns aber bisher über die so ^{eben} ^{erwähnten} Nachrichten verwundert, die für Jesu Lebensfortbauer bürge-
ben, so können wir jetzt nicht weniger über die Belegstellen seines spät und
sanft erfolgten Scheidens. Alle Briefe, welche Paulus nach dem Jahre 60
oder 61 geschrieben, enthalten nun nach Brennecke's Auslegung die
Nachricht, daß er gestorben sey. So gibt Paulus „gleich im ersten
Kapitel (B. 23. und III, 20. 21.) des Briefs an die Philippes-
sier, 64 n. Chr., zu verstehen, daß Jesus nicht mehr auf Erden sey,
und man nur durch den Tod zu ihm gelangen könne: er wünscht zu
sterben, um beim Messias zu seyn“. Eben das erhellt aus dem an
die Colosser III, 1., in den beiden an Timotheus (III, 16. II Tim: 1
II, 10.), im Sendschreiben an die Epheser I, 20., so wie aus dem:
Hebräerbrief (IV, 14. VIII, 1. X, 12. 13. XII, 2.), dessen „völlig
unbekannter hebr. Verf. über Jesu Grab hinweg ins Blaue hinein,
was kein profaischer Nordländer sehen kann, den erhabenen Sitz
seines Messias auf dem Gebirge oder im Himmel sieht.
Läßt nehmlich der Psalmist seinen Gott vom König David sagen:
Er wird mich Vater nennen, und ich will ihn zum ersten Sohne
machen, allerhöchst unter den Königen auf Erden: so wendeten die
gelehrten, in den Dichtern der Vorzeit ihrer Nation wohlbelesenen
Judenchriften solche poetischen Ausdrücke häufig auf den Messias
Jesus, den moralischen König, an. Daher sein Titel Gottes erster
Sohn, der von Himmeln (königlichen Burgen, Ahnen) stammende
Sohn Gottes; daher sein Sitz nahe bei Gottes Stuhl, unter dem
hohen Schutze seines majestätischen Thrones.“

„Wahrscheinlich ist also Jesus im Anfang seines 61. Jahres im
Arm des Petros oder Jakobos oder Johannes selig entschlafen.
Ja,“ ruft Brennecke (156) triumphirend über diese exegetische Er-
rungenschaft aus: „Siebenundzwanzig Jahre, welche sein
Geister der Finsterniß dem verdienstvollen thätigen Le-
ben Jesu abgeschnitten hatten, gibt die sichtende Zeit
ihm zur wahren Ehre zurück. Statt dreier Jahre voll
rühmlichen Verdienstes um die ganze Menschheit gibt
sie ihm die gebührenden dreißig, und das von Rechts-
wegen. Ehre dem Ehre gebührt!“ Weil aber diese Eloge
eigentlich auf den erfindungsreichen Verfasser geht, darum fast er

~~Erhebungen~~ Erhebungen auf den Herrn noch im Nachfolgenden zu-
~~berücksichtigt~~ berücksichtigt, es nun, all das Gute zu denken, was er in
~~17 Jahren~~ 17 Jahren geheimen Lebens gethan haben kann, und
 gewiß auch gethan haben wird! In wie manches dunkle Gehirn
 wird er sein wohlthätiges Licht gestrahlt haben? (Schade, daß
 Brennecke damals nicht lebte!) Wie manchem Frevler wird er ins
 Gewissen gedonnert, wie manchen erschüttert und gedemüthigt haben!
 Wer vermag die Menge aller Kranken zu denken, welchen er ihre
 kumpfen und verlornen Sinne wiedergab; wer die vielen Gefahren,
 bei dem allen entdeckt und aufs neue gemartert zu werden! Wie oft
 mag er bei den ermüdenden Reisestrapazen Hunger und Durst, Frost
 und Hitze erduldet haben, wenn er so häufig in Einöden flüchten
 mußte, um Entdeckungen und Nachstellungen zu entgehen? Wer
 vermag es, bei dem allen sich den edlen, stillen Muth
 zu denken, mit welchem er sich gleichwohl immer wieder
 bei Nacht, und Rebel, verkappt und verlarvt, mitten un-
 ter seine bittersten Feinde in Hierusalem wagte? . . .
 Hätte Jesus während seines ganzen geheimen Lebens weiter niemand
 für seine Sache gewonnen, als den kenntnißreichen, scharfsinnigen
 und enthusiastischen, von boshaften Priestern erkaufte Pharisäer
 Saulos, indem er durch ein plötzliches Entgegentreten
 in einem engen Gebirgspass ihn zum Zittern und Er-
 blinden brachte, ihn in den Staub stürzte, und sodann
 durch liebevollen Zuspruch wieder erhob — er hätte nicht fruchtlos
 so lange noch gelebt. Wer anders, als er, der von ihm Todtgeglaubte,
 wäre da wohl im Stande gewesen, dem grimmen Wolfe, der seine
 noch kleine Heerde zerfleischte und verschüchterte, dem fanatischen
 Saulos, in einer mit Fleiß gewählten höchstschimmernden
 Maske, in Begleitung einiger, ebenfalls schimmernd
 und prächtig gekleideter Essäer, die seine Ehrens- und
 Schutzwache ausmachten, plötzlich in den Weg zu treten, wie
 in Wesen aus einer höheren Welt, dergleichen in der Phantasie der
 Pharisäer häufig lebten und webten, ihm majestätisch zu erscheinen,
 ihn (vielmehr wie ein Gespenst zu erschrecken!) zu blenden, und nach
 dieser Demüthigung in einen treuen Hirten seiner Heerde zu ver-
 wandeln? . . .

Wann der Herr nach diesen letzten Großthaten also in Wahr-
 heit gestorben, wissen wir nunmehr; es war im Jahre 60 oder 61

unserer Zeitrechnung: wo liegt er aber nun zum Verstande begraben
 welches ist der Ort seiner letzten und ewigen Ruhestätte? Sollen
 wir nicht noch sein Grabmal am Elberg vort in Gallien
 suchen, wie man ja wirklich gethan hat, um diesen werthvollen Schä-
 tzen gewis als die seltenste Antiquität neben den Sarkophag Alexanders
 Großen ins Museum nach London zu schicken? Leider gibt uns Breth-
 nake darüber keinen Aufschluß, sondern schließt dafür mit einer Ap-
 ostophe an Christus: „Lugendhaftester aller Dulder, aus reiner Liebe
 zum Menschengeschlecht! Größtester Held aller Zeiten, dessen einziges
 Dichten und Trachten mitten unter Gefahren Menschenbeglückung war!
 Besteher Lehrer unter allen Weisen der Vorzeit! Mann ohne Gleich-
 chen, Bild der Gottheit, Preis und Dank sey dir ewiglich!“

LXXXIII. Capitel.

Die Wunder der Apostelgeschichte.

Hanmann spricht wider Brenneke die Beschuldigung aus,
 er habe „die Bibel zu einer wächsernen Nase gemacht. Nach dem
 Ausdruck der gesunden Vernunft könne von Einer Stelle nur Eine
 Auslegung die richtige seyn.“ Nicht auf den Einen komme es an,
 sondern wie die Auslegung der Mehrzahl. Aber der Gerügte hat
 einzig das Princip des Protestantismus, die freie Forschung, zur Aus-
 führung gebracht. Er steht nicht im mindesten allein, denn andere
 haben ihn mit Wort und Schrift in Schutz genommen, und so hat
 auch J. L. Hermes auf Ostern 1792 ein „Leben Jesu seit seinem
 Tode“ versprochen, das aber leider nicht erschien. Er ist, wenn er
 Jesum in der Prüfung seines Lebens wie einen ganz gewöhnlichen
 Menschen behandelte, nur dem Beispiele vieler Tausender vor ihm
 gefolgt, ja er hat mit den von seinen Vorgängern ihm an die Hand
 gegebenen Mitteln nolens volens eine bittere Satyre auf die
 philologisch critische Exegese geschrieben, wobei jeder aus
 dem Texte herauskriecht und nach Gefallen ausmerzt, was er will,
 ohne auf die anderen zu merken. So in der Geschichte Christi und
 der gesammten Kirchenhistorie, wie auch im Gebiete der Dogmen.
 Dieß beweist auch Hennell in seinem Urtheil über den „Ursprung
 des Christenthums“, indem er seine specielle Critik auf die Akten der
 Apostel ausdehnt. Hören wir nun zum Schlusse, wie er das wun-

erwähnte Ereigniß faßt, daß von einem kleinen Häuflein Iudäer geschlagener Anhänger nach Jesu Tod die Ummälzung der ganzen alten Welt ausging, so spricht er (k. 43 f.): „Seit lange an den Gedanken ihrer Erhebung zu Gefährten des Messias gewöhnt, war es den galliläischen Fischern, welche fangens in der Hoffnung, die zwölf Throne der Stämme Israels zu ertheilen, später aus Gewohnheit und Neigung Jesu nachgefolgt waren, unmöglich, zufrieden in die Dunkelheit zurückzuzuhren. Der Plan, das messianische Reich mittels einer Nationalrevolution aufzurichten, mußte, wenn es Jesus je darauf abgesehen, wenigstens nach seiner Ankunft in Jerusalem (nach dem mißglückten Palmeneinzuge) aufgegeben werden, und die Erwartung seiner bevorstehenden wunderbaren Wiederkunft machte jeden Gedanken dieser Art seitens der Jünger unmöglich. Daher nahmen sie die Gestalt einer kleinen religiösen Bruderschaft an, deren Inheitsband die vom Täufer Johannes und Jesus gepredigte Nähe des Himmelreiches und der pharisäische Glaube an die Todauferstehung bildete.“ Die Verkündung der Unsterblichkeit der Seele war es nun eigentlich, die der Seite der jristen, welcher Name eine Zeit lang wahrscheinlich als Spottname gesehen ward, daher würdige und wohlgefinte Schriftsteller, wie Hilso und Josephus, statt dessen den ältern und besser bekannten der Jener vorzogen, die Bahn zur Ausbreitung durch die ganze Welt brach; und dem Pharisäer Paulus vor allem gebührt das Verdienst, diese glückliche Idee gefaßt und hauptsächlich realisiert zu haben, so daß die Großthaten des Herrn dazu ganz nebensächlich scheinen.

Der großartige Impuls, den die Kirche von Jeher die Geisteswandlung nennt, ist aber für Hennell (212 f.) weiter nichts, als die Erscheinung, daß „die Gemüther einzelner Neubekehrter in gemeinsamer Erwartung der Taufe in einen Zustand von Ekstase versetzt wurden, was man für eine thatsächliche Bestätigung des Glaubens sah. Diese Anfälle wurden bald von andern, um Aufmerksamkeit zu erregen, nachgemacht und gesteigert. Indem ihre Aufregung in unzusammenhängenden Ausdrücken sich Luft machte, wobei einige Worte wirklich fremder oder verwandter Sprachen sich in ihre Redewörter mischten, mochte sich leicht das Gerücht verbreiten, daß der allmächtige Geist die Kraft gebe, in fremden Zungen zu reden.

seiner Geschichte angekommen ist, wo Petrus zu seinen eigenen großen Erstaunen sammt seinen Gefährten (Apostelgesch. X, 34.) zuerst einsieht, daß das Wort Gottes auch noch für andere, als die Juden, bestimmt sey! — Man glaubt Strauß reden zu hören, und findet sich erst in dem Gedanken: magna ingenia conspirant, wieder zurecht.

Die Geschichte von Ananias und Sapphira erklärt sich großentheils aus der Wirkung, welche geistige Schrecken auf religiöse und zugleich schwachmüthige Menschen bekanntermaßen ausüben. Der Berichterstatter mußte sich übrigens gebrungen fühlen, diesen für eine in Gütergemeinschaft lebende Verbindung äußerst gefährlichen und darum exemplarisch bestrafte Versuch mit den abschreckendsten Farben zu schildern. Die nachfolgende Befreiung der Apostel aus dem Gefängniß trägt das Gepräge einer Fiktion und ist ein durchaus zweckloses Wunder. Man kann sich nicht denken, daß ein Engel so einfältig gewesen wäre, die Apostel nach ihrer Befreiung in den Tempel zu schicken, wo sie so sicher festgenommen werden mußten, als dies des folgenden Morgens der Erzählung nach wirklich geschah. Es ist der göttlichen Allmacht unwürdig, sich einem bloßen Versteckspielen zulieb zu äußern, wie hier, wo die Wunderbedeutung nur darin beruht, daß die Apostel an einem andern Ort gefunden werden, um wieder vors Gericht zu wandern!

Im Bericht von der Bekehrung des Paulus fällt zuerst der wichtige Widerspruch auf, daß seine Begleiter nach der Apstg. IX, 7. das einermal die Stimme von oben hörten, was Paulus später XXII, 9. in der ihm selbst in den Mund gelegten Rede geradezu läugnet. Diese Ungenauigkeiten des Lukas bei Wiederholung seiner Geschichte legen uns den Verdacht nahe, daß dergleichen auch wohl in der ersten Erzählung sich einschlich, und ein Vorgang, den Paulus nur als Vision erzählt wissen wollte, durch diese nöthig erachteten Zusätze in ein äußerliches Faktum umgewandelt wurde. Daselbe, daß es ihm, dem vorher Verblendeten, nachher zu Damaskus wie Schuppen von den Augen gefallen sey (Apostelgesch. IX, 18.), kann fast wörtlich von einer geistigen Blindheit und deren Heilung gesagt werden. Das Hauptverdienst dieser Wendung gebührt übrigens dem Barnabas, der die Geschichte (Apostelgesch. IX, 27.) zuerst in der Absicht, seinen Freund gebührender Weise als Mitarbeiter unter den

Aposteln einzuführen, erzählte, also ein hinreichendes Motiv hatte, das wirkliche Faktum zu einem möglichst auffallenden Wunder zu steigern. Die Idee der Aufrechthaltung des gesetzlichen Judenthums, wofür Paulus Feuer und Schwert in Bewegung gesetzt wissen wollte, lag seit dem heldenmüthigen Tode des Stephanus mit einer anderen im Kampfe, welche ihm Jesum den Auferstandenen als Messias erscheinen, und darin die Erfüllung aller Weissagungen erblicken ließ. Dieser Gedanke beschäftigte ihn unaufhörlich während der Reise; jetzt, ehe er nach Damastus kam, mußte er sich für oder wider Christus entscheiden. (Gut, bis auf das, was nun folgt.) So nun „in einem durch die mittägliche Sonnenhitze herbeigeführten Zustand von Schwäche glaubte er Jesum selbst zu sehen und ihn mit sich reden zu hören. Bei einem Manne von starker Einbildungskraft, der sich gerne Visionen hingab, darf man sich nicht wundern, wenn diese Umstände einen Eindruck für ihn auf sein ganzes Leben machten. Die Energie seines Charakters erlaubte ihm nicht, etwas nur halb zu thun, und so bildete er sich, nicht zufrieden, bloß in die Fußstapfen der ersten Jünger zu treten, während der nächsten drei Jahre das System eines Christenthums im höheren Sinne aus.“

Wie aber in der Apostelgeschichte bei Lukas hier überall die Fiktion vorwaltet, so kommen fort und fort, besonders bei dem Erdbeben zu Philipp i mehrere Spuren davon vor. Der Gefängnißwärter soll sich selbst tödten wollen, ehe er weiß, ob seine Gefangenen entflohen? Und Paulus ahnt in der Dunkelheit gleich sein Vorhaben? und wie jener, um nachzusehen, sein (Kerzen-) Licht in die Hand genommen hat, ist er auch sogleich innerlich erleuchtet, stürzt dem Paulus zu Füßen, und fragt zitternd: was muß ich thun, daß ich gerettet werde? Ist dieser Hergang natürlich und glaubhaft? Übrigens wird die Befreiung der Gefangenen am folgenden Morgen doch nicht als Folge des Erdbebens, sondern des obrigkeitlichen Befehls dargestellt; auch macht der Apostel in seinem späteren Briefe keine Anspielung auf dies Wunder, so wie er auch dem Timotheus die Drangsale zu Lystra auseinandersetzt, ohne auf die daselbst erfolgte Heilung eines Lahmen hinzuweisen. Er setzt die Krankheit des Trophimus und ebenso die des Timotheus auseinander, aber keine der Wunderheilungen zu Ephesus oder Melita wird angeführt. Ja anderwärts redet er selbst mit sichtbarer Geringschätzung von den corinthischen Wunder-

thättern, indem er die Wunderkräfte in die vierte Classe setzt, und macht aus seinem eigenen Wunderansehen, wo es gilt, es gegen die höchsten Apostel aus Nachrücklichkeit hervorzuheben (I Cor. XI, 12. II Cor. XII, 12.) nur ein unkräftiges Argument. „Also er heischt das Interesse der fortschreitenden Geistesentwicklung diese Erzählungen von dem Gebiet der Geschichte auf das der Poesie zu verlegen; dann mag man sich um so zwangloser daran weiden, als man nicht mehr gebunden ist, jene Absurditäten zu erklären, und die Widersprüche zu versöhnen.“

Schade, daß nicht auch mehrfache Apostelgeschichten existiren, um nach der abweichenden Weise ihrer Abfassung den Aufferkirchlichen eben so viel Kreuz- und Querpunkte zu bieten, wie die eigentlichen Evangelien, und sie durch Vergleichung zu ähnlichen Schlüssen zu berechtigen, wie Hennell (S. 101.) macht, wenn er noch im allgemeinen sagt: Markus hat viele Portionen des Matthäus ausgelassen, weil er sie nicht glaubte, und keinen Glauben zu finden hoffte. Sein Beispiel diene sonach allen Lesern des Matthäus zur Warnung, diesem nicht unbedingt Glauben zu schenken. Wenigstens bekommen wir indes eine Menge Verfasser unserer einfachen Urkunde; denn Dr. Meyerhoff hält dafür, das Evangelium des Lukas und die Apostelgeschichte stammten von Timotheus — gleichviel, ob der Autor Apostelgesch. XX, 5. sich von Timotheus ausdrücklich unterscheidet oder nicht. Eckermann dagegen hat die Entdeckung gemacht, daß sie erst in Trajans Zeit, und zwar von etlichen Adversarij des Apostelschülers zusammen geschmiedet worden sey! —

Poesie enthalten also die Evangelien von Anfang bis zum Ende; zu welcher Gattung von poetischen Werken sie aber gehören, ist und noch nicht gesagt. Wahrscheinlich wird man die „Geschichte vom großen Propheten zu Nazaret,“ wie Venturini, oder von dem „Reformator aus Galiläa,“ wie Hennell Jesum zu nennen beliebt, künftighin mit dem Buche von der frommen Genoveva, von der schönen Melusine, den sieben weisen Meistern, mit dem Kaiser Diokletianus und den vier Heimonskindern zusammenstellen und zusammenlesen. Damit aber die Anhänger Moses nicht besser wegkommen, hat bereits im Jahre 1802 Baur eine hebräische Mythologie des alten und neuen Testaments geschrieben.

Was bezwecken nun diese Mythenklärungen? Nichts geringes,

sondern wie mit der Zerstörung der Symbolik des Heidenthums die vorbiblische Religion selber zu Grunde ging, und damit, daß die alten Philosophen anfangen, die Theogonieen abstrakt zu fassen, und die Mythologie in gemeine Prosa aufzulösen, diese allen Glauben verlor, so hofft Strauß das nehmliche auch durch die Aufdeckung der neuteft. Mythik zu erzielen, und die Evangelien aus dem Leben gerissen, wie die heidnische Fabellehre dem antiquarischen Studium in der Schule anheimzugeben. Zwar steht der Mosaism oder Jehovacultus als Dienst der reinen monotheistischen Abstraktion, und gerade in dieser Eigenschaft dem Heidenthume schroff gegenüber, auch fällt die Geschichte Christi und der Apostel allzu weit in die historische Zeit herein: lebte Er doch vierthalhundert Jahre nach Aristoteles, gleichzeitig mit Horaz, Livius und Philo, und nur kurz vor Josephus Flavius und Tacitus! — zwar charakterisirt sich das Christenthum eben als der Abschluß und das Ende aller Mythologie, als die Religion der Erfüllung, und unmöglich kann eine Mythe wieder durch eine Mythe, sondern nur durch die reale Wirklichkeit verdrängt werden, auch hatten die Römer schon die Mythologie um keinen Schritt mehr vorwärts gebracht: aber lieber werden die gelehrten Gegner uns beweisen, daß wir selber noch in der mythischen Zeit leben, als eine Offenbarungsreligion glauben! Zwar glaubte man bisher ungeschickter Weise, daß die Menschheit die größten Aufschlüsse über ihre Existenz, Bestimmung und Zukunft diesen heiligen Büchern verdanke; mit welcher Sorgfalt hat man darum auf jede Zeile geachtet, mit welchem immensem Fleiße Varianten zu jedem Verse aus allen Ländern herbeigeschleppt, um den reinen Text der Wahrheit herauszufinden; wie hat man die vierthalb Millionen Buchstaben (3566480) der ganzen Bibel gezählt, und wie hat es die Welt verlangt, das Buch der Bücher mit dem gründlichen Commentare aller Zeiten und für alle Zeiten zu versehen! Nun aber werden uns erst die Augen aufgethan, daß der Entgang dieser Schriften, weit entfernt, ein unersehlicher Verlust für das ganze Geschlecht zu seyn, vielmehr für einen Vortheil und Gewinn anzusehen, und also die Unterdrückung der Evangelien, sowie der Religion überhaupt, deren Namen noch ferner zu nennen man bald als das Zeichen eines ungebildeten Mannes betrachten wird, im Interesse der wahren Bildung und Wissenschaft geboten sey!

So belehrt uns zum Schlusse Edgar Quinet in seinem Urtheile über die Reformation S. 27.: „Wir erschrecken, sagt er, bei

der Nachricht, daß ein neuerer Critiker wieder dies und das dem biblischen Context entrißen. Was wäre es denn, wenn alle Bücher von der Erde entschwänden: müßte man dann etwa glauben, daß auch der Geist Gottes verschwunden sey? Die neueren Critiker, ein de Wette, ein Schleiermacher, ein Strauß, haben die Kirche geschmäleret, auf daß keine Schranke mehr zwischen dem Menschen und Gott sey. Wissen sie denn, ob Gott nicht früher oder später ihnen das Buch selbst entziehen wollen wird, damit das Wort, der Gedanke, die Seele frei von den Fesseln des Buchstabens lebe? Wenn das Kind seine Aufgabe inne hat, dann kann ihm der Lehrer das Buch schließen lassen. Seit achtzehn Jahrhunderten buchstabt der Mensch sein Gesetz in dem aufgeschlagenen Evangelium: wissen sie denn, ob nicht der Meister will, daß er es ohne die Beihilfe der heiligen Schriften in der Tiefe seiner Seele wiederhole? Seit achtzehn Jahrhunderten begnügt sich der Mensch, das Evangelium zu lesen; doch das ist nicht genug, nothwendig muß er es von nun an selbst auf den Erdboden, auf die Stirne der Völker, in den Sand, in das Erz, in die Geseze, in die Institutionen und neuen Charten schreiben. Wenn das Buch erst überall seyn wird, nicht auf vergänglichem Papier, sondern im Leben: dann wird man nicht mehr jeden Morgen mit der Frage aufwachen, ob nicht etwa ein Gelehrter im Laufe der Nacht einen Vers oder ein Kapitel vernichtet habe? Die Menschheit wird über das heilige Buch beruhigt seyn, wenn sie es erst mit tausend Schriftzügen der Welt eingegraben haben wird; dann wird nicht mehr jeder Wind der Critik seine Blätter entföhren.“ —

Was das für schöne Phrasen sind! Man sollte es doch erst einföhren, daß alles geistige Besizthum eines Menschen: wissenschaftliche Studien, Sprachkenntnisse, Einsicht, Kunst und Erfahrung aller Art ebenso, wie leibliches Vermögen oder materielle Schätze sich vererben lassen, also daß immer der Vater auf den Sohn, dieser auf den Enkel und so weiter sein geistiges Erbe, mit seiner eigenen Er rungenschaft vermehrt, hinüberggeben könnte: dann würde man vielleicht mit der Zeit die Bibel und alle anderen Schriftwerke gemäß dem eben gemachten Vorschlage sich noch gar ersparen können! —

LXXXIV. Kapitel.

Über die Fortdauer der Wunder in der katholischen Kirche.

So sind wir denn der Bibel überhoben; denn indem die Kritik die darin enthaltenen Wunder mit Schwert und Feuer verfolgte, ist das heilige Buch selber in Rauch aufgegangen. Die Wunderthaten Christi schwinden wie Nebel im Lichte unserer Zeit, weil er für die Auferstehlichen aufgehört hat, der Gottmensch zu seyn; ebenso die des alten Bundes, die vorbildlich oder im Hinblick auf ihn und in seiner Kraft gewirkt gewesen seyn sollen; und nicht minder natürlich auch die auf seinen Namen geübten Wunder in der Apostelzeit und in der Kirche des neuen Bundes. Dieß letztere zu beweisen, hat Tholuck, zugenannt der kleine Lardner, als neuer Verfasser der „Glaubwürdigkeit der evangelischen Geschichte“, sich zur Aufgabe gestellt. Er, sonst einer der gläubigsten Theologen, führt in der Consequenz des negativen Principes seiner Confession in demselben Buche, worin er gegen Strauß zu Felde zieht, zugleich Krieg gegen die Wunder der katholischen Kirche.

Zwar ist die Geschichte der Kirche nur die in Fluß gerathene und zu einer Strömung gewordene Geschichte ihres Erlösers, das Christenthum ist nur das ins Große auseinander gezogene und entfaltete Bild des Lebens Christi. Jeder Zug in diesem ist ein Punkt, der eine Fülle von Entwicklungen in sich schließt, die alle im Leben der Kirche sich erfüllen. Die Evangelien enthalten nur den Samen, der in ihr reifen und Frucht bringen muß. In dieser Ausbreitung, Fortdauer und Entwicklung soll sich eben erhärten, ob eine Kraft und Wahrheit und Herrlichkeit in ihrem Gründer gewesen, oder ob all sein Werk auf bloße Theorie, Abstraktion und Spekulation sich beschränkte, wie dieß bei einem Sokrates der Fall war.

Wenn Christus selbst bei Johannes VII, 17. erklärt: „So jemand meinen Willen thut, der wird erfahren, ob diese Lehre aus Gott sey?“ so wissen wir, daß es sich im Christenthum nicht um eine bloße Lehre oder leere Predigt handle, wie der Protestantismus den Priester zum einfachen Prediger begrabirt hat, sondern daß die unter seinem Namen in der Kirche vereinigte Menschheit in ihrer fort-

laufenden Geschichte sein Leben in allen Richtungen bethätigen, und kraft der göttlichen Gnade oder des ihr versprochenen heiligen Geistes immerwährend verwirklichen müsse. Hat er die Wahrheit gelehrt, so wird auch sie diese Bestimmung erfüllen; hat er ein göttliches Priesterthum verwaltet, so wird dieß auch in der Kirche fortbestehen; hat er Wunder gewirkt, so wird auch ihr im Glauben an ihn dieses Zeugniß zur Bewahrheitung ihrer Lehre nicht fehlen, um so mehr, da der Heiland selber den Seinen bei Joh. XIV, 12. verheissen hat: „Wer an mich glaubt, wird nicht nur dieselben, sondern noch größere Werke als ich verrichten.“ Nur die Gabe der Prophezie wird jetzt mehr in den Hintergrund treten, weil wir nicht mehr, wie die Gläubigen des alten Testaments, bloß das Heil in der Zukunft zu erwarten angewiesen sind, sondern in der Zeit der Erfüllung leben.

Dieses Fortleben Christi in seiner Kirche ist die natürliche und nothwendige Folge ihrer göttlichen Begründung; diese Inwohnung und Fortwirkung ist auch der fortgesetzte Inhalt der Abendmahlsrede, worin der göttliche Heiland mit gänzlicher Hingebung an sie sein letztes Testament machte. Die Kirche ist ja der historische Leib, und Christus ihr Haupt; beide sind nicht todt, sondern lebendig und organisch mit einander verbunden. Er ist ihr Bräutigam, sie seine erwählte Braut, von der er sich nicht wieder scheiden zu wollen erklärte. Er ist der Weinstock, die Gesamtheit der Gläubigen bildet die Reben, und wer an ihm hängt, wer in der Einheit der Kirche bleibt, wird durch den Trieb seiner Gnade auch Zeichen und Früchte bringen, und nicht als ein Wassergeschloß den Stamm umranken. Daß unter diese Früchte auch die Wundergabe gehöre, und als ein Erbtheil vom Herrn seiner Kirche zum Zeichen, daß sie die seine sey, hinterlassen worden, hat er selbst noch im Augenblick vor seinem Hingange zum Vater ausgesprochen.

Dies versteht sich also wie Ursache und Wirkung zu einander, und ist für jeden vernünftig gläubigen Christen eine so nothwendige Annahme, daß wer immer diese göttliche Heilsökonomie in der Kirche läugnet, auch die gleiche Veranstaltung von Seite ihres Urhebers zu seiner ersten Beglaubigung bestreiten muß, und Tholud nur vermöge der allen Verfechtern der Glaubensspaltung eigenen Inconsequenz die Wunder der katholischen Christenheit bestreiten, die im Evangelium aber noch festhalten will. Dies liegt aber im System

es Widerspruchs, denn mit der Anerkennung der Wundermächtigkeit der alten Kirche hat eine Häresie die Berechtigung zu ihrer Existenz aufgegeben; principiell schließt aber dieser Protest das Geständnis in, daß die getrennte Confession keiner Wunderkraft sich bewusst sey, und sich nicht bekommen lasse, solche für sich in Anspruch zu nehmen. Die Zeit ist ja vorüber, wo man im Ernste aus Luther einen Heiligen und einen Wunderthäter machte, und ihn dieß Vermögen namentlich an Friedrich Mykonius von Weissen erprobt haben ließ!

So geht nun Tholuck, ohne sich durch diese naturgemäße Folgerung dem Mythiker gegenüber bloßgestellt und in die Enge getrieben zu fühlen, von Strauß weg zum Angriff der nachchristlichen, neuest. Wundergeschichten, d. h. zur Bestreitung ihrer Möglichkeit über, obgleich ihm dabei etwas schwindelig wird. „Um vieles gefährlicher, als der apokryphische Wunderkreis, beginnt er S. 420., erscheint die Parallele der Wundersage der katholischen Kirche. Hier sehen wir eine große Anzahl, dem inneren Charakter nach von den apokryphischen nicht wesentlich unterschiedener Wundererzählungen, welche von den stärksten äusseren Zeugnissen unterstützt, und von der Kirche anerkannt, sich ebenso in ununterbrochener Reihe an die Wunder der apostolischen Zeit anschließen, wie diese an die Wunder des Herrn selbst.“ Diese Berichte kommen aber „zum großen Theil auf Rechnung der Leichtgläubigkeit und des Mangels an christlicher Rüchternheit“, und zwar verhalten sich die wahren Ereignisse darunter zu den falschen, „wie der Tropfen zum Meere“. — Mit einem stärkeren Superlativ wird sich die vollendete, d. h. charakteristische Wichtigkeit der katholischen Wundergeschichten, wie sie ihm namentlich in den Vollantiken vorliegen, nicht wohl mehr ausdrücken lassen!

„Wo die historische Critik das Faktische bestätigt, fährt er fort, weist sich aus, daß absichtlicher Betrug und grobe Selbsttäuschung obgewaltet haben. Ein großes Gebiet solcher Erscheinungen läßt sich aus den Thatsachen des Magnetismus erklären; sie sind mithin nur unter die Mirabilien zu zählen. Erscheinungen magnetischer und somnambulischer Art werden wir besonders im Mittelalter, aus welchem die meisten Legenden stammen, in reicherm Maße voraussetzen haben.“ So gibt Tholuck dem Mythiker selbst das Schwert in die Hand; denn mit denselben Waffen sicht ja Strauß und seine Vorgänger auch das Princip der bibli-

schen oder evangelischen Wunder an. Was aber Tholud ferner von visionären, ekstatischen und excentrischen Zuständen, entsprungen aus einem Überwiegen des Nervenlebens sagt, paßt nicht sowohl auf den Klosterstand, als vielmehr vollkommen auf Erscheinungen, wie die bei den Hugenotten in den Ardennen; da sie nun aber schon lange der Schuh drückt, über die christliche Mystik zu reden, so mögen sie sich darin näher orientiren, und die Rechtseite der Natur von der Tagseite hiebei unterscheiden lernen.

Doch nun geht unser orthodoxe Professor S. 423. zu Beispielen über. „Da wird uns erzählt, wie der heilige Longinus, nachdem ihm die Zunge ausgeschnitten, noch geredet habe.“ Die „unsinnigen Legenden“ von Antonius und Franziskus kommen weiter zur Sprache. „Auch von mehreren solchen Wunderkreisen, welche die kirchliche Sanktion empfangen haben, kann die historische Kritik erweisen, daß sie nicht die mindeste historische (geschichtliche!) Grundlage haben. So läßt sich dies auf die schlagendste Art von den Wundern des Ignatius Loyola und des Franz Xaver darthun. Ribadeneira hat keinen Wunderbericht in Loyola's Leben aufgenommen; nichtsdestoweniger sind bei seiner im Jahre 1609 vollzogenen Heiligsprechung an zweihundert Wunder dokumentirt worden. Von Franz Xaver wissen alle späteren Lebensbeschreiber so zuversichtlich Wunder aller Art und selbst Todtenerweckungen zu erzählen, daß auch ein protestantischer Arzt, Professor Kieser in Jena, in seinem Werke über den Tellurismus von den im Morgenland verrichteten Todtenerweckungen des Xaver mit Zuversicht erzählt. Nun sind uns aber die Briefe des kühnen Missionärs erhalten, und allenthalben zeigt sich zwar derselbe als ein verständiger und aufrichtig frommer Mann, nirgends aber die leiseste Spur von Wunderthätigkeit. (Ganz mit demselben argumentum ex silentio hörten wir im vorigen Kapitel die Wunderkraft dem heiligen Paulus absprechen, weil er selber in seinen Briefen nicht davon sprach!) So erkennt man denn in den Wundererzählungen dieser Art die poetische Macht der Sage oder absichtlichen Betrug der Berichterstatte. Daß solcher absichtlicher Betrug einem anderen Theile der Wunderlegenden zu Grunde liege, beweist z. B. das bis auf unsere Tage herab jährlich flüssig werdende Blut des heil. Januarius zu Neapel.“

Also weil Xaverius, gewiß der größte Heidenapostel seit Paulus

eit, von seinen Wundern aus Demuth und Bescheidenheit nichts breibt, sind selbe nicht erfolgt? Hätte er nun aber davon geschrieben, würde Tholuc höchst wahrscheinlich ebenso, wie damals die uden gegen Christus, erwidern: Du zeugest von dir selbst, also ist ein Zeugniß nicht göttlich! Wir haben hier übrigens einen Mann vor uns, der noch einer Belehrung zugänglich ist. Nur die gänzliche Vernachlässigung einer polemischen Rücksicht katholischerseits auf die ortgesetzten Herausforderungen der protestantischen Gegner, und ihre durch noch verstärkte Ignoranz über katholische Zustände, wie hier bei dem Canonisationsverfahren, kann die Keckheit einer solchen Sprache und überhaupt den Hochmuth, womit die meisten von ihnen auch auf die Katholischen niederblicken zu dürfen glaubten, erklären und einigermassen entschuldigen. Was namentlich die indignirende Inschuldigung des ununterbrochenen Betruges der neapolitanischen Priesterseelsorge mit dem Episcopat an der Spitze im Verlaufe so vieler Jahrhunderte betrifft, so sichts dieses Urtheil freilich himmelweit von dem der beiden Kirchengeschichtschreiber Fr. L. Stolberg und Murters ab, zur Zeit da beide noch Protestanten waren, um so mehr, als es vor aller Untersuchung ausgesprochen ist. Darum sollte der gelehrte Verfasser des Scaffismus bei seiner Anwesenheit am jüngsten Lehrentencongress in der alten Parthenope (1845) pflichtschuldig die vollständige Erforschung jenes herkömmlichen Priesterbetruges nicht erabsäumen haben, und der Welt die Darlegung nicht vorenthalten; denn er dieß aber nicht, das harte Wort, um nicht zu sagen, die Infamie zurücknehmen, und nicht den Vorwurf muthwilliger Verheimlichung auf sich ruhen lassen. Uns ist bei derselben Gelegenheit auch wiederholtem Augenscheine die Überzeugung geworden, daß sich dieses seltsame Mirakel ebenso wenig durch die leichtfertige Annahme einer pia fraus, als durch die natürliche Chemie, ungeachtet dieses Studium jetzt so weit vorgerückt ist, erklären lasse, ohne daß es darum schon nothwendig ein Wunder ist, wie es ja auch die Kirche nicht bestimmt für ein solches nimmt. Subjektiv macht es allerdings den Eindruck eines solchen, objektiv aber widerspricht es dem Begriffe eines Wunders, daß es in des Menschen Willkür gegeben wäre, dasselbe regelmäßig sich wiederholen zu lassen; denn ich bin überzeugt, daß die räthselhafte Substanz ebenso alle Tage des Jahres, wie in der Oktave des heil. Januarius gerinnen würde — und hieran sowie an der Zwecklosigkeit der Vorahme bei der bereits

großen Gleichgiltigkeit der Südländer dafür scheint das Ganze von Religions wegen zu scheitern. Vielleicht daß einst noch ungefucht das Geheimniß sich löst, wie z. B. die Entdeckung der Kunst der Daguerrotypie früher für ein Wunder genommene Erscheinungen ähnlicher Art, wie das Fensterbild der Gottesmutter zu Nam in Etrol, erklären dürfte. Es fällt uns also nicht ein, alles, was uns z. B. von einem spanischen Lebensbeschreiber über den heiligen Antonius von Padua erzählt wird, für wahr und wunderbar zu nehmen, oder uns darum zu streiten, ob sich ein einmal ausgemachter Wundervorgang nothwendig auch alle anderemal begeben habe, so oft und von wem immer es wieder erzählt wird — nur für das Prinzip der in der katholischen Kirche fortdauernden Wunderkraft treten wir ein.

Wenn wir aber nun auf die Wundmale des heiligen Franziskus von Assis, dieses ganz und gar evangelischen Mannes, wie vielleicht seit den Tagen der Apostel keiner gelebt, hinweisen, und das Bild dieses wahrhaften Nachfolgers Christi, der in gottbegnadigter Mitleidenschaft selbst die Zeichen der Erlösung an seinem Leibe trug, wie es andeutungsweise auch vom heiligen Paulus geschrieben steht, und bis jetzt eine fortdauernde Erscheinung in der katholischen Kirche bildet: wenn wir dieses Bild den Nationalisten der Jetztzeit nur allein zur Begutachtung vorhalten, daß auch Jesu Füße am Kreuze mit Nägeln durchbohrt und nicht bloß mit Stricken festgebunden worden seyen; oder wenn wir auf das wunderbare zwanzigjährige Fasten des seligen Bruders Klaus von der Glie uns berufen, obwohl es auch an verwandten Vorkommnissen in unsern Tagen nicht fehlt, um durch die Analogie die Möglichkeit zu beweisen, daß Christus allerdings vierzig Tage ohne Speise und Trank in der Wüste habe zubringen können — so werden die Aufferkirchlichen wohl umsonst sich mühen, Fakta, für deren Beglaubigung eine ganze Zeitgenossenschaft eintritt, die solche Erscheinungen nicht bloß mit oberflächlicher Verwunderung, sondern mit aller, aus dem anfänglichen Unglauben entsprungener, geschärfter Critik beobachtet hat, sich und andern aus dem Sinne zu reden, zumal den letzteren Fall, der durch so viele lebende Zeugen unter andern auch durch einen Leipziger uns constatirt ist — auch wird ein Tholuck auf ähnliche Vorkommnisse unter den Anhängern der Reformation hindeuten können. Hier bleibt rein kein Ausweg, als entweder alle Geschichte und selbst

e bündigsten historischen Zeugnisse zu läugnen oder es mit dem Glauben der katholischen Kirche zu halten.

Ebenso, wenn wir auf die wunderbare Gabe der Sprachen hindeuten, wie sich im heiligen Bernardus, in Johannes Capistran oder in Franziskus Xaverius offenbarte, indem sie oft vor Völkern ganz verschiedener Zungen, deren Sprachen sie häufig gar nicht inne hatten, gleichzeitig predigten, und doch von allen verstanden wurden: so erhellte sich darin nicht bloß das Wort des Herrn bei Markus XVI, 7., daß seine Apostel in fremden Sprachen reden würden, und es wiederholte sich jener Vorgang am Pfingstfeste, sondern es sind diese Begebenheiten vor unzähligen Menschen vorgegangen und ihre Wahrheit von überflüssigen Zeugen bestätigt.

Doch wir wollen uns nicht zu weit vom Ziele führen lassen, sondern gleich bei dem erstangerregten heiligen Longinus stehen bleiben, der noch nach ausgeschnittener Zunge geredet haben soll, eine Erzählung, die nach Tholuck, wie alle ähnlichen, nur aus abichtlichem Betrug oder grober Täuschung hervorgegangen seyn kann, und die Lügenhaftigkeit, die er nur der katholischen Kirche zugutrauen gewillt ist. Wir wollen, aus Rücksicht auf dessen sonstige Gelehrsamkeit, dem orthodoxen Galloran auch bei diesem vermessenen Ausspruch nicht für Recht ergehen lassen; wir wollen ihn nicht vor katholischen Zeugen zur Rede stellen und zum Widerruf anhalten, sondern lieber durch das Urtheil eines ausgemachten, aber verständigeren Protestanten über eine ähnliche Begebenheit beschämen; gerade so wie wir in anderen Fällen, z. B. zum Belege, wie sich die Verwünschung des jüdischen Tempels auf Moria durch den Heiland an der heiligen Stätte erfüllte, bei der Geschichte von der durch höhere Macht erfolgten Einstülpung des jüdischen Tempelbaues unter Kaiser Julian das gewiß unverdächtige und durch keine Parteilichkeit bestochene Zeugniß des gleichzeitigen, als Heiden gewiß nicht zum gegentheiligen Glauben geneigten Schriftstellers Ammianus Marcellinus den Angaben der Kirchenväter vorzogen. Es ist der große, und wegen seiner Gründlichkeit und seines überraschenden, dabei besonnenen Urtheils besonders berühmte englische Geschichtschreiber Gibbon, den wir meinen, welcher in seiner *History of the decline and fall of the Rom. empire* vol. IX, durch die Macht der auf ihn eindringenden Zeugnisse überwältigt, seinen fort-

behaupteten Unglauben in Ehren, sich doch in diesem Einen Falle imponiren läßt, und ehrlich genug ist, zu schreiben:

„Die scheinbaren Wunder, wodurch die afrikanischen Katholiken die Wahrheit und Gerechtigkeit ihrer Sache vertheidigten, dürften wohl mit mehr Grund ihrer eigenen Geschicklichkeit (oder künstlichen Veranstaltung), als dem sichtbaren Schutze des Himmels zugeschrieben werden. Indes darf der Historiker, der den Religionsstreit mit unparteiischen Augen betrachtet, sich gleichwohl die Erwähnung Einer übernatürlichen Begebenheit erlauben, die den Gläubigen erbauen, den Ungläubigen aber bestürzen wird. Tipasa war eine Seecolonie in Mauritanien, sechzehn Meilen östlich von Cäsarea, und hatte sich zu allen Zeiten durch den orthodoxen Eifer seiner Bewohner ausgezeichnet. Sie hatte der Wuth der Donatisten getrogt, sie widersezte sich der Tyrannei der Arianer oder beugte ihr aus. Bei der Ankunft eines häretischen Bischofs ward die Stadt verlassen, die meisten Einwohner, welche sich Schiffe verschaffen konnten, setzten an die hispanische Küste über, und die unglücklichen Zurückgebliebenen schlugen alle Gemeinschaft mit dem Eingedrungenen aus, und setzten ihre frommen, aber verbotenen Versammlungen fort. Da erbitterte ihr Ungehorsam den grausamen Hunnerich, es wurde von Carthago ein Feldoberster nach Tipasa gesandt, dieser versammelte die Katholischen auf dem Forum, und ließ den Schuldigen im Beseyn der ganzen Provinz die rechte Hand abhauen und die Zunge ausreißen. Aber die heiligen Bekenner fuhrn nichts desto weniger fort, ohne Zunge zu reden, und Viktor ¹⁾, ein afrikanischer Bischof, der zwei Jahre nach dieser Begebenheit eine Geschichte jener Verfolgung herausgab, bezeugt dies Wunder mit folgenden Worten: „Wollte jemand die Wahrheit bezweifeln, so gehen wir nach Constantinopel, und hören dort die vernehmliche und deutliche Sprache des Subdiakon Restitutus, eines dieser glorreichen Dulder, welcher jetzt im Ballaste des Kaisers Zeno aufgenommen ist, und bei dem gottesfürchtigen Kaiser in Ehren steht.“ Zu Constantinopel finden wir mit Erstaunen einen kaltblütigen, gelehrten und unwerflichen Zeugen ohne Interesse und ohne Leidenschaftlichkeit: Aneas von Gaza, den platonischen Philosophen, der seine eigenen Beobachtungen über diese afrikanischen

1) Victor Vitonius V. 6. p. 76.

Martyrer genau beschrieben hat¹⁾. „Ich selbst sah sie, so schreibt er; ich hörte sie reden, ich forschte sorgfältig, durch welche Mittel eine solche artikulierte Stimme ohne Sprachwerkzeug sich bilden könnte? Ich gebrauchte meine Augen, den Bericht meiner Ohren zu prüfen; ich öffnete ihren Mund, und sah, daß die ganze Zunge bis auf die Wurzel ausgerissen war, eine Verwundung, welche die Ärzte allgemein für tödtlich erkennen.“ Diese Aussage des Aneas von Gaza könnte noch durch die überflüssigen Zeugnisse des Kaisers Justinian in einer stehenden Verordnung²⁾; des Comes Marcellinus in seiner Chronik der damaligen Zeit (p. 45.), und des Papstes Gregorius I³⁾, der sich als Legat des römischen Papstes zu Constantinopel aufhielt, verstärkt werden. (Auch Prokopius⁴⁾ spricht hievon; indes hat keines dieser Zeugnisse die Anzahl der Befenner angegeben, nur eine alte Menologie⁵⁾ setzt sie auf sechzig. Zwei derselben verloren ihre Sprache wieder in Folge verübter Unzucht. Aber das Wunder wird noch durch den sonderbaren Umstand mit einem Knaben erhöht, welcher, bevor ihm die Zunge ausgeschnitten ward, gar nie geredet hatte.)

„Alle lebten im Zeitraume eines Jahrhunderts, alle berufen sich auf ihre persönliche Kenntniß oder die öffentliche Kundbarkeit wegen der Wahrheit eines Wunders, welches bei mehrfacher Gelegenheit sich wiederholt, auf dem größten Schauplatze der Welt geschehen, und während einer ganzen Reihe von Jahren der ruhigen Prüfung der Sinne bloßgestellt war. Diese übernatürliche Gabe der afrikanischen Befenner, welche redeten ohne Zunge, will denen, und allen denen Beifall abnöthigen, welche meinen, daß ihre Sprache rein und orthodox war. Allein der widerspännstige Geist des Unglaubens wird durch einen heimlichen Argwohn bewacht, und der Arianer oder Socinianer, welche die Lehre von der Dreieinigkeit

1) In Theophrasto Bibl. Patr. T. VIII, p. 664.

2) Cod. Just. l. I. tit. 27.

3) Greg. Magn. Dialog. III, 32.

4) De bello Vandal. l. c. 7. p. 197.

5) Bei Ruinard p. 486.

verwerfen, wird durch das scheinbarste Zeugniß eines Athanasianischen Wunders nicht erschüttert werden.“

Soweit Gibbon, welcher selbst für Dr. Strauß¹⁾ eine Autorität bildet. Hier hätten wir also unsern nach ausgeschnittener Zunge noch redenden Longinus in mehrfacher Person, und der Zeugen mehr, als selbst bei dem gerichtlichen Verhöre, das die Pharisäer über die Heilung des Blindgeborenen veranstalteten. Und diese Wunderredner alle gehören der römischen Kirche an, wegen welcher Anhänglichkeit sie eben dieses Aufferste erduldeten. Der Katholik beweist hiemit aus seiner Geschichte, daß folglich auch Christus während seines Erdenwandels Taubstumme zum Reden zu bringen vermocht habe. Aber die Kirche ist selbst nicht um einen Beweis verlegen für eine Stimme ohne Mund, oder für jene Stimme vom Himmel, welche dreimal zur Befätigung des Gottesohnes unter den Menschen erscholl, und sie nimmt ihn zudem nicht aus den Büchern der Ibrigen, sondern verweist einfach auf die Anmeldung vom Tode des großen Pan bei Plutarch. Was will nun Tholuck mehr, um den Mythiker in die Enge zu treiben, was mehr, um selber in die Enge getrieben zu werden? Wie man sieht, gehört zum Unglauben ebenso, wie zum Glauben eine positive Geneigtheit, hier der gute Wille, der allein dessen Verdienstlichkeit ausmacht, dort eine geflüsterte Verstockung. Merkwürdig ist es indeß doch, wie die orthodoxen Theologen im Bereich des Protestantismus, so lange sie es mit Strauß zu thun haben, die Gläubigkeit selber sind; wenn es aber auf den Ernst ankommt, und die Kirche verlangt, dieselben Grundsätze in Bezug auf sie zur Anwendung zu bringen, da bilden sie alle Eine Bruderschaft, und nehmen den Satz des alten Chremylus zum Schilde, welchen der kleine Lardner, lächerlich genug, dem Mythiker ins Gewissen schieben will: *Oυδέ με πείσῃς, κἄν τε πείσῃς*, „du sollst mich nicht überreden, auch wenn du mich überzeugest.“ Es fehlt ihnen eben allen am guten Willen! Gibbon schützt einen heimlichen Argwohn vor: es ist aber vielmehr das unheimliche Gefühl, daß mit so einem Zugeständnisse der Wahrheit der Protestantismus geradezu fällt.

So haben wir hier wieder den sprechenden Beweis, daß ein Protestant zum Geschichtschreiber überhaupt nicht geeignet sey, am allerwenigsten aber zum Kirchenhistoriker oder gar zum Biographen

1) E. J. II. S. 93. C. 56.

des Erlösers. Was mag Tholud von der weltumfassenden Bedeutung des Christenthums verstehen, da er Göthes Ausdruck: das Iste sey eine liebliche Hausmission, so löblich findet? Jene lösen es Leben Jesu in eine Alltagsgeschichte auf, er die Fortsetzung desselben in der Kirche in einen Alltagsbetrug! Wie will es ner dem andern wehren? Das Heiligste wird ihnen zur Carricatur; und aus einem Simon Stilitis wissen sie höchstens den Werner Edensteher Kante zu machen. Sie haben den systematischen Lernichtsproceß unter sich durchgemacht, und selbst denen, die vor tr legten Consequenz zurückschrecken und sich noch zu den Positiven ellen, ist es grundsätzlich um keine Treue und gewissenhafte Anerkennung zu thun.

Welch eine andere Lebensbeschreibung von Christus, als die wir en vernommen, ließ sich vorausätzlich vom Standpunkte des Protestantismus erwarten, da sie alles nach ihrem Bilde und Gleichnisse hmen? Wo von falschen Grundsätzen ausgegangen wird, kann lbst der Bestgefinnte die ärgerlichsten Folgerungen nicht aufhalten, ch abweisen. Mußten, beiläufig gesagt, um nur Ein Beispiel zu ählen, sich nicht nothwendig die oben auseinandergesetzten Debatten geben, ob Christus nicht auch in die Ehe getreten sey? nachdem re Pastoren nichts angelegentlicheres zu thun haben, als zu zeigen, is sie auch sinnliche und unenthaltliche Menschen, wie andere sind, id um so mehr dem Geschäfte der leiblichen Zeugung obzu:gen wissen, je weniger sie sich auf die geistige verstehen — ährend es doch jetzt eine Zeitfrage geworden, wie den Übeln s Proletariates abzuhelfen sey, und sie denen, die sich freiwillig itmannen um des Himmelreiches willen, vielmehr mit ihrem guten eispiele vorangehen sollten. — Wir haben nur die Wahl, confes:rent zum katholischen oder zum rationalistischen und communisticen Glaubensbekenntniß in dieser Beziehung zu halten. Die ersteren be:aupten die Fortdauer der Wunder in der Kirche kraft des noch amer in ihr lebenden Christus; die anderen läugnen diese Fortwir:ng, setzen aber folgerichtig voraus, daß auch Jesus in seinem Leben le ein Wunder verursacht habe. Ziehen wir nun aus dem Lebens:iß der verkümmerten „evangelischen Kirche“ den Schluß zurück, den ir vorhin von der katholischen auf ihren göttlichen und wunderthä:gen Stifter gezogen, so werden wir ganz auf das entgegengesetzte esultat gelangen. Die Protestanten haben dem Eölibate abgesagt,

und ihre Prädikanten unter die Haube gebracht: also darf ihnen auch Christus denselben nicht empfohlen, ja ihn nicht gehalten haben, und es ist rührend zu lesen, wie sie dieß auch von Paulus nachzuweisen sich mühen. Sie sind Tobfeinde aller Fleischesabstinenz und Rauferei, also wird auch Christus nicht vierzig Tage gefastet noch sein Fleisch gekreuziget haben. Sie haben nie ein Wunder gethan (freilich auch keines abgethan!), also er auch nicht; sie haben nie einen Teufel ausgetrieben, obwohl sie aller guten Geister voll sind; sie haben nie einen Sturm beschworen, auch nicht einen moralischen, sonst hätten sie längst den Wirbel und Strudel der Glaubensmeinungen beschwichtigt und unter sich Friede gemacht; sie haben nie mit geistigem Brode einen satt gemacht, geschweige mit leiblichem; ebenso unerhört ist es, daß sie einen Todten erweckt hätten: also darf auch Christus das alles nicht gethan haben, und was davon erzählt wird, fällt dem Köhlerglauben anheim. Ihre Kirche ist ganz und gar machtlos: also wird auch Christus ein machtloser Stifter gewesen seyn. Ihr ganzes Dichten und Trachten ist erbärmlich, und läuft einzig darauf hinaus, aus etwas nichts zu machen: also wird auch Christus es zu nichts gebracht haben. Sie stehen jetzt ganz schmachlich und verwerflich vor der Welt und ihren eigenen Glaubensanhängern da, also wird auch ihr selbstgeschaffenes Ebenbild, Christus, gleiche Schmach und Schande verdient haben.

LXXXV. Kapitel.

Kern der Geschichte des jüdischen Rabbi und Reformators Jesus, zugenannt Christus.

Zeichnen wir nun noch das Gesamtbild des Heilandes mit der frappanten Ähnlichkeit, wie es ihnen aus der Camera obscura ihres eigenen Wesens entgegentritt, aus den verschiedenen Skizzen und Entwürfen in Ein Tableau; lösen wir die wunderhafte Schale vom Kern der neutestamentlichen Geschichte, und fassen wir den summarischen Inhalt des rein menschlichen Lebens Jesu zusammen, so beschränkt sich das historische Credo unter den mit Hilfe der protestantischen Reformation auf den Höhegrad der Bildung vorgerückten Freidenkern der Jetztzeit ungefähr auf das Folgende, und es kommt, wenn wir selbst von allen Schattentriften absehen, nachstehende einfache Menschlichkeit heraus:

Der Stifter der christlichen Religion ist in der Niedrigkeit, vielleicht selbst, wie geschrieben steht, in einem armseligen Hirtenhause geboren. Seine Eltern sind natürlich dieselben, die zwölf Jahre später bei der Wiederbegegnung im Tempel sich selbst gegen ihn Vater und Mutter nennen. Wie gewöhnlich wurde er am achten Tage unter familiären Freudenbezeugungen beschnitten, mit dem ziemlich verbreiteten Namen Jesus oder Josua genannt, und so in den Bund der Kinder Abrahams aufgenommen, d. h. zum Juden gemacht. Ein guter Stern leuchtete ihm indes von Anfang an, die Nachbarn beschenkten den armen Neugeborenen, vorüberziehende fremde Kaufleute sprachen in der Hütte zu, und hinterließen den Eltern einen trostreichen Glückwunsch zu der Geburt ihres Kleinen, mit der Versicherung, daß sie der Weg nicht reuen würde, wenn sie allein dieses holden, hoffnungsvollen Knaben wegen aus dem fernen Oriente hergekommen wären. Mit ähnlichen Segensprüchen wurde er bei der herkömmlichen Aufopferung und Aussegnung der Mutter am vierzigsten Tage im Tempel von einer andächtigen alten Frau und einem hochbejahrten Greise empfangen, deren ganzes Lebensgeschäft in nichts weiter mehr bestand, als im Kirchenbesuche; doch mischte der erfahrene Alte in seine Theilnahmebezeugung auch mitleidige Worte ob des Unglücks, das jeden auf seinem Wege begleitet. Auf all das achtete Maria, die fleißige Psalmenleserin, es erhielt sich in der Familie, wurde aufgezeichnet und später weiter gedeutet.

Die Nachricht vom Kindermord beruht auf einem Mißverständnis der beabsichtigten Hinrichtung, die Herodes noch kurz vor seinem Tode über eine große Anzahl ins Amphitheater eingesperrte Personen mit Weib und Kindern dem Befehle nach verhängte, die aber in der Wirklichkeit nicht zur Ausführung kam. Wenn aber Jesus in der That nach Ägypten kam, so wußte er gewiß die Gelegenheit zu benützen, sich in der dortigen Tempelweisheit zu informiren. In der gleichen Absicht beging der aufgeweckte Jüngling, nachdem er mit seinem zwölften Jahre nach jüdischen Begriffen zuerst ins Alter der Mündigkeit getreten, jährlich die vorgeschriebenen drei Hauptfeste, das Ocker-, Pfingst- und Hüttenfest zu Jerusalem, und suchte da seine in der Zwischenzeit durch sorgfältige Lesung zu Hause erworbenen Bibelkenntnisse im Umgange mit den ersten Meistern Israels zu erweitern und seine Anschauung zu vergeistigen, und dieß mit um so größerem Fortschritte, da er schon die erste Probe so tüchtig bestand,

und im dialektischen Schulkampf seine Überlegenheit über die eigenen Lehrer beurtundete, zu deren Füßen er gleich Paulus geseffen. Leuchtete etwa Muhammeds Geist in seiner Jugend weniger hervor, und gab er nicht auch seinen Zeitgenossen, seinen Freunden und Erziehern Anlaß, ihm seine künftige Größe und Bestimmung anzusehen und vorauszusagen? — Doch erging es Jesu bei diesen Festbesuchen ebenso, wie nachmals dem großen Reformator Luther bei seiner Reise nach Rom: er lernte nehmlich all die Gebrechen der jüdischen Hierarchie, die Sittenlosigkeit der psäffischen Pharisäer, der obersten Inhaber aller geistlichen Würden, und den zurückstoßenden Hochmuth der Sadducäer kennen, und sog seit dieser Zeit einen unüberwindlichen Abscheu wider ihr ganzes heuchlerisches und volksbethörendes Wesen ein, dem gegenüber dem jungen, muthbegabten und seiner Kräfte sich bewußten Rabbi anfangs dunkel, dann immer klarer und deutlicher sein Beruf, als Reformator des veralteten Judenthums aufzutreten, einleuchtete.

Nachdem er also bis zu seinem dreißigsten Jahre sich vorbereitet, weil kein jüdischer Rabbi vor dem vorgeschriebenen Levitenalter auftreten durfte, nahm er von einem, von ähnlichem Geiste beseelten, zelotischen Priester Johannes die Bußtaufe, welche dieser im Nachbild der jüdischen Proselytentaufe eingeführt hatte, um seinen Zeitgenossen ihre heidnische Verworfenheit recht symbolisch anschaulich zu machen, und zog sich darnach, wie einst Moses und Elias, auf vierzig Tage zur Meditation in die Einsamkeit zurück. Mit welchen Lebensplänen er sich damals trug, und mit welchen Mitteln er sie auszuführen dachte, ob im Bunde mit den beiden revolutionären Gewalten, mit dem hungrigen Volke, oder mit der Tyrannis, oder ob er sein Wagniß auf eigene Faust beginne, gehe es darnach, wie es wolle, und seine Reform mit dem Tempel anfangen und enden solle, wozu er auch wirklich zuletzt einen gewaltsamen Versuch machte: dieß hat er seinen Jüngern nachher in der Parabel von der dämonischen Versuchung erzählt. Sein Feuergeist trieb ihn endlich hervorzutreten: er begann zuerst in der Weise des Täufers dem Volke Buße einzuschärfen, und zog, während Johannes am Jordan sich aufhielt, als Sittenprediger durch das jüdische Land, sammelte bald mehr bald weniger Jünger, alle aus dem untersten Volke um sich, die in unbestimmter Zahl sich zu ihm hielten und ihn als ihren Lehrer auch ernährten, wobei der Abgang des einen bald durch den Zugang

eines neuen oder mehrerer ersetzt ward, bis der Verrath des letzten, der ihn verließ, ihm das Leben kostete. Doch wußte er sein Ansehen gleich anfangs höher zu stellen, als Johannes, indem er nicht selbst, sondern nur mittels seiner Jünger taufte, und dieß noch nach Jahresverlauf, als der Täufer bereits Ihn Anon wollte, zuletzt aber die Taufe gänzlich aufgab. Schon von Anfang übrigens hielt er sich nicht an dessen strenge Fasten, und setzte sich ebenso über die mosaischen Waschungen hinweg. Wie ein jeder, der seinen Plan anfangs nicht weit genug angelegt hat, und später über sich hinausgeschritten ist, seine Vergangenheit ignorirt, so mußte Jesus ein Gleiches thun; darum fällt auch ein Schleier auf seine früheren Jahre, wo er noch mit sich unentschieden, in der Weise der Jugend nach dieser oder jener Seite hinausgeschwankt, und sein Charakter nicht die volle und edle Selbstständigkeit besaß.

Gleichwie jedoch herkömmlich die Anerkennung bei denen am geringsten ist, die mit uns groß geworden sind und uns von Kindheit auf am Besten kennen, wie jene uns in der Regel am wenigsten würdigen, die uns am nächsten stehen, so setzte Jesus sein Ansehen wohl bei dem früher mit ihm unbekanntem Volke durch, dem er bei dem sittlichen Heilsbedürfniß der ganzen Zeit plötzlich als eine Wundererscheinung auftauchte, konnte aber gegen den Neid und die Eifersucht seiner Landsleute, der Nazaretaner, nicht durchdringen, sondern mußte sich, als er gleich in seiner ersten Kanzelrede sie zu strenge rügte, und zu hitzig in seiner neuen Rolle sich übernahm, vor ihrem Zorne flüchten. Auch seine nazaretanischen Verwandten theilten diese Gleichgiltigkeit, seine Mutter wollte ihn schon, da er zwölf Jahre alt war, von den Lehrern entfernen; sie selbst hielt ihn für unsinnig, und wollte ihn binden lassen, als er vom zweiten Osterfeste zurückkam, und sie ihm deshalb nach Kapharnaum nachfolgte. Darum heißt es im Evangelium wiederholt: sie verstand es nicht, merkte sich jedoch alles; und daraus erklärt sich das abstoßende Betragen ihres Sohnes gegen sie, indem er sie öfters, so schon im Beginne bei der Hochzeit zu Kana, wie zuletzt bei seinem Tode bloß wegwerflich: Weib! nannte, ihr die gethane Bitte abschlug und seine Geistesverwandten offen und vor allem Volke seiner Mutter und der ganzen leiblichen Freundschaft vorzog — weil diese nehmlich zu keinem höheren Gedanken von ihm sich erheben konnten, als daß er ihr Sohn sey. Auch seine Brüder glaubten nicht an ihn, heißt es

noch vor Jesu letztem Gange nach Jerusalem, weshalb der Herr auch ihnen abschlägig erwiederte, obwohl er ihren Vorschlag an sich billigen mußte, und auch nachher befolgte. Dieser Udanke von seiner eigenen Familie schmerzte ihn bis zu seinem letzten Augenblicke, darum spricht er noch in der Weissagung von den letzten Dingen das Gefühl aus: *Inimici hominis domestici ejus.* „Die Feinde des Menschen sind seine eigenen Hausgenossen. Was übrigens den Vorwurf: Jesus sey außer sich gewesen, betrifft, so entnehmen wir hieraus, daß er hellsehend, vielleicht auch zu gewisser Zeit, wie Muhammed, der größte Religionsstifter nach ihm, epileptisch gewesen sey, ein Unfall, der ihm bei der Gelegenheit, von welcher diese leise Notiz flüchtig auf uns gekommen ist, offen vor allem Volke zugestoßen seyn muß. Ähnliches scheint ihm auch bei der schmerzlichen Vorahnung und Angst vor seinem bevorstehenden Ende am Ölberg begegnet zu seyn.

Bei den Volkspredigten, welche der große Lehrer wider die reichen und geizigen Pharisäer hielt, gewann indeß seine Popularität zunehmends und sein Ruf wuchs bald in die Weite, wobei die Entfernteren sich immer noch mehr, als die Nahen von seiner himmlischen Weisheit und dem Erfolge seiner Thaten zu erzählen wußten. Wie nun nach dem herrschenden Aberglauben die gottleuchteten Meister Israels aus dem Umgang mit den Wesen einer höheren Geisterwelt ihre Weisheit schöpften, ja manchmal ein plötzliches Bathol oder eine himmlische Stimme sie in ihrem Lehren und Wirken beglaubigte, so erzählte man sich bald, habe auch Jesus durch einen wiederholten divinatorischen Zuruf seine prophetische Bestätigung erhalten; und wie der Pöbel keine Krankheit anders, denn als dämonische Besessenheit aufzufassen wußte, so konnte er auch jedes natürliche Heilverfahren nicht anders, als für ein Wunder betrachten, und überbot sich bald in der Erzählung von solchen Wunderthaten, die Jesus einzig vollführte, indem er sich gewandt der Meinung der Leute akkommodirte, als ein in den Naturwissenschaften erfahrener, kluger Arzt ein schnelles praktisches Heilverfahren angewandte, und die Zuschauer sich nach Belieben über den Hergang und Erfolg erklären ließ. Kaum kam das Wundergerücht aus, so stand der Mund der Sage nicht mehr still, der göttlichen Zeichen wurden immer mehr, wie der Mirakel beim heiligen Antonius. Jesus durfte nicht widersprechen, und das Volk auf den vernünftigen Ra-

turgang hinweisen, sondern mußte es bei seiner hergebrachten Superstition in allen Ehren belassen, um nicht durch einen unüberlegten Widerspruch seine ganze Wirksamkeit aufs Spiel zu setzen. Wenn ihm hie und da ein Verfahren mißlang, oder ein kühner Ausspruch fehlschlug, und durch den Erfolg sich nicht bewährte, so wurde dies natürlich nicht aufgeschrieben, sondern kam, wie billig, in Vergessenheit.

Der Glaube wirkt zu allen Zeiten Wunder, wie denn auch Paulus im Hebräerbrieft die alttestamentlichen Wunder auf den Glauben zurückführt. Wenn aber Jesus in einer Fieberkranken das Vertrauen erweckte, getrost aufzustehen, so wirkte der Eindruck dieses Zuspruches eben moralisch oder psychologisch auf die Heilung. Ebenso wenn er in die verworrenen Ideen der Verrückten einging, und ihnen so den Kopf wieder zurecht setzte. Wenn er einem Auswärtigen die Abblätterung der Haut ansah, und ihm den Rath gab, sich den Priestern zu zeigen, denn er werde rein seyn zur Lossprechung, so konnte dies wohl mehrere herbeiziehen, unter denen vielleicht einer oder der andere ebenso rekonvalescent war. Wenn er eine verrenkte Hand einrichtete, eine verkrüppelte Person wieder auf die Beine stellte, dann ein andermal einen Taubstummen magnetisch behandelte, ihn mit Speichel bestrich, ihm den Finger ins Ohr legte, wie uns dergleichen Manipulationen selbst das Evangelium verräth; wenn er einem Blinden, der sich an der heißen Sonne der südlichen Länder, verbunden mit dem Flugsand der Wüste, die Augen verdorben hatte, durch ein akutes Mittel und vorgeschriebene Waschungen bald wieder zum kräftigen Sehen verhalf; wenn er mehrmals der damaligen Unsitte des augenblicklichen Begrabens kaum erst Verstorbener sich widersetzte, und jemand, sey es vor dem Volk, sey es in verschlossener Kammer, auf der Bahre, im Sarge oder schon im Grabe von der tödtlichen Dohnmacht zu sich rief — so sind dies lauter Wunder, wozu er nicht eben der Kraft Gottes bedurfte, sondern dergleichen unter günstigen Umständen auch ein anderer Sterblicher wirkt.

Jedenfalls war Jesus ein Mann, auf den in der Weltgeschichte gerechnet war, und dem daher vieles gelingen mußte, daß er z. B. wie Cäsar dem größten Sturme entkam, was sonst nicht jedem gelang. Daß ein Mensch ferner hellsehend die Krankheit oder das Genesen einer dritten Person in weite Ferne voraussieht, wie Jesus beim Hauptmannssohne zu Rapharnaum, bei der kananäischen Tochter in ihrem Sexualleiden, oder beim kranken Lazarus that, kann mit tausend

Beispielen auch von anderen dargethan werden. Gewiß aber machte der Volksrumor aus Einem solchen Vorgange, bald zehn, so daß die Evangelisten bei ihrer Aufzeichnung die Wahl hatten, und daher oft einen Fall bald so, bald anders abweichend erzählen. Das einmal gab ein freundlicher Scherz zur Wundererzählung Anlaß, indem der liebevolle Heiland zu Kana zur Erheiterung der Gäste eine Hochzeitbescherung für die Brautleute im Hintergrund hielt, und um die Spannung zu erregen und die Reugier zu necken, die Gesellschaft lange hin hielt und selbst die Bitte der Mutter, endlich damit hervorzurücken, abschlägig beschied; ein andermal wurde eine großmüthige Handlung, indem der Heiland bei einer Gelegenheit all seinen Vorrath an die hungrige Menge vertheilte, und dadurch andere zur gleichen Mittheilung ermunterte, in Folge der darüber aufbewahrten Reben später als miraculöse Brodvermehrung bezeichnet. Seltsam genug ward ja auch die Entlarvung eines Betrügers, welcher schon lange der Heilanstalt zu Bethesda zur Last fiel, oder eine Parabel, wie die vom verdorrten Feigenbaume, als ein wunderbares Faktum ausgedeutet. Andere Geschichtsbilder, wie die Verkürzung, die Zwölfzahl der Apostel und die Zweiundsiebzig-Jüngerschaft sind bloß messianische Dekorationen, aus dem alten ins neue Testament herübergenommen, und als theokratische Symbole auf Jesus als den Christ angewendet.

Was die biblischen Lehrvorträge betrifft, worin demnach allein seine Wirksamkeit bestand, so sagen wir selbst für den Mythiker nicht zu viel, sondern dürfen mit ihm (Streitschr. II, 82.) behaupten: „Das in Säkularwesen erstorbene Gesetz wiederbeleben, die Verehrung Gottes im Geist und in der Wahrheit lehren, die niedergedrückten Gemüther zur höchsten und nachhaltigsten Begeisterung erheben“ — das war sein Werk. Seine Moral geht übrigens über die geklärtesten Grundsätze der damaligen Zeit, wie sie im Effenerthum oder namentlich bei Plutarch sich ausspricht, nicht hinaus, und hinkt beiläufig schon in der ernstlichen Vorschrift, nach der Effener Weise nicht zu schwören, welche so unvernünftig übertrieben ist, daß es noch nie einem redlichen Christen einfiel sich daran zu halten. Ebenso steht es mit dem Gebote der Feindesliebe und der Nachgiebigkeit gegen die Beleidiger, welche sogar bis zur Herausforderung gehen soll, auch auf die andere Wange geschlagen zu werden. Aber, wer es gut meint, soll seinem Nebenmenschen nie Anlaß geben, Unrecht zu thun und sich noch mehr zu versündigen, um durch ihn zum Martyr

zu werden, sondern seinem Feinde vielmehr aus dem Wege gehen, um ihn nicht zu erzürnen, und durch muthwillige Steigerung seines Übermuthes ihm zu neuen Vergehen und somit zum Falle Anlaß zu geben. Dadurch würde ja die letzte Sünde nur größer als die erste, und an dem Verderben des Menschen wäre der Schuld, welcher ihm dazu Gelegenheit gab; die Tugend aber, durch solche Vorzüglichkeit errungen, wäre strafbar, wie es bei vielen Heiligen und Martyrern anzunehmen ist. Die weitere Mahnung: sich das Auge auszureißen, seine Füße u. dgl. abzuhauen, wenn man dadurch Ärgerniß gebe oder nehme, konnte nur zur schlimmsten Mißdeutung Anlaß geben, und Verbrechen wider die Natur hervorrufen, wie es selbst einem Origenes begegnete. In all dem hat sich die Jetztzeit zu höheren Moralbegriffen, als Christus, erschwungen; auch fehlte dieser darin, daß er nicht die Keuschheit unter die religiösen Tugenden aufnahm. Zudem schloß er sich mit etwas jüdischer Beschränktheit gegen die Samariter und Goim ab; so daß er seinen Jüngern bei Lebzeiten nicht gestattete, die Heilsbotschaft zu ihnen zu bringen.

Was seine Lehrreden betrifft, so begegnen wir darunter wirklich Aussprüchen, die sich ganz im Sinne der Hegelschen Philosophie deuten lassen, zum Beweise, wie Jesus mit einzelnen Blicken weit über seine Zeitgenossen hinausgesehen habe, und seinem Jahrhundert vorausgeeilt war. Dies ist der Fall, wenn er sprach: das Reich Gottes ist innerlich in euch, d. h. es realisirt sich einzig im Menschen. Dahin gehört namentlich die tiefstinnige Abschiedsrede, worin der Herr am Schlusse seiner Laufbahn in seiner eigentlichen Gottmächtigkeit sich fühlte. Wenn er z. B. spricht: „Wer mich liebt, wird mein Wort haben, auch mein Vater wird ihn lieben und wir werden zu ihm kommen und Wohnung bei ihm nehmen“ — so liegt hierin doch wohl nur der Sinn, daß es an uns ist, uns zum Bewußtseyn der uns einwohnenden Gottheit zu erheben. So ist auch die Forderung gemeint, dem Menschensohne nachzufolgen und vollkommen zu werden, wie unser Vater im Himmel. Hiemit kann nur ein irdisches Ideal der Gottähnlichkeit gemeint seyn; denn eine überweltliche Abstraktion können wir nicht nachahmen noch weniger vollkommen erreichen. Im übrigen ist wohl zuversichtlich anzunehmen, daß von den evangelischen Verfassern zum Theil die Masse weiser Sprüche, welche von den Weisern in Israel cursirte, gesammelt und auf Jesus übertragen

wurde, theils bediente sich der Herr wohl selbst der vorhandenen Parabeln, bildete sie zur näheren Anwendung weiter aus, und setzte unter andern aus vorhandenen Sprüchen das Gebet des Herrn zusammen, so wie er ja auch auf die Anfrage, was der kurze Inhalt des Gesetzes sey, dieselbe Antwort wie der alte Hillel erteilte. Die pünktliche Vorhersagung der Zerstörung Jerusalems mit allen begleitenden Umständen ist erst aus dem Erfolge ihm zugeschrieben; übrigens mochte ein weltverständiger Mann aus der damaligen Entwicklung der Dinge auch leicht ein solches Ende prophezeien. Seine meisten und eigentlichen Reden waren jedoch polemischer Natur, indem er im ächten und ursprünglichen Geiste des Protestantismus gegen die verderbte Hierarchie eiferte, und dabei sich selbst soweit zur Ungerechtigkeit hinreißen ließ, daß er die Reichen allindegammelt verdamnte, dadurch sich aber den grimmbigen Haß der Pharisäer zuzog, und sich wiederholt zur Flucht genöthigt sah. Namentlich wußte er unter der Form von Parabeln den jüdischen Hierarchen die Wahrheit recht mit Salz eingzureiben, und die Hohenpriester als die reichen Brasser, die Pharisäer überhaupt als Geizhälse bloßzustellen, welche Haß und Gut der Wittwen und Waisen verschlangen, indem sie sich, wie noch in unsern Tagen, überall als Testamentsberefutoren eindrängten, und unter dem Namen Corban oder Tempelgut alles mit Recht oder Gewalt an sich rissen. Eben so wenig scheute er sich, dem Herodes und seinen Hofschranzen ihr üppiges Leben, ihren Luxus in vornehmen Kleidern wie an den Höfen der Könige, vorzuwerfen, und seinen Wankelmuth mit einem vom Winde bewegten Schilfrohre zu vergleichen, ja schließlich selbst seine Kriegsführung zu tabeln.

Als er endlich seine Partei hinlänglich verstärkt glaubte, zog er an ihrer Spitze von Galiläa nach Jerusalem heran, und beging einen wahren Triumphzug, ohne daß er es jedoch auf einen Handstreich ankommen ließ. Da aber kein kühner Parteigänger den ersten Enthusiasm benützte, und so der günstige Augenblick vorüberging, um eine Wendung der Dinge in Judäa herbeizuführen, die Reformation mit einem Gewaltstreich in der Hauptstadt durchzusetzen, und das theokratische Reich Israel wieder herzustellen, worüber Jesus so oft mit seinen Jüngern gesprochen, und ihnen dabei eine Mitherrschaft über das wieder in zwölf Zünfte zu theilende Volk verheißen hatte: so verlief sich der ungewisse Böbelhaufe wieder, und Jesus mußte sich in aller Stille zu seinem Freunde Lazarus nach Betha-

nten zurückziehen. Nachdem er so lange sich mit dem Plane getragen, ein irdisches Messiasreich zu gründen, hielt er jetzt mit einemmal die Sache nicht für ausführbar, und dieß war sein Verderben. Zwar war er sicher in der Umgebung der für ihn begeisterten Menge, als er noch ein paarmal sich aus seinem Versteck nach Jerusalem wagte; doch gewannen indeß die Hohenpriester Zeit, ihre längst angespinnene Intrigue im Dunkel gegen ihn, ihren Todfeind, ins Werk zu setzen. Dadurch, daß es ihnen gelang, durch Bestechung selbst einen seiner Jünger auf ihre Seite zu ziehen, welcher verständig genug war, sich von dem neu zu stiftenden Reiche Davids und den Belohnungen, welche ihrer darin harrten, nichts weiter zu versprechen, brach die tragische Catastrophe unvermuthet schnell herein, und ereilte ihr Opfer. Jesus glaubte sich bereits im Kreise seiner eigenen Jünger nicht mehr sicher, er äufferte auch seinen Argwohn gegen sie, und flüchtete ganz von Todesahnungen erfüllt, nach einem gehaltenen Mahle in eine der Höhlen am Ölberg, wo sein zeitweises Versteck von seinen Feinden bereits ausgekundschaftet war. Von dem Verräther, der die geheime Stelle wußte, in der Nacht geführt, überrumpelten ihn hier die Hohenpriester und Pharisäer mit der ihnen zu Gebote stehenden Tempelmannschaft, jeder Widerstand, den seine Begleiter anfangs versuchten, war fruchtlos; diese selbst flüchteten, ihr Meister aber wurde festgenommen, und um ihn der Gewalt des ihm ergebenen Volkes zu entziehen, schon als der Morgen graute, in die Hände des römischen Procurators überliefert. Dieser, mit Namen Pilatus, wie uns Tacitus versichert, behandelte die Sache anfangs gleichgiltig, weil ihm die Angeberei der jüdischen Obern verhaßt war, und ihm ihre zudringliche Forderung als ein Eingriff in seine Gewalt erschien; ließ ihn aber zuletzt als Unruhestifter und Aufwiegler gegen des Kaisers Majestät nach Rechtsform hinrichten, und erlebte so den Fall als unbedeutend.

Aber der Glaube will einen Martyr haben, und wäre Jesus nicht zum Lohne für sein menschenfreundliches Bestreben und seine erhabenen Grundsätze wider Recht und Billigkeit zum Tode verurtheilt und grausam getödtet worden, so wüßten wir jetzt höchst wahrscheinlich von Jesus und seinem ganzen Leben nichts mehr. Jetzt kam nehmlich den niedergeschlagenen Jüngern und der trostlosen Zeit zum Glück die Lehre von der Auferstehung zu statten, und brachte ihre ganze Sache wieder in Vorschub, nachdem sie schon daran waren,

wieder zu ihrem vorigen Gewerbe, zur Fischeret zurückzukehren. Der Herr hatte nur im allgemeinen seinen Glauben ausgesprochen, daß er am dritten Tage wieder auferstehen werde, wie die Rabbinen überhaupt lehrten, daß am dritten Tage nach dem Tode die Seele sich erst bleibend vom Leibe scheidet, und dann der jenseitigen Auferstehung aus dem Grabe theilhaftig werde. Die Frage, ob zugleich der Leib, oder allein die Seele auferstehe, bildete sogar eine Hauptcontroverse der jüdischen Schulen und den Trennungspunkt zwischen den Pharisiäern und Sadducäern. Jetzt ergriffen die Jünger, namentlich Paulus, die pharisäische Lehre von der Auferstehung, der Fortdauer der Seele und der jenseitigen Belohnung und Glückseligkeit, die auf die Leiden dieses Lebens folge, und machten sie zur Basis ihrer neuen Heilsverkündung. Der Umstand, daß der Leichnam des Gekreuzigten aus dem Grabe entwendet worden war, wirkte auf die Einbildung und trug viel zu ihrer eigenen Überzeugung bei. Aus unbestimmten Gesichtern, die dieser oder jener gehabt zu haben behauptete, aus Erscheinungen von unbekanntem Personen, worin dieser oder jene, bald eine Magdalena mit den Frauen, bald die Jünger von Emmaus, später Jesum erkannt haben wollten, arbeitete sie sich zuerst zur Vorstellung empor, daß Jesus der Erstgestandene von den Todten, sein Tod ein Sühn- und Erlösungsoffer für die Welt sey, und die alexandrinische Logoslehre ließ in der Anwendung auf ihn das persönlich geoffenbarte Wort Gottes erkennen. Aber nicht die Gottheit erschien im Fleische, sondern der Mensch Jesus erhob sich zum Gottesbewußtseyn: dies ist der im Bericht von der Auferstehung und Himmelfahrt verborgene Sinn. *Ἡ οὐρανὸς ἐπέβητο πνεῦμα!* wie es auf Göthe's Denkmal heißt. Von den Gläubigen aus dem Judenthume wurden die unbestimmt ausgesprochenen Erwartungen eines künftigen Erretters als Messiasidee firtirt und ins alte Testament zurückdatirt, auf der anderen Seite aber die neuplatonische Trinitätslehre beim Worte genommen, und Jesus par excellence als der Sohn des himmlischen Vaters für die zweite, die Schechina aber unter dem herkömmlichen Symbole der Taube für die dritte Person in der Gottheit festgesetzt, um das Kleeblatt voll zu machen. Und so bildete sich, indem die geistigen Anschauungen des Judenthums ihre bisherigen Schranken durchbrochen, und sich mit den höchsten Ideen des Heidenthums verbunden, das Christenthum aus. Die Noth der Zeiten, die Sklaverei der unteren Classen,

welche darin ihren Trost und ihre geistige Emanzipation erkannten, endlich der Schrecken vor dem bevorstehenden Weltende oder der Wiederkunft Christi zum jüngsten Gerichte führte der neuen Gemeinde allenthalben fromme und gläubige Anhänger zu, bis sie im Laufe dreier Jahrhunderte so erstarbten, daß sie den Untergang der alten Welt herbeizuführen im Stande waren.

LXXXVI. Kapitel.

Vollendete Läugnung der Persönlichkeit Jesu Christi wie der Existenz Gottes, und Apotheose des Menschen. Aufgehen der protestantischen Theologie in Anthropologie, und des reformirten Religionsdienstes im Theaterkult.

Somit haben wir die Materialien zum Grundriß eines annehmbaren, wirklich menschlichen Lebens Jesu gesammelt, und eine beiläufige Vorarbeit geliefert, die Strauß (Streitschr. III, 136.) noch vermisse, um rekonstruktiv seyn zu können, was dem mythischen Inhalt der Evangelien historisch Wahres, d. h. ganz Werthloses, zu Grunde liegt. „Ich könnte es als Schmähung Christi auslegen, äuffert übrigens Strauß mit einem Anfluge von Entrüstung in seinen Streitschriften I, 49., wenn der reine Gehalt seiner Persönlichkeit und Lehre über Abzug des Wunderbaren für gering, für zu unbedeutend, um eine Wirkung von Belang hervorzubringen, angesehen wird.“ — Welche Grundwahrheiten indes in einer solchen Geschichte Jesu unter der symbolischen Hülle, wie sie in den Evangelien vorliegt, verborgen seyn mögen, ist eine andere Frage, über deren Beantwortung der Protestantismus noch eben so wenig ins Klare gekommen ist. Genug, wenn wir mit demselben Mythiker (S. 24.) wissen, daß „so wenig, wer durch eine süße Arznei oder ein in Oblat genommenes Pulver geheilt worden ist, nun ohne weiters dem Zucker oder der Oblate Heilkräfte zuschreiben darf,“ die Auferstehung, diese Grundthatfache und der Schlüsselstein der mythischen Geschichte mit ihrem unläugbar heilsamen Einfluß auf den Glauben, einen Schluß auf ihre historische Richtigkeit erlaube. „Es könnte ja in der Hülle dieser Geschichte eine Wahrheit, ein Gedanke verborgen seyn, welchem, und nicht der Geschichte, jene Wirkungen zuzuschreiben wären.“

Der Leser sieht übrigens, daß wir ohne Oblaten und Zucker mit

homöopathischer Anwendung doch in allopathischer Quantität diese rationalistischen Pulver und mythischen Mixturen zur Arznei geben, um die Abführung vom Glauben an jene Grundwahrheiten zu stillen. Wie aber nun, wenn in der also aufgebissenen Schale gar kein Kern steckt, sondern der Inhalt der Evangelien dem einer tauben Krug gleiche? So wenigstens spricht Bruno Bauer (III, 307.) das seitdem noch weiter vorgerückte Bewußtseyn seiner Zeitgenossen dahin aus, worin wir nur das neue Causalgesetz erkennen, das die Quelle vom Bach, den Schöpfer vom Geschöpfe ableitet. So aber läßt er sich (III, 307.) vernehmen: „Der Gedanke des Messias gab der christlichen Gemeinde ihre Existenz, oder vielmehr beide, die Bildung der Gemeinde und der Hervorgang jenes Gedankens sind Eines und daselbe, und fallen der Sache und Zeit nach zusammen. Aber jener Gedanke war nur die Vorstellung, d. h. die erste Lebensregung der entstehenden Gemeinde, der religiöse Ausdruck einer Erfahrung, die das allgemeine Bewußtseyn der Welt machte, und die sich im Kreise der religiösen Vorstellung ebenso ausdrückte, daß sie ihren Inhalt, ihr Inneres als eine fremde Person darstellte, wie überhaupt das religiöse Bewußtseyn der sich selbst entfremdete Geist ist. Alles, was der historische Christus ist, was von ihm ausgesagt wird, was wir von ihm wissen, gehört der Welt der Vorstellung, und hat mit einem Menschen, der der wirklichen Welt angehört, nichts zu thun. Die Frage, ob Jesus der historische Christus sey, ist damit beantwortet, daß sie für alle Zukunft gestrichen ist. Er würde sonst aus einem Menschen von Fleisch und Blut zu einem Phantom!

Der geschichtliche Ausgangspunkt für das Christenthum, diese Revolution, war im jüdischen Volksleben gegeben, da in dessen religiösem Bewußtseyn nicht nur Natur und Kunst bereits erwürgt waren, also der Kampf gegen die Natur und Kunstreligion schon an sich durchgeführt war, sondern auch der Volksgeist in den mannigfachsten Formen mit dem Gedanken einer höheren Allgemeinheit hatte in Dialektik treten müssen. Betrachten wir die Evangelien in der Weise, daß wir von ihren gegenseitigen Widersprüchen absehen, d. h. so wie der einfache, unbefangene Glaube sich aus ihrem confusen Inhalt ein Gesamtbild abstrahirt, so müssen wir uns bereits im höchsten Grade verwundern, wie sie achtzehn Jahrhunderte

ndurch die Menschheit beschäftigen, und zwar so beschäftigen konnten, daß ihr Geheimniß nicht entdeckt wurde. Denn in dem, auch nicht dem kleinsten Abschnitte fehlt es an Anschauungen, welche die Menschlichkeit verletzen, beleidigen und empören.

Der historische Christus ist der Mensch, den das religiöse Bewußtseyn in den Himmel erhoben hat, d. h. der Mensch, der auch nun, wenn er auf die Erde herabkömmt, um Wunder zu thun, nicht mehr der wahre Mensch ist. Der Menschensohn der Religion ist nicht der Mensch als Verfühner der sich selbst entfremdete Mensch. Er wird nicht geboren wie ein Mensch, lebt nicht wie ein Mensch, und existirt nicht als ein Mensch. Dieser historische Christus, das in den Himmel gehobene, gottgewordene Ich, hat das Alterthum gestürzt, die Welt besiegt, indem es dieselbe ausfaugte und seine geschichtliche Bestimmung erfüllt, wenn es durch die ungeheure Zerrüttung, in die es durch den wirklichen Geist stürzte, diesen gezwungen hat, selbstbewußt zu werden. (In der That, solche Wunder hat das Ich in unserer Zeit noch nicht gethan!)

Wenn nun nichts mehr von dem, was wir in den Evangelien finden, als Aussage über Jesus betrachtet werden kann, so ist für den Historiker, dem es um diesen Menschen und um die geschichtlichen Thaten über ihn zu thun ist, der dafür kämpft, daß die Kleider dieses Menschen so und so vertheilt und verlost worden sind, daß man ihm diesen oder jenen bitteren Trank am Kreuze gereicht hat, daß er so oft über den See Gennesareth gefahren ist, die Sache sehr wichtig geworden. Dieß sieht man schon daraus, daß man die Notiz Tacitus als den schlagendsten Beweis, daß ein Christus existirt habe, anzuführen sich nicht scheut. Wann schrieb denn Tacitus? schrieb er nicht, als die Kunde von dem Gekreuzigten schon den ganzen Erdbreis in Unruhe setzen angefangen? Sagt er, oder sieht seine dürftige Notiz, die damals das Weltgespräch ausmachte, darnach aus, daß sie aus dem Geheimarchiv S. M. des Kaisers oder aus den Ministerialakten entnommen sey?

Wenn ein Mann, Namens Jesus, existirt hat, wenn dieser Jesus den Anstoß zu der Revolution gegeben hat, die im Namen Christi die Welt erschütterte und ihr eine neue Form gegeben, dann ist so viel gewiß, daß sein Selbstbewußtseyn noch nicht durch

die dogmatischen Sazungen des evangelischen Christus entstellt, und aus den Fugen gerissen war: dann ist seine Persönlichkeit gerettet. Der evangelische Christus, als eine wirkliche, geschichtliche Erscheinung gedacht, wäre eine Erscheinung, vor welcher der Menschheit grauen müßte, eine Gestalt, die nur Schrecken und Entsetzen einflößen könnte!“ — So erköhnt sich B. Bauer des Wortes; wir aber unterschreiben den Satz vollständig, so bald es sich um die Carrikatur und Mißgestalt handelt, welche die „evangelischen“ Gottesgelehrten, wie wir Zug für Zug auseinander setzten, aus Christus gemacht haben. Und dieser, und kein anderer hat auch unserem Philosophaster bei diesem seinem Urtheile vorgeschwebt.

„Der geschichtliche Jesus, wenn er wirklich existirt hat, kann nur eine Person gewesen seyn, welche den Gegensatz des jüdischen Bewußtseyns, nehmlich die Trennung des Göttlichen und Menschlichen, in ihrem Selbstbewußtseyn aufgelöst hat, ohne aus dieser Auflösung eine neue religiöse Trennung und Entfremdung hervorgehen zu lassen, und für neue gesetzliche Fesseln besorgt zu seyn. Ob aber diese Persönlichkeit existirt, ob sie die Seligkeit und Tiefe ihres Selbstbewußtseyns auch andern aufgeschlossen, also zum Kampf und endlich zur Bildung eines neuen religiösen Principes Anlaß gegeben hat“ — darüber will sich B. Bauer erst nach der noch nicht erschienenen Critik der neutestamentlichen Briefe erklären; doch sind wir nach den bisherigen Resultaten berechtigt, seiner Entscheidung vorzugreifen, und „Nein“ zu sagen!

„Es ist allerdings schon ungläublich, aber doch noch transcendent, fährt indeß derselbe Critiker fort, wenn man die Frage aufwirft, welches Lebensalter zu einem Werke gehört, wie dasjenige war, welches Christus vollbracht hat? Richtig gestellt ist die Frage erst die: welche und eine wie lange Entwicklung der Kirche und des christlichen Bewußtseyns dazu gehörte, daß es zur Abfassung der Evangelien und zur Schöpfung der evangelischen Geschichte kam?“ — Möglicher Weise kann also das Christenthum sich aus einer älteren Zeit, und wohl schon vor Hillel herdatiren. Genug, wenn wir mit B. Bauer (III, 340.) zu dem Ende gekommen sind, daß wir ausrufen: „Wie, von einem Evangelium, das für uns völlig aufgelöst ist, sollten wir uns noch imponiren lassen!“

Am tiefsten hat aber erst Feuerbach das „Wesen des Christenthums“ ergründet, und der Theologie überhaupt für die Gegenwart und alle Zukunft den Stab gebrochen. Er für seinen Theil sucht (S. VII.) das Geheimniß aller Religion in der Anthropologie, und schlägt darum eine pneumatische Wasserheilkunde vor, um durch das kalte Wasser der Vernunft den Menschen wieder auszumüchtern. Betrachtet der Protestantismus sich selbst als Verstandesreligion, so spricht ihm Feuerbach eben deshalb den Charakter einer Religion ab, weil diese nothwendig im Gefühl und Gemüthe wurzelt. Ist aber das Gefühl das wesentliche Organ der Religion, so brüdt das Wesen Gottes nichts weiter aus, als das Wesen des Gefühles. Aus seinem Gott erkennst du den Menschen, und umgekehrt. Was dem Menschen Gott ist, das ist sein Geist, seine Seele, sein Herz und umgekehrt. Sind Liebe, Güte, Persönlichkeit menschliche Bestimmungen, so beruht auch das Subjekt derselben, die Existenz Gottes, auf menschlicher Voraussetzung. Gott ist dem Menschen das Collectaneenbuch seiner höchsten Gedanken und Empfindungen, das Stammbuch, in welches er die Namen der ihm theuersten, heiligsten Wesen einträgt. (S. 13. 18. 69.)

Gott ohne Sohn ist Ich, mit Sohn ist er Du. Ich mit Verstand, Du mit Liebe. Liebe aber mit Verstand, und Verstand mit Liebe ist Geist, und der Geist macht die Totalität des Menschen aus. (Demnach kann der Mensch leicht vollkommen seyn, wie der Vater im Himmel; er ist ja der Gottmensch, und im Besitze des ganzen Wesens und der dreifachen Persönlichkeit Gottes!) Das erste ist gerade der Mensch, das zweite das sich gegenständliche Wesen des Menschen: Gott. Erst schafft der Mensch Gott nach seinem Bilde, dann erst schafft wieder dieser Gott den Menschen nach seinem Bilde. Die Offenbarung Gottes ist die Selbstentfaltung des menschlichen Wesens. (75. 151.)

Gott ist die Liebe, d. h. das Gemüth ist der Gott des Menschen, ja Gott schlechtweg. Andacht oder Gemüthserhebung gilt darum für Religiosität, und ist mit Religion identisch. Der Beweis wird von dem Wesen des Herrnhuterthums und ihren Kirchenliedern hergenommen. Der Wille Gottes ist der des Menschen, oder Gott hat die Macht und den Willen des Menschen. Die Macht des Wunders ist die Macht der Einbildungskraft. Die Schrift selbst (Matth. XVII, 20. Apostelg. VI, 8.)

Schranke zwischen Gott und den Menschen ist gefallen, der sich selbst erkennende Menscheng Geist hat die Gottheit in ihrem Wesen oder in sich erkannt, d. h. auſſer sich aufgehoben, der Glaube ist ihm eine blinde Macht, oder geradezu der Satan, der in der natürlichen Furcht der Extreme zur Gottesfurcht hinreißt. Wer aber sich selbst genug ſey, und keine geistige Herrschaft auſſer sich anerkenne, sondern allein den Eingebungen der Vernunft gehorche, der trage den Frieden und die Seligkeit, den die Gemüthsſchwelgerei ins Jenseits verlege, und seinen Richter schon hiernieden im Gewiſſen in sich, und ſchlage, als Gottmensch bis ans Ende sich fühlend, alle Gedanken an eine zukünftige ewige Belohnung oder Bestrafung, die schon unserem zeitlichen Wesen widerspreche, sich aus dem Sinne. —

Dabei soll es nun für alle Zukunft bleiben; denn, sagt Strauß in seinen Streitschriften (III. S. 58.): wozu die philoſophiſche Unterſcheidung zwischen Gefühlsvorſtellung und dem Begriff, wenn es nur geſchieht, um uns von der Idee wieder zum Faktum zurückzuführen, wenn beide nicht wirklich auseinandergehen? Der Durchgang durch das Denken wäre ein Blendwerk; es exiſtirte ja die Geſchichte unabhängig vom Denken! — Wir ſehen, der Mann ist untröſtlich, daß es mit dem Satz des Cartesius nicht richtig ſeyn ſoll, daß der Mensch erſt ist, nachdem er denkt, und daß es ihm nicht geſtattet ſeyn ſoll, sich gegen den Boden der Wirklichkeit hartnäckig auf seinen Kopf zu ſtützen. Das Wesen der Idee, entgegnet zwar schon Rosenkranz, ſchließt eben die Abſolutheit der Erſcheinung Chriſti als Individuum, als dieſer einzelne Mensch in sich; aber da Strauß ſeine Chriſtusidee aus dem Protestantismus ſchöpft, ſo behält er allerdings Recht, daß bei dieſem nichts dahinter ſey. Wo das ganze Lehrprincip vom Leben abweicht, wo die Confeſſion, wenn die gänzliche Zerriffenheit einer ſogenannten Glaubenspartei dieſen Namen verdient, auf der Abſtraktion fußt, da muß auch den Abſtraktionsphiloſophen Wahrheit und Wirklichkeit wie Gemisch geſchieden erſcheinen.

So weit hat es der Vernunftabſolutismus gebracht, und bis zu dieſem Ende ist es mit der Religion im Protestantismus gekommen. Es ist gewiß, wie hier die Einſicht klar ausgeſprochen vorliegt, daß er auf einer Iſolirung des Menschen beruhe, und sich auf den reinen Verſtand und deſſen Kriterien begründet habe; denn vom Lutherthum, Calvinismus und Zwingliſthum kann doch nicht ferner mehr die Rede ſeyn. Er hat als Religion sich zu behaupten aufgehört;

te der Arrianismus, so hat die evangelische Confession nach drei Jahrhunderten als Religionsgenossenschaft ihr Ziel und ihre Auflösung erreicht. Dies sagen nicht wir, sondern wir wiederholen nur, was uns in aller Folgerichtigkeit vorgesagt haben. Der Protestantismus kann sich als Kirchenthum nicht ferner halten, seine Verfechter, die Theologen der Reformation, ihre Autorität über die „evangelischen“ Christen nicht längerhin behaupten, das wilde, aller Zügel des Gemeinsams entbundene Pferd geht ihnen unter dem Leibe durch. Wohl aber wird er als Rationalismus oder alltäglicher Liberalismus in göttlichen und menschlichen Dingen im Gegensatz zur Kirche fortbestehen, und alle Indifferenten zu den Seinen zählen, die sich um ein religiöses Bekenntniß überhaupt nicht mehr kümmern, und denen es ihrer nicht mehr der Mühe lohnt, ja die es lächerlich finden, von der Confession zur andern überzutreten, wo denn eine Abnahme und ein Ende so wenig abzusehen ist, als unter den gegenwärtigen Umständen die Herstellung einer allgemeinen christlichen Kirche. Ist die Nacht der Schatten so alt wie das Licht! Die aber, welche der Verherrlichung der Vernunft mißtrauen und das Bedürfniß des Glaubens empfinden, werden consequent zur alten Kirche zurückkehren müssen.

Diese negative Verstandesmäßigkeit des Protestantismus werden wir also ohne Anstand zugestehen; nur daß die positive oder glückselige Richtung bloß im Gemüthe gründe, werden wir abweisen müssen. Der Protestantismus hat den Menschen nicht bloß von der Kirche und dem Leben, er hat ihn auch in sich selber isolirt, und mit der einseitigen Verstandescultur gemüthsarm, verwaist im Herzen, und im Verlangen geistesdürstig gemacht. Dagegen fußt der Katholicismus wesentlich auf der Vereinigung aller Seelenkräfte, und nimmt den ganzen Menschen in Anspruch, wie auch das Wort darauf zielt. Die Religion ist wohl die Herzenssprache, aber das Gemüth oder das Vermögen der Gefühle ist nicht allein ihr herrschend, oder vielmehr ihr unterthan: auch der Verstand hat in ihr seine Stimme, nur nicht der einseitige, von der Wirklichkeit der Natur und Geschichte absehende und exklusiv auf sich selbst beschränkte. Vernunft, Gemüth und Phantasie sehen wir im katholischen Christenthum gleichmäßig verklärt, und die leidenschaftliche Ausartung derselben gezügelt. Nicht bloß auf die Lehre des Dogma oder auf den Vortrag der Moral beschränkt sich der Einfluß der Kirche, sondern das Vermögen des Wahren, Guten und

Schönen wird in ihr in gleicher Weise genährt und veredelt, Wissenschaft, Tugend und Kunst verdanken ihr ihre Ausbildung; und wer dieß nicht leisten oder zu dem Gedanken sich nicht erschwingen kann, der hat den Inhalt, die Forderung und die Kraft des Katholizismus an sich nicht erfahren und begriffen. Fromm seyn, Ascese üben, andächtig seyn und den rechten Glauben haben, wo Wissen und Erkennen Pflicht ist, wie beim Priester und Diener des Wortes, macht also noch lange nicht den wahren und gestandenen Katholiken aus, und ein Staat oder eine Erziehung in aller Demuth und Abtödtung, im Gehorsam und Gebet, welche nur das eine erzielt, verdient noch nicht den Namen einer katholischen. Der vollkommenste Katholik ist der, welcher alle seine geistigen und körperlichen Kräfte und Talente zu veredeln, und zur möglichsten Vollkommenheit auszubilden sucht. Zwar gilt der Spruch: *Non omnia possumus omnes*, der Mensch kann es nicht in allem aufs höchste bringen, und wie es nach der unverwerflichen Lehre vom Probabilismus in der Moralthologie für jeden genügt, seine Standespflichten ganz zu erfüllen, so kann auch keiner die Idee der Kirche ganz ausdenken; genug wenn er durch den Glauben und durch die Festhaltung an der Einheit sie sich aneignet. Dennoch widerspricht das exklusive Wesen grundsätzlich dem Begriff des Katholizismus, der die Totalität der Weltanschauung zur Forderung macht, und den Gottesdienst so weit ausdehnt, daß der Mensch nicht bloß mit allen Gedanken, sondern auch von ganzem Herzen und mit gesammten Kräften Gott erfasse, und zugleich die ganze Natur im Tempel Gottes dienstbar macht, daß sie mit aller in sie gelegten Harmonie dem Allerhöchsten ihr Loblied singe. Wir stellen hiemit keinen neuen Begriff von Katholizismus auf, sondern halten es mit dem uralten und mittelalterlichen. Es ist dieß kein *Christianismus vagus*, sondern *strictus*, denn das ganze Leben ist in ihm begriffen; ebenso weisen wir den Vorwurf des Jesuitismus ab, welches Schlagwort jetzt jeder Gassenjunge im Munde führt, und zum Schiboleth einer Parteirichtung macht, die auf einer Isolirung anderer Art beruht.

Kein menschliches Vermögen also bleibt in der katholischen Kirche ausgeschlossen; auch die Poesie ist ihr nicht fremd, doch nicht als Inhalt und Materie der Religion, sondern als subjektive Thätigkeit in der formellen Auffassung des religiösen Objekts, und nur in der Legende bildet sie sich selber ihren Gegenstand. Die Kirche übt viel-

mehr eine wesentliche Herrschaft über alle Künste aus. Architektur, Skulptur und Malerei haben sich im Bau und der Ausschmückung der katholischen Gotteshäuser, der Dome und Münster vor der Zeit der Glaubensspaltung erschöpft, die eben als katholische Schöpfungen in die Hände der Protestanten übergegangen sind. Sie allein hat die religiöse Tonkunst hervorgerufen, und die Flamme der wahren, ideenhaften Poesie auf ihrem Altar gehegt und genährt. Die Reformation dagegen hat sich vermöge ihrer exklusiven Art von Anfang an grundsätzlich feindselig gegen die Kunst verhalten, wie auch Kugler in der Geschichte der Malerei Bd. II, 1. seinen Glaubensgenossen ins Angesicht erklärt: „Drei Jahrhunderte haben sich bemüht, zum Theil mit offener Gewalt und in blinder Wuth, zum Theil in gleichgiltiger Verachtung zu zerstören und zu vernichten, was die Vorzeit Großes und Bedeutendes hinterlassen hatte“! Die Reformation hat vermöge der von ihr postulirten reinen Vernunft nie einen weiteren Aufschwung genommen, weder geistig noch materiell eine Kirche zu bauen vermocht, weil sie das Wesen der Religion mißverstanden, und in ihrer Einseitigkeit nur einseitige Menschen, nie aber eine ganze volle und gebiegene Natur angesprochen hat.

Die „evangelische“ Glaubensspaltung hat also nur eine Capelle zum Nothbehelf für die sich selbst genügende Menschheit neben die katholische Kirche hingebaut. Was sie von Kirchen sowohl als von christlicher Wahrheit an sich geriffen hat, verdankt sie rein der katholischen Kirche. Der Riß ist erst durch die Totalität des Menschen gegangen, und hat dann in die confessionelle Spaltung oder Häresie ausgeschlagen; darum gesteht ihr die Eine und allgemeine Kirche auch keineswegs die Ebenbürtigkeit oder das volle Erbe des christlichen Bewußtseyns zu; sondern so wenig der Protestantismus die ganze Wahrheit des Christenthums erfährt, ebenso wenig lehrt er die gleiche Moral; vielmehr ist der Mensch in der Regel von Natur aus besser, und befolgt nicht die Extreme eines verkehrten Lehrprincipes. Wie die Reformation den Einzelnen — im Gegensatz zur Kirche als der Gesamtheit — im Glauben auf seine individuelle Vernunft angewiesen, so wird er auch in der Moral keine weitere Richtschnur haben, als das persönliche Gutbefinden. Der Protestantismus kann dem Menschen keinen Glauben geben, also, wenn er nicht zu den Mitteln der katholischen Kirche greift, auch keine Tugend lehren. Bei jedem Angriff geht ihm ja die Gottheit Christi verloren, der unsere Befeligung und unser himmlisch begnadendes Vorbild ist. Mit dem Grund-

sage: ich glaube, was ich will! hängt ja der andere: ich thue, was ich will, durch eine unvermeidliche Copula zusammen. Darum ist auch Strauß in seinen Streitschriften II, 187. „die Wiedergeburt und Verjüngung des Glaubens und der Sitte aus dem Geiste an, der fortan nichts anerkennen will, was er nicht aus sich selbst geboren hat.“ Katholisches Christenthum und reiner Humanismus stehen sich also fortgesetzt wie Tag und Nacht gegenüber. Vernunftstößenbarung und gläubige Unterwürfigkeit unter Gottes Gesetz haben mit einander nichts zu schaffen. Während die „evangelischen“ Theologen nur noch aus Inconsequenz und zum Schein, oder wie Feuerbach sagt, aus Heuchelei eine Gotteslehre vorschützen, rücken ihre Philosophen und Dichter, die Coryphäen der modernen Bildung, unverholen mit der Sprache heraus, daß sie in Christus nicht das weltbeherrschende Princip anerkennen, sondern das Christenthum nur als eine unliebe Episode, als einen zeitweiligen Lückenbüßer betrachten. Daher das sehnsüchtige Verlangen und Hinarbeiten nach der Rückkehr des alten Heidenthums, wie es sich namentlich in Schiller und Göthe und in den Poeten, Philosophen und Philologen der Neuzeit offen kund gibt. Ein Gotteshaus zu seiner Erbauung ist für den vollendeten Protestantismus bereits eine rein überflüssige Sache; er sucht seine Aufklärung bei Schiller und Göthe, und was all seine Seelenkräfte in Anspruch nimmt, und was ihm den Menschen in seiner vollsten Ausbildung darstellt, ist nicht die Kirche, sondern das Theater, dem übrigens auch all ihre neugebauten Kirchensäle gleichen. Mit richtiger Einsicht in diesen Fortschritt der modernen Bildung stellt darum auch Nothe in seinen „Anfängen der christlichen Kirche“ das Postulat auf: „Der Cultus sey bestimmt, sich in die Kunst, wie sie namentlich im Schauspiel alle Strahlen vereinigt, aufzulösen.“!?! — Wenn also David spricht: „Wie lieblich, Herr, sind deine Wohnungen! Ein Tag in deinem Hause ist besser, als tausend Jahre“ — so wird ein künftiger Ereget von der protestantischen Linken dieß gehörig zu deuten wissen. —

LXXXVII. Kapitel.

Abchluß der negativen Evangelienkritik. Modernes Heidenthum und Philosophie der Unheit.

Was man lange gedacht, aber doch auszusprechen noch zu feige gewesen, nehmlich daß das finstere Mit-

elalter gleich mit Christus anfangen: dazu haben endlich die Neueren sich das Herz genommen. Nicht umsonst ist der Herr in dunkler Mitternacht zur Welt gekommen und bei der Finsterniß am hellen Tage gestorben, während die Aufklärung, bei hellem Sonnenschein ans Licht geboren, jetzt Mühe hat, all das Glaubensdunkel und den unclassischen Gräuel wieder aus dem Leben zu schaffen. Seit drei Jahrhunderten hat die feindselige Polesnik sich aufgemacht, die Kirche Christi bis zu ihrem Ursprunge hin zu bemacken. Alle schwarzen Farben der Palette hat man dem passivischen Mittelalter angestrichen, alle lichten und hellen aber zum zuellen Abtich gegen jene Schlagschatten für die glorreiche Zeit der Reformation aufgewendet. Die Geschichte, welche vor diese Periode fällt, wird mit dunklem Firniß, wie mit der bekamten russischen Schwärze, getuschelt und entstellt, und die erhabenste Persönlichkeit, die gläubigsten Thaten unserer Väter grau in grau schattirt. Dort herrschte die kimmerische Finsterniß des Mönchthums und die rassistische Barbarei, die schon aus dem Judenthume sich herschrieb; denn mit der Belehrung zum Christenthume haben die Germanen ihre eigentliche Stammnatur und ihren Rationalcharakter eingebüßt. Erst als Luther, der neue Herostrotus, den Feuerbrand in die alte Kirche warf, ward es Licht, der Zustand des tohu vabohu, der schwere Wintertraum, war vorüber, es begann hell zu tagen, und der nur zu lange mit Nährchen eingelullte Geist erhob sich jetzt mit einemmal erwacht zur Betrachtung der reinen Natur. Jetzt wurde man inne, daß es nicht bloß ein petrinisches oder römisches, sondern auch ein paulinisches, ein johanneisches, ein Jakobus-Christenthum u. s. w. gebe, also in der Christenheit Platz sey für jede mögliche Lehrentwicklung, und die Verfolgung von Sektentrühmern mit deren Begriffe aufgehört habe.

Doch damit kam der Kirche immer noch eine Berechtigung zu, der Widerspruch des Protestantismus ging aber wider ihre gesammte Existenz. Die Aufgabe war nur, einen Punkt zu finden, wo man den Hebel einsetzen konnte, um sie ganz und gar aus den Angeln zu heben: daselbe, was der alte Archimedes verlangte: *δύς μοι πού στῆσω, καὶ τῆν γῆν κινήσω*. Diesen festen Stütz- und Anknüpfungspunkt hatte man vor dem vierten Jahrhundert zu finden geglaubt; da, wo das Christenthum zuerst allgemeine Ausbreitung gewann, und zur herrschenden Religion im Römerreich, also zur Weltreligion, sich auf-

schwung, oder im eigentlichen Sinne katholisch sich zu behaupten anfang, sollte die Hierarchie im Nachbild des römischen Pontifikates entstanden, der Heiligencult zum Ersatz des alten Götzendienstes sich ausgebildet haben. Das Mönchsleben hatte bereits vorher von Indien her über Aegypten den Zugang gefunden, und somit eine Menge Auswüchse des Heidenthums in der Christuskirche Platz gegriffen. Dieser kirchliche Obskurantismus währte an zwölfhundert Jahre; doch ging das Eindringen jedes neuen Irrthums in der Kirche nicht ohne Widerspruch vorüber. Jene Lichtpunkte, wo einzelne Erleuchtete sich gegen den überhandnehmenden Aberglauben aufwarfen, und mit ihrem Anhange sich ausschieden, werden von den Katholischen als Epochen der Häresie bezeichnet, und jene Männer des Lichtes als Sectenstifter gebrandmarkt. — Wirklich schämte sich das Lutherthum nicht, seinen Bestand und seine Wurzel auf alle vorangegangenen Häresien zurückzuführen; von ihnen sollte auf den theuren Mann Gottes die Bibel überliefert worden seyn, damit er sie der Nacht der Vergessenheit entreiße und sie der Kirche vor Augen halt.

Mit diesen und ähnlichen Lehren erbauten die lutherischen Pastoren ein paar Jahrhunderte schon ihre gläubigen Schafe, und es ist fabelhaft, bis zu welcher Unwissenheit über katholische Zustände sie es gegenseitig gebracht haben. Da soll der Wittenberger Mönch zuerst die Schrift dem Volk verständlich ins Deutsche übertragen haben, und sie schwören noch heut zu Tage darauf, daß dem so sey, während doch schon siebzehn verschiedene deutsche Übersetzungen vor ihm existirten. Sie bilden sich ein, Guttenberg, der die Buchdruckerkunst erfunden, Copernikus, der die Sonne stille stehen hieß, Columbus, welcher die neue Welt entdeckte, und selbst der Pontifex der Kirche, der die Träger der Gelehrsamkeit der alten Welt aus dem eroberten Byzanz an seinen Hof aufnahm, ja derselbe Leo, der die Peterskirche baute, und die Kunstschätze der Vergangenheit mit heiligem Eifer aus Roms Ruinen grub, unter und wider den aber die große Glaubensspaltung ausbrach, seven Borläufer oder Mitarbeiter des Protestantismus gewesen, und passten neben Luther oder Melanchthon, die durch ihre Dichotomie schon wieder den Zwiespalt in der neuen Confession ausdrücken, zu Einem Reformationsbilde zusammen. Daß für die christliche Kirche, welche bis auf Kaiser Constantin zuerst mit der griechischen, dann bis auf Carl den Großen mit der römischen, endlich bis

zum fünfzehnten und sechzehnten Jahrhundert mit der germanischen Weltbildung sich abfand, und dadurch eben den Charakter ihrer Katholizität bewährte, nach dem Ablaufe dieser drei Perioden in ein neues Zeitalter eintrat, wird niemand läugnen, indem sich für die Menschheit eine neue ungeahnte Welt aufthat, und die ganze Weltanschauung kraft der wieder erwachten alten im Bunde mit der neuen Wissenschaft sich erweiterte. Aber wie sehen die fanatisch Bethörten nicht ein, daß die Geisteserneuerung, welche damals in allen Gebieten der Erkenntniß und zwar durch lauter katholische Männer stattfand, gerade in confessioneller Beziehung mißrathen war, als der furor tautonicus mit Gewalt auf eine Reform in Haupt und Gliedern ankürzte, und da diese vom Kirchenoberhaupte und den Concilien aus zu lange nicht erfolgte, sie endlich auf eigene Faust vornahm, werde daraus, was da wolle — bis endlich von der kirchlichen Mitte aus auf der längst erfordernten Kirchenversammlung zu Trient die wahre katholische Reformation zu Stande kam, und der neuen Häresie entgegentrat, die jetzt allen möglichen Aberglauben, den sie aus freiwilliger Unkunde von den Katholiken hegen, zu ihrer Beschönigung dieser zur Last legen, um ihre Berechtigung, als Glaubenspartei noch ferner zu existiren, nachzuweisen, obwohl sie jetzt zur Trennung gar keinen Grund mehr haben.

Darum also muß die katholische Kirche alle Schmach auf sich laden lassen, damit die Aufferkirchlichen Anlaß zu Vorwürfen haben; und so soll sie zuvörderst mit dem vierten Jahrhundert eine Masse superstitiöser Gebräuche aus dem Heidenthum ausgenommen haben, wie z. B. die Verehrung der Mutter Gottes an die Stelle des Cultus der alten Göttinnen getreten sey. Aber jene Irrlehren, welche wider diese Thaten und die heidnische Verunstaltung der Lehre Christi protestirten, gingen ja noch weiter zurück, als bis auf das vierte Jahrhundert: aller Aberglauben, alle Miß- und Cultusmißbräuche datirten sich bei näherem Befunde aus der ältesten Zeit, sie mußten also vom Judenthume sich herschreiben, das mit dem Paganismus gemeinschaftlich die Aussteuer des Christenthums übernommen hatte. Christus konnte unmöglich gelehrt haben, was wider unsere Vernunft und die Forderungen der Natur ging; er, der Weiseste, konnte nicht Unmenschliches begehren, sondern mußte das Recht des Menschen anerkennen, auch Mensch zu seyn, und nach seinen

angeborenen Trieben zu handeln. Auch die Evangelien, welche von ihm zeugten, konnten es nicht lehren. Aber die alte Kirche berief sich eben auf diese Evangelien, sie vertheidigte daraus selbst ihren Primat, obwohl sie ihn nicht aus dem Buche herleitete, sondern alles in ihrem Bestande und Leben nachwies! Unmöglich konnte dagegen den andern der Herr dem Petrus solche Vollmachten verliehen haben, wie sie die Hierarchie in Anspruch nahm und ausübte, und wenn auch, so war dieß nicht auf seine Nachfolger auszudehnen; im übrigen waren die römischen Bischöfe nicht einmal die Nachfolger Petri, weil dieser nie in Rom gewesen. Aber die des Irrthums beschuldigte Kirche berief sich auch auf den heiligen Geist, dessen Verheißung ihr im Evangelium bestätigt werde, daß er nehmlich immer bei ihr bleiben und sie alle Wahrheit lehren solle; in allen angefochtenen Lehrpunkten wollte sie darum in der Hauptsache Recht haben, ja unfehlbar seyn. Bei ihrer Behauptung von dem geistigen und sittlichen Verfall der Menschheit und ihrer Wiederaufrichtung, oder von der Sünde und Erlösung, welche mit dem Grundsatz, nach eigenem Denken zu glauben und nach eigenem Ermessen zu leben, im direksten Widerspruche sich befinden, und darum zu Anfang dieses Jahrhunderts, als man in Preußen das Kirchenwesen zu den Gegenständen der Landespolizei schlug, auch möglichst aus den kirchlichen Gesangbüchern getilgt wurden, stand sie in der Schrift mitten inne, ja selbst zu ihrem Reliquienglauben nahm sie die heiligen Urkunden in Anspruch, wo nach V, 15. XIX, 11. selbst durch den Schatten Petri und mittels des Schweistuches und Gürtels Pauli Heilungen geschehen seyn sollten. Endlich in ihrer Zumuthung von den Pflichten des Lebens, von Ascese und Fleischesabstinenz berief sie sich zum Anhalt auf die Schrift und die darin aufgestellten moralischen Forderungen und lebendigen Beispiele, und vor allem stellte sie das Leben Christi zum Spiegel auf.

Jetzt wurden die reformatorischen Geister sich erst ihres Zieles klar. Nicht von Reinigung des alten Kirchenglaubens von einzelнем Aberglauben und von eingeschlichenen Mißbräuchen konnte ferner mehr die Rede seyn, sondern die Christusreligion war selber der Aberglaube. Nicht die Evangelischen wollten und konnten sie mehr heißen, sondern Protestanten, denn das Evangelium war nur die Chrestomathie jenes aus dem Judenthume und Heidenthume zugleich

sich herschreibenden Aberglauben, den man Christenthum nennt, und gerade gegen dieses Evangelium ankämpfen zu müssen, war man sich jetzt bewußt. Luther war nicht weit genug im Reformiren gegangen; närrischer Tausch! wie sollte man jetzt seiner Autorität sich unterwerfen, nachdem man vorher die der Kirche verworfen, welche doch ungleich mehr für sich hatte, und deren Bau und Ueberung das größte Verstandeswerk aller Zeiten ist. Nicht beim fünfzehnten, nicht beim vierten Jahrhundert verlangte der ohne Aufhalt fortschreitende Geist der Aufklärung stehen zu bleiben, sondern zurück mit dem Hebel bis vor den Anfang der christlichen Zeit, dort mußte man den Ursprung des so verhaßten Kirchenthums suchen, unter welcher Form das Christenthum zu allen Zeiten erschien; dort mußte man einen festen Punkt suchen, und die Winde ansetzen, um die Kirche mit ihren Fundamenten aus dem Boden zu heben. Nicht bloß der Pabst war der Antichrist, sondern Christus, wie er in den Evangelien dasteht, ist selber der Antichrist unserer Zeit.

Wie man darum ein Lutherthum ohne Luther stipulirte, da man sich eines solchen Reformators nachgerade ernstlich zu schämen anfängt, so soll nun ein vollendetes Christenthum ohne Christus hergestellt werden. Die Authenzie, die Glaubwürdigkeit und die Quelle der Evangelien werden zugleich geläugnet: hinaus dafür ins geistige Nichts des trostlosen Atheism. Das Christenthum steht mit unserer vernünftigen Erkenntniß, die kirchlichen Forderungen mit den menschlichen Leistungen im Widerspruche: fort also damit, wenn eine wahrhaft humane Zeit ihren Anfang nehmen soll. Unser Jahrhundert ist und bleibt ein theologisch gesinntes, aber es cultivirt die Theologie, die aus dem Menschen stammt, und dieser Unterlage als der einzig vernünftigen sich bewußt ist. Das Ideal des Menschensohnes bleibt uns unverloren, aber es ist nicht das Bild der Evangelien, sondern das Collectivbild der ganzen Menschheit.

Hören wir, wie Dr. Strauß diese moderne Gottmenschlichkeit oder besser menschliche Göttlichkeit in seinen Streitchriften weiter ausführt, so urtheilt er S. 72.: „Wie die früheren Dichter zu Sheakspeare, so bilden Moses und die Propheten eine aufsteigende Reihe religiöser Genie bis Christus, ohne daß mit diesem das non plus ultra erreicht wäre, obwohl im letzteren Gebiete die Genie seltener und große

Kriegshelden, Staatsmänner, Künstler und Philosophen in kurzen Zeit wiederkehren. Der Islam selbst ist nur eine Nachgeburt. Wie weit ist aber von einem Religionsstifter, einem solchen religiösen Genie bis zum vollendeten Ideale der Menschheit und erst bis zu würdigen Apotheose! Ja, spielt er S. 47. an: Wenn Jesus zugleich Raphael und Phidias, Homer und Hegel, Gutenberg und der Entdecker der Dampfschiffahrt und die Eisenbahnen u. s. w. gewesen wäre, also den ganzen Geist der Menschheit, der in Kunst und Wissenschaft, in der Mechanik und Industrie peripherisch sich offenbart, in sich concentrirt hätte, dann müßte er in ihm den göttlichen Menschen erkennen. Nun aber ist Jesus weder gedichtet, noch gemalt, noch überhaupt geschrieben als eine Maschine erfunden, geschweige dies alles zusammen gethan und zu vollsten Meisterschaft gebracht — also „muß er vom Throne der Gottheit herabsteigen, und auf einer Bank neben Napoleon und Göthe u. d. Platz zu nehmen sich gefallen lassen.“ Nach dieser deutlich ausgesprochenen Ansicht hätte Christus, der Säemann aller geistigen Wahrheiten und der weltbewegenden Ideen, wenn er anders in dem System unserer Zeit passen soll, nichts eifertigeres zu thun nöthig gehabt, als in Rapharnaum die erste Druckerlei zu errichten, und dort als der erste Schriftsteller der Welt, fruchtbarer als Aristoteles, Barro und Leibniz, in allen Zweigen des menschlichen Wissens aufzutreten. Von einem Lehrer der Wahrheit, einem Ideal der Sittlichkeit und einem Troste des zeitlichen Lebens, von Glaube, Hoffnung und Liebe ist gar nicht mehr die Rede, geschweige daß sie zu Seligkeit ausreichen könnten, sondern das reformirte Geschlecht hat keine höhere Bestimmung, als zu schreiben und zu lesen, mechanisch zu bewegen oder sich bewegen zu lassen. Indeß Strauß findet (S. 80.) für uns, wenn wir ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen, „auch nicht einmal nothwendig, daß ein Individuum aufstehe, und sein Selbstbewußtseyn als das der absoluten Substanz, d. h. sich als Gott weiß, als vielmehr nur die Geneigtheit der Welt schlechthin in irgend einer ausgezeichneten Erscheinung die Einheit des Göttlichen und Menschlichen zu erblicken.“ Wir Traummenschen können uns also wohl mit diesem Seifenblasen-Christus, auf den der Glanz der untergehenden Sonne ein goldenes Licht wirft, oder worin der göttliche Menscheng Geist sich spiegelt, begnügen! — Wir müssen von diesen Anforderungen des neuen Zeitgeistes Notiz nehmen, um

wissen, welches ein anderes Ideal der Menschheit man uns für Christus, welche eine andere Weisheit statt der evangelischen zum Ersatz bieten könne. Die Vernunft ist noch immer die alte Eva, und vertraut fest auf die Einflüsterung: *Eritis sicut Di, scientes bonum et malum*, bis sie für alle Fälle gewitzigt und über alle Möglichkeiten enttäuscht wird: darum müssen wir bis ans Ende sehen, wie der Teufel mit den Gelehrten sein Spiel treibt, und all die Früchte der menschlichen Weisheit und Erkenntniß kosten, um die göttliche wieder schmachhaft zu finden.

Es ist in der That beachtenswerth, wie diese philosophischen Maulhelden, welche das bisherige Wort Gottes abjuthun und durch Menschenwitz zu ersetzen versprechen, im Weltstanz wie der Irrwisch von einem Scheinenden zum andern überspringen, und dabei noch von der Unklarheit der Evangelien reden wollen. So flüchtet unser Mythiker, um mit seinen neuen Thesen eine unangreifbare Position einzunehmen, sich hinter die unvergleichliche Autorität seines Meisters, und fährt (S. 78.) fort: „So weit scheint nun von Hegel nur die Einheit Gottes mit der Menschheit überhaupt beducrt zu seyn, daß in der Vielheit menschlicher Individuen und Persönlichkeiten Gott aus der Nacht der Substantialität sich zum Tag der Subjektivität erhebe.“ (S. 80.) „Hiegegen scheint freilich das zu sprechen, daß Hegel die falsche phantastische Weise der Neuplatoniker, der Einheit mit der Göttlichkeit sich zu versichern, wobei das Selbstbewußtseyn einseitig nur seine eigene Entäußerung erfaßte, ohne daß die Substanz an sich ebenso ihrerseits sich ihrer selbst entäußerte und zum Bewußtseyn wurde, dem christlichen Standpunkt entgegengesetzt, als auf welchem das Bewußtseyn nicht aus seinem Innern von dem Gedanken ausgehe, und in sich den Gedanken Gottes in seinem Daseyn zusammenschleße, sondern von dem unmittelbaren Daseyn ausgehend den Gott in ihm erkenne. Allein sieht man näher nach, so ist die im Neuplatonismus vermischte, im Christenthum (zu Berlin!) gefundene wirkliche Entäußerung der Substanz nur eben dieß, daß es Bewußtseyn des wirklichen Geistes, Glaube der Welt ist, Gott sey wirklich Mensch geworden. Dinehin daß Gott als ein wirklicher Mensch da ist, daß das glaubende Bewußtseyn diese Göttlichkeit sieht, fühlt und hört, kann nur so viel helfen, daß er geglaubt werde, da gewesen, gesehen, gefühlt, gehört worden zu seyn.“ Auf dieser Einbildung ruht also die gesammte Bildung der Vergangenheit!

„Eben dieß, heißt es (S. 81.) zu unserer Befriedigung weiter, wird nun aber von Hegel in einer Weise ausgesprochen, welche den bereits entstandenen Schein verstärkt, als nehme er den gottmenschlichen Charakter weniger für einen objektiven Gehalt, der an sich im Leben Jesu gelegen, als für eine Bedeutung, welche das zu solcher Anschauung disponirte Gemüth seiner Anhänger aus subjektiver Vollmacht in jenes Leben gelegt habe.“ (S. 93.) „Doch auch jene, wie es scheint, ganz bestimmte Erklärung Hegels wird wieder schwankend gemacht, oder doch sehr beschränkt, wenn wir Stellen wie folgende lesen,“ u. s. w. — Es ist nur, daß wir wissen, was uns bleibt; wenn wir nehmlich den realen Christenglauben hinzugeben Gelüste tragen, so können wir uns dafür aus Hegels Phänomenologie und Religionsphilosophie und den darin allerlei scheinbare Ausjagen enthaltenden Stellen einer genügenden Entschädigung erholen. Ist „die erste Verwirklichung des christlichen Principes in den neutest. Schriften eine unvollkommene“, wie Strauß (S. 94.) will, so leuchtet uns hier die Vollkommenheit ein. Ueberhaupt, kann in dieser Philosophie noch von einer Verwirklichung die Rede seyn, die von der Voraussetzung ausgeht, daß die Wahrheit sich nicht realisire, sondern nur im Denken bestehe? Gewiß wird gegen diese Hohlheit die historische Wirklichkeit oder die christliche Geschichte nicht das Feld zu behaupten im Stande seyn? Diese pantheistische Theorie, dieß todtkgeborene Kind, erzeugt von der Branntweingeilheit in der Umarmung eines abstrakten Philosophen mit einer Nebelwolke anstatt der züchtigen Juno, wird sicher an die Stelle des lebendigen Christus treten, welcher bisher den Glauben der Völker beherrschte? Diese hungrige, heil- und trostlose Philosophie für bankrotte Geister wird im konkreten Leben eine praktische Bedeutung gewinnen? Und wenn die Wirklichkeit für die Idee gleichgiltig ist, wie sie lehren, nun so liefern sie ja das Geständniß, daß sie der Wirklichkeit nicht gewachsen sind, es mit ihrer Abstraktion nie zu etwas Wirklichem bringen, noch das Seyende begreifen können, also gut thun, niemand zu inkommodiren, sondern in ihrer leeren Gelehrtenstube zu bleiben.

Die hohle Abstraktion also soll künftighin die Omnipotenz behaupten, die jetzt in Gegensatz mit dem herrschenden Weltgedanken oder der konkreten Wirklichkeit und dem geschichtlichen Leben, oder was daselbe ist, mit dem Christenthum, tritt, und dieses vollständig zu ersetzen verspricht. Wie sie denken, so soll sich die Wahrheit ver-

halten — das Leben richtet sich aber nicht nach ihren Gedanken. Nur Gott kann sagen: Ich denke, also bin ich! Denn er ist sich von Ewigkeit in seinem göttlichen Gedanken, im Logos, welcher der dem Vater immanente und wesensgleiche Sohn ist; und alles, was er außer seinem Wesen, also in der zufälligen Existenz und frei denkt, ist eben damit gesetzt, daß er es denkt. Der Mensch aber ist da, bevor er an sich denkt, und lebt, wenn er auch gar nichts denkt; und was er denkt, ist darum noch lange nicht wirklich. Denken und Seyn stehen gar nicht in causaler Correlation; das Denken hängt wohl von meinem Seyn, aber nicht das Seyn von meinem Denken ab. Weil, wie oder nachdem ich etwas denke, so ist das Gedachte noch lange nicht; sondern die Wirklichkeit ist unabhängig und vor meinen Gedanken, ja sie spottet meiner Gedanken, und ist gleichwohl, ob ich sie so denke oder nicht. Ja selbst die geistige Wahrheit, die Realität der Ideen hängt nicht von meinen Gedanken ab; denn wir können die Wahrheit nicht machen und erfinden, sondern nur finden; die Ideen walten gleichgiltig, ob wir sie als solche gelten lassen wollen oder nicht. Wir verhalten uns nur receptiv zu ihnen, und unsere Überzeugung ist immer eine bloß relative, individuell beschränkte, die für die Gesamtheit keinen Maßstab abgibt, sondern wir haben uns vielmehr nach der Gesamtwahrheit zu richten, die durch die Offenbarung und durch die Überlieferung, oder durch die höhere Autorität an uns tritt, und angeeignet seyn will. Das menschliche Denken steht damit nicht im Widerspruche, es kann nur nicht über seine Abhängigkeit und über die Voraussetzungen, d. h. über die Bordersäge, hinaus, und kann sich um so leichter darein fügen, da doch niemand sich vernünftiger Weise gegen die Erfahrung sträuben kann, daß die ganze Grundlage unserer geistigen und physischen Existenz vor uns, wenn gleich die Welt in der Bestimmung für uns da ist. Denken und Seyn stehen allerdings in Beziehung; denn wir können nicht nichts denken, noch auch die Ewigkeit denken, zum Beweise, daß wir nicht ein unendliches oder verursachendes Ewiges sind, aber trotz unserer Endlichkeit vom Anfange ab doch nicht mehr vernichtet werden können. Das Verhältniß ist nur nicht ein adäquates, sondern wie Shakespeare sagt: es gibt in der Natur der Wesen tausend Dinge, von welchen sich unsere Gelehrten nichts träumen lassen. Die Geistigkeit wie die Körperlichkeit bietet uns unerschöpfliche Gegenstände zum Denken. Das Verhältniß zwischen Subjekt

und Objekt ist also ein umgekehrtes, zudem, wie man es seit Cartesius in der Philosophie genommen. Die Welt ist, also muß ich sie denken. Ich muß mich mit meinen Gedanken in die Wirklichkeit finden, will ich wahrhaft philosophisch seyn; und eine Philosophie, welche die Wirklichkeit, also das Christenthum oder den Complex der Ideen, welche das Leben der Wirklichkeit constituirten, nicht begreift, ist eben damit keine Philosophie. Unser Denken ist gleich abhängig und beschränkt, wie unser Leben und sittliches Streben. Wer möchte sich nicht unmittelbare und vollkommene Ideen fassen, und doch können wir es nicht erschwingen; wer fühlt nicht das Wollen in sich, und kann es darum doch noch nicht vollbringen; wer möchte nicht ohne Aufhören geistig und körperlich gesund seyn, und es liegt doch nicht in der Macht unserer Gedanken, unserer Leiblichkeit und unseres Willens! Sondern wie wir sind, in unserer geistigen Beschränktheit, in unserer Willensschwäche und hinfälligen Sterblichkeit, müssen wir unsere jetzige Existenz begreifen, und die Kirche lehrt uns, wie wir in dieses traurige Daseyn gesunken, und bietet uns Trost und die Heilmittel zu unserer Erhebung, indem sie uns kraft der ihr anvertrauten Offenbarung auf unser Ziel oder Seligkeit oder die Vollendung nach diesem Leben hinweist, damit wir nicht in der Angst und den Leiden dieses Lebens aus Unklarheit über unsere Bestimmung verzweifeln.

Die Gesetze der creatürlichen Welt sind also nicht die schöpferischen Gesetze, d. h. Gott und die Schöpfung sind nicht abhängig von unseren Abstraktionen, wir können sie darum auch nicht aufheben oder ihre Vernichtung dekretiren. Ein Wunder ist eine göttliche That, und liegt darum vor und außer den Begriffen unseres Denkens, wir vermögen es mit allen Synthesen und Analysen nicht zu construiren. Es ist darum ganz wahr, aber doch von Strauß lächerlich verkehrt und nichts bedeutend, wenn er sagt: „Der Climax des Wunderbaren ist der Climax des Undenkbaren.“ Freilich! aber das ganze Daseyn, die Welt und unsere eigene Existenz ist für uns ein Wunder, wir können uns den Ursprung derselben und unsere eigene Entstehung nicht denken, sondern nur nachdenken, denn unser ganzes Denken ist im Grunde nur ein Nachdenken; das Seyn ist uns vom Urheber aller Dinge vorgedacht, und eben darum ruht alle Realität und wir selber im Logos, der vor der

Grundlegung der Welt bei Gott war, wie es der Evangelist auseinandersetzt, und das Prototyp der Schöpfung, und zuvörderst der Menschenwelt ist.

Wir können allerdings nichts denken, was nicht ist, aber nur weil wir zu unserem Denken das Seyn zum Anhaltspunkte bedürfen; selbst falsche Vorstellungen können wir nur auf das Vorhandene bauen und aus den gegebenen Objekten subjektiv falsche Schlüsse ableiten. Alles aprioristische Denken widersteht unserem Wesen; ebenso alle erschöpfenden oder ganzen Begriffe; wie könnten also unsere Gedanken absolut, d. h. abgeschlossen, unabhängig und frei, oder anders als relativ schöpferisch seyn! All unser Wissen ist Stückwerk, und mit allem Spielraum der Gedanken vermögen wir das Wesen nicht eines Dinges in seiner ganzen Tiefe zu erfassen. Wir grübeln und verlieren tausend Worte, und haben am Ende doch nichts positives erreicht. Die Vernunftabstraktionen sind demnach weit hohler, als die Wirklichkeit, und unsere Begriffe bei der ihnen anklebenden Willkür und Wandelbarkeit und Ungenüghenheit inkommensurabel für die reine Wichtigkeit oder Richtigkeit eines Objektes.

Rythen selbst sind ursprünglich auf die Mythologie und Offenbarung begründete und daraus abgeleitete Dichtungen: sie setzen beide als real voraus. Die leeren Begriffsphilosophen aber halten zuvörderst die Mythologie für radikale Lüge, und jedes Offenbarungswunder für eine Mythe, und gestehen also denselben nicht einmal relative Wahrheit zu. Wie sie ihren Kopf an der gemeinen Wirklichkeit schon zerschellen, so genügt es den Mythikern, zwei Erzählungen analoger miraculöser Thaten in der Weltgeschichte aufzufinden, um eine durch die andere, wie durch Fraktion zweierlei Hölzer, in Rauch aufgehen zu lassen; und wir lernen von ihnen die Grundlinien einer neuen Logik, wenn zwei Fälle, also zwei Erzählungen sich gleichen, so sind sie beide falsch, und jede dritte, die den beiden ähnelt, ist ebenso irrig. Es wird nehmlich das Gesetz von der Interferenz des Lichtes hier auf die Theologie angewandt, wonach, wenn zwei Lichtstrahlen unter einem Winkel sich begegnen, sie sich nicht decken und verstärken, sondern gegenseitig aufheben. Dieselbe physikalische Lehre soll jetzt auch auf die großen Lichtstrahlen der Geschichte und ihre hervorleuchtendsten Punkte ausgelehnt, und daraus, daß der Mond einen Hof hat, gefolgert werden, daß er an sich keinen Kern und Körper habe.

Wir wollen damit sagen, daß mit der abweichenden Auffassung

Leben in die Klemme kömmt, und dreißt mit den absurdesten Versicherungen uns abfinden will, auf die er sicher selbst nichts hält. „Ich habe, spricht er (Streitschr. 145 f.), die Reden Jesu als im Ganzen glaubhafter überliefert, von den Erzählungen seiner Thaten und Schicksale, und unter diesen selbst wieder Sichereres von Unsicherem, Glaubwürdiges von Unglaubwürdigem unterschieden.“ Wie hohl dieses Zugeständniß sey, liegt am Tage; denn man darf nach seinem Systeme nur sagen, und er selber hat es im Leben Jesu so gehalten: wie die Wunderhandlungen, so habe man auch die Lehrvorträge zum Theil aus den ältesten Schriften herübergenommen, und die übrigen Sentenzen und die Parabeln aus dem Munde des Volkes oder der damals lebenden Rabbinen geschöpft! Die bedeutsamsten Reden des Herrn bei Johannes finden bei unserem Critiker ohnehin keine Gnade; sehen wir aber zu, so beruft sich ja Jesus auch in seinen Vorträgen bei den Synoptikern wesentlich immer auf seine Thaten: „Wenn ihr meinen Worten nicht glaubet, so glaubet doch meinen Werken!“ Sind es also etwa Reden, wie die bei Matth. XI, 4 f.: „Saget dem Johannes, was ihr höret und sehet: Blinde sehen, Lahme gehen, Aussätzige werden rein, Taube hören, Todte stehen auf“ — was später XV, 31. noch im Mund des Volkes sich wiederholt; sind es Aussprüche wie XI, 25.: „Ich preise dich, Vater, daß du dieß den Weisen und Verständigen verborgen, den Unmündigen aber geoffenbart hast“ — wobei Strauß seine Rechnung findet? Gilt bloß die Versicherung bei Lukas XXIV, 19., daß Jesus von Nazaret ein Prophet war, mächtig in Wort und That, vor Gott und allem Volke; oder was in der Geschichte der Apostel IV, 16. bezeugt wird: „Es ist ein offenklares Wunder durch sie geschehen, alle Bewohner von Jerusalem wissen es, und wir können es nicht läugnen!“ Dieselben Reden, und im Grunde keine andern, kehren dann auch bei Johannes wieder, wenn Jesus z. B. V, 36. spricht: „Ich habe ein größeres Zeugniß, als das des Täufers; denn die Werke, die mir der Vater zu vollbringen gegeben, diese Werke, die ich thue, zeugen von mir!“ und wieder X, 25. 37. 38.: „Ich habe es euch gesagt, die Werke, welche ich im Namen oder in Kraft meines Vaters thue, legen Zeugniß von mir ab. Thue ich sie nicht, so glaubet mir nicht, thue ich sie aber, so glaubet mir, wenn nicht aufs Wort, doch auf die Thaten!“ Oder haben andere Themate, etwa aus der

Vorgesagt, wenn der Hellsand spricht: „Himmel und Erde werden vergehen, ehe ein Jota vom Gesetze wegfällt, und ehe meine Worte vergehen“; — sich so saamentkräftig und wurzelhaft erwiesen, daß daraus die christliche Gemeinde erwuchs und das Christenthum zur Weltreligion erflorte? Hat die Lehre vom eucharistischen Opfer so sehr angezogen? oder hat die bloße Anrede an Simon den Felsenmann die Kraft gehabt, daß darauf hin der Kirchenbau entstand? Nun so muß Jesus doch auch eine andere thatsächliche Wunderkraft entwickelt haben!

Wir sehen, Strauß weiß gar nicht was er sagt; seine Versicherung, daß er die Reden Jesu historisch festhalte, ist so eitel und nichtig, wie sein ganzes Werk; eine Trennung zwischen Wort und That hält so wenig, wie eine Auseinanderhaltung der Synoptiker von Johannes Stich. Noch kindischer und fragenhafter, ja, weil aller Erfahrung widersprechend, wahrhaft einfältig ist die Zumuthung, zu glauben, daß sich Worte eher als Thaten fort erhalten. Doch hören wir, zu welchen Zugeständnissen er sich weiter herabläßt! Es ist gar zu demüthig, wie er sich entschuldigt: „Es läßt ja auch meine Ansicht gewisse Grundthatsachen stehen, und selbst zur Auferstehung Jesu als etwas, das dem Paulus gewiß gewesen seyn müsse, verhält sie sich so, daß sie sich immer vorbehält, wenn die Entstehung des Glaubens der Jünger an die Wiederbelebung Jesu rein aus inneren psychologischen Gründen nicht zu erklären seyn sollte, dann irgend ein äußeres Ereigniß, im äussersten Falle selbst ein wirkliches, aber natürliches Wiedererwachen hinzuzunehmen.“ — Damit hat Strauß sein Urtheil unterschrieben, hätte er nicht schon dadurch, daß er, der edle Menschenfreund, die einzig durch die Auferstehung Christi uns verbürgte Unsterblichkeit läugnet, und die durch ihn vom Glauben an den Erlöser erlöste Menschheit dem Hundetod sterben läßt, sich den Hals gebrochen. Er hat das Christenthum früher von der positiven Seite nie kennen gelernt; jetzt, da es an ihn tritt, möchte er ihm nothgedrungen Einräumungen machen, untergräbt aber damit von vornherein sein System, das auf die durchgängige Rücksichtslosigkeit gebaut ist, und nur bei consequenter Ignoranz aller Wahrheit sich für die Einseitigdenkenden behaupten läßt. Wir sehen, wie er, der die Rationalisten mit ihren faden natürlichen Erklärungen sammt und sonders fortgegeißelt hat, nun selber von der äussersten Noth gezwungen, durch eine Hintertüre zu

ihnen übergehen muß, und wie am Ende die Clairvoyants oder das physische Heilsehen und magnetische Kuren auch ihm den Grund zur Entstehung des Christenglaubens hergeben sollen. Er will die Menschheit vom Wahnglauben an ihren Heiland und Erlöser heilen und erlösen, und wähnt nicht, daß die Absurdität seiner äussersten und letzten Annahme, womit er sich mit der Wirklichkeit abfinden will; eben in seinem fabelhaften Glauben und Bauen auf eine falsche Philosophie beruhe, die nur zum Vernichten des Bestehenden, nicht aber zur positiven Erklärung des Entstehens und Bestandes der Dinge zu brauchen ist; die darum die herrschende Wirklichkeit aus dem Scheine hervorgehen und auf dem Scheine beruhen lassen muß, weil sie das Seyn nicht begreift. Er sieht nicht ein, daß ihn zu diesen abgeschmackten Behauptungen seine verkehrte Philosophie in der Anwendung auf das Leben verleitet, die eben darum abgelebt ist und dem Untergange entgegensteht, weil sie dem Leben mit aller Verständigkeit nicht gewachsen ist, jowie das Christenthum und der religiöse Glaube längst untergegangen wäre, wenn ihm alle wahre Grundlage fehlte. Zum Glück ist der Mann, der das Hegelthum principiell stürzen, und einer positiven Philosophie Bahn brechen wird, schon geboren! Mag Strauß sich vorbehalten, die Auferstehung Jesu nach Dr. Paulus zu erklären, wir behalten uns vor, ihn mit seinem ganzen Philosopheme zu Grabe zu legen.

Wir sehen, wie er den Mund zum schmerzlichen Lächeln verzieht, wenn er die bittere Wahrheit zu schmecken erhält, und sie zusagend finden soll. So fährt er gegen Ullmann fort: „Treffend führen Euer Hochw. die ganze Frage auf das Dilemma zurück, ob Christus von der apostolischen Kirche erfunden und ausgebildet worden sey, oder die Kirche von ihm; ob Christus seinem ganzen Wesen und Wirken nach kirchenbildend, oder die Kirche Christusbildend, d. h. Christusdichtend gewesen?“ — Wir sehen schon aus der einleitenden *captatio benevolentiae*, der Mythiker ist verloren, er ist bei der wunden Seite gefaßt, und kann es nicht mehr verdecken, daß er in seinem ganzen Werke den Grund auf die Folge gebaut und die Ursache aus der Wirkung hergeleitet hat. Er ist verloren, wenn wir nicht mit ihm das oberste Causalgesetz auf den Kopf stellen, mit ihm die Wahrheit und Realität der Dinge auf die Vernunftwahrnehmung basiren. Und wenn er nun in der Erwiderung auf jene treffliche Zurechtweisung Christum zu seiner Zeit,

wie das formgebende Princip zum Stoffe oder zur vorhandenen Empfindlichkeit, würklich wirkend sich verhalten läßt, hat er dann diese göttliche That, diese neue Zeugung oder Überzeugung der Welt mit bloßen Reden bewirkt? Er fühlt wohl selber die Unnachhaltigkeit seiner früheren, alles auflösenden Critik, darum räumt er S. 148. jetzt mit einemmal ein: „So steht es nicht einmal, daß die Critik nahezu alle evangelischen Geschichten als vor ihm in der messianischen Hoffnung vorhanden, oder nach ihm in der Gemeinde erdichtet — welche letztere übrigens schon eine mittelbare Production Jesu selbst wäre! — betrachtete; sondern einen nicht unbedeutenden Theil jener Erzählungen läßt auch sie in ihrem historischen Werthe; und nimmt man die synoptischen Reden Jesu hinzu, so wird selbst nach der nur auf die Masse reflektirenden Betrachtung der Verhältnisse zwischen demjenigen in den Evangelien, was Christo selber, und was der jüdischen Erwartung oder der Begeisterung der Gemeinde angehört, sich ganz anders stellen.“ Diese Einlenkung fänden wir so wohl ganz vernünftig; sowie wir aber nun die Auseinandersetzung dieser wirkenden Grundthatfachen begehren, wird er sein Wort wieder zurücknehmen, und uns die Hundwiederreisen Jesu u. dgl., kurz alles als bedeutenden Theil der evangelischen Erzählungen lassen, was für die Entstehung des Christenthums von gar keiner Bedeutung ist, und um was eigentlich gar nicht die Frage zwischen uns ist. Wenn er vom Princip nicht abgeht, was sollen dann alle weiteren Einräumungen, wie folgt! — (152.) „Bin ich hierin vielleicht da und dort zu weit gegangen, und habe zu vieles von dem Schöpferischen und Bedeutsamen im Leben Jesu ins Mythische herübergezogen, so ist dieß nicht Fehler des Princip, von welchem ich ausgegangen bin, sondern Irrthum in der Anwendung, oft auch nur Mangelhaftigkeit der Darstellung; was sich, ohne das Princip aufzugeben, bessern läßt; eine Einseitigkeit, welche einzig durch die entgegengesetzte Einseitigkeit, die bisher in der Betrachtung des Lebens Jesu geherrscht hatte, veranlaßt wurde... Seiner Macht über die Gemüther, mit welcher vielleicht auch eine physische Heilskraft verbunden war, die wir uns etwa durch die Analogie der magnetischen Kraft verdeutlichen mögen, gelangen Kuren, die uns als Wunder erscheinen müssen... Sofern die Macht des Geistes über den Körper in verschiedenen Zuständen verschiedene Grade hat, von welchen (z. B. bei der Erscheinung des thierischen Magnetismus),

wie weit sie aufwärts steigen mögen, noch lange nicht gemessen ist: werden wir dem Religionsstifter namentlich auch auf dem leiblichen Organism anderer eine durch deren Gemüth vermittelte Einwirkung zusehen, welche in ihrer Art einzig ist... Dieser Punkt ist nun für alle Heilungswunder die in unberechenbar verschiedenen Graden auf- und absteigende Macht des Geistes über seinen Organism, und von hier aus kann ich nicht allein für die Dämonen-ausstreibungen, sondern auch für die Heilungen Gelähmter, Blinder und so fort mir eine mögliche Erklärung denken, ja selbst dessen würde ich mich nicht weigern, zu glauben, daß die auch in seinem Organism ausgegossene höhere Kraft des religiösen Geistes den äußerlich erloschenen, nur im Innern noch vor gänzlichem Verschwinden schwach fortglimmenden Lebensfunken im Todtgeglaubten wieder anzufachen im Stande sey.“ Dieß alles gibt er uns noch zu glauben vor: aber bei der Wasserwandlung und Brodvermehrung steht sein Verstand, begreiflich wie der unsere still, nur daß er sich nicht mit uns zum Glauben an eine höhere Welt oder ein unsere Begriffe übersteigendes Walten erheben kann, obwohl er ohne den Glauben auch zur Ermöglichung all der anderen Wunderthaten nicht zureicht. Er ist auf dem Wege, einzugestehen, daß es doch Wahrheiten geben möge, die über alle Erklärung, d. h. über unser jetziges Begriffsvermögen, gehen, und worüber uns eine höhere Welt und ein anderes Leben Aufschluß geben muß: aber kaum hat er das Rad so weit zur Höhe gewälzt, so steht er an dem äußersten und letzten Punkte an, er erliegt, weil er keine principielle Unterlage und keine gläubige Stellung gewinnen kann, der Last der Bedenken, und es überschlägt ihn, bis er wieder in den Abgrund der Negation jurückgetaumelt ist.

Das ist eben die Kraft der Idee, daß sie That und Wahrheit ist, nicht einmal unseres Beweises bedarf, und nicht bloß auf dem Papiere steht, wie es mit den Handlungen und Demonstrationen dieser Zeit sich verhält. Wenn aber das Ohr des Geistes, die Vernunft, den Ton angibt, und alle Klänge und Anklänge der Wahrheit vorausbestimmt, so kömmt die Wirklichkeit der Dinge freilich zu kurz, und wir werden um mehr als die Hälfte, weil gerade im Centralgebiete, ärmer. Doch nein! hören wir nur, wie uns Strauß diese Berarmung noch als überflüssige Begüterung preißt. „Was die unaufsöbliche Verbindung jener Thatfachen mit der Person und Lehre

Jesu betrifft, äussert er S. 158, so kommt es darauf an, ob nicht der Begriff des Gottmenschen reiner sich gestaltet ohne alle jene wunderhaften Anhänge, so wie das Wort: ich glaube der Lehre unerachtet der Wunder, immer seine Wahrheit behält.“ Wie Strauß es mit dem Glauben an die Lehre versteht, hat er in seiner Critik der christlichen Dogmen entwickelt. Doch warum es ihn immer, genügender zu erklären, wie denn die christliche Gemeinde so von selber sich gebildet, und die ganze alte Welt habe überwinden können? „Durch welthistorische Wirkungen ist nur die Größe der Persönlichkeit Jesu im allgemeinen, von einzelnen Thatfachen aber höchstens die Auferstehung, aber wieder unentschieden, ob als übernatürliches oder als natürliches Faktum, beglaubigt. Das Wesentliche im Christenthume sind für den philosophischen Standpunkt die Ideen und deren ewige (unsichtbare?) Verwirklichung in der Menschheit; für den historischen Standpunkt fragt es sich wesentlich zugleich, wie weit diese Ideen schon in der Person Christi ausgegangen und verwirklicht gewesen seyen, und ohnehin der Standpunkt des religiösen Glaubens kann die Idee von der Person gar nicht trennen, sofern, wie E. H. am Schlusse so schön ausführen, nur zu Einer Person Liebe möglich ist. Allein diese ist gewiß auch dann möglich, wenn wir Jesum nur ebenso als eine in religiöser Hinsicht hochbegabte Persönlichkeit fassen, wie ein Homer, Sophokles, Raphael künstlerische Genies waren. Und dieser Betrachtungsweise weigert sich die Critik doch gewiß nicht, ja sie gibt nicht nur mit den religiösen Gebieten auch den Heroen desselben vor denen jedes anderen Faches den Vorzug, sondern erkennt selbst den Beweis als möglich an, daß über Christum in religiöser, mithin in höchster Beziehung, hinauszugelangen für alle Zeit unmöglich sey.“

So weit wären wir also jetzt mit einemmal in einem lichten Augenblicke mit unserem in peinliche Untersuchung genommenen Mythiker, daß Jesus der Wendepunkt der Weltgeschichte, der größte und vollkommenste, ja unerreichbare unter allen Erdensohnen sey. Und doch hätten wir eben zuvor, daß in ihm die Idee des Menschensohnes noch keineswegs vollendet dargestellt sey, und wir hören gleich weiter, daß auch seine Reden und Aussprüche nicht so unübertrefflich seyen. Wenn er aber nichts im Wesentlichen von all dem geredet noch gethan, was die Evangelien enthalten, noch auch gedichtet und gemalt

meinen, und es ist doch nicht zu läugnen, daß der Berliner Philosoph mit seinen nihilistischen Postulaten im Lutherthume mitten inne steht; denn es ist der ächt lutherische und uranfängliche Grundsatz der protestantischen Reformation, daß der Mensch in Werken rein nichts zu thun vermöge, sondern bloß auf den Glauben angewiesen sey, der die Consequenz nach sich zog, daß auch der Stifter unserer Religion nichts Wirkliches gethan, sondern nur gesprochen und gelehrt habe, und also bloß ein geglaubter Erlöser sey!

Doch wir wollen dem Mythiker sein Verdienst nicht verkümmern, welches hauptsächlich darin besteht, daß er die protestantische Theologie in ihrer grundsätzlichen Richtigkeit darstellte, und die Begeisterung dafür auf den Gefrierpunkt, ja noch unter Null zurückbrachte. Er hat die Heuchler in schwarzen Röcken entlarvt, und rundweg ausgesprochen, was sie längst im Herzen getragen, aber nicht ganz über ihre Lippen kommen ließen. Ihr Christenthum ist nun allerdings durch den Geist der Zeit gerichtet; er hat nur Henkersamt an den Halbnaturen üben müssen. Sie haben einer dem andern seine Grube gegraben, er hat sie nun abgethan, und so ist das Zeitalter der rationalistischen Erregese, oder der Evangelienkritiker, deren Sünden himmelschreiend geworden, indem sie sich bemühten, die Fehler der Evangelisten unter das Vergrößerungsglas zu stellen, und aus Mücken Elephanten zu machen, endlich vorüber. Damit hat Strauß seine Aufgabe erfüllt: er darf sich heute zu Grabe legen: der Segen derer, die im Glauben an sein Wort die Unsterblichkeit und ewige Vergeltung läugnen, ihm so ihren ganzen geistigen Trost verdanken und die er damit auf immer glücklich gemacht hat, wird ihn zur Ruhe begleiten. —

LXXXVIII. Kapitel.

Gesamtüberblick. Wendepunkt der astertheologischen Richtung. Prognose in die Zukunft.

Der Mensch kann von Natur aus (a priori) nur irren, spricht Schelling, und gründet auf diesen Obersatz seine Philosophie der Offenbarung. Dagegen erhebt sich der Geist der „Reformation“, und erklärt in letzter Consequenz: Der Mensch muß von sich selbst be-

Wahrheit finden, also ist aller Offenbarungsglaube eine Lüge. Was auch es aber hierüber lange Streit, auf welcher Seite sich Recht oder Unrecht finde? An ihren Früchten werdet ihr sie erkennen! und ist die Wahrheit dieses Ausspruches nicht an sich schon einleuchtend, so wird sie es durch die Geschichte der protestantischen Verirrungen, die wir unsererseits nur auf dem Gebiete der Evangelien verfolgt haben. Diesem Grundsätze getreu haben wir die Rechte des Geistes der freien Forschung von den Bäumen der Erkenntniß gelesen: nicht zu Einem allein sind wir um Aufschluß gegangen, sondern nach dem Grundsätze jenes alten Jesuiten, welcher sagte, mit Einem Protestanten lasse sich nicht streiten, wohl aber mit Tausenden, haben wir zum wenigsten an dreihundert ihrer vornehmsten Theologen zu Rathe gezogen, die größtentheils noch jetzt leben, darunter die vorlautesten Wortführer der Orthodorie, die alle auf der Höhe der protestantischen Geistesentwicklung stehen, und die jetzige Bewußtseyn des Reformationsglaubens constituiren. Man wird uns auch nicht vorwerfen, daß wir etwas übertreiben, oder die Gottesgelehrten von der Gegenseite geiffentlich verunglimpfen wollen, sondern wir referiren nur aus ihren Büchern, die aller Welt zur Einsicht vorliegen, und wären selbst im Stande, dieß Protokoll noch ums Dreifache zu vermehren, wenn es sich der Mühe lohnte. Warum gewärtigen wir natürlich keine Widerlegung, sondern, wie es unserem seligen Röthler mit seiner Symbolik erging, höchstens den Vorwurf, daß wir uns geirrt, indem wir dieß in protestantischen Schriften gelesen zu haben glauben, obgleich wir, um nicht ungerecht seyn, sie alle mit Namen anführten und immer selber reden ließen.

Welches ist nun die positive Summe des Fortschritts, den das Christenthum dem Protestantismus als solchem in der historischen Evangelienforschung verleiht, welches seine geistige Errungenschaft? Wir schänden uns, die Resultate nachzusprechen, und von all den Gotteslästerungen Akt zu nehmen: genug, daß zu den ernsthaft verfochtenen Punkten auch der gehört, daß Maria eine gemeine Magd, Jesus ein Kind der Liebe, Magdalena seine Geliebte und der Verräther ein jeder Mensch gewesen! Hiemit ist alles erschöpft, was sich Schlechtes und Herabwürdigendes wider Christus und die Evangelien sagen läßt.

Der Glaube an Christus gibt den Maßstab ab für die Christlichkeit einer jeden Confession. Die Weise,

wie die Häupter einer jeden Partei ihre Überzeugung von Christus aussprechen, gestattet einen Rückschluß auf den Standpunkt der Religiosität überhaupt, den eine solche Glaubens- oder Unglaubensgenossenschaft einnimmt. Dasselbe gilt von den Juden in ihren astermessianischen Persönlichkeiten. Betrachte man nun mit allen Signalements den Steckbrief, den die protestantischen Theologen auf die Person Christi ausgekelt haben, so kann sich alle Welt daran spiegeln, wie der göttliche Heiland durch diese Renovation des Christenthums zu Ehren gekommen ist. Natürlich müssen die, welche seine Menschwerdung auf dem gewöhnlichen Wege der Natur begreifen, auch seine Virginität selbst und ihre Continuation in der Christenheit beanstanden. Sie können am Ende nur einen gewöhnlichen Menschen in ihm sehen, und nachdem sie ihn durch die möglichste Verunglimpfung und Zuzumuthung der alltäglichsten Gemeinheit zu ihres Gleichen herabgewürdigt haben, jetzt ausrufen: „Siehe, Christus ist geworden wie einer von uns!“

Es gewährt uns noch Trost und Beruhigung, zu wissen, daß die Infernale hiemit ihren ganzen Grimm über den Gesalbten des Herrn bereits ausgespien hat, daß wir somit nach dreihundert Jahren am Abschlusse des extremsten Protestantismus stehen, das Schlimmste hinter uns haben, und nothwendig einer besseren Richtung entgegensehen. Doch um solche Schande von den Gottesgelehrten seiner Confession abzuwälzen, erklärt nun Harleß in einem jüngsten Sendschreiben: die Produkte dieser zerstörenden Richtung gehörten allen Confessionen an; und Seyffarth entblödet sich nicht in seiner angeborenen Gedankenlosigkeit, seine Glaubensgenossen überreden zu wollen: auch die Katholiken hätten ihren Voltaire! So ein Satz dient nur dazu, die gänzliche Confusion der Begriffe auf der Gegenseite uns noch eindringlicher zur Überzeugung zu bringen. Ja wenn Voltaire ein Katholik blieb, darum weil er einst katholisch getauft wurde, so müssen wir auch Luther selbst reklamiren! Wissen sie denn nicht, daß zum Kennzeichen eines Katholiken treue und unerfüthterliche Anhänglichkeit an die römische Kirche oder das von Christus uns gesetzte Oberhaupt gehöre, daß unter uns weder von einem abgeforderten deutschen noch von französischem Katholizismus die Rede seyn könne, weil die katholische Kirche, wie schon ihr Name sagt, die universale ist, d. h. alle Völker und alle Zeiten umschließt,

ne die Rationalitäten darum aufzuheben. Es gibt ebenso wenig eine italienische Kirche, und römisch heißt die katholische nur darum, weil der Nachfolger Petri, das gottgesetzte Oberhaupt zur Erhaltung der kirchlichen Einheit, in der Weltstadt Rom seinen Sitz hat. Warum dies der Fall ist, haben wir (Vd. III, 696 f.) erklärt. Wer sich vom katholischen Centrum sich scheidet, gehört eben damit auch aus dem Umkreise der Kirche nicht mehr an. Darum dringt der ächte Katholik auf die Bezeichnung römisch katholisch, wie ein erbitterter Gegner der römischen Kirche und der vom katholischen Kirchenfürsten gewährten Einheit des Glaubens sich selbst nie mehr heißen oder sich ändern nennen lassen kann. Treues Festhalten am Felsen der Kirche also ist unser Unterscheidungszeichen, auf welches wir halten; nicht möchte es vielleicht einem unsinnigen Rabulisten unter den Aufklärern einfallen, auch Konge und seinen irreligiösen Auswurf auch immer den Katholiken zuzuzählen.

Mit welchem Rechte aber kann der Protestantismus einen, der von der katholischen Gemeinschaft ausgeschieden ist, von sich abheben? Auf welche Seite will ein Theolog den andern stellen, da alle gleichmäßig die Advokaten des Teufels spielen? Will einer seinen Gegner verurtheilen, so denke er an den Spruch: Wer in einem Wirthshause wohnt, hüte sich, nach einem andern einen Stein zu werfen. Sind nicht alle Rationalisten, gelehrte wie ungelehrte, Protestanten? Sieht nicht jeder literarische Wicht, jeder erbärmliche Windbeutel und unvernagelte Mensch eine Ehre daran, sich unter das Palladium des Protestantismus zu stellen? Oder handeln die nicht nach dem ersten Grundsatz der Reformation, welche mit Hinwegsetzung über den Überlieferungsglauben oder über die allgemeine Vernunft ihrer individuellen Eingebung folgen? Ist B. Bauer, ist Feuerbach, ist die Durchführung dieses Grundsatzes nicht consequenter, als Mendel, Lücke und Tholuck, und alle die Orthodoxen ihrer Richtung, die auf halbem Wege stehen bleiben zu können wähnen? Und gehört, wer der kirchlichen Autorität einen Rang über die individuelle Vernunft einräumt, nicht in strenger Consequenz der katholischen Kirche zu? Ist die Sache nicht so klar, daß, sollte man meinen, gar kein Streit darüber obwalten kann, und der Gegensatz so stringent, daß jeder, wer so ein Mittel Ding behaupten will, in der Klemme erstickt werden muß? Welches Bekenntniß will der Protestantismus als Merkmal aufstellen? Etwa das auf die symbolischen Bücher

Wer wagt so eine Behauptung Angesichts der Verfolgung und Verbannung, welche das kleine Häuflein der treugebliebenen Altlutheraner im Namen des protestantischen Staates, im Namen des Protectors erleidet; Angesichts der Berliner Synode, die nach der eingetretenen Union und Fusion zur Verathung über den neuzuliegenden Glaubensgrund zusammensitzt, und in der nicht der heilige Geist durch Petrus, wohl aber die babylonische Verwirrung das Wort führt, und jeder häretische Irrthum, der aufgekeimt, seitdem das Christenthum besteht, seinen Repräsentanten gefunden hat! Hinweg mit dem Deckmantel einer paulinischen Kirche, um die nackte Blöße der Verfechter der Reformation kennen zu lernen. Wir reden nicht von Dr. Paulus oder Ammon, „auch noch am Leben“, um für solche allein ihre Confession haften und büßen zu lassen, obwohl man des Ersteren Jubiläum jüngst mit so viel Triumph und Sympathie gefeiert, sondern wir fragen: Wo haben sie Einen Gottesgelehrten in ihrer Mitte, der nicht in gleicher oder ähnlicher Weise sich am wahrhaft evangelischen Glauben vergangen? Wir wollen diesem Buche ein Sündenregister der Theologen der Reformation beifügen, und hören, wenn man sich von all diesem wegläugnet, von wem denn dann noch der Protestantismus repräsentirt und sein jeweiliges Bewußtseyn ausgesprochen sey? Hier gilt keine Ausflucht, man müßte denn nach Utopien, nehmlich in das Gebiet der unsichtbaren Kirche, sich flüchten wollen!

Man mache nicht Ausnahmen, und sage, um noch einen der trefflichsten zu nennen: „Neander ist ein ehrenwerther Mann!“ wir halten uns zu ihm und seiner „historischen Christus“-Schule! Wir klagen den Mann an, welcher sich darauf einließ, aus dem Evangelium zu erhärten, die Eltern Jesu hätten es nur so lange an gegenseitiger Zärtlichkeit fehlen lassen, bis Maria ihren Erstgeborenen zur Welt gebracht habe; alsdann aber habe die, welche die Katholiken als die allerreinste und unbefleckte Mutter, als die Königin der Jungfrauen, als den Tempel des heiligen Geistes einer größeren Verehrung (*ὑπερδουλία*), als die aller Heiligen (*δουλία*) ist, würdigen, dem Joseph noch mehrere Söhne und Töchter geboren! Also wenn es im zweiten Buche der Könige VI, 23. heißt: „Von Michol, der Tochter Sauls, ist kein Sohn geboren worden, bis sie starb,“ so heißt dieß nach Neander, sie habe erst nach ihrem Tode angefangen, Knaben zu gebären. Ebenso will das Wort:

„Setze dich zu meiner Rechten, bis ich deine Feinde zum Schemmel meiner Füße mache!“ nur bedeuten, daß der Herr alsdann wieder vom Ehrenplatz zur Rechten herabsteigen sollte. Spricht endlich Christus: „Ich bin bei euch bis ans Ende der Welt!“ so besagt dies nach der consequenten Erklärung desselben orthodoxen Gottesgelehrten, daß er nach diesem die Seinen verlassen wollte, und so in Duzend anderen Fällen.

Ist das nicht eine großartige Auffassung vom Messias, dem Eingebornen des Vaters? Da ist freilich vom angeborenem Judenthum viel, vom Christenthum aber nichts erkennbar! Wenn Keander mit „Wenn und Vielleicht“ den Kern oder die thatsächliche Geschichte von der historischen Erzählung, die Idee von der Wirklichkeit unterscheiden will, so ist dies höchst wahrscheinlich der Weg, auf dem man die weit consequenteren, weil vollendeten Rationalisten in die Enge treiben kann, oder thut er damit nicht daselbe, nur in anderer, matterer Weise, was Strauß? Was sollen Zugeständnisse, wie die: daß Jesus keineswegs vierzig Tage im strengen Sinne gefastet, d. h. nichts gegessen, sondern bloß mit lärglicher Nahrung sich in der Zwischzeit begnügt habe; daß die plötzlichen Heilungen nicht von augenblicklicher Genesung, sondern nur von allmählicher Erholung zu verstehen seyen — als wenn das Wunder von den Evangelisten nicht eben in den Moment gelegt wäre? Sieht man denn nicht, daß Keander bei dieser rationalistischen Halbheit mit offenem Leibe in die vorgehaltene Partisane seiner Gegner rennt? Er will den andern Schuhe anmessen, und hat sich selbst das Leder verschnitten!

Wüßte der gläubige Christ nicht fast jedem der protestantischen Theologen, all den Reifern der Schule, die seinen Glauben auch nur halb und halb morden, zurufen: „Auch du, mein Sohn Brutus!“ Wenn aber das am Fruchtbaume geschieht, was sollen wir erst von den Wildlingen oder den dürrten und faulen Stämmen erwarten? Wenn so die Orthodoxen zur Fahne der Rebellen schwören, was sollen wir vollends von den Hegelungen erwarten, die dem protestantischen Deutschland erst das Bewußtseyn des vollendeten Unglaubens und der ausgemachten Impletät vorgerückt haben? Wie wollen sich diese Theologen über Strauß beklagen! Strauß hat nichts Neues erfunden und in die Welt geschrieben: er hat nur das große rationalistische Rechenexempel, das seit Semler

jeder protestantische Theologe mit einem neuen Ansätze vermehrte, durchgesehen und redlich zusammenaddirt, und dann unter das ganze Inventar seinen Namen geschrieben: Vidit Strauß.

Wir werfen hier den auserkirchlichen Theologen nicht vor, sie hingen an einem Irrthume; im Gegentheile! Sie haben nicht einen Irrthum, den man ihnen allenfalls noch benehmen könnte, sondern sie nehmen ihrem Principe gemäß den Irrthum selber für die Wahrheit. Sie haben die Wahrheit in den Evangelien überhaupt verkehrt, und die Welt mit Lügen angefüllt, daß sich die Sonne verfinstern möchte. Wie die Heuschrecken und Frösche in Ägypten sind sie zur Landplage geworden, und haben, so weit ihr Flug reicht, von Gottes Erdreich alles Grün rein abgefressen. Es hilft nichts, ein solches Thier todt zu schlagen; denn im selben Augenblicke sind zehn andere zur Stelle. Mit allen Möglichkeiten sind sie trüchsig gegangen, und haben Tag aus Tag ein Fehlgeburten gemacht und Mondkälber ans Licht gebracht. Es ist kein Unfinn, den sie nicht ausgeheckt, keine Thorheit, der sie nicht Thür und Thor geöffnet, keine Verleumdung, die sie nicht abgekartet hätten. Das ist die Ursünde des Protestantismus, daß er von Anfang an zum Diabolus an der Kirche geworden, und sich zwischen sie und Gott als ihr Ankläger gestellt hat, um ihr nicht bloß die Mackeln, die ihr wirklich anleben, die wirklichen und unlängbaren Sünden ihrer Mitglieder vorzuwerfen, sondern wie Satan vor Gottes Thron auch ihr Gutes in Laster zu verkehren, ja selbst die Behauptung der Idee ihr vorzuwerfen, und ihre ganze Geschichte zu entstellen. Wie Bileam im alten Bunde, so haben diese gedungenen Propheten der neuen Zeit sich einer nach dem andern auf den Esel gesetzt, und sind ausgeritten, um der Kirche Gottes zu fluchen und ihren Gesalbten zu verlästern. Das Thier stemmt sich unter ihrem Leibe, ihre Eselreien schreien in einem fort wider sie; doch sie spornen und trachten auf allen Wegen vorwärts, aber alles, was sie vornehmen, schlägt zum Segen der Kirche aus! —

Wir haben begreiflich nicht alle Irrgänge im Labyrinth protestantischer Bibelforschung verfolgt; hiezu reichen unsere Bibliotheken in katholischen Landen mit ihrem protestantischen Büchervorrath schon gar nicht aus! Nicht das ganze Gewebe des Irrthums, sondern nur die gröberen Grundäden konnten wir darlegen; denn sonst müßten

wir Folianten schreiben, und wir beneiden sicher keinen um die Nachlese und weitere Ausbeute, wer immer sich noch tiefer in diesen theologischen Augiasstall einlassen will. Wie sich der Protestantismus in diesen Autoren ausdrückt, ist er nur das große Lästermahl, jenes aus den Gewässern aufsteigende apokalyptische Thier, welches der Kirche Christi und aller Wahrheit Hohn spricht. Er ist eine Parodie und ein vollendetes Pasquill auf das Christenthum, und zur heiligen Geschichte eine Travestie zu schreiben, darauf geht das ganze Streben dieser Evangelischen seit einem halben Jahrhundert hinaus. Sie verfolgen kein anderes Ziel, als sich in möglichste Opposition mit der katholischen Kirche zu versetzen oder darin zu erhalten, und werfen, je fester man dort an der wahrhaft evangelischen und apostolischen Lehre sich hält, um so mehr sich vom Glauben an die Evangelien ab.

Es ist eine wahre Schmach für die ganze Nation, deren religiöse Stimmführer sie seyn wollen, diese Werke deutscher Wissenschaft, diese Produkte deutschen Glaubens hervorgebracht zu haben. Erwäge man dieß, und wie viel Deutschland seit dem Zeitalter der Reformation, diesem Rationalunglücke, an Ansehen und Bedeutung vor aller Welt verloren hat, und wundere sich dann noch, warum es in den Augen des Auslands bei seinen ewigen religiösen Wirren politisch so verächtlich und so tief erniedrigt da steht!

Das Hegelthum insbesondere „mit seiner großartigen Geschichtsbetrachtung“, wie Strauß (Streitschr. II, 212.) noch dazu äuffert, ist der philosophische Ausdruck von Deutschlands tiefster Erniedrigung, und gehört als solcher nicht ohne Grundbeziehung der jüngsten Vergangenheit, ja noch der Gegenwart an. Eine solche Philosophie, wo alles auf den bloßen Gedanken hinausläuft, dem keine Realität zu Grunde liegt, wo der Wille und was mit ihm zusammengehört, der Glaube, gar keine Bedeutung hat, kann unmöglich eine Thatkraft und eine lebendige Willenshandlung hervorrufen. Ein historisches Glaubensbekenntniß, wie das, welches Strauß von Christus abgelegt hat, ist am wenigsten im Stande, ein Volk zu erheben und zu großen Dingen zu begeistern; es kann nur einer Nation angehören, deren Rationalität selber eine Abstraktion ist, und die sich in der Wirklichkeit nicht geltend zu machen weiß, sondern ihre Existenz nur in der Reflexion würdig behauptet. Eine Zeit, wo das reine Nichts eine so große Rolle spielt, kann unmöglich zu einem Etwas sich hinaufpotenziren. Diesem religiösen Unwesen kann naturgemäß kein

nationales oder politisches und sociales Wesen entsprechen. Diese offene Lehre der reinen Nichtswürdigkeit, welche auf die Ungeschichte sich basirt, kann nur durch eine ganz erbärmliche Wirklichkeit sich repräsentiren. Diesem kundgegebenen geistigen und religiösen Nihilismus muß im öffentlichen Leben eine ähnliche Haupttätigkeit, der Communismus und Socialismus, als correspondirende Glieder entsprechen. Eine so gräßliche Verkommenheit der Kirche und ihrer Doktrinen kann ohne Aufhalt nur den Untergang des christlichen Staates erwirken, und eine chaotische Verwirrung zur nothwendigen Folge haben. Und doch wagt Thieß in der Vorrede zu seiner Evangelienchrift, diesem Produkte einer grundlüderlichen Zeit, aus Besorgniß, daß er es wegen der schwierigen Zeitumstände (1806) nicht zum Absatz und zur Vollendung bringen dürfte, über das gewesene deutsche Vaterland und Napoleons Unterdrückung zu klagen und tröstend auszurufen: „Schande dulden wir auf unserm väterlichen Boden nicht!“ War denn nicht der Corse eben die göttliche Strafruthe und der Zuchtmeister für eine solche grundsätzliche Verkommenheit Deutschlands in Glauben und Gesinnung, wie Attila zu einer ähnlichen Geißel für die Römerwelt beschrieben war? Man wagt von einer „Crisis“, von einer moralischen Erhebung zu reden: und diese moralische Vernichtung ist es doch gerade, was uns zum zweitenmale Verderben bringen kann! Wo-soll die Einigkeit herkommen, da mit der Einheit im Glauben auch das Band der nationalen Gesinnung zerrissen ist?

Das sind die Früchte der „Reformation“, daß das gesammte Vaterland noch darüber zu Grunde geht, und an der unheilbaren Wunde zu Tod sich blutet. Doch nein! sie war kein deutsches Werk: Luther selbst ist kein Deutscher, sondern ein Wende gewesen, wie seine Stammverwandten mit der sprechenden physiognomischen Ähnlichkeit noch zur Stunde die Erzgruben im Harz bauen. Auch haben ihn, der die Nation in gräßlichere Zerrüttung gebracht, und unheilbarer gespalten, als alle Kämpfe nach aussen, bereits die Slaven als Fleisch von ihrem Fleische und Wein von ihrem Weine in Anspruch genommen, und gewiß werden alle Feinde des Vaterlands auf den Reformator, der unsere Kraft und Einheit gebrochen, und den ewigen Krieg und Unfrieden ins Innere gepflanzt, immer große Stücke halten. Das ganze Volk, wo die Hyder der Glaubensspaltung zuerst ihren Rachen aufriß und ihren Kopf niederlegte, ist keinächt deutsches, und die Länder darüber hinaus, um die sie ihren un-

hellvollen Schweiß ringelte, sind nur von unterjochten und germanisirten Sklaven bewohnt. Zwischen Saale und Elbe ist kaum ein rein deutscher Ortsname zu finden, geschweige weiter nördlich und östlich: es ist ein Mischvolk aus allen deutschen Gauen, das sowie es die Heimath verlassen, bis auf die Zeit der Reformation nie recht zum vaterländischen Bewußtseyn kam, obwohl sie jetzt dort die Hegemonie über das germanische Wesen sich anmaßen, und den Protestantismus als die prädestinirte Großthat der deutschen Nation den vielgeschmähten „Ultramontanen“ gegenüber preisen, und daher eben diese Zurechtweisung verdienen; denn wir sagen dies mit schmerzlichem Gefühle, nicht in der Meinung, um deutsche Brüder uns zu entfremden, sondern um sie das Verderben der Nation wegen der noch hochgerühmten religiösen Entfremdung inne werden zu lassen. Treu blieben der Kirche die drei Kernstämme der Nation von ihrem Ursprunge an, die Istävonen oder Franken am Rhein; die Ingävonen oder sächsischen Westphalen, denn die jetzigen Sachsen, dieser aller schwächlichste Menschenschlag, tragen, wie jedermann aus der Geschichte weiß, diesen Namen ganz mit Unrecht; und treu blieben in jener unseligen Zeit der Glaubensapostasie auch die Herminonen oder Markomanen, die später sogenannten Bayern, in ihrer Ausbreitung bis an die Grenzen von Ungarn. Nur die Schwaben, dieß allzu nüchterne seeweinburstige Volk, das einst in denselben mageren Strichen zwischen Elbe und Oder, in den Sandstrichen der Mark wohnte, sind in die Versuchung eingegangen und haben, am meisten von dem französischen Irrlehrer angesteckt, den Abfall getheilt und das Nationalunglück mit verschuldet. Die ganze Glaubensneuerung galt von Anfang für eine Wiederholung der hussitischen Unruhe: wie da die Tzechen mehr aus panslavistischem Hass, als aus religiöser Unzufriedenheit wider ihre deutschen Oberherren rebellirten, so sind ein Jahrhundert später ihre bluts- und gefinnungsverwandten halb deutschen Nachbarn in der sogenannten Reformation gegen Kaiser und Reich aufgestanden, haben die schönsten Provinzen für immer an den westlichen Erbfeind verrathen, den nordischen Erboberer ins Land gerufen und in dem dreißigjährigen Brudermord zuerst das tausendjährige Reich deutscher Nation untergraben, bis es in unseren Tagen fiel. Nur die Schnapsländer, wo der Mensch schon durch den beständigen Genuß des Fusel

abstrakt, für jede höhere Begeisterung stumpf und trocken, und seines körperlichen wie geistigen Lebensmarkes entleert ist, haben die ebenso abstrakte und schwindfächtige Neulehre ausgebildet, und nur in der Brantweinzone, wo Geist und Körper gleichmäßig ausgemergelt sind, findet der Protestantismus sein Fortkommen. Da, wo bei Wein und Gerstenjaft noch kernhafte und ganze Naturen gedeihen, ging und geht der Glaubenschwindel ohne Folgen vorüber, und nach einer so vollendeten Hungerleiherei in der Philosophie gibt sich kein Verlangen kund. Aber auch jetzt noch, wo diese nationale Differenz in Vergessenheit kömmt, und kein Mensch mehr bei den norddeutschen Hauptstädten an Slavensorte denkt, wird das religiöse Zerwürfniß in politischen Verrath ausarten, sowie, nachdem der Protestantismus seine Kraft nach allen Richtungen hin erschöpft hat und abgelebt ist, nunmehr der bevorstehende große Kampf mit dem schismatischen Ruffenthume wirklich entbrennt, und das alte Rom gegen Byzanz in die Schranken tritt.

Allerdings haben also auch die Confessionen, wie die Moral, ihre nationalen Breiteregrade, und die Entrüstung gebietet hier, darauf hinzuweisen, damit die Phylister nicht immer ungestraft hervortreten. Wider die Schmach dieser protestantischen Theologie muß jeder ehrliche Deutsche protestiren, damit sie uns nicht in der nächsten Zukunft noch zur Nationalschmach angerechnet werde. Man sieht, die Rollen wechseln jetzt mit einemmal: die Ultramontanen sind nicht ferner in der Defensiv; sondern nachdem man an dreihundert Jahre all dem doppelt revolutionären Treiben meist nachgiebig zusehen, ist es Zeit, die Offensive vorzuziehen, und gerade die Römisch-Katholischen, sonst wegen ihrer Anhänglichkeit an eine auswärtige Macht (?) so vielfach gelästert, stellen sich allein als die wahrhaft Nationalen, als die treuen wahren Patrioten, und conservativen wie progressiven Geister, als die in Glauben und That evangelischen Christen heraus, weil nicht sie alle Fundamente des christlichen Staates unterwühlt, nicht sie bis zum alten Heidenthum wieder zurückgeschritten sind. Die Katholischen haben den Kampf nicht zu scheuen; im Gegentheil: wir wollen keinen Frieden mit diesen Heiden, kein Compromiß auf solche Principien, sondern wir wollen den Krieg, und erst wenn dieser Schlange des Antichrithums der Kopf zertreten ist, wird in Deutschland wieder einmal geistiger Friede

seyn. Darum hinein mit dem Messer ins faule Geschwür, damit der alte Schaden wieder heile.

Jene literarischen Demagogen haben die Rolle Iskarioths gegenüber der Kirche und dem Staate übernommen. Nicht ohne Ursache haben sie darum den Verräther selbst über Christus erhöht, und seinen Charakter weit unzweideutiger und überlegter, kurz ihnen entsprechender und verständlicher gefunden. Außer dem kann man nur noch annehmen, daß es mit den Äußerungen der menschlichen Simplizität über Christus, mit all den Bildern, welche sie bei ihren Schriftauslegungen dem Stifter des Christenthums angehängt haben, dem ganzen gelehrten Corpus Evangelicorum nicht recht Ernst sey, sondern sie nur Spiegelscherelei und ein leeres Possenspiel getrieben, um ihren Muthwillen an den Zeitgenossen auszulassen, und die Nachwelt zu überzeugen, welche Stupidität man unserer so hochmüthigen Zeit zumuthen, und was man sich im Vertrauen auf die Ignoranz und Gedankenlosigkeit der Leser zu Schulden kommen lassen durfte!

Da nehme man nun so ein Werk, wie das jüngst erschienene *Sammelsurium: Der historische Christus* von Dr. Kromm, der weniger als Meister vom Catheder, denn als Lehrling die Theologenweisheit seit einem Menschenalter auffaßt, und uns zum Exempel dienen soll, welches Glaubensbewußtseyn ein mit den Lehrern der Schule fortschreitender und dabel selbst denkender Protestant sich zur Zeit abstrahiren und bilden möge; und sage, ob die babylonische Verwirrung im Heerlager des Protestantismus noch weiter um sich greifen könne? Dasehe man, wie weit es die Menschheit ohne Kirche, d. h. jeder einzelne ohne leitende Idee in der Kenntniß und Forschung der Wahrheit, die doch unsere allein würdige Aufgabe und höchste Bestimmung ist, bringen könne. Der Mann gehört, gleich dem wiederaufgelebten Superintendenten Ammon, zu den alten und immer noch neuen, verschimmelten und verrosteten Rationalisten, wie schon seine Sprache trotz des modernen Stelzengangs seiner Perioden verräth. Er ist einer aus jenen zahllosen Glücklichen, welche, wie Rousseau sagt, noch jener Unschuldigkeit angehören, wo jeder sein größeres oder kleineres Gehirn für das Maß des menschlichen Erkenntnisvermögens überhaupt hielt. So lange sie bloß von sich ausagen, daß ihnen nichts weiteres ein-

leuchte, haben sie allerdings Recht: falls sie jedoch ihren kurzen Verstand als universales Regulativ geltend machen wollen, muß man sie zur Geduld verwelfen, bis ein anderer kommt, und ihnen das Nähere erklärt.

Dieser moderne Geschichtschreiber Christi hat übrigens, wie er gleich in der Vorrede erklärt, im Geiſt „aus dem Borne der Weisheit geschöpft“, und betrachtet die „Interpretationen des neuen Testaments gleichsam als Orakelsprüche der Gottheit“, wie er sie selbst aus dem Munde eines Schmidt, Palmer und Kühndl oder Kätnzl, ehemaliger Zierden der Fakultät Gießen, noch vernommen, stellt sich aber auch jetzt, nach dem Verlaufe von drei Decennien, die er der heiligen Schrift unverwandt gewidmet, zu den neuen erleuchteten Gottesmännern, einem Credner, Frißsche u. f. w., wie der bescheidene Johannes der Täufer zu seinem großen Meister. Jenen großen Meistern zu Ehren hat der Verfasser sein Evangelium von allen Schladen gereinigt und schriftlich darlegen wollen; den neuen Orakelmännern hat er es dedicirt: „nicht in der Sucht, um sich bei der Mitwelt, oder gar auch bei der Nachwelt einen Namen zu machen, nein!“ — und diesen letzteren Zweck, wenn er davon beseelt ist, hat er auch vollständig erreicht. Dennoch scheint es aus dem unverhältnißmäßigen Preise, daß er auf großen Absatz zu rechnen wisse, wenigstens bei all den Orakelmännern, deren Namen und Autorität er anzieht, wenn er auch in den Dunkelmännern gegenüber auf keine Geistesverwandten und keine Käufer zu zählen hat.

Man sieht, es ist eine gegenseitige Wechselreiterei in dieser Literatenwelt eingeführt, wobei jeder immer die Wechsel des andern honorirt auf den Beding hin, daß auch die von ihm ausgestellten für vollgiltig im Course gelten. So weist die Bank der protestantischen Schriftsteller einen ungeheuren Reichthum in Ziffer nach, wie die Krämerstaaten der nordamerikanischen Union, dieses Muster eines ganz principlosen modernen Weltreiches, vor kurzem über ihren Papierreichthum noch schwindelig waren. Aber diese gegenseitige Bürgschaft und Verschreibung währet nur so lange, bis der Aktienschwindel aufs höchste gestiegen ist, und jeder sich von der Kupflosigkeit einer weiteren Geschäftsführung auf bloßen Credit und mit zunehmendem Debit überzeugt. So fordert auch jetzt die Zeit Abrechnung und Bezahlung von den Bankhaltern der protestantischen Literatur, um endlich zu

wissen, ob noch ein Rest in der Caffe bleibe? Wenn aber neunund-nennzig Bettler sich vice versa hundert Tausende von Thalern verschreiben und eedten, so sind sie darum doch alle inögesammt nur Bettler. Fiat applicatio!

Unser zur Rechenschaft gezogene Autor nun weist sich zuvörderst mit Eichhorn, dem derzeitigen preussischen Cultminister, aus, und entnimmt von ihm die Überzeugung, „daß die Lehrfreiheit bestehen, und nur das Positive in den Vorträgen festgehalten werden müsse“ — eine freiwillige Nothwendigkeit, der gewiß alle Glaubenslehrer der Reformation, die mit der positiven Ordnung im Christenthum ja eben abgebunden hat, sich fügen werden. Kromm selbst versetzt, zum Beweise, wie er für sich von der eben ausgesprochenen Nothwendigkeit einer positiven Principienlehre überzeugt sey, gleich darauf: „Auch was vordem der zu seiner Zeit berühmte Bahrdt in einer Reihe von Bänden über das Leben Jesu niederlegte, verdient alle Beachtung.“ Weiter ist die Rede von Hengstenberg „dem man jüngsthin wahre (baare?) Ungereimtheiten nachwies“; von Bretschneider, „der ungemein gediegene Arbeiten liefert“; von Köhr, „der seinen Glauben mit Muth versicht“; ferner von Dr. Paulus, Ammon u. s. w., „an welche Männer des Lichts sich auch der Verfasser des Gegenwärtigen anschließt“.

Die Anzeige genügt noch lange nicht, um sich eine Vorstellung von der jetzt herrschenden Idiosynkrasie und gelehrten Manie zu machen, welche ein jeder noch schriftlich der Welt aufzubringen sich berufen fühlt. Die „Sisyphusarbeit“, fährt Kromm so wahr als naiv in seiner Relation über die vorhandenen Bücher, resp. deren Inhalt, fort, möge man ihm nun nicht zumuthen, was Strauß und seine Gegner vorgebracht habe, auf neue vor das Forum der Publicität zu bringen. Nur seine „individuellen Ansichten über das Verhältniß Christi zu Gott, zu sich selbst und zu der Menschheit“ wolle er aussprechen. Bei der unerlässlichen Bitte, ihn anzuhören, verlangt er bloß Friede, und „leistet Verzicht, nach zweitausend Jahren das noch erhellen zu wollen, was nun einmal ein undurchbringlicher Schleier deckt, in jener verfinsterten und ungläubigen (soll es vielleicht heißen: leichtgläubigen?) Zeit, in welche das Leben des Herrn fällt.“ Er unterschreibt (S. 11.) von vorne herein den wohl schon von andern behaupteten Satz, daß man in den

Evangelien das reine Gold vor Verunstaltung nicht mehr zu unterscheiden vermöge! — und wir? wir geben dies selbst zu, wenn unter den verunstaltenden Schladen die evangelischen Commentare zu verstehen sind.

Bei der Redlichkeit, die er sich und seines Gleichen in der Schriftforschung zutraut, glaubt er, einschaltungsweise gesagt, noch die Schreckbilder vor Augen zu haben, wodurch Moses sein Volk vom Sinai abgehalten; und geht nun von diesem factischen zum theoretischen Betrug über, wodurch die Wahrheit in einen „undurchdringlichen Schleier“ gehüllt werde. „Wenn Profanskribenten Dinge vergrößerten, ich will zu ihrer Ehre nicht sagen, erlogen: wie soll man es den heiligen Schriftstellern verargen, wenn sie mehr einschalteten, als sich nach dem strengen Rechte der Wahrhaftigkeit und historischen Treue gebührte?“ Dies Argument ist nicht bloß an sich bündig, sondern besonders darum bemerkenswerth, weil uns der Verfasser zuvor die Versicherung ertheilt, daß er seit dreißig Jahren die Bibel zur Führerin in all seinen Arbeiten genommen habe!

Wir müssen indeß wissen, daß der Mann heinebens gegen Strauß schreibt, freilich in der Weise, wie es so viele seiner Confessionsverwandten schon vor ihm gethan: daß sie mit dem Mythiker einen Vertrag und gemeinschaftliche Sache machen. Diese Art Controverse gemahnt an das Verfahren von d'Alembert und Diderot, welche in Paris in öffentlichen Gasthöfen sich über Glaubenssachen disputirten, wobei aber der vertheidigende Theil eine solche erbärmliche Schwäche entwickeln mußte, daß die Religion durch den scheinbaren Vertheidiger noch eine größere Herabwürdigung erlitt, als durch den erklärten Gegner. Eben so verwahrt sich Kromm mit Strauß gegen die Christolatrie, gibt natürlich zu, daß die Versuchungsgeschichte eine Mythe sey u. s. w., und entwickelt nebenbei eine so ausgesuchte Einfältigkeit, daß es das Präjudiz erregt, er habe sein schriftstellerisches Talent absichtlich nicht hervorstechen lassen wollen.

So erhebt er seine Stimme: „Ich getraue im Namen der ganzen Christenheit (vor der er sich und seine evangelischen Mitstreiter nach Würden auf den Pranger stellt) zu behaupten: buchstäblich hat sich diese Geschichte Christi nicht zugetragen, zumal kein Sterblicher in jener stillen Einsamkeit (z. B. am Ölberge) zugegen war. Längne ich aber das Daseyn des Teufels überhaupt, so steht die

Mythe beim Auftreten desselben in der Geschichte Jesu in ihrer Blöße da.“ Man sieht, was von dem Lügner so eines Mannes, der sich noch dazu in seiner eingenommenen Stellung nicht allein weiß, alles abhängt; und er kann dieß hier um so mehr, als er glaubt: Jesus habe bei seinen reinen Begriffen von der Gottheit doch auch an keinen Teufel als Antagonisten Gottes geglaubt. Wenn nun der Nächste Beste in ähnlicher Weise erklärt, es habe Jesus selber nicht an seine Christianität gedacht, wer dürfte da noch einen Einwand zu Gunsten des Christenthums erheben? Dieß ist eigentlich schon oft genug in den Tag hinein geredet worden, obgleich man vernünftiger Weise meinen sollte, Jesus sey eben wegen seiner ausgesprochenen, also hier angemessenen göttlichen Messiaswürde, ans Kreuz gekommen.

Also „gegen das Mythische in der Bibel wird im neunzehnten Jahrhundert kein Vernünftiger etwas einzuwenden haben“, ergeht nun (S. 18 f.) das weitere Urtheil über uns. Doch heißt es gleich darauf, S. 44. wieder: „Mythen dürfen im höchsten Falle bei Jesu Geburt gesucht werden.“ Hier steht ihm S. 47. nur das fest: „einst wurde, gleichviel wo oder von wem?“ ein Kind — Jesus geboren; er war aber ein folgsames Kind! Im Grunde jedoch weiß Kromm gar nicht, um was es sich handelt; denn er hat Strauß sichtlich nicht einmal gelesen, obwohl er ihn und sämtliche Mytiker (wahrscheinlich darunter auch sich selbst) gleich darauf S. 25. 31. mit den Worten ausschilt: „Sagt mir, die ihr die Person Christi aus der Geschichte streicht (was, belläufig bemerkt, Dr. Strauß sich gar nicht einfallen läßt!), war kein Christus, so fiel es auch keinem ein, einen solchen zu fingiren!“ Schade, daß auch jeder wahre Satz nur dem aufgefundenen Waizenkörnlein der blinden Henne gleicht, und im Munde einer so exemplarischen Lügenhaftigkeit selber zur Lüge wird, wie gleich der Nachsatz beweist: „Es mußte ja eine Person den Hebel hergeben, die Massen in Bewegung zu setzen“ — womit Strauß natürlich wieder vollkommen einverstanden ist. „Nur an Jesu Person und Reden darf nicht gemäkelt werden,“ versichert uns der Schüler obiger Drakelmänner ferner (S. 46.), und man gibt um diese Versicherung gewiß so viel, wie vorher um seine Verwerfungsurtheile. Wenn es dann aber (S. 75.) wieder heißt: das Christenthum fällt mit seinen eigenen Behauptungen! und der Verfasser sich (79.) zudem für einen Mann erklärt, dem die Beurtheilung der

Geister gegeben sey, so ist nach solchen Präcedentien die Zumuthung (S. 88.): „Laßt uns glauben!“ u. s. w. gewiß nicht lächerlich! Ja wenn so ein Mann beweist, dem Christenthume stehe der Untergang bevor, so ist dies Argument gewiß so triftig, wie das jenes Astronomen, welcher der französischen Akademie die Berechnungen vorlegte, daß der nächste Comet mit seinem Schweife die halbe Erde und damit auch Frankreich verwüsten werde, und darauf hin eine Anfechtung erwartete; den man jedoch mit dem Bescheide entließ, man sey so sehr von der Wahrheit seiner Entdeckung überzeugt, daß es sich für ihn nicht mehr der Mühe einer Amtsübernahme verlöhne.

So haut er nun, wie sie alle, ins Blaue hinein, und schreibt ohne die geringste wissenschaftliche oder philosophische Orientirung, was ihm zur selben Stunde eben durchs Gehirn fuhr. Sagen wir überhaupt mit Unrecht, es sey ihnen am wenigsten um die Wahrheit, sondern bloß um das Schreiben zu thun, um sich und die Welt an der Nase zu führen. Eben weil sie es nie zu etwas Ganzem gebracht, hat ihr Bücherschreiben über keinen Punkt ein Ende; sie sind nicht ehrenhafte Schriftsteller, sondern wie die Juden sagen, nur Chamorim nosse Sepharim: mit Büchern bepackte Esel! Im Grunde aber steuert die ganze Richtung der protestantischen Theologie, bewußt oder unbewußt, demselben Ziele zu, wie Strauß, und es ist nur ein Wiederhall aus den Verhandlungen der Zeit, wenn der erwähnte Simplicius (S. 51.) weiter plaudert: Mit Napoleon, Newton und Schiller, als ebenbürtigen Gottesöhnen, sey Christus auf gleiche Stufe zu stellen, da er untadelhaft lebte, edel handelte, und göttlich sprach, ja zuletzt wie Sokrates starb. Die weiteren obligaten Phrasen von seinem Plane zur Vertreibung der Finsterniß u. s. f. sind bekannt. Die Jesu vergötternden Apostel vergleicht er (S. 58.) mit begeisterten Studenten. Nicht Gott erschien im Fleische, sondern Jesus hob sich zum Göttlichen empor. Aus Paulus Glauben an die Auferstehung aber geht ihm nur so viel hervor, daß es damals schon viele Zweifler gab.

Nach sieben Kapiteln solchen Inhalts folgt nun erst ein achttes unter der Aufschrift: „Wichtigkeit der gegenwärtigen Untersuchungen“, worin zugleich der ganze Gehalt der evangelischen Geschichte, den wir oben im Sinne der Aufferkirchlichen auf den kürzesten Ausdruck gebracht zu haben glaubten, in nuce auf den Satz in der Apostelgeschichte X, 38. beschränkt wird, welcher Summa Summarum das

ganze Leben Jesu enthalte. Übrigens findet Kromm (S. 261.) sogar die Fekrede bei der Einweihung des Standbildes für Jean Paul auf Jesus als reinen Priester der Humanität und Natur anwendbar.

Das sind die Erübrigungen eines Mannes, der, wie er selber bekennt, über fleißigem Bibelstudium grau geworden, und der sich über die Resultate der Forschungen der ihm glaubensverwandten Gottesmänner im Laufe desselben Zeitraums Rechenschaft geben wollte. Wir wären übrigens auf ihn gar nicht gekommen, wenn wir nicht der unparteiischen Beweisführung wegen fortgesetzt nur mit Beispielen reden wollten. Es war gewiß eine bezeichnende Fügung, daß zu Anfang des Jahrhunderts ein deutscher Gelehrter, Müller, mit der Behauptung aufgestanden: Die Mönche des Mittelalters hätten die römische oder lateinische Sprache, sammt all den in ihr geschriebenen classischen Werken sich zur Kurzweil und Unterhaltung und zu dem Zwecke erfunden, um den Hohenstaufen zum Troß darin die Bücher ihrer Vorrechte zu schreiben! Diese Ironie auf den gesunden Menschenverstand hat nun ein Correlat in der These der Neuzeit gefunden, daß die mosaïschen Bücher mit ihrem gesammten Inhalt in der Zeit des Hiskias erfunden und geschrieben worden seyen, um das Volk Israel durch die Voraussetzung eines glänzenden Ursprungs und einer berühmten Existenz zum Krieg gegen die Assyrer zu begeistern und gegen die neueingeführte religiöse Gesetzgebung willfährig zu machen; oder wie einer von ihnen, Kelle, in seinem Werke: Die heiligen Schriften in ihrer Urgehalt, Th. III, 346., vermuthet, es sey dieß, wenigstens was das Register der Lagerstätten während der vierzigjährigen Wanderschaft in der Wüste betrifft, unter David geschehen, (welcher nach Daumer mit Samuel die Hebräer von ihrem früheren Gfelseult bekehrte!) daher es nur jene Orte angebe, die dieser König sädlich von Palästina in seine Gewalt zu bekommen suchte, bei welchem Vornehmen er also die Absicht gehabt, die Israeliten zu deren Eroberung anzufeuern, und dieselben als ihr Eigenthum wegen der früheren Besetzung unter Moses zu reklamiren! Ein weiteres Correlat zu dieser gleich geistreichen Proposition bildet jetzt der andere Satz, dahin lautend: auch die Evangelien mit ihrem Inhalte seyen Produkte aus einer späteren Periode, indem die in der Welt allmälig herrschend gewordene christliche

Idee eines ersten Grundes ermangelte, und darum nicht einem Urheber der großen geistigen Bewegung umgesehen werden mußte, welchem Subjecte man denn an erforderlichen Prädikate auf das Haupt geladen, um einer bizarren, abergläubischen und wunderfächtigen Zeit zu entsprechen.

Wir sind nicht darüber entrüstet, daß solche Werke erscheinen, wie wir deren eben eines wegen der ausgesuchten Art, womit sich die Erbärmlichkeit der rationalistischen Theologie darin concentrirt, den protestantischen Gottesgelehrten zum Spiegel vorgehalten haben, sondern weil sich darin das Gewissen der jetzigen stockblinden Zeit ausdrückt. Wir beschwerten uns, daß, während man sich mit seiner Überlegenheit über die Katholiken brüstet, Werke, wie das in Rede stehende, welche einem die Schamröthe für die Ehre der deutschen Wissenschaft in die Wangen jagen und eine Sottise auf die Leserwelt bilden, die ihre Belehrung daraus schöpfen soll: auf ein Publikum rechnen können, dem zu lieb man noch jeden lateinischen Satz besonders zu verdeutschen für nöthig findet! Man sollte meinen, Bücher von solcher Verlogenheit könnten den Verlegern nur die größte Verlegenheit eintragen; aber nein: der Verfasser kündigt zum Unglück noch eine demnächst erscheinende Schrift: „Die Evangelisch protestantische Rationalkirche Deutschlands“ an, worin er sich noch weiter über das zeitwichtige Problem zu verbreiten vorhat.

Wenn die Anhänger der „evangelischen Kirche“ es darauf abgesehen hätten, die Evangelien zu persifliren und den Gottessohn freventlich zu ironisiren, könnten sie ihm wohl noch mehr Schmach und Schande anthun, als seit ein paar Generationen geschehen ist? Die Frage ist gewiß nicht unbillig gestellt, sondern jeder muß gestehen: Nein! Wie gerne möchte man es unter seiner Würde halten, davon Notiz zu nehmen, wie gern solche Schriften stillschweigend der Nacht der Vergessenheit anheimgeben: aber sie sind bereits in Fleisch und Blut übergegangen, und werden nur mit dem ganzen Geschlechte, das solche Grundsatzlosigkeit mit der Muttermilch eingesogen hat, begraben. Daß es so in Deutschland ausieht, wir können nicht dafür, doch wollen wir das unsere beitragen, solchen literarischen Tröpfen auf die Finger zu klopfen, und ihnen das Handwerk zu legen.

Was sagen wir mehr von der Charakter- und Gesinnungslosig-

die in protestantischen Ländern herrscht! Es kam Schleiermacher und spann fliegenden Sommer aus dem Faden der Gesetze, verhüllte und verschleierte das Dogma, und sie hatten ihren Gefallen an ihm. Es kam Dr. Paulus, und sie machen ihn zu ihrem Abgott und Orakel. Unzählige Nachfolger treten in seine Fußstapfen, und werden mit Jubel begrüßt. Es folgt Keander, und sie sagen: der hat uns überzeugt, so meinen wir es auch; es erscheint daneben ein de Wette und Bretschneider, und man überredet sich sogleich, es offenbare sich in ihnen ein bedeutender Geist. Nun tritt aber Strauss auf: er widerspricht seinen Vorgängern allen, so wie sie sich schon alle gegenseitig widersprechen, und schlägt sie insgesammt zu Boden: und die Zeitgenossen nehmen ihn mit Entzücken auf, knien nieder und beten an. Zu diesem gesellt sich dann Bruno Bauer, auf welche „Figur“ Strauss mit Verachtung schießt, und findet seinen begeistertsten Anhang, noch mehr Feuerbach, ebenso alle, die nach ihm kommen. Es scheint, man hör' ein ganzes Chor von hundert Tausend Narren sprechen: aber die Denkgläubigen, die Männer des erleuchteten neunzehnten Jahrhunderts finden darin keinen Widerspruch. Frägt man, mit wem sie es halten? sie halten es mit Allen und mit jedem im einzelnen. Sie addiren plus und minus als Zahlengrößen von gleichem Werthe zusammen: so weit ist es mit der Gedankenlosigkeit und Confusion dieser Menschen gekommen. Jeder darf sagen und in die Welt schreiben, was er will: wenn es nur vom Princip des Widerspruches aus geschieht, er darf gewiß seyn, das Lob und die Zustimmung der Mitlebenden zu ärnten. Eine größere Versunkenheit, als die der jetzigen protestantischen Theologie, läßt sich nun nimmermehr denken. Der ganze Gewinn, den man daraus zieht, ist: daß es unmöglich so mit der wahren Lehre des Evangeliums stehen könne, wie es die „Evangelischen“ nehmen, und daß es auf der Gegenseite unmöglich noch weiter kommen dürfe. Es ist ein widerliches Geschäft, Todtengräbersamt an einer ganzen solchen Junft üben zu müssen, aber man darf sich der Tobiaspflicht nicht entheben, denn ihre Verwesung hat schon zu lange die Welt angefunken. Und doch erklärt uns Hengstenberg jüngst ins Angesicht: sie hätten uns wieder auf die Bibel hinweisen und zwingen müssen, damit uns Katholischen der Schriftglaube nicht ganz abhanden gekommen sey? — Nachdem sie mit den heiligen Büchern dermaßen umgegangen, behaupten sie noch ohne alle Scham, sie hätten die Schrift

in ihre alten Ehren und Würden wieder eingesetzt! Dies ist eben so wahr, wie die vulgäre Hochmuthsäusserung, daß die Kirchlichen nunten alle ihre fortgeschrittene Bildung, ja theilweise Überlegenheit den Aufferkirchlichen verdanken. Gewiß, von ihnen kann man wenigstens lernen, wie man es nicht zu halten habe!

Da hat es sich nun recht gezeigt, daß Paulus, der, wie sie rühmen, der Schusspatron der Reformation sey, der falsche Paulus ist. Diese ganze irreligiöse Richtung ist ein Werk der Glaubensspaltung, die, weil sie den Menschen so häufig hinter der Idee zurückbleiben sah, ihm nur mehr ein Verhältniß zum Begriffe gestattet, und alle sonstigen Brunnquellen des christlichen Heils, alle Wurzeln des grünenden kirchlichen Lebens sich abgegraben hat, so daß ihre gesammte Theologie eigentlich nur mehr in Eregese besteht. Jetzt sehen die, welche auf die Bibel ihr einziges Heil gründeten, die rückenden Folgen hereinbrechen; jetzt mögen die von der Kirche getrennten Brüder sich überzeugen, wie sehr sie Grund haben, sich ihrer Losagung von der katholischen Einheit zu freuen und zu rühmen, und den Triumph der Erhebung der individuellen Vernunft auf Kosten der allgemeinen mit einem Reformationsfeste zu feiern. Sie glaubten, ihren historischen Boden nicht zu verlieren, und haben doch, indem sie von der Tradition sich losagten, sich gleichsam an das äußerste Ende des Mauerbaumes gesetzt, und diesen nach vornehin durchsägt. Indem sie alle anderen Grundwehren des Kirchenglaubens niedergeworfen, geschah es nothwendig, daß die ganze Strömung der falschen Spekulation, die bisher an dem Felsen der historischen Autorität abprallte, sich gegen die, isolirt mangelhafte, Schrift hinwendete, diese fortan unterwühlt und untergräbt, und mit dem todten Buchstaben steht oder fällt. So ist jener Confession kein anderer Anhalt geblieben als das todte Wort, kein anderer Geist, als der der Negation, kein Lebenssaft als die Druckerschwärze, kein Präceptorstab der Autorität als der Preßschwengel, keine andere Schwungfeder, als der Gänsekiel.

Das ist die große vorgerückte Weisheit, deren sich die protestantischen Theologen im Namen ihrer Confession gegen die Katholischen fortgesetzt rühmen: das ist die Fackel der Wahrheit, die sie in den Büchern zur Leuchte seit drei Jahrhunderten angezündet haben. Die Weisheit auf den Gassen war ihnen nicht weise genug, die Religion für alle Menschen nicht vornehm genug; was die auf der anderen

eite gläubig festhalten, dessen schämen sie sich. Statt der christlichen Weltanschauung soll nun die Hegelsche Philosophie als vollkommen zureichend in alle Wissenschaften eingetragen werden: damit beschäftigen sie sich jetzt. In der That, wenn das bisher noch halbgläubige, gutmüthige deutsche Volk so von seinen Kirchenlehrern besetzt wird, dann nimmt es freilich nicht Wunder, daß sich in den Hauptstädten des Nordens, wie zu Berlin, in der großen „Retrospective der deutschen Wissenschaft“, zu Königsberg, wo die Pferdebesitzer wohnen, wie zu Magdeburg und Kopenhagen ganze „Vereine zum Austritt aus dem Christenthum“ bilden, von den desolaten Anmeldungen in Nordamerika ganz zu geschweigen. Arme Völker, wenn ihr wüßtet, welchen Miethlingen ihr mit eurer Abhängigkeit an die Glaubensneuerung in die Hände gefallen seyd, würdet euch schwerlich noch länger ihnen auf Gerathewohl zur Einschung überlassen! Wenn der norddeutsche Böbel in Luther einen klugen, gottesleuchteten Mann verehrt, so ist dieser Betrug noch eine Einigkeit im Vergleich zu dem, welchen die jetztlebenden Bibellehrer spielen. Dafür sagen die Erleuchteten freilich: Genug! die Reformatoren und ihre Nachfolger haben uns die Freiheit errungen; für welche Weise kümmert uns wenig. Wir wollen nur von Kirche und Staat emancipirt seyn, und ärgern uns nicht über diese Theologen und Pastoren. Jeder geht seinen eigenen Weg, d. h. wir suchen zumal im Freimaurerthum unser Heil, und brauchen gar keine Religion! Hat doch der Staat durch die Duldung und den Vorschub, welchen er als oberste geistliche Behörde seinen Dienern in der Lehret solcher Philosophie und Theologie leistet, erklärt, daß er selbst unchristlich sey und bleiben wolle, und wenn Prinzen und weltliche Regenten das Glück ihrer Unterthanen durch ihre Anschließung an den geheimen Bund der Maurer fester zu begründen denken, daß nicht den Abgrund sehen, dem sie zuellen, so gehört dieß wieder zu den bedenklichen Zeichen der Zeit, die uns zur Erklärung berechtigen, daß der gläubige Protestantismus zur Reize gehe und die orthodoxe Theologie auf die Gant gekommen sey, also mit Erreichung des Extremis ein Abschluß Platz greife!

Tholuck hat nachgewiesen, daß in der Sekte der Vatentten, d. h. der Esoterischen im Islam, welche lehren, jeder sey selbst Muhammed, längst dieselbe Richtung hervorgetreten sey, wie jetzt in den Mystikern oder Erkräpatores des historischen Christenthums, die mit

in ihre alten Ehren und Würden wieder wahr, wie die vulgäre Hochmuthslehre sinneten alle ihre fortgeschrittene Bildung den Aufferkirchlichen verdanken. Selbigstens lernen, wie man es nicht.

Da hat es sich nun recht rühmen, der Schuppatrien der ist. Diese ganze irreligiöse Spaltung, die, weil sie rückbleiben sah, ihm und alle sonstigen des grünenen gesammte sehen die henden trennen, losen soll. Das Spinoza und Mendelsohn der ganzen and staatsgefährlichen Zeitrichtung vorgearbeitet, braucht kaum eben auf ihren Bahnen fortgeschritten, und somit jetzt in gesamtem Strupp beim Pantheismus angelangt.

Erst jetzt fängt das Bewußtseyn zu erwachen an, daß die ganze Philosophie seit Cartesius, der vom Denken ohne Wollen zum Seyn gelangt, und den Begriff der Willenskräfte gar nicht nöthig hatte, so wie die entsprechende Richtung, die in der „Reformation“ hervorbrach, rein negativer Natur gewesen, und die positive erst im Werden begriffen und der Zukunft zur Aufgabe gestellt sey. Die ganze, dem Leben entfremdete moderne Gelehrtenbildung hielt damit gleichen Schritt. Das positive Christenthum schlen nur gemacht, um daran seinen Widerspruch auszulassen. Da sah man zuerst die Philologie ans Werk gehen, die an den Werken der antiken Classiker zuvor ihren Scharfsinn geübt hatte, um jetzt zu prüfen, ob sich die heilige Schrift auch als ein classisches Buch ausweise, und neben den anderen, zu diesem Titel berechtigten, den Gebildeten zur Lesung empfohlen werden könne? Es galt, mit der kleinsten Sylbenforschung dieß Buch der Ideen wie ein menschliches Begriffswert zu

erlaubt geworden
den gegen
allfchen Fundament
Ercheinungen sich
pöhlischen Wesen
on ihnen müssen die
ns aber um so leichter
rke zu vermögen, fängt
in Leben Jesu geschriebe
an, und ist mit der Gesetzgebung
Juge durch die Wüste (S. 137.) and
in allen protestantischen Ländern sind auch
wen abtrünnig geworden, nur in katholischen
n, hängen sie noch treu an ihrer mosaischen Rel
lehnt sich der Glaube allenthalben an die Kirche
sind darum die gleichzeitigen Synoden der norddeutschen
durch welche auch für den Mosatism das Leichentuch bereitet,
unter lautem requiescat in pace! zu Grabe gesungen
soll.

entziffern, und sich! es ward nicht stichhaltig gefunden. Mit allen jahrbücherischen Instrumenten der Critik wurde Hand angelegt, um erst Wort für Wort, dann Satz um Satz, und allmählig Kapitel für Kapitel den Evangelien abzuwacken, und so nach und nach das Ganze haltlos zu machen. Kein Creget durfte ferner hoffen, zu Ehren zu gelangen, der nicht wenigstens an Einem Abschnitte sein Nützlichkeitsgefühl, nicht wenigstens einige Verse als Contrebande erlappt und über die canonische Grenze gewiesen, oder Ein Jota von einer Station verdrängt, und damit den bisherigen Sinn verrückt hatte. Nachdem man so rastlos mit der wühlerischen Termitenarbeit fortgefahren, hatte man endlich wirklich durch unausgesetztes Stechen und Bohren, Schrauben und Sägen, Rädern und Zerren an Wort und Sinn, durch Construiren und Destruiren in allen Sprachen glücklich bis an dreißigtausend Varianten, Umlaute und Ablaute in den neutestamentlichen Schriften herausgestochen und herausgeröckelt. Aber trotz der hochnothpeinlichen Anstrengung behaupteten die Evangelien noch immer ihre eiserne Festigkeit, und obwohl man mit ihnen theilweise fertig geworden zu seyn meinte, standen sie noch immer in ihrer Ganzheit der feindseligen Critik gegenüber, und jeder hatte die undankbare Arbeit wieder von vorne anzufangen.

Hatte man also angefangen, zwischen Gotteswort und Menschenwort in den Evangelien, zwischen dem, was Christus gethan, und was die Christen gläubig hinzugethan, zwischen der geschichtlichen Erscheinung Jesu und der abweichenden historischen Auffassung einer Person von Seite der Apostel und neutestamentlichen Verfasser zu unterscheiden, so lag direkt nichts näher, als den Angriff auf die Person des Gesalbten des Herrn selber auszudehnen. Zwar sollte man meinen, es hätte nach dieser lächerlichen Filigranarbeit das Zwerggeschlecht die Arbeit verdrießen, und dem Gelehrtenvolk die Augen über die Richtigkeit und vollendete Erbärmlichkeit des ganzen Bestrebens aufgehen müssen. Aber nein! die Bornirtheit dieser Aftersweisen ist ohne Maß und Ziel, und der böse Geist ruht nie. Was der philologischen Buchstabirkunst allein nicht weiter gelungen, in Mulm und Moder aufzulösen, das wollten nun die Rationalisten oder natürlichen Erklärer doch durch willkürliches Interpretiren und Rivelliren aus dem Wege räumen. Mit eregetischem Scharfsinne erkannte man in dem Helden der Evangelien bald nichts weiter, als das Leben eines gewöhnlichen ausgezeichneten Mannes, seine Thaten waren denen

anderer Menschen gleich, seine Weisheit über die seines Zeitalters nicht erhaben, seine Aussprüche und Lehren, dem Aberglauben seiner Nation vielfach akkommodirt, hielten mit dem jetzigen Fortschritt der Intelligenz schwer den Vergleich aus. Tief sich die Centralgeschichte nun in lauter natürliche Vorgänge auflösen, so durfte man hoffen, Jesum aus seiner gotterhabenen Stellung zu vertreiben; die erstaunlichen Wunderwerke, die ihn vertheidigten, und seine Gottheit unangreifbar machten, sollten zuerst fallen, und dann das Evangelium als eine antiquirte Ordonnanz an die Menschheit überhaupt abgeschafft werden. Darum zum Sturm! Das Feldgeschrei bleibt: *écrasez l'infame!* Nieder mit dem Worte Gottes; wir wollen uns selbst erlösen! Die Palisaden hat der Bohrwurm schon durchnagt und unterwühlt, sie können nicht länger widerstehen; die Mauerwerke sind von den Mauerbrechern bereits zu philologischem Sand und zu Broden aufgerieben, um beim ersten Anlauf morsch einzustürzen: darum vorwärts auf Contrescarp und Ravelin, von Bastion zu Bastion ins Innere vorgebrungen, noch im letzten Anlauf auf die höchste Schanze die Siegesfahne des Rationalismus aufgepflanzt, und die Stadt Gottes ist gefallen! Einen festen Punkt, ein Comma nach dem anderen haben die Buchstaber schon erobert, die heilige Schen vor der waltenden Gottesmacht, die den religiösen Burgfrieden früher wie mit einem Rosenfaden umgürtet betrachtete, ist lange dahin; die Kirche soll den Namen hergeben, um den Glauben überhaupt zu bekämpfen; die schirmenden Vormauern sind schon in den Staub der gemeinsten Ansichten herabgezogen und mit Vernünsteilen zu Boden getreten. Von allen Seiten wird ein Kreuz und Quersfeuer gegen die feste Burg des Evangeliums unterhalten, die Stürmer der Aufklärung haben sich bald gegenseitig überflügelt, und über alles, was noch von religiösem und sittlichem Belange ist, hinweggesetzt: jetzt soll das letzte Bollwerk der Wahrheit, das allein noch uerschüttert in der Zeit gestanden, der Katholizismus gleich mit einemmal in Rauch aufgehen, und die Grundfesten der Kirche mit Pulversgewalt in die Luft gesprengt werden. Dazu haben die Mythiker sich angeschlossen, das Leben Jesu in Mythe und Rebel aufgehen zu lassen, um so im letzten und äußersten Angriffe, wüthend bis ins innerste Heiligthum vorgebrungen, die Religion der Erlösung, die Stadt Christi auf Erden in den Staub zu stürzen. Die Laufgräben sind alle eröffnet, die Minen gegraben, alles bis auf den Felsen ausgehöhlt

nd unterwählt, und die untersten Gänge mit Pulverfässern angefüllt: Ist kommt der Infernale mit der Truglaterne, die Explosion zu vollenden, und Knall und Fall die Entscheidung herbeizujestern. Alle ügengeister der Hölle sind in Einen Jupiter tonans aufgestiegen, und alle Blitze der Negation hat er in seiner Hand vereint, um endlich der verhassten Wahrheit mit Einem Schlage los zu werden, und sie in nichtige Mythen- und Wolkengebilde aufzulösen und zu zerstreuen; alle Kankeln begeisternder Christlicher Lehrvorträge will er erschmettern, der ganze Kirchenbau soll in die Luft gehen.

Aber der Schlag ist als ein Wasserstreich ausgefallen, umsonst weht der Wind der Zeit nach vorne, die Minen entladen sich unersehens zurück, die Angreifer verwirren sich, der Herr hat sie, wie Ismael, mit Blindheit geschlagen, daß sie im Handgemenge sich über aufreiben; er hat sich der nur zu lange schlafenden Vertheidiger erbarmt und sie aus ihrer Muthlosigkeit aufgerüttelt, der Wächter auf der Zionswarte hat ins Horn gestossen, die Angegriffenen haben sich ermannt, der Sturm wird abgeschlagen, die Wanen, welche die Asenburg ersteigen wollten, die Mythusritter aus Rißheim haben den Boden unter ihren Füßen verloren, und nehmen einen hmählichen Rückzug, die letzte Anstrengung des Rationalism ist zu Schanden geworden, und so ist für die Hüter der Himmelsburg die Gefahr von daher zunächst vorüber. Die letzte Stunde hat nicht für den Kirchenglauben, sondern für das Unchristenthum geschlagen: der falsche Protestantism ist durch die äufferste Übertreibung im Principe überwunden, wenn auch nicht in seinen Folgen. Die geallene Menschenweisheit hat ihre Apotheose ausgeträumt, aus ist sie Stunde der Verschreibung für diese Art Theologie oder vielmehr Satanalogie, es ist Noth für die redlich Gesinnten und gegenüber, wenigstens zu dem ehrenfesten gläubigen Evangelism der vorligen Zeit zurückzukehren, als dessen würdigste Repräsentanten wir Männer wie Lightfoot auszeichneten, und als Christliche Eregeten in ihren und Würden wieder eingesetzt haben möchten.

So stellen sich uns die seit einem Jahrhundert unausgesezten Intriede dieser mächtigen irreligiösen Föderation jetzt am Abschlusse der ganzen Zeit in ihrem wahren Lichte dar. Oder werden sie es noch nicht einsehen, daß sie mit all ihrem Mühen, weit entfernt sie Strömung der Geschichte zu lenken, nur gegen den Strom an-

schwimmen und zuletzt als bloßer Schaum oben auf treiben; daß sie mit ihrem Wüthen und Sturmlaufen nur gegen den Stachel ausschlagen, und in dem Gange der Welt dadurch nichts geändert werde, vielmehr die Ereignisse fortwährend ihrer spotten mit bitterer Ironie, und der Heerwagen des Allmächtigen weit über sie hin durch die Länder fährt? Denn der Obere spricht: Meine Gedanken sind nicht eure Gedanken, und meine Wege sind nicht eure Wege, sondern so weit der Himmel über die Erde erhöht ist, so weit sind meine Gedanken über eure Gedanken, und meine Wege über eure Wege erhaben. Die Welt ist dessen Zeuge, wie all ihr besessenes Thun und Treiben zu Nichts als zur Selbstauflösung geführt; vielleicht, daß der zunehmende Ernst der Zeit noch einige dieser Verirrten zur Besinnung bringt, und ihre Augen ein gnädiges Ophphata öffnet. Wie eine Kugel, die anfänglich nur wenig von der Direktionslinie desflinirt, doch im schnellen Laufe nach der entgegengesetzten Richtung verschlagen wird, so ist die Reformation, vom verkehrten Principe ausgehend, nun beim Unchristenthume angelangt, und hat ihre zerstörende Richtung gegen sich selbst gekehrt. Während der Glaube die Hauptstadt des Landes einnimmt, wie Lessing sagt, haben die Kritiker sich an den Grenzfestungen den Kopf zerstoßen; während die Aufferkirchlichen das große Gotteshaus zu untergraben sich mühten, haben sie ihre Capelle nebenan demolirt. Sie sehen nun die rächenden Folgen hereinbrechen, indem der ganze einseitige Bau ihres Kirchenthums nicht auf den Fels, den Christus gesetzt hat, sondern auf philologischen Sandkörnern aufgerichtet, unhaltbar zum Einsturze neigt, da ihre consequentesten Forscher ihnen den Boden unter den Füßen wegziehen. Sie mögen allerdings in Schrecken und Zagen gerathen, wenn eine etwas gewandte Feder einen flüchtigen Streifzug wider ihre einzige Station unternimmt, den haltlosen Buchstabenglauben nach allerwärts durchstöchert und durchlöchert, und dem ohnehin schon dürftigen Leben unter dem Secirmesser einer unbarmherzigen Critik vollends der Athem auszugehen droht; oder erst wenn ein mehr großartiger und brillanter Geist gleich die ganze Seligkeit des Glaubens und die liebe Hoffnung eines künftigen Lebens in den reinsten Mythos sublimirt; indeß die Wohlgefünnteren unter ihnen, wenn sie nicht springlings auf den Standpunkt der katholischen Kirche sich zurückversetzen, wie sich zeither satissam ausgewiesen hat, gar nicht im Stande sind, einen

ationalistischen oder mythischen Christus abzuweisen, nachdem ihnen : kirchlichmystische, universalhistorische fremd geworden ist.

Das Christenthum beruht nicht auf bloßem Bibelauben, daß es mit leichten Federzügen ausgestrichen werden könnte. Selbst wenn es möglich wäre, mit der Evangelienchrift fertig zu werden, so könnte doch damit das Christenthum noch nicht zu Grabe gehen, weil man keinen Ersatz dafür hat, und die Menschheit nicht ohne Religion, nicht ohne einen Gott, der sich ihrer annimmt, leben kann. Wer das Wort: Ihr sollt ihm kein Bein brechen! geht auch an dem historischen Christus in Erfüllung. Sie wollen ihn läugnen, ihn aus dem Bewußtseyn der Zeitgenossen verdrängen: aber im Momente, wo sie damit zu Stande gekommen zu seyn glauben, steht er schon jeder mit der Kirche und der ganzen Weltgeschichte vor ihnen, und rücht: Hier bin ich! Die Erlösungslehre in der Kirche, die seit achtzehn Jahrhunderten über den weiten Erdbreis sich ausbreitet, hat das ganze Universum, die materielle und die Geisterwelt zu ihrem Hintergrunde, und die gesamte Geschichte der Menschheit zu ihrer Voraussetzung. Denn Christus ist der erste und der letzte, der war, ehe der Welt rund gelegt wurde, und die Welt und die Menschheit ist ohne das Christenthum gar nicht zu denken. Uns aber erschließt die Pflicht, die inkommensurable Größe dieser Erscheinung möglicherweise zu begreifen und uns zum annähernden Verständnisse zu bringen, wie er als Gott in der Geschichte throne, wie die alte und neue Welt in diesem Punkte convergiren und die Huldigung der Völker nicht unmöglich entgehen konnte. Darum ist unsere Religion eben katholisch oder universell, und keine wird je über sie aufstehen. Sie hat das Leben, nicht bloß den Buchstaben der Schrift zu ihrem Beweise, da Christus sich in die Geschichte hineinleben, nicht hineinreiben wollte, und sich hineingelebt hat und manifestirt bis auf diesen Tag. Darum spricht er: „Wer meine Lehre thut, wird die Wahrheit fühlen und finden“ — nicht wer sie bloß bespricht und criticirt. Ist aber das Christenthum gleich eine That, ja die hat *κατ' ἐξοχήν*, und nicht ein bloßes Theorem oder eine neue, im bald zweitausendjährige Lehre, wie es die Vernunft der Aufgeklärten faßt, so tritt diese ewige Thatsache und ihre Zeiterscheinung in dem realen gottmenschlichen Leben Jesu in den Evangelien doch immer noch in menschlicher Darstellung uns vor Augen. „Was in der

Bibel von unserem Heilande steht, sagt der fromme Claudius, das ist nicht Er, sondern nur Zeugnisse von ihm, aber doch das Beste, was wir auf Erden besitzen.“ Alle Anfechtungen dagegen können also nur die mangelhafte Auffassung treffen, unmöglich aber die durch die Zusammenstellung des vierfachen Berichtes zu Tage tretende Ungleichheit die Glaubwürdigkeit der Evangelisten überhaupt aufheben und den Gesamttinhalt vernichten. Sie können nicht die göttliche Realität oder den lebendigen Gehalt, sondern nur die formelle Gestalt der Relation antasten, und da, was an der Weise der Aufzeichnung auszufehen scheint, und auch schon von den Kirchenvätern ausgefehrt wurde, nur den Erzählern zur Last fällt, so liegt das eigentliche Leben Christi oder die christliche Centralgeschichte noch ganz auffer dem Spiele des Streites.

Doch ist es die heilige Schrift, welche die Väter begeisterte, Wachsthum und Erkenntniß des Glaubens fördert, und eine immer heilsame Arznei für die Seele bietet. Ohne sie hätte die Christenheit kein sicheres Vorbild, die Kirchengeschichte keine Grundlage, Lehrer und Prediger keinen Anhaltspunkt und keine Muster himmlischer Lehrvorträge, endlich keine Beweise gleich einem zweischneidigen Schwert gegen die Häretiker, wie gerade die Aussprüche über Petrus den Felsenmann einen solchen bilden. „Welches der entgegengesetzten Systeme hat dagegen je ein trauerndes Herz getröstet, ein verwaistes Herz ausgefüllt?“ fragt Graf Montalembert so schön im Leben der heiligen Elisabeth. „Welcher dieser Doktoren hat je eine Thräne trocken gelehrt? Nur das Christenthum hat seit Anbeginn der Zeiten die Menschen in den unausweichbaren Leiden dieses Lebens durch Reinigung der Neigungen ihres Herzens zu trösten versprochen, und nur das Christenthum hat Wort gehalten. Ehe man es ersehen will, müßte man damit anfangen, den Schmerz von der Erde zu verbannen.“ —

Ja, das Christenthum kann nur aufhören, wenn der Mensch selber ein Ende nimmt. Die Glaubensdogmen können nur mit der Vernunft zugleich verschwinden; denn jeder offene Widerspruch gegen die Offenbarungswahrheit ist auch ein verborgener gegen die Gesetze des menschlichen Geistes. Man nehme die Ideen des Christenthums hinweg, und es wird eine baby-

Ionische Verwirrung sich aller Köpfe bemächtigen, wie sich diese uns gegenüber bereits zur Genüge offenbart. Indes steht die Kirche nach wie vor auf ihrem ewigen Grunde, auf dem sie Gott erbaut; mag auch der abgefallene Geist, titanenhaft wie immer, den Stein gegen die Höhe wälzen: er wird immer wieder in den Abgrund rollen, und die verwegenen Frevler in der Tiefe begraben. Das ist die endliche Erfahrung aller derer, die übermüthig ihrer Geistesstärke sich überlassen, ohne vor den Folgen ihrer ehrgeizigen Bestrebungen zurückzuschrecken; die mit Aufrichtigkeit zu forschen, und Menschen eines guten Willens zu seyn sich belügen und gegen andere vorgeben, inwendig aber von fressendem Hasse und Zorn gegen den Christengott brennen: Menschen, die nicht sterben werden, ohne die Strafe ihrer allgemeinen indignirten Verachtung empfunden zu haben, und die Verwünschungen derer, die sie leichtfinnig um ihren Glauben und ihre Seligkeit betrogen, mit zu Grabe zu nehmen.

Mit dem historischen Christus haben die Aufferkirchlichen das Christenthum nun für ihren Theil zu Grabe getragen. Mit diesem Resultate hat aber der Menscheng Geist nicht seine Befreiung erlangt, sondern vielmehr an sich selber zu verzweifeln angefangen. Oder ist es nicht zum verzweifeln, wenn alles gläubige Denken der Menschen bisher relativ für nichts gewesen seyn soll? Bei Gott! wo bleibt die Würde des vernünftigen Geschlechtes, das die Aufklärung auf eine so hohe Stufe des Selbstbewußtseyns zu führen verspricht! Unsere ganze Aufgabe und hohe Bestimmung hienieden ist es, die Wahrheit und zur Erkenntniß zu bringen und mit Kampf und Liebe anzueignen — und nun soll die Gesammtheit solchen rationalistischen Salm oder mythischen Dualism für die bisherige göttliche Offenbarung hinnehmen, und glauben: „Christus kam zu der Ehre, für den Messias zu gelten, man weiß nicht wie?“ wie der Mythiker, welcher behauptet, durch ihn habe Christus vom Throne der Gottheit herabsteigen müssen, und dreist versichert! Welcher Versicherung werden wir nun eher Credit beimessen: jener der Kirche, die uns die himmlische Offenbarung nach wie vor unverändert vor Augen stellt, und Jesu, den Sohn Gottes und Erlöser, als den Grund aller Wahrheit festhält; oder den Wortführern der Reformation, welche ihrem Principe gemäß vom Glauben und von Gott überhaupt abgekommen ist, und jeden sich selber helfen läßt?

Trefflich bemerkt Schelling im Vorwort zu Henrik Steffens

nachgelassenen Schriften: „Kenne man die Wahrheiten, für welche viele Theologen die in Christo verborgenen Schätze der Weisheit und der Erkenntniß hinzugeben bereit wären, so werde man unwillkürlich an den König erinnert, von dem Sancho Pansa erzähle, der nämlich sein Königreich verkaufte, um sich eine Gänseherde dafür anzuschaffen, und mit dieser im Lande umherzuziehen.“ Zu dieser Kenntniß der Zustände gegenüber haben wir unbestreitbar durch die Veröffentlichung dieser Symbolik zum Leben Christi ein erkleckliches beigetragen, und uns darum den Dank der ganzen protestantischen Welt verdient. Solche Selbstkenntniß ist nothwendig, damit man die hergebrachte Hoffahrt und das widerliche Selbstrühmen gegen die Katholischen etwas herabstimme, und dafür mit großer Beschämung und Zerknirschung sein Leben von vorne anfangen, und voll Demuth über solche Leistungen fortan in sich schlage, in Demuth, welche der Anfang aller Besserung ist.

Ist der Protestantismus Ziel und Zweck der Christlichen Religion, ist er die gottgewollte und nicht eine bloß zugelassene Welterscheinung, hat das Christenthum die Endaufgabe, in ihm auf- oder auseinander zu gehen: dann ist die babylonische Verwirrung Aufgabe und Endzweck der Geschichte. Nun war aber die Menschheit von Anfang her zur Einheit im Glauben bestimmt und vorbereitet, diese Einigung in der objektiven Wahrheit ist der Strebepunkt unserer geschichtlichen Entwicklung, und die dem Geschlechte zur Mitgabe gewordenen Ideen bilden die weltlenkende Macht, der alle Erkenntniß der Einzelnen auch wider ihren Willen dient. Diese Einigung hat die katholische Kirche im Auge, darum ist sie gegründet; dieser Schatz von Wahrheit und Ideen, der als geistiger Same den Sterblichen zur Mittheilung kommen soll, ist ihr von ihrem göttlichen Stifter zur Hut anvertraut, und die Errungenschaft in Folge der geistigen Arbeit der nach höherer Erkenntniß ringenden Gläubigen bildet die Zinsen zu dem Capital, das ihr die Herrschaft über die Welt und durch die ganze Geschichte sichert, und das sie nicht jedem Einzelnen zur Zersplitterung preisgibt. Daher die Unverwundlichkeit des Katholizismus, daher der Sieg und die ewige Dauer der Kirche, die dem Protestantismus zum Anstoß und Ärgerniß, und dessen Gegenkampf ihr zur Läuterung, zur Verherrlichung und zum Triumph dient. Einen solchen bloß mittelbaren Beruf der sogenannten „Re-

formation“, die es von ihrem ersten Ursprunge an nie zu einer selbstständigen Theologie gebracht, haben auch ihre consequentesten Lehrer und die ersten Philosophen des Jahrhunderts zugegeben, und die Kirche nimmt dieß Zugeständniß hin mit dem Glauben, daß denen, die Gott lieben, alles zum Guten gereiche. Aber das Heil der europäischen Völker und der Fortschritt der gesammten Menschheit liegt in dem Sieg der christlichen Ideen, nicht in der Untergrabung und dem Untergange derselben, worauf alle negativen Tendenzen der Zeit hinarbeiteten, die sich nicht durch eigene Kraft, sondern nur durch den Widerspruch gegen das allgemeine Bewußtseyn, und im Anlehnen an den bereits unchristlichen Staat eine constituirte Confession noch zu erhalten vermögen.

Indeß hier an der äußersten Grenze der Negation fängt auch im Stillen die Selbstbesinnung an, und viele würden augenblicklich zum letzten Rettungsanker greifen, am Felsen landen, und im bergenden Hafen der katholischen Kirche ihren Glauben in Sicherheit bringen, wenn man nur unabhängig von Rom noch katholisch seyn, oder all die bisherigen Verirrungen vergessen machen könnte. Darum sehen wir jetzt die Glaubenshelden des positiven Christenthums, so viel ihrer aus den Reihen des Protestantismus zur Abwehr wider die Mythiker aufgetreten sind, alle unter der Ägide unserer Kirche fechten, und katholische Firma annehmen. Charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Motto's in all den Apologieen, und man kann im Grunde nichts schlagenderes als diese zum Beweise anführen, wie unter den Aufferkirchlichen das Gefühl überhand nehme, daß mit protestantischen Principien nicht länger ein christlicher Haushalt sich bestreiten lasse, sondern daß man zu den festen Grundsätzen der katholischen Kirche zurückkehren müsse.

So schreibt Hofmann seinem Leben Jesu den Denkspruch aus *Vaso* vor: *Animus ad amplitudinem mysteriorum pro modulo suo dilatetur, non mysteria ad angustias animi constringantur* — ein Satz, welcher dem sonst gültigen Glaubensaxiom, daß die individuelle Vernunft der Maßstab alles Denkbaren, oder die Quelle aller erkennbaren Wahrheit sey, diametral entgegengesetzt ist. So setzt der ebenfalls wackere *Ostander* über seine Apologie des Lebens Jesu Luthers wohlgemeinten Ausspruch: „Virgil's Gedicht vom Landbau versteht keiner, der nicht fünf Jahre Landbauer gewesen, Cicero's Briefe keiner, der nicht zwanzig Jahre als Staatsmann in einer

großen Republik gebient hat, die heilige Schrift aber soll niemand erschöpfen zu haben vorgeben, der nicht hundert Jahre mit Propheten wie Elias und Elisa, mit Johannes dem Täufer, mit Christo und den Aposteln die christliche Kirche regiert hat. Dieses göttliche Helbenedicht beleidige nicht, sondern bete gebeugt seine Fußstapfen an!“ Also der „Reformator“; es war jedoch zu spät, als er mit solchen Überschwenglichkeiten diktatorisch der einmal entketteten Glaubensfreiheit Einhalt zu thun gedachte. Damit jedoch, daß jeder seinen eigenen Glauben sich bildet, und sich die Bibel nach Willkür deutet, kommt so wenig ein Christenthum oder ein Glaubensbewußtseyn der Gesammtheit zu Stande, als wenn Strauß den Begriff des Menschensohnes, d. h. Wort und Sinn, Kraft und That des Evangeliums in der Gesammtheit aufgehen und historisch realisiert werden läßt, während doch die Überlieferung oder die Kirche, welche die Wissenschaft der Zeiten oder die Erübrigung der vergangenen Jahrhunderte vor Augen hält, sie, die sterblich nur nach den Individuen, unsterblich aber in der Gesammtheit, wirklich zu den Füßen der Apostel geseffen, gegen den Mythiker den Proceß verspielen soll!

Doch hören wir, mit welchem Wappenspruche Neander uns sein Leben Jesu Christi vorführt, so ist es eine Sentenz von Alexander von Hales, einem mittelalterlichen Scholastiker und Ausleger der Sentenzen Petrus des Lombarden, wozu er schwört: *In logicis ratio creat fidem, in theologicis fides creat rationem. Fides est lumen animarum, quo quanto magis quis illustratur, tanto magis est perspicax ad inveniendam rationem.* Wenn also ganz nach katholischer Anschauung die Vernunft aus dem Glauben entspringt, und die Metaphysik über die alltägliche Logik hinausgeht, wenn das menschliche Gehirn sich erst erweitern muß, um der geistigen Erleuchtung in höherem Maße theilhaftig zu werden: warum bekennet sich denn der neue Nikodemus an der Spree in seinem Werke zu dem gemeinsten Rationalismus?

Bernehmen wir aber erst, mit welchen Bannsprüchen Tholud dem Straußianismus unserer Tage zu Leibe geht, so muß man in ihm, wie oft er auch die Parole wechselt, von vornherein den grundsätzlichen Katholiken erkennen. Schon mit der Anführung aus Aristoteles: „Niederreißen ist leichter als aufbauen,“ will er, so scheint es, der protestantischen Welt ankündigen, sie habe in ihm ihren rüstigsten Kämpen für das Lutherthum verloren; denn der Mann ist zu unserer

Überzeugung übergegangen, die „Reformatoren“ des sechzehnten Jahrhunderts hätten besser gethan, wie ein Bernardus oder Carolus Borromeus zur Erbauung der Kirche zu wirken, statt sie zu zerpalten und möglichst zu zerstören! Nun lese man vollends, welch einen Lehrsatz Tholuc aus Vincentius von Lerinum, der im fünften Jahrhundert ein Commonitorium adv. haereses geschrieben, das noch jetzt gegen den Protestantismus seine Gültigkeit behält, als sein Glaubensbekenntniß anseht! Teneamus, quod semper, quod ubique, quod ab omnibus creditum est! Und dazu noch aus Göthe:

Ich wandle auf weiter blumiger Flur
 Ursprünglicher Natur.
 Ein holder Brunn, in dem ich bade,
 Ist Überlieferung, ist Gnade.

Hiermit haben wir ja den Katholiken fertig; denn er glaubt an alles, was immer, was überall und von allen geglaubt worden ist, und was die Überlieferung und lehrt, also was der Protestantismus von Anfang an am entschiedensten verneinte. Ja, spricht er (S. 257.), damit wir ihn nicht mißverstehen: „Durch die Polemik gegen die römische Kirche verleitet, betrachten wir leicht die Tradition als Lüge, wie Luther die Legende nannte, als eine in der Luft flatternde Mähre ohne Anhalt. (Strauß hat dieß also nicht aus sich, sondern aus dem lutherischen Glaubensprincipe!) Aber etwas anderes ist es doch mit Überlieferungen, welche glaubhafte Männer von glaubhaften Männern aus erster oder zweiter Hand empfangen haben.“ — Man sieht, es will ihm mit der Restriktion nicht recht gelingen; denn warum soll eine schon von zweiter und dritter Hand beglaubigte Wahrheit auf einmal mit der vierten Generation zur Lüge werden, zumal sie in der Zwischenzeit der Aufzeichnung — bei den Vätern überhaupt, wie es die Kirche mit ihrem Dogmenglauben von Anfang nimmt, unmöglich entgehen konnte, oder es müßte nach Tholuc schon mit dem Anfang des zweiten Jahrhunderts aus Versehen des heiligen Geistes der Überlieferungsglaube (weil kein glaubwürdiger kirchlicher Oberhirt sich des Fideikommiffes annahm?) durch ungläubhafte Männer verfälscht worden seyn? Genug! das lutherische Princip des exklusiven Bibelglaubens muß von ihren strengsten Orthodoxen aufgeopfert, ja selbst die Legende großentheils in Ehren gehalten werden, soll überhaupt ein historischer Glaube, noch in der Welt bestehen. Was wollen

wir endlich mehr? Ist es nicht ein *opus supererogationis*, wenn Tholuc (S. 42.) im Kampfe gegen Strauß selbst die Aiskler und das Mönchtum als ächt christlich, wo nicht selbst in der Schrift begründet, in Schutz nimmt! Er will, Strauß sollte sein Werk nur für gelehrte Theologen, und zwar in lateinischer Sprache geschrieben haben, um nicht durch diese öffentlichen Verhandlungen Argerniß zu geben, und den Glauben der Völker (zumal die lutherischen Pastoren ohnehin schon wenig Glauben mehr finden, und fast überflüssig werden?) vollends zu untergraben. Aber, fragen wir, warum gab dann Luther die Bibel in die Hand der Laien? Haben sie das Licht zu scheuen, und ist es ihnen nicht um die allgemeine Aufklärung zu thun: oder wollen sie die der katholischen Kirche vor der „Reformation“ deshalb gemachten Vorwürfe endlich zurücknehmen? Sie schreiben das, und lassen sich gar nicht träumen, daß sie damit all die hergebrachten und unverwerflichen Grundsätze der alten Kirche praktisch adoptiren! So wird das Schiff, wie das Sprichwort geht, wenn es nicht unterwegs im Sturme gescheitert, hat es auch eine noch so weite Irrfahrt zurückgelegt, endlich doch wieder nach demselben Hasen zurück, von dem es ausgefahren. Zwar wird der gelehrte Sachwalter des symbolischen Bueherglaubens, wie es unter Protestanten herkömmlich ist, diese nothwendige Consequenz nicht zugeben und sich noch immer in der falschen Mitte halten wollen. Aber die Zeit ist unerbittlich; sie fordert Entscheidung, und zieht die Consequenzen jetzt viel schneller und bestimmter. Der Unterschied zwischen gläubigen und ungläubigen Protestanten, zwischen einer orthodoxen Rechten und einer äussersten Linken will sich nicht länger mehr festhalten lassen. Der Glaube auf die bloße Bibel ist kein Glaube, denn auch die entschiedensten Häretiker steifen sich darauf und machen den Anspruch wahr:

Hic liber est, in quo quaerit sua dogmata quisque,
Invenit et pariter dogmata quisque sua.

Mehr oder weniger vom Dogma der alten Kirche festhalten, geht nicht fernerhin an; denn die Orthodoxen können so wenig das eine wie das andere nachhaltig aus der Schrift beweisen, ohne ihren Rückhalt im traditionellen, oder mit andern Worten im universellen Kirchenglauben zu suchen. Man kann den Irrthum nicht bekämpfen, ohne der Wahrheit Zeugniß zu geben, und die Gegner würden freilich das letztere nicht thun, wenn sie das erstere umgehen könnten. Aber

es hilft nichts, und bringt keine Ehre, sie im nächsten Augenblick wieder verläugnen zu wollen, nachdem man eben unter ihrem Banner und mit ihren Waffen gekämpft hat. Die gläubigen Protestanten alle fallen, wenn sie consequent sind, unabweisbar der katholischen Kirche, wie die Rationalisten dem modernen Heldenthume zu. Eben jetzt ist eine Zeit der religiösen Schiedniß eingetreten. Darum Ja oder Nein! warm oder kalt! wer aber lau ist, den wird der Herr alsbald von seinem Munde ausspeien!

Nach dem letzten Abendmahle sprach der Herr zu Simon: „Siehe, der Satan hat verlangt, euch wie den Weizen zu sichten. Doch ich habe für dich gebeten, daß dein Glaube nicht gar aufhöre. Wenn du aber jetzt bekehrt bist, so stärke deine Brüder.“ Und Petrus hatte, trotz der Bethuerung, wenn alle ihn verließen, wollte doch er ihn nicht verläugnen, wirklich einen Augenblick sich vergessen und dem Herrn abgesagt: aber er richtete sich bald wieder auf, um nicht mehr im Glauben zu wanken, sondern fest wie ein Fels zu stehen, und auch den übrigen, die sich aufrichten und erheben wollten, einen Anhaltspunkt zu bieten. Jener Fall war historisch eingetreten im Zeitalter der Reformation, wo die Kirche ihr Bekenntniß würdig darzustellen und zu vertreten fast versäumt hatte. Aber während die andern sich langsam und gar verloren, ist Petrus von jenem ungeheuren Schlage neuerst wieder aufgestanden und ihm der Herr erschienen. Alle, die sich ihres Glaubens wieder erholten, kamen wieder zu ihr, wurden durch sie bekräftigt. Wäre die katholische Kirche damals so gestanden, wie jetzt, so hätte überhaupt, wie auch die getrennten Brüder bekennen, ein Grund zur Glaubens- und nationalen Spaltung obgewaltet: mit aber das früher gegebene Ärgerniß nun aufgehört, warum wollen die, die Ärgerniß genommen, nicht wieder in den Schooß der Mutterkirche zurückkehren? —

LXXXIX. Kapitel.

Schlußverhandlung mit Professor Seyffarth über die
Correktion unserer Zeitrechnung.

Die Wahrheit bleibt doch Wahrheit, wie ich sehe,
Scharf eingetrieben thut sie wehe.

1814.

Es ist Herrn Prof. Seyffarth in Leipzig eingefallen, ein Buch unter dem Titel *Chronologia sacra* oder „Untersuchungen über

das Geburtsjahr des Herrn“ wider den ersten Band unseres Werkes, oder die von Anfang bis zum Ende durchgeführte neue Chronologie, welche wir zur Grundlage des Lebens Christi machten, in die Welt zu schreiben, und das letztere damit fundamental umstoßen zu wollen. Da dieß die erste Schrift ist, welche es auf eine wissenschaftliche Controverse abzieht, so ist es nicht nur billig, daß wir uns auf die Besprechung einlassen, sondern es erwächst uns hieraus sogar eine Pflicht der Verantwortung; denn der Leser verlangt doch zu wissen, wie er nun am Ende mit der Wahrheit daran sey, und wir entsprechen dieser Anforderung um so lieber, weil man sonst geneigt ist, herkömmlich dem, welcher zuletzt das Wort führt, das Recht bezumessen. So möge dieß uns denn entschuldigen, wenn wir dem Erwähnten die unverdiente Ehre einer Rücksprache anthun, und diese Darlegung zugleich für unser ganzes Rechnungserempel die Probe abgeben.

Es ist eine seltsame Erscheinung unter den protestantischen Theologen, daß das auffässige Bohren, Borrücken und Drängen wider die Katholischen in gewissen Punkten, wie in dem angetregten über die kirchliche Jahrrechnung, gar nie enden will, bis man die Sache endlich selber vornimmt; hat man aber der erkannten Wahrheit billige Concessionen gemacht, dann wirft sich der Widerspruch augenblicklich auf das Gegentheil, und so erleben wir es hier, daß die seit Jahrhunderten von Freunden und Feinden der Kirche als irrtümlich anerkannte christliche Zeitrechnung schließlich mit einemmal noch an einem Protestanten den eifrigsten Vertheidiger gefunden hat, welcher als Lehrer der Archäologie und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitglied vom untrüglichen Standpunkt der Astronomie ihre durchgängige Richtigkeit haarscharf nachzuweisen sich anheischig macht. Man sieht, sie würden sogleich katholisch werden, sowie man unsererseits aufzuhören schiene, katholisch zu seyn. — Obwohl nun aus eigenen Versuchen und zu langer Erfahrung von vorneherein etwas mißtrauisch, und von der Unmöglichkeit einer solchen Beweisführung gründlich überzeugt, wurde der Verfasser doch durch die Nachricht hievon, die ihm bereits auf ägyptischem Boden zu Ohren kam, angenehm berührt; denn es wäre ihm nichts erwünschter, und niemand könnte ihm einen größeren Dienst und Gefallen erweisen, und ihn augenblicklich zu seinem begeistertsten Anhänger haben, als der, dem der Nachweis gelänge, daß die Tradition auch in diesem Punkte ihr

Recht behalte. Indes ward der Verfasser bald durch den Augenchein zufrieden gestellt, daß der gelehrte Gegner erst durch ihn mit dem ganzen Gegenstande vertraut geworden sey, und was konnte er sich von ihm versprechen, da er Kapitel für Kapitel mit derselben Aufschrift wiederbringt, ja einmal sogar mit denselben Worten anhängt, und nur insoweit eine Bereicherung eintreten läßt, daß er ein paar untergeordnete Absätze zum Range von Kapiteln erhebt, und so das Ganze auf ein feindseliges Plagiat hinausläuft?

Ehren-Seyffarth nun beschwert sich gleich auf der ersten Seite, daß der Verfasser seine Resultate „hauptsächlich nur auf die lauschenden Angaben der Alten begründet habe, statt die aller sichersten Thatfachen der Astronomie und Mathematik zu Grunde zu legen, doch dabei sein Ergebnis mit solcher Sicherheit durchgängig ausgesprochen habe, daß zu fürchten stehe, es würden viele diesen Behauptungen beipflichten“, darum müsse er sich ins Mittel legen, weil es sich um die wichtige Frage handle, „ob die Propheten, die Apostel, die glaubwürdigsten Kirchenväter sich geirrt haben;“ denn übereinstimmend setzen dieselben Christi Geburt nicht in das fünfte, sondern sechste Tausend der Schöpfung, nicht in das siebente, sondern erste Jahr vor unserer Zeitrechnung; seine Tausende nicht ins zehnte, sondern fünfzehnte des Liberius, nicht ins 32., sondern 29. Lebensjahr des Herrn. Überdem höre man das jeryzerreißende Urtheil ausgesprochen, daß die gesammte neutestamentliche Geschichte bloße Mythe sey, und dieß könne nicht verhindert werden, so lange man nicht mit größter mathematischer Gewisshheit nachweise, daß die Propheten, die Apostel und glaubwürdigsten Väter auch in historischer Hinsicht strengste Wahrheit aufgezeichnet haben.“

Der Verfasser des Lebens Christi traut seinen Augen kaum, hier von einem lutherischen Pietisten, wie es scheint, als ein Mann hinzustellen zu werden, der mit Dr. Strauß, dem Urheber des Lebens Jesu, gemeinschaftliche Sache mache! Den Vorwurf glaubte er in der That nicht zu verdienen, daß er sein katholisches Bewußtseyn nicht gläubig genug ausgesprochen habe. Denn so ganz soll er sein Ziel verfehlt und die Mittel zu seinem Zwecke verkannt haben, daß er, weit entfernt, die „übereinstimmende“ Tradition der Väter nicht zu seinen Gunsten sprechen zu lassen, sie vielmehr ins Gegentheil verlehrt? Aber die Gedankenlosigkeit des „Astronomen“ sprach sich doch zu auffallend gleich auf dem ersten Blatte seiner Gegenschrift aus;

denn wem in aller Welt ist es je eingefallen, das zehnte Regierungsjahr des Liberius und das 32. Lebensjahr des Herrn für die Taufe zur Sprache zu bringen? Uns gewiß nicht, und der nicht provocirte Gegner sollte doch wissen, gegen wen er eigentlich zu Felde zieht! Wer bestimmt denn den Unterschied zwischen glaubwürdigen und nicht glaubwürdigen Vätern, wenn nicht die Ältesten den Ausschlag geben? Was ist das für eine stupide Anschulldigung, daß wir die Propheten und Apostel, wie die Kirchenväter Lügen strafen wollten, wenn, wie wir (Bd. IV. Abschn. III. Kap. I.) hörten, alle insgesammt gesehen, daß ihre Angaben nur auf muthmaßlichen Berechnungen ruhten, indem gar keine bestimmte Tradition deshalb vorhanden sey? Wo bleibt ihre Übereinstimmung über das Geburtsjahr Christi, wenn Seyffarth nicht einen einzigen constant für seine Behauptung beibringen kann? nicht einen einzigen, der den Erlöser 754 u. c. oder im ersten Jahre nach unserer christlichen Zeitrechnung geboren seyn ließe? Man vergleiche überhaupt, was wir (Bd. IV, Abschn. III.) über die Zeitkunde der Kirchenväter bemerkten, wo wir all ihre Zeugnisse zusammenstellten, und sage dann, ob wir ihnen irgend einen Irrthum zur Last gelegt haben, und ob die einzige bestimmte Angabe, worin sie zusammentreffen, nehmlich im Todesjahre des Herrn, nicht direkt gegen S. spreche? Wo haben die Propheten die Geburt Christi auf das Jahr 1 vor unserer Zeitrechnung angesetzt, und was ist überhaupt damit gemeint, wenn nicht etwa die Prophezie Daniels von den siebenzig Jahrwochen, die wir zuerst, und zwar zur genauen Befestigung unserer chronologischen Berechnungen angeführt haben? Was weiß er vom Propheten Haggai und seiner Vorverkündung des Geburtstages Christi, außer was er bei uns gelesen hat? Auf eine Injurie aber läuft vollends die Beschuldigung hinaus, daß wir von astronomischen Untersuchungen Umgang genommen, und der gelehrte Professor diese nun nachholen müsse, nachdem wir uns doch sowohl über die Mondfinsterniß beim Tode des Königs Herodes und über die Sonneneklipse in Bezug auf den Tod Christi, sowie über die Constellation der Magier oder den Stern des Messias, ja endlich, wovon Seyffarth gar nichts träumt, über die Conjunction sämtlicher Planeten bei der Geburt Christi, im Umfang eines halben Buches, also ausführlicher als irgend einer vor uns, erklärt haben, und nicht Einen Punkt, der astronomisch füglich zur Sprache gebracht werden konnte, umgingen, auch bei der Reduktion sämt-

icher Willküren auf die Jubeläre der Erlösung die Mathematik nach Möglichkeit zu Ehren kommen, und nur das nicht zur Sache Gehörige aus dem Spiele ließen!

Betrachtet man nun dieß neue chronologische Produkt der Leipziger literarischen Fabrik, so muß auch jeder, der dafür eingenommen ist, mit der größten Parteilichkeit einsehen und zugeföhren, daß es kein Astronom verfaßt habe, und daß sich kein Mathematiker die Mühe nehmen werde, dasselbe von Anfang bis zu Ende zu widerlegen. Lassen wir ihm alle Anerkennung widerfahren, so besteht das Verdienst dieses Buches darin, daß sein Verfasser die christliche Zeitrechnung auf ihre falschen Gründe zurückgeführt hat, ohne doch den seit Kepler von jedem nachfolgenden Chronologen gerügten Irrthum einzusehen. Schauen wir ihm in die Karte, wie der ganze Mißgriff entstanden und zu einem neuen Buche ausgeartet ist, so geht unser Antagonist, der im Umkreis der Gesamtwissenschaften nicht recht weltläufig zu seyn scheint, einseitig genug von der vorgefaßten Meinung aus, daß die Sonnenfinsterniß beim Tode Christi eine natürliche Eklipse gewesen, und mit der am 22. März des Jahres 706 nach Roms Erbauung, wie es auch der Kirchenhistoriker Eusebius in Gedanken genommen zu haben scheint, identisch sey. Nun hatte der Herr mit dreißig sein Lehramt angetreten, und vierthals Jahre versehen, wie unser Critiker im X. Kapitel, „die Lehrjahre Christi,“ beweist, welches er übrigens aus reinem Zufall von Anfang bis zum Ende aus meinem XIV. Kapitel, „die Zeit des Lehrwandels Christi“ betitelt, herausgebracht hat. Ebenso fand er die Beweise für den Geburtstag des Herrn für seinen Zweck passend im Leben Christi vor, obgleich er diese Erforschungen gewöhnlich auf „Man hat“ oder „Schon andere haben dargethan“ zurückführt, und im Index weiter auf nichts verwiesen ist, als „Dr. Sepp, seine Zeitrechnung des neuen Testaments unrichtig. S. 2. Anklagen der evangelischen Kirche 145.“ — Zurückgerechnet mußte der 25. Dezember 752 u. c. für den Anfang unserer Zeitrechnung einsehen, und so hören wir zugleich zum erstenmal von einer Are Roms nach Dionysius exiguus 752, die neben der Barronischen und Catonischen registrirt wird; ja aus vergehlicher Vergessenheit wird uns S. 327 von demselben eröffnet, Dionysius habe eigentlich gar nur 751 Jahre von Roms Erbauung gezählt, so daß es S. mit der Vertheidigung unserer Zeitrechnung doch nicht recht gelingen zu wol-

len scheint. Nun durfte Herodes Tod nicht mehr vor die Pascha-woche des Jahres 750, kurze Zeit nach jener Mondfinsterniß am 13. März fallen, wie die vierfachen Angaben des Josephus Flavius „unumstößlich“ darthun¹⁾, sondern es mußte dagegen eine andere Mondklipse, drei Jahre später, herhalten. Da aber dieselbe in der Nacht vom 9. bis 10. Januar sich zugetragen, so muß, wenn dieser Tag etwas über sieben Tage vor dem Pascha traf, Ostern in jenem Jahre zufällig in den Januar gefallen haben? Doch das thut einem Critiker, wie Herr Seyffarth, nichts zur Sache.

Doch was soll uns die römische Zeitrechnung? Falsch ist die Consularäre und die Olympiaden; kurz, alle anderen Zeitrechnungen des Alterthums, die bisher zum Anhaltspunkte für die Berechnung der Christlichen gedient, erklärt der in der Archäologie so bewanderte Professor für irrig und corrupt, und allein die Dionysische für ächt, obwohl er im selben Augenblick eine andere selbstgeschaffene dafür substituirt, und obwohl sie erst im sechsten Jahrhundert nach Christus aufkam, und ursprünglich gar nicht als Zeitrechnung gemeint war, sondern bloß zum Anhalt für den Ostercanon dienen sollte, weshalb wir und alle Vorgänger sie unbedenklich der Richtigkeit der römischen aufgeopfert haben.

Jetzt aber sehe man, wie der gelehrte Leipziger sich wendet und dreht, um die Widersprüche der Geschichte mit seinem Ansätze auszugleichen! Da soll Josephus den Anfang der Regierung des Herodes nach pythischen Olympiaden, welche zwei Jahre später anfangen, bestimmt haben; sehr leicht, bemerkt er S. 83 naiv, „könnte statt Olympiade 185 gesetzt werden Olympiade 184“. Warum denn nicht? Die Herodier sollen ihre Herrscherzeit nach dem jüdischen Kirchenjahre oder vom 1. Nisan an gezählt haben, so daß der Zeitraum vom obigen 10. Januar bis 1. April das erste Jahr ausmachte u. s. w. Ja er zweifelt sogar, ob nicht auch der römische Abt im sechsten Jahrhundert seine Jahre nach palästinenfischer Weise von Herbst zu Herbst gerechnet habe.

Nach dieser einfachen Argumentation springt unser Gegner nun zur Schätzung unter Quirinius über, weil er die Berechnung des Weltfriedens unter Augustus mit seiner Annahme nicht in Harmonie zu bringen weiß. „Wüßte man, wenn Quirinus seinen ersten

1) Man vgl. doch in Kürze das L. Ehr. Bd. I. Kap. II.

Census gehalten, so wüßte man auch, in welchem Jahre vor Herodes Tod Christus geboren worden.“ Nun wissen wir aber zufällig doch, daß Quirinus seine erste Schätzung im Jahre 747, die andere 760 u. c. nach der Enthronung des Archelaus gehalten. Daraus folgt indeß für den gelehrten Professor nicht, daß das Jahr 747 Ansprüche auf die Ehre der Geburt des Weltheilands habe: im Gegentheile, er nimmt daraus einen Beweis gegen uns; denn wahrscheinlich habe ein Census alle sieben Jahre stattgefunden, und dann auch im Jahre 754 sich einer getroffen, welcher aber nicht aufgeschrieben worden sey. Von S. Saturninus wissen wir, daß er damals eigentlicher Statthalter von Syrien gewesen, und er hat nach Tertullian die Schätzung mit verankaltet: so viel ist historisch gewiß, und die Jahre treffen genau zu. Der Leipziger Professor aber widerlegt uns mit dem Postulate, daß man nur annehmen dürfe, Saturninus möge nach seiner vor sieben Jahren erfolgten Abberufung zufällig mit demselben Quirinus, der sonach dreimal zu der Ehre der Censur gekommen, denselben Akt, also seinerseits zum andernmale, vorgenommen haben!

Nun aber geht er vollends in seiner Argumentation zum „Stern der Weisen“ über. Hier zeigt Herr S. nun erst seine Meisterschaft, wie er die Astronomie handhabe. Die große prophetische Constellation hat, was sich nun nimmermehr umstoßen läßt, im Jahre 747 sich begeben, was beginnt aber der Genannte, um sein abweichendes Ziel zu erreichen? Er bringt (aus Münter?) eine Stelle des R. Abarbanel bei, welcher erklärt, daß im dritten Jahre vor Moses Geburt eine Conjunction des Jupiter und Saturn in den Fischen stattgefunden habe, welche auch der Geburt des Messias vorausgehen sollte, und schließt daraus, daß die Magier auch drei Jahre — doch nein, das genügt nicht, also vier Jahre, denn die mehreren Monate (?), sagt er S. 23., seyen nicht mitgezählt, und haben wir erst diese Zeitsumme, dann vier Jahre sechs Monate, nach derselben Constellation den Erlöser geboren glaubten, also daß sie just vor dem Jahre 752 recht gekommen seyn müßten. Aber auch das reicht noch nicht hin, denn Christus ist ihm erst am Schlusse des Jahres zur Welt gekommen: demnach wird die Dauer der Conjunction gestreckt, und die Weisen aus dem Morgenlande dürfen nicht vom Beginne, sondern vom Erlöschen des großen Himmelslichtes, dessen Bedeutung sie erkannten, jene rein imaginären Jahre noch zugezählt haben, um sich nicht zu frühzeitig einzustellen. Nun heißt es aber bei Matthäus:

der Stern sey ihr leuchtender Führer gewesen, unter und auf-
 gegangen, um ihnen zu leuchten, bis sie wieder die Heimath erreichten.
 Daran hat nun unser Widerleger gar nicht gedacht! Zwar, faselt er,
 mochten die Magier Jupiter, den Stern der Herrlichkeit, für das
 messianische Gestirn ansehen; aber unmöglich kann die Conjunktion
 zweier Sterne im Jahre 7 v. Chr. vorbedeutend gewesen seyn. Die
 Constellation sollte ja nach der ausdrücklichen Überlieferung der Hebräer
 das Bild eines Kindes formiren, was nur bei einer Conjunktion aller
 Planeten der Fall war, welche aber erst im Jahre 6 v. Chr. stattfand!
 — Dieß sagt er, nachdem wir ihm doch die hierauf bezügliche Mythe
 von Asträa mit dem Sternkinde erklärt haben. Man denke! Wenn Castor
 und Pollux nicht die Gestalt von Zwillingen am Himmel haben, können
 sie dieß Gestirn nicht seyn. Es ist zum toll werden! In jedem Satze
 aber vergessend, was er im vorigen gesagt, spricht er demungeachtet
 vom Stillstehen des Sternes ~~unter~~ der Wohnung des Herrn, weiter
 von drei bis vier Jahren, um welche die Gesamtconstellation später
 erfolgt sey, und daß unsere willkürliche Auslegung der prophetischen
 Stelle im Pentateuch nicht ferner zum Beweisen gelten könne, daß
 die Kirche in Bezug auf Christi Geburtsjahr um sieben Jahre sich
 getrrt habe. Unmöglich kann einem Vernünftigen einfallen, daß die
 Magier von jenem Satz aus ein paar Rabbinen vorausgewußt hätten,
 der auch einzig die Überlieferung ausspricht, daß die Verfolgung der
 Hebräer unter Pharaos zwei Jahre angebauert habe; demungeachtet
 räsonnirt unser Critiker grillenhaft fort: „Hätte man nicht vor allen
 anderen Dingen sollen der kleinen Mühe sich unterziehen, mit den
 astronomischen Tafeln zu berechnen, um wie viel Jahre bei Moses
 Geburt die Constellation vorangegangen, um darnach erst auch das
 Geburtsjahr Christi zu bestimmen?“ Dann hat sich ihm wieder ge-
 zeigt, daß Moses um fünf Jahre nach der Erscheinung jenes Him-
 melsignals geboren sey, weil man das Jahr der Conjunktion und
 Geburt zu berechnen wahrscheinlich vergessen habe u. s. w. So geht
 es unsinnig und verworren durcheinander, daß man einen Knaben
 für eine solche Beweisführung aus der Schule schicken würde; was
 soll man aber nun dem Professor einer mitteldeutschen Hochschule
 thun? Und mit solchen Gründen unternimmt es der Genannte, wider
 uns aufzutreten, und unser Buch zu verdächtigen, ja des durchgreifen-
 den Irrthums zu überführen? So ein Nachwerk ist er dreist und
 vergessen genug, als Controverschrift in die Welt zu setzen; hält er

seine Leser für ebenso gedankenlose Menschen, oder glaubt er damit seine bereits anderweitig eingeübte wissenschaftliche Ehre wieder zu erobern?

Doch hören wir weiter, wie der Leipziger Stribent die ganze alte Zeitordnung umkehrt, und den berühmtesten Chronologen, Scaliger, Kepler, Petavius, und wie sie immer heißen, das *Pensum corrigirt*? Kaiser Augustus ist ihm nicht im Jahre 14, sondern 16 gestorben, und das erste Regierungsjahr Tibers dauert vom 19. August bis 1. Januar des folgenden Jahres; sein fünfzehntes also begann nach römischer Weise mit dem 1. Januar 30, nach syrischer und hebräischer Zeitrechnung aber mit dem 1. Oktober 29, und in dieses, nicht in das Jahr 25 fällt die Laufe; denn womit, fragt er, wollte man die übrigen fünf Jahre in der Zeitrechnung ausfüllen? obwohl wir die Antwort darauf im IV. Bd. des Lebens Christi zur Genüge gegeben haben, auf welchen Herr S. vielleicht aus guten Gründen zu reflektiren sich nicht bemüht fand. Dann kommt er auf das Kapitel vom Tempelbau des Herodes, welches ebenfalls Gnade gefunden hat, aus unserem in sein Buch überzugehen, nur daß er jetzt die Rechnung falsch macht, den Josephus wegen seiner Angabe vom fünfzehnten Jahre dieses Königs einer Irrung zeihet, anstatt dieselbe bei sich zu suchen, und ebenso mit einem Seitenblicke bemerkt, Andere hätten das Jahr 26 n. Chr. herausgebracht, da doch ausser dem Verfasser des Lebens Christi noch niemand auf diesen chronologischen Nebenpunkt Rücksicht nahm.

Mit Triumph, nachdem ihm das Bisherige so wohl gelungen, fragt er hierauf: wie steht es nun aber mit Christi Geburtstag? und wir sind begierig, welche neue Aufschlüsse er uns darüber ertheilen werde. Es folgt der Abschnitt von der Priesterklasse Abia gerade so, wie bei uns. Da hier der Willkühr ein großer Spielraum gegeben ist, so übergeht S., um seinen Zweck zu erreichen, die letzte Tempelweihe unter Judas Makkabäus, „wo die Rabbinen fälschlich drei Jahre wegen Unterbrechung der Ephemeriden in Abzug brachten,“ gänzlich, und rechnet von jener unter Esra anfangend den Turnus für die jährlich zweimal zum Opferdienst berufene Klasse Abia genau auf den 21. Sept. 752 u. c. aus. Bei der näher liegenden Angabe von der letzten Zerstörung des Tempels während des Dienstes der Junst Josarib findet er: da es mit seinem zuverlässigen Ergebnisse in offenbarem Widerspruche steht, „so bleibe

nichts anderes übrig, als anzunehmen, daß entweder Josephus oder die viel später lebenden Rabbinen die Zeit der Zerstörung des Tempels, wenigstens die Folge der Priesterclassen falsch bestimmt haben; in welchem Falle die Entscheidung Niemandem schwer fallen wird.“ — Ganz gewiß nicht, zumal wenn man erst weiß, daß die Zerstörung Jerusalems nicht, wie bisher alle Welt glaubte, im Jahre 70, sondern wie Seyffarth uns wiederholt und unermüßlich vorrechnet, 71 nach unserer Zeitrechnung vorfiel.

Nun geht unser Plagiator auf den Abschnitt von den siebenzig Wochen Daniels über, zieht aber vorgreifend schon im vorangehenden Kapitel die Stelle aus Virgils vierter Ekloge, in dem Wahne, wir hätten die Bossische Übersetzung beibehalten, wörtlich aus unserem Buche an, nicht minder verweist er nach uns auf das Carmen saeculare von Horaz, auch was Tacitus, Sueton und die Rabbinen dazu sagen, bleibt ihm nicht aus. Unsere Stelle aus Virgils Bufolkon bringt er nachträglich S. 156.; und was wir über Calpa, die Urkuh der Inder, und deren abnehmende Veine, sowie über den Traumtiefen in Bezug auf die vier Weltalter gesagt haben, folgt ebenso, nur mit Vorbehalt einiger beigebrachter Verkehrtheit, S. 155 u. 161. nach. In all dem offenbart er eine mehr als schülerhafte Abhängigkeit; und doch hat er sein Buch geschrieben, um den Verfasser des L. Ehr. zu meistern. Die Rüge wäre noch annehmbar, wenn unsere Berechnung nicht genau zum Ziele geführt hätte, nun aber tritt vielmehr bei ihm überall das Umgekehrte ein. Die Prophezie der siebenzig Jahrwochen ist im Leben Christi auf überzeugende Weise ausgelegt, und für die historische Wirklichkeit angewendet; es ist zufällig noch keinem vorher eingefallen, davon überhaupt einen Gebrauch für die christliche Zeitberechnung zu machen: da aber S. seine fortgesetzte Schriftstehlerlei oder seinen literarischen Diebstahl möglichst verheimlichen will, greift er wieder zu dem probaten ex uno disce omnes, und wirft die Frage auf: „auf welchem Wege haben aber die Chronologen daraus darthun wollen, Christus müsse sieben Jahre vor unserer Zeitrechnung geboren seyn?“ Er findet es unstatthast, daß wir die prophetischen Wochen zu gleicher Länge genommen, und damit, wie herkömmlich, 490 Jahre von Esra, dem zweiten Moses an, in Rechnung gebracht haben, und zieht uns mit den Worten zur Strafe: „die letzte und noch größere Willkühr ist die, daß die siebenzig Wochen vom ersten besten Jahre an gerechnet wurden.“ Dagegen belehrt und berichtigt er uns, Daniel

Die vielmehr seiner dreitheiligen Periode dreierlei Cyklen von Zeit-Schnitten zu Grunde gelegt, erstens sieben Septennien von Mars-Jahren, wovon immer ein Monat sechzig Tage, das Jahr also 720 Tage nebst Schalttagen zähle. Dann 62 Wochen von Jahren, deren jedes 360 Tage umfasse; endlich eine oder die letzte Jahrwoche von Monaten zu 15 Tagen, also ein Septennium von siebenmal 180 Tagen. Damit erhält er nun zuerst sieben Wochen zu 14, also im Ganzen zu 98 Jahren, und 62 zu sieben, also 432 Jahre, oder zusammen 532 Jahre bis auf Christus den Fürsten. „Folglich hat Daniel Christi Geburt in das erste Jahr seit 532 ange setzt.“ Nun hat aber Cyrus im ersten Jahre seiner Regierung 536 v. Chr. das Edikt der Befreiung erlassen, hier galt es also nicht zu strecken, sondern zu kürzen, darum erklärt er „ganz einfach“, das erste Wochenjahr Daniels habe mit einem Sabbathsjahr, einem Jahre Saturns begonnen, und daher sey sein Anfang im Sinne des Propheten vom ersten Thibri oder Oktober 532 zu berechnen. Diese Erklärung gibt der Erfolg gewiß ohne alle Künstlichkeit an die Hand: es sind sieben und 62 Wochen, dazu noch die laufende Woche, wo der Befehl ausging. Nun wird aber das Ziel vom Propheten weiter ausgedehnt, indem es heißt: alsdann solle Christus ausgerottet werden nach den 82 Wochen. Diese müssen also nach S. wieder anders genommen werden, und eine größere Summe von Jahren enthalten, als vorher die 69. Sie müssen „offenbar alle drei eben genannten Septennien enthalten. Nimmt man nun von diesen 62 Septennien 20 zu 14 Jahren, dann 40 zu sieben, endlich zwei zu 31 Jahren, so erhält man zur Summe 567 Jahre, und rechnet man diese von besagten 532 v. Chr. an fort, so kömmt man auf das Jahr 35 n. Chr., in welchem Christus getödtet worden und nichts mehr seyn sollte.“ — Es ist wirklich ganz unverzeihlich von uns, daß wir nicht gleich auf diese einfache Berechnung, wie Daniel seine Prophezie verstanden wissen wollte, gekommen sind!

„Gegen diese Erklärung ließe sich aber einwenden, fährt unser grundgelehrte astronomische und mathematische Gegner fort, daß Christus nach Daniel 31 Jahre gelehrt haben müßte, was mit den Evangelien, sagt man, in Widerspruch zu stehen scheint.“ Dieß gibt ihm Anlaß, seine Weisheit über „die Lehrjahre Christi“ wieder in einem eigenen Kapitel auszukramen, worin er zwar mitteninne bemerkt, daß der Verfasser des Lebens Christi, der also hier nicht unter „Man“

zu verstehen ist, schon soll das angeführt haben; da die ganze Abhandlung aber in keinem anderen Buche bisher zu finden ist, außer in unserem und seinem, so werden wir höchst wahrscheinlich das Ganze aus seinem drei Jahre später erschienenen Buche entnommen haben, wie oben die Weisen aus dem Orient sich in Betreff des messianischen Sternes nach der Grille der späteren Rabbinen in Aufsehung der Geburt Mosi gerichtet und wohl gemerkt haben werden, daß er für den Augenblick nichts zu sagen habe, sondern nach der höheren Weltordnung seine Bedeutung erst vier oder fünf Jahre später anfangel! —

Mit dieser weiteren geistigen Errungenschaft, resp. seinem Excerpte aus dem entsprechenden Abschnitte unseres Werkes, rückt nun Ehren-Seyffarth, unser großer, critischer Gegner, dem Tode jahre Christi immer näher, welches, wie wir (Vd. I. Kap. XII. u. Vd. IV. Abschn. III. Kap. I.) erschöpfend dargethan haben, nach der einstimmigen Überlieferung des ganzen Alterthums mit dem Consulat der Gemini zusammenfiel. Dies weiß er zwar nicht aus eigener Forschung, der wir bisher in seinem ganzen Buche nicht begegnet sind, sondern gleich der Episode aus Plutarch, daß der große Pan gestorben sey (S. 142.), aus derselben Quelle, deren Wasser er zu trüben unternimmt. Wie leicht aber hilft sich ein Mann von so eigenthümlicher Methode! Er darf ja nur auf die bisher gewonnenen Resultate sich stützen, und von diesem Bollwerk aus kämpfen, oder dem angeführten Consulate ein anderes Jahr anweisen. „Gesezt auch, läßt er sich also vernehmen, alle Kirchenväter hätten einstimmig das Consulat der Gemini ins Jahr 30 (29!) n. Chr. gesezt, so stehen alle übrigen Thatfachen, die Finsterniß bei Herodes Tod, der Census des Quirinus, die Sabbathsjahre, die Propheten u. s. w. gegenüber; wo aber solche Thatfachen sprechen, kann doch wohl von Meinungen keine Rede seyn.“ Späterhin aber opfert er all diese thatsächlichen Beweise wieder gegen einen noch schwächeren auf! So legt dieser ehrliche Autor uns zur Last, daß wir die übereinstimmenden Angaben der Väter Lügen straften, und behandelt, gerade wo er auf den einzigen Punkt ihrer gemeinsamen Übereinstimmung kömmt, diesen mit einem Leichtsinne ohne Gleichen als eine wegwerfliche und verächtliche Meinung! Kann ein Büchermacher die Vergessenheit oder Vermessenheit wohl noch weiter treiben, und dreistere Versicherungen dem Leser ins Gesicht sagen? Was es mit seiner Argw

mentation für eine Bewandtniß habe, sehen wir Satz für Satz, nun aber wiederholt er zum nachhaltigen Gewinne S. 118. seine schon früher, und namentlich S. 11. ausgesprochene Überzeugung, daß Augustus zwei Jahre länger regiert habe, als man bisher glaubte, d. h. nicht im Jahre 767, sondern 769 nach römischer Zeitrechnung gestorben sey, weil Dio Cassius von einer Mondfinsterniß bei seinem Tode redet, und nach S. Rechnung eine Eklipse genau auf den 21. August des letzteren Jahres fiel. Daß also Liberius seine Regierung um zwei Jahre später angefangen, daß alle folgenden Kaiser um ein Biennium hinausrücken, und Nero namentlich nach S. 14. nicht im Jahre 68 sondern 70, oder wie er ihm S. 253. nachträglich erlaubt, im Jahre 69 gestorben sey — daher eben auch die Zerstörung Jerusalems in ein späteres Jahr fällt, und schließlich Statler auch Trajans Tod noch in ein verkehrtes Jahr setze, bleibt für unseren Critiker eine ausgemachte Sache.

Nun findet er zu all dem, wenn auch die Kirchenväter Christi Tod wirklich ins fünfzehnte Jahr des Liberius setzten, und also dem Lukas scheinbar widersprächen, „so mußte in diesem Falle es damals nicht ungebräuchlich gewesen seyn, die Jahre Libers auf eine doppelte Weise zu zählen, (aber dies nicht von seiner erklärten Mitregentschaft an, wie wir auseinandersetzen, sondern) einmal von Augusts Tod, wie Lukas thut, sodann aber auch vom dritten oder vierten Jahre Libers vom Antritt seines Imperiums an.“ Also nicht der geringsten Hypothese, welche die übrigen Chronologen geltend machen müssen, kann er mit seiner im übrigen durch und durch absurden Annahme uns überheben. Im Gegentheil ist dies das erstemal, daß wir von einem Interregnum zwischen Augustus und Liberius hören, das aber im Grunde doch wieder keines war. Wahrscheinlicher möchte er nach seiner weiteren Erklärung jedoch der Annahme beipflichten, daß die Consularverzeichnisse der Kirchenväter in größter Verwirrung waren, so daß sie entweder irrig das Consulat der Gemini mit dem normgebenden fünfzehnten Jahre Libers in Verbindung setzten, während sie doch eigentlich das achtzehnte meinten, oder daß schon in den Fasten dasselbe traditionelle Consulat wegen des Ausfalles einiger anderer Consulpaare ins Jahr 782 oder — denn auf ein Jahr kommt es ihm nicht an, 783 u. c. „zurückgeschoben worden waren“. Also eine neue Berichtigung der alten Zeit- und Geschichtsordnung, daß auch die Gemini, nicht aber Herr Seyffarth, um vier Jahre ver-

rückt sind. Hier und für ihn ist es nun keine Impletät mehr, die sämmtlichen Kirchenväter gegen sich zu haben! Ein rechter Sinn kömmt übrigens bei keiner seiner Annahmen heraus. Es begegnet uns nehmlich bei diesem Autor das Seltsame, daß wir seine Argumente erst aus der Verworrenheit herausziehen, und so zu sagen auf die Beine stellen müssen, um sie niederwerfen zu können. Verstehen wir recht, so postulirt er also, es sey entweder das Consuljahr der Gemini ursprünglich 786 gewesen, oder das fünfzehnte Regierungsjahr Tibers, das als traditionelles Todesjahr des Herrn nach einem plausiblen Interregnum (statt von der historisch erwiesenen Mitregentschaft) zählte, erst aus Versehen durch die Väter ins Jahr 782 der obigen Consuln gerückt worden. Dies sagt er in einer Art Delirium, nachdem er in demselben Athemzuge zuvor (S. 117.) ausgerufen: „Sollten wir wirklich die Meinung einiger (soll heißen: fast aller!) Kirchenväter dem Zeugnisse eines Augenzeugen vorziehen; sollten wir zu der wunderlichen Hypothese zurückkehren, daß Lukas die Jahre Tibers ganz anders gezählt habe, als alle die Völker, denen sein Evangelium bestimmt war, thaten? Gesezt aber auch, alle Kirchenväter hätten einstimmig das Consulat der Gemini in das Jahr 31 n. A. (soll heißen 30 n. A. oder 29 n. Chr.) gesezt, so stehen alle übrigen Thatsachen, die Finsterniß bei Herodes Tode, der Censur des Quirinus, die Sabbathjahre, die Propheten u. s. w. gegenüber; wo aber solche Thatsachen sprechen, kann doch wohl von Meinungen keine Rede seyn.“ Wie oft wird er doch diese seine Thatsachen noch in Reih und Glied rufen, da sie doch auf Commando nie Stich halten!

Indeß „die einzige Thatsache, der Tag nach dem dritten Passafeste während Christi Lehramt, (wo er nehmlich den Sichtsranken am Teiche Bethesda heilte) fiel auf einen Sonnabend, wie die Apostel (sc. Johannes allein!) angeben, wiegt alle historischen Nachrichten einiger Kirchenväter auf, und beweist mit mathematischer Gewißheit, daß Christus im Jahre 33 nach unserer Zeitrechnung gelitten habe, weil nur im Jahre 32, am vorletzten Pascha, der sechzehnte Nisan auf einen Sonnabend fallen konnte.“ Dieses Argument stützt sich also fest darauf, daß jene Heilung am zweiten Ostertage vorgegangen, wovon, beiläufig gesagt, bei Johannes kein Wort steht. Wahrscheinlich schwebelte unserem Critiker der Sabbath *δευτερόπρωτον* bei Lukas vor, weil er sagt, „die Apostel geben an“; denn er hält auch Lukas für einen Apostel und nennt ihn wiederholt so, findet

jedoch für nöthig, in seinem an dritthalb Bogen langen Anhang von Verbesserungen, nachdem er von seinen Freunden auf die horrenten Verstöße in seinem Buche aufmerksam gemacht worden, zu S. 86. zu seiner Entschuldigung beizusetzen: er sey ein Apostel gewesen „insofern er mit Paulus das Evangelium verkündet hat, und sein Ansehen gleich dem des Apostels Paulus uns gilt.“ — Aber unglücklicher Weise fiel jenes Wunder am Bethesda auch nicht an dem von ihm ausgerechneten dritten, sondern am zweiten OSTERFESTE vor; auch diesen „groben Irrthum“ ist er in seinen „Verbesserungen“ zu widerrufen angehalten worden, und so erklärt er schließlic S. 271. von dieser „einzigen Thatsache“, die eine „mathematische Gewißheit“ in sich schliesse, und alle entgegenstehenden Angaben der Kirchenväter zu Boden strecke: „Dies Argument beweiße nichts! Im Jahre 31 n. Chr. sey nehmlich der Paschatag, unser 20. März auf einen Dienstag, mithin der Tag nach dem Feste auf einen Mittwoch gefallen; der dritte Tag darauf erst war ein Sonnabend“ — was er gar nicht zu sagen brauchte, denn das weiß jedes Kind, daß der Samstag drei Tage nach dem Mittwoch fällt. Statt aber nun in aller Demuth und Niedergeschlagenheit zu revoctiren, und zu gestehen, daß sein Argument, auch wenn er nicht um ein ganzes Jahr sich verfehlt hätte, noch überdies in Betreff des Tages auf einer ganz falschen Voraussetzung ruhe, statt zu bekennen, daß er demnach gegen die Kirchenväter in jedem Falle das Spiel verloren habe, läßt er bloß in seiner vorigen Gewißheit etwas nach, und meint: „im Übrigen gehe aus der Erzählung des Apostels nicht mit Bestimmtheit hervor, wie viele Tage vom Pässe bis zum Sonnabend verstrichen seyen.“ Hat er das nicht schon früher gewußt? oder warum behelligt er denn dann die Welt mit seinem Geschreibsel? Und dieser Fabelhans nimmt sich heraus, dem Verfasser vorzurücken, er habe seine Behauptungen durchgängig mit so viel Sicherheit ausgesprochen, daß die Gefahr, es möchten auch andere überzeugt werden, so schnell wie möglich durch eine Gegenschrift vereitelt werden müßte? So ein Mensch fühlt sich verpflichtet, die Welt vor meinem Werke zu warnen! Fürwahr, ein solches literarisches Produkt muß lange nicht mehr vorgekommen seyn. Zwar bittet er bei der christlichen Liebe, vielleicht fühlend, wie weit er sich wissenschaftlich vergangen, am Schlusse noch den Leser um Nachsicht in der Beurtheilung seines Buches, und um allenfallsige Verbesserung, und wir wären nichts lieber geneigt, als diese zu üben, und in Rück-

sicht des Spruches: *errare humanum est*, ihm Verunberzigkeit angedeihen zu lassen. Ja wenn es gälte, die Wahrheit unter vielen Mißgriffen erst zu finden, würden wir einer solchen Erbärmlichkeit und Ignoranz gar nicht gedenken! Wenn aber so ein literarischer Wicht die Wahrheit unter überzeugenden Gründen vor sich hat, und noch zum Sykophanten und Verleumder wird, ja eine Polemik eingehen will, zu der ihn niemand, am allerwenigsten aber seine Befähigung berufen hat; wenn er noch einmal in eine Versammlung sich eindrängt, um darin seine Stimme abzugeben, nachdem er schon einmal als gänzlich unberechtigt zur Thüre hinausgewiesen worden ist, wenn er so der alten Sünde wiederholt sich schuldig macht: dann erwächst daraus für die zunächst Betheiligten die Pflicht, solch einem leichtfertigen Autor die Maske vom Gesichte zu nehmen, und ihm als elenden Plagiator das Brandmal auf die Stirne zu drücken, damit er endlich in seiner vollen Nichtswürdigkeit den Verlegern und dem Publikum zur Warnung und Mißgung vor Augen stehe.

Ich thue meinem Gegner fast zu viele Ehre an, wenn ich die rektifizierte Chronologie im Leben Christi gegen seine unsinnigen Angriffe vertheidige und nur vor ähnlichen Insulten für die Zukunft sicher stellen will: so revolutionär für die gesammte Zeitwissenschaft ist die gegnerische Schrift durchgängig gehalten. Denn um die natürliche Sonnenfinsterniß vom 19. März 786 u. c., worauf ihm von vornherein alles ankömmt, mit jener beim Tode Christi zu identificiren, und daraus die Dionysische Äre (deren wahren Anfang er noch dazu mißverstehet) als die wahre zu rechtfertigen, muß er nicht bloß die römische Consularäre umstoßen und an den Olympiaden mäkeln, sondern auch nachweisen, daß der 14. Nisan damals mit dem dritten Tage vor der Frühlingsnachtgleiche congruirte. Dieser war aber, wie die jüdische Monate alle, beweglich, und fing an mit dem Frühlingsneulichte oder der Conjunktion des April.

Da aber zu Ostern, zur Zeit des Vollmondes, weder eine Conjunktion noch Sonneneclipse, so wie beim Neumond weder eine Opposition noch Mondfinsterniß stattfinden kann, muß der gelehrte Professor aus Leipzig den Nisan für einen fixen Monat erklären, und statt des beweglichen hebräischen Mondenjahres ein gebräuchliches Sonnenjahr stipuliren, was von allen Chronologen der alten und neuen Zeit noch nicht einem einzigen eingefallen ist. Der Sabbath *deuterononaton* ist ihm dann da

äquinoktialtag oder der siebente Nisan als Neujahrstag (wieder erhört!). Seiner Meinung nach hat erst das Erndttrium von Libias ein paar Jahrhunderte nach Jerusalems Zerstörung das Mondjahr im jüdischen Kalender eingeführt, gewiß ein seltsamer Fortschritt, im Widerspruch mit aller Geschichte, welche lehrt, daß das Lunarjahr bei allen Völkern das ältere und naturgegebene, das klare das jüngere gewesen. Jenes war zugleich das Kirchen- und Ernterjahr, und ist als solches auch in den christlichen Kalender übergegangen; denn alle Welt weiß, daß unser Osterfest noch nach dem Monde beweglich ist, wie das jüdische Pascha. Nach Herrn S. aber müßte die christliche Kirche für gut befunden haben, etwa im dritten Jahrhundert ihr fixes Sonnenjahr aus Liebe zu der großen Synagoge von Libias mit dem weit unbequemerem Mondjahre zu vertauschen, und diesen neuen Kalender so heimlich und unvermerkt den Gläubigen in die Hände präparirt, und den alten aus dem Verkehr gewischt haben, daß kein Historiker weder von dem Vorhaben der Rabbinen noch der römischen Kirche etwas zu berichten weiß. Wenn also im Talmud Sanhed. 11, 3. steht (ein Beispiel, das er noch dazu S. 273. selber anführt!): Falls die Lauben, Ähren und Ähren zum Opfer noch nicht reif gewesen, habe man den Schaltmonat eingerückt — so nennt Ehren-Seyffarth diese Stelle später unterschoben. Besser würde er wohl den gesammten Talmud für eine Erfindung im Großen erklären, denn er versteht sich viel vom Einzelnen wie vom Ganzen. Nicht genug, wir erfahren durch den gelehrten Professor jetzt auch, daß die Juden ursprünglich am 13. Nisan oder am Vorabend des Rüsttages das Osterlamm geschlachtet und in der folgenden Nacht gegessen haben, und Christus mit ihnen; indem erst die Akademie von Libias, wie und warum? weiß man nicht, die Anordnung auf den 15. verschoben habe. So leicht war es, sich zu überzeugen, daß Christus das Osterlamm zugleich mit den Juden, nicht einen Tag früher gegessen hat.“ — *isum teneatis!* Man braucht also nur eine willkürliche Annahme zu treffen, um spottleicht allen Widerspruch aus dem Wege zu räumen.

Noch mehr! die Kirche verliert jetzt zum Danke dafür, daß die römische Zeitrechnung ihr als richtig bestätigt werden soll und nicht wird, auch ihren Charfreitag; denn jene Sonnenfeste muß am 19. März fiel auf einen Donnerstag, den Tag „seines

teiche, er bittet uns, mit der halben Wahrscheinlichkeit vorlieb zu nehmen, daß jene Eklipse möglicher Weise auch in Jerusalem halb sichtbar gewesen sey, und daß der Mond an der Hand des Unmächtigen die andere Hälfte zugebedt habe — wobei wir recht lebhaft an die frühere ähnliche Erklärung Riccioli's (Bd. V, 134.) erinnert werden; und doch sollen wir dem Halbastronomen zu Lieb, wegen seiner halb natürlichen, halb unnatürlichen Erklärung der „nächst besten“ Finsterniß auf den Tod Christi über die Chronologie der Alten und die gesammte Wissenschaft der Neueren, ja sogar über die Mondtafeln, wornach er selbst rechnet, uns deshalb eines Bessern belehren? Denn er ist der Unfehlbare, nicht bei ihm liegt der Irrthum, sondern bei der Gesammtheit.

Doch der Mann vergißt ganz, daß seine Rechnung, wie vorher, wo er alles auf einen ähnlichen Hauptbeweis und letzten Treffer ankommen ließ, nemlich bei der Sabbathhellung am Bethesda auf einer falschen Voraussetzung beruhe, daß er nur um ein gnädiges Zugeständniß ohne allen Anspruch des Rechtes zu uns kam; er pocht wie auf eine gültige Forderung, und fährt nun, freilich mit Anerkennung der vollendeten Nichtigkeit und Unstichhaltigkeit seiner früheren Beweise im hochtrabenden und ganz triumphirlichen Tone noch auf derselben Seite fort: „Gegen ein solches Zeugniß sind all die historischen Angaben der Alten, wonach man Christi Geburts- und Todesjahr anders hat bestimmen wollen, ohne Gewicht (!); denn wer kann dafür stehen, daß die Jahre der Kaiser, der Consuln, der Olympiaden, die Jahre Roms richtig geschrieben oder abgeschrieben, daß letztere namentlich nicht in der Weise des Dionysius (?) oder Cato's, sondern in der des Varro gerechnet worden sind, oder umgekehrt? Wer kann dafür stehen, daß Josephus, die Rabbinen, selbst die Kirchenväter bei allen ihren Angaben recht berichtet gewesen sind? (Setzt ist also eine solche wiederholte Annahme keine Gotteslästerung mehr?) Ganz anderer Art sind dagegen einfache Rechnungen (über Eklipsen, die auf Zeit und Ort keine Beziehung haben!). Ja wir brauchen zur Wiederherstellung der Zeitrechnung des neuen Testaments gar nichts weiter, als diese Sonnenfinsterniß und die biblischen Zeugnisse. Gesezt es wäre ungewiß, was keineswegs der Fall ist, daß Herodes einige Monate nach der totalen Mondfinsterniß im

urtheil auf sich. Wir klagen also nur die Gottesdämmerlichkeit des Leipziger Pietisten an, der bis zu solchem Misere sich hinreißt, und wünschen zehnmal lieber mit dem gelehrten Unglauben, als einem erbärmlich frömmelnden Janhagel in der Wissenschaft es zu thun zu haben.

Also auf den 19. März soll regelmäßig und alljährlich das jüdische Osterfest gefallen seyn, ohne daß uns die Alten Eine Nachricht darüber geben, vielmehr müssen die entgegenstehenden Zeugnisse eines Philo und Josephus, selbst wenn die Monate ausdrücklich *κατὰ σαλήνην* angegeben sind, künstlich und gewaltthätig aus dem Wege geräumt werden, der Bibel und der Rabbinen nicht zu gedenken; denn der Beadar oder dreizehnte Monat als Schaltmonat soll auf späterer Einführung beruhen. Dieß alles muthet uns der Gegner zu glauben zu, nur damit er mit seiner Berechnung der Finsterniß beim Tode Christi hinauskomme. Doch hören wir weiter, wie ausreichend seine astronomischen Determinationen (S. 136 f.) sich erweisen, so lautet hier wieder sein nachträgliches Sündenbekenntniß für die eben verschuldeten grundlosen Behauptungen: „Jene Sonnenfinsterniß kann nur auf der südlichen Halbkugel der Erde sichtbar und total gewesen seyn. Da nun nach den Tafeln in Jerusalem damals die Sonne durch den Mond nicht naturgemäß verfinstert werden konnte, so muß jene Sonnenfinsterniß eine übernatürliche gewesen seyn. Der Mond trat an der Hand dessen, der Sonne, Mond und Erde in seiner Rechten hält, vor das Angesicht der Sonne, damit Jerusalem erschrecken und an seine sündige Brust schlagen, damit die Welt glauben möchte; diese Finsterniß sollte halb natürlich, halb übernatürlich seyn, damit dem Glauben und dem Unglauben freie Wahl bleiben möchte. Und somit wird nun wohl diese natürlich-übernatürliche Sonnenfinsterniß für alle Zeiten ein sehr sicheres, das mathematisch sichere Zeugniß ablegen, daß Christus in keinem anderen Jahre und an keinem anderen Tage gestorben sey, als am 19. März 33.“ Später (S. 282.) kommt unser Astronom noch einmal darauf zurück, und meint, man komme unwiderstehlich auf den Gedanken, daß unsern Mondtafeln, weil sie für dieselben Stunden desselben Tages und Jahres nur eine auf der südlichen Halbkugel sichtbare Sonnenfinsterniß geben, ein Fehler zu Grunde liegen müsse! — Also der gelehrte Professor selber erklärt, daß man mit seiner natürlichen Erklärung nicht aus-

saß schon wieder auf den Bordersaß vergessen: — „die Sonnenfinsterniß bei Christi Tod wird nicht aus der Reihe der geschehenen Dinge jemals gestrichen werden können!“ Als ob uns dies eingefallen wäre, und er nicht vielmehr die Aufgabe hätte, nachzuweisen, was seine Halbellipse mit der Finsterniß beim Tode Christi zu schaffen habe? Indes hofft er, „daß gewiß noch einmal der Tag komme, zumal unser Zeitalter die praktischen Interessen so hoch stellt, und die Unbestimmtheit des Osterfestes mancherlei Störungen im bürgerlichen Leben herbeiführt, eine Zeit, wo Tod und Auferstehung des Herrn an demselben Tage werden gefeiert werden, die das Evangelium und das alte Testament bezeichnet haben.“ (?!)

Der Mann mit seiner astronomischen Gelahrtheit muß wirklich verrückt seyn, kein Wunder, daß er mit aller Welt Streit anfängt. Es kann nicht recht hell in seinem Kopfe aussehen, denn gleich auf den folgenden Seiten (140. 144.) behauptet er wieder, Christus sey bei einem „Vollmond, während die Erde mitten zwischen Sonne und Mond, die Zeit zwischen den Tagen der großen Wandelsterne stand (?)" — also bei einer totalen Mondfinsterniß geboren worden. Wenn diese mir noch unerhörte Ekklipse mit zum astronomischen Detail in der Chronologie des neuen Testaments gehört, so haben wir wirklich einen Fehler begangen, sie auszulassen! Und nun folgt eine Eloge auf Christus, oder vielmehr auf die „weißgekleidete, tausendäugige Muse, die zu seinem Ruhme zwei Millionen Blätter von der glühenden Zone bis zur Zone des starren Eises beschriebene habe. Sprich, ruft er ihr zu: hast du ein zweites Beispiel aufzuweisen?“ — als ob nicht der Lügengeist noch mehr Blätter für sich aufzuweisen hätte!

Damit endet er seine ritterliche Vertheidigung der Kirche, wie er sagt, gegen uns; ohne sich um die Wahrheit oder nur um seine pietistischen Glaubensverwandten im geringsten einen Dank zu verdienen, für die er als Wortführer aufgetreten ist. Denn mit derselben, als einziges Resultat in seinem Buche unbestritten sich kundgebenden Unzurechnungsfähigkeit und Unmündigkeit schließt der geleerte Professor auch seine Untersuchungen über das Geburtsjahr Christi, indem er nur noch „die herzerreißenden Vorwürfe nicht mit Stillschweigen übergehen kann, welche Herr Dr. Sepp der gesammten protestantischen Kirche gemacht hat“, und die er nun von allen Seiten des Lebens Christi zu einem geordneten Ganzen zusammenzu-

schreiben sich bemüht, am Ende aber nicht, wie man erwartet, ihre Unrichtigkeit nachweist, sondern seine volle Zustimmung dazu gibt, und sich nur damit entschuldiget: „Wenn behauptet wird, daß in den protestantischen Kirchen der Abfall von dem Herrn, die Entfernung von dem Quell alles Heiles groß sey; so ist dieses wahrlich nicht die Schuld der Reformatoren, sondern, was niemand in Abrede stellen wird, die der Consistorien des vorigen Jahrhunderts, die aus Menschenfurcht die Kirche verrathen und verkauft haben“!

So viel über das Endergebniß der astronomischen Forschungen unseres critischen Gegners, nachdem er uns vorgeworfen, daß wir nur auf ungewisse Angaben der Alten gebaut, und die zuverlässigsten chronologischen Hilfsmittel bei Seite gelassen hätten. Wir mögen daraus abnehmen, wie weit er mit seinen Kenntnissen der Astronomie gegen uns im Vortheil sey! Doch er hat es gesagt, und wir müssen es bescheiden glauben, und wundern uns nur über seine pietistische Demuth und Selbstverläugnung, daß er sich Zwang und Gewalt angethan, statt seiner vollendeten Einsicht und Überlegenheit überall das Gegentheil, und von seinen sonstigen allgemeinen Kenntnissen überhaupt nichts hervortreten zu lassen. Daß er, wo er immer darauf geführt war, die Ausnahme zur Regel erhob, können wir ihm doch nicht zur besonderen Tugend anrechnen. Doch er revidirt mit seiner erprobten Intelligenz auch noch die morgenländischen Weltären, behauptet (S. 20.) von der Seleucidischen, daß sie mit dem 1. Okt. 311, nicht 312 v. Chr. beginne, und führt dem zum Beweise eine totale Sonnensfinsterniß aus Abulfaradsch an, die er auf den 14. Mai 813 u. R. setzt, da sie doch ausgemacht auf den 24. Mai 812 fiel. Wir schlagen seine Nachbesserungen nach, finden aber hier keinen Druckfehler angezeigt, wohl aber schreibt er seine verkehrte Behauptung, daß Barhebräus die Seleucidenäre nicht mit dem 1. Okt. 312 anfangen, einem Rechnungsfehler zu, der jedoch sein Ergebnis im übrigen nicht aufhebe, indem es doch feststehe, daß Jerusalem im Jahre 71 zerstört worden sey. Ebenso offenbar falsch ist es, wenn er (S. 310) die Schlacht von Arbela wegen einer kurz vorher stattgefundenen Mondfinsterniß vom 20. Sept. 331 auf den 10. Sept. 330 verschiebt, obwohl er Skalliger und Petavius dabei zurechtzuweisen für gut findet. Den Petavius namentlich macht er uns

(S. 249. 256.) anrühlig, er habe „bedeutende Irrthümer in die Zeitrechnung eingeführt, und seine Fehler seyen in die nachfolgenden Lehr- und Handbücher übergegangen“. Er habe es namentlich verschuldet, daß man Augusts Tod ins Jahr 14 unserer Zeitrechnung setze. Von Petavus ist dieß zwar nicht wahr, aber auch Herrn S. wird man einst diesen Vorwurf nicht machen können, aus dem einzigen Grunde, weil niemand seinen Irrthümern nachfolgen wird; denn gleich auf S. 319 setzt er wieder fälschlich eine Mondeklipse nach Polybins ins Jahr 525 anstatt 585.

Vom Auszuge der Hebräer aus Ägypten findet er mittels seiner astronomischen Tafeln, daß er ins Jahr 1867 vor Chr. falle; die unbequeme Angabe im ersten Buche der Könige VI, 1 aber räumt er (S. 25.) mit der einfachen Bemerkung aus dem Wege: man brauche ja nur im Hebräischen DN zu bageschrien in DN, so habe man statt 480 vielmehr 880 Jahre, die seit der Auswanderung bis auf Salomos Tempelbau verflossen. Darauf hin wird nun mit aller Ernsthaftigkeit und Ausführlichkeit aus einer Anzahl alter Angaben in Tag und Monaten bewiesen, daß die Juden ursprünglich ein Sonnenjahr gehabt hätten, so „daß an Mondmonate der Hebräer und vielleicht noch mancher anderer alten Völker nicht mehr gedacht werden könne.“ (S. 79.) Überhaupt zählten sie bis Christus ursprünglich über 5600 Jahre, so wie die Septuaginta, bis dieselbe Akademie von Liberias nicht weniger als 1500 Jahre „ausradirte“. Daß die Septuaginta nach priesterlich cyklischen Jahren nicht mehr und nicht weniger zähle, als der hebräische Grundtert, und somit nur Eine Zeitrechnung bilden, wie wir es Bd. IV. auseinander gesetzt haben, fällt Ehren-Seyffarth natürlich gar nicht ein.

Die Erde oder die Welt selbst, behauptet er (183), sey um den 10. Mai 5871 vor Chr., geschaffen, indem „die Überlieferungen bei allen alten Völkern die Schöpfung des Menschen auf jenen Frühlingsnachtgleichentag 5871 gesetzt haben“. Wir zweifeln gar nicht an diesen Völkerüberlieferungen, obwohl Hr. S. ihr einziger Inhaber zu seyn sich rühmen kann; nur möchte, wenn ein anderer Astronom daran ginge, die Berechnung jenes Frühlingsäquinoktialtages beinahe achtausend Jahre vor unserer Zeit vielleicht etwas abweichend ausfallen. Ein ähnliches Verdienst erwirbt sich unser gelehrte Astronom durch die (S. 173.) mitgetheilte Überzeugung, daß die Constellation vom 7. Mai 3725 vor Chr., welche, „was die Über-

inRimmung einfacher Rechnungen bestättiget, den Anfang des zweien oder silbernen Weltalters bedingte, durch irgend eine Schrift aus der antediluvianischen Ära in die neue mit herüberkam; konnte der Apostel und so viele alte Geschichtschreiber die Nachricht von einem Buche Henochs, (das freilich noch älter seyn müßte, als jene Constellation?) von Schriften des Ihot, Menu, Fohi u. A. aus der Luft greifen?“ Wir meinen es auch, und wenn sich Henoch auch nur der Bilgram'schen Tafeln bediente, so wird er trotz seiner Unvollkommenheit doch jene Constellation sicher vorausberechnet haben!

Unser gelehrte Professor selbst dreht sich seinerseits bei seiner Berechnung der alten Finsternisse zwischen den Tafeln von Vega, Lalande und den neuesten von Bürg hin und her, indem ihm bald eine Abweichung bei diesem, bald bei jenem, je nach seinem Zwecke, vollkommen ist. Dabei glaubt er, daß die Mondsknoten sich nicht nach anderen Gesetzen bewegt hätten, als jetzt, denn sonst könnten unsere Tafeln nicht so bedeutend fehlerhaft in der Anwendung auf die alten Finsternisse sich erweisen (S. 283.) — was gewiß nicht wenig lächerlich ist. Er setzt nehmlich voraus, daß die Bewegung der Knoten, wo nehmlich die Mondbahn die Ekliptik in der Finsterniß durchschneidet, $9^{\circ} 22'$ betragend, in hundert Jahren kleiner sey, als die Ptolemäischen Beobachtungen ausweisen, so zwar, daß alle im Almagest bemerkten Finsternisse um ein Jahr früher, z. B. 721 statt 720 vor Chr. anzusetzen seyen, was eben so falsch ist.

Ohnedies muß es schon jeden Nichtastronomen bei der ersten Ansicht dieses für die gesammte Chronologie revolutionären Buches schwindeln machen, daß der Verfasser ein von seinem Collegen Professor Müblius seinen astronomischen Kenntnissen ausgestelltes Zeugniß im Eingange mit abdrucken läßt, worin ihm dieser aber in möglichster Kürze nichts weiter bezeugt, als daß nach den Lalande'schen Sonnen- und Mondtafeln wirklich auf den 19. März 33 n. Chr. eine Ekliptik falle, und daß er diese und einige andere nachgerechnet und richtig befunden (obwohl auch dieß wieder nicht Hr. S. Verdienst ist), dabei aber durch sein Stillschweigen über die Resultate der ganzen Schrift von Anfang bis zum Ende handgreiflich seine Mißbilligung verräth. Aber da der, gegen den das Buch gemünzt ist, nach unseres Critikers Versicherung in diesem Gebiete nicht zu

Hause ist, was wir bescheiden gelten lassen müssen, weil es ein so gelehrter Mann sagt, obwohl er selbst aus überflüssiger Bescheidenheit fortgesetzt zum Zeugnisse seiner eigenen Kenntnisse darin den Namen dieses oder jenes Adjunkten an der Sternwarte angibt, der ihm seine nicht zur Sache gehörigen Berechnungen habe machen helfen; da also der Mann sich so wacker auf Astronomie versteht, und wir nicht, es auch partiellisch scheinen könnte, wenn wir in eigener Sache uns ein Endurtheil zumutheten, so haben wir das Buch einem in der Sache nicht näher theilhaftigen, auch uns bis zum letzten Augenblicke fremden Astronomen zur Beurtheilung übergeben, und von ihm über Professor Seyffarth's neue chronologische Theorien, die er wahrscheinlich in die Geschichte einzuführen, wie wir es mit unserer rektifizirten Äre durchweg gethan und leicht gekonnt, sich noch vorbehalten hat, folgendes andere Zeugniß der astronomischen Tüchtigkeit ausgestellt erhalten. Es lautet brieflich folgender Maßen:

„Lieber Freund!

Als ich von Ihnen abreiste, hatte ich die Absicht, auf die hauptsächlichsten Irrthümer, welche in dem hier zurückfolgenden Buche des Seyffarth vorkommen, aufmerksam zu machen. Allein, je mehr ich, zu Hause angekommen, in demselben las, desto klarer erkannte ich, daß das erwähnte Werk unter aller Kritik schlecht ist. Wollte man sich die Mühe nehmen, es zu widerlegen: so würde man nicht nur ein sehr unnöthiges Geschäft vornehmen (da ja jeder einsichtsvolle, mit dem Gegenstande auch nur etwas vertraute Leser solches mit Entrüstung aus der Hand legen wird), sondern durch eine Widerlegung desselben würde man sich selbst vielmehr profituiren. Solche elende Machwerke zeigen sich in der protestantischen Theologie in allen Zweigen des menschlichen Forschens schon seit langer Zeit, jetzt tauchen dergleichen Versuche auch in Disciplinen von strengerer wissenschaftlicher Form auf. So blieb z. B. Christmann's Buch: *Dynamica siderum universalis sive arearum Keplerianarum abrogatio* unangefochten, bloß deshalb, weil Sachverständige ihre Zeit besser auf andere Weise verwenden können, als auf Bekämpfung solcher verworrenen Produkte. Ebenso wird es dem erst im laufenden Jahre 1846 zu Breslau erschienenen Werkchen gehen: „Der Elektromagnetismus und die Bewegung der Himmelskörper u.“ überschrieben. Der Titel dieses Werkchens hat sehr

oiele nach Wahrheit dürstende Leser gereizt, aber auch irre geführt. Aus dem Inhalte erhellet sogleich, daß der Verfasser der größte Ignorant in allen Zweigen der Mathematik ist, und dabei, von ekelhafter Arroganz aufgeblasen, sich untersteht, die obersten Bewegungsgesetze der Astronomie zu tabeln und sogar des unsterblichen Newton's Namen zu lästern. Allein die Astronomen lassen sich durch solches Nachwerk nicht stören, sondern setzen ihre bisherigen Untersuchungen ungehindert fort.

Der Inhalt des Seyffarth'schen Buchs spricht laut, daß dessen Verfasser ganz ähnliche Versuche mache. Der Nimbus von Gelehrsamkeit, den er um sich wirft, ist nicht hinreichend, seine Schwächen zu verbergen. Was Cicero (de divinat. l. 1.) so treffend bemerkt, gilt auch von diesem Verfasser: Neque sus rostro si humi A litteram impresserit, propterea suspicari quisquam sanus poterit, Andromacham Ennii ab ea posse describi.

Die Haupttendenz des Buches scheint auf nichts Geringeres abzuzielen, als alle bisher bestehenden Zeitbestimmungen umzustürzen. Was Ideler durch die mühsamsten und scharfsinnigsten Forschungen als gewiß ausgemittelt hat, wird von dem Verfasser ebenso schändlich geldügnet und verworfen, wie die Resultate der ältern Chronologen, Petavius, Stallingr u. So macht Seyffarth bei den ältesten Chaldäischen Mondsfinsternissen (pag. XII.) die Bemerkung, dieselben seyen von Ptolemäus um Ein Jahr irrig angesetzt, während doch nach richtiger astronomischer Berechnung (Ideler Histor. Untersuchungen über die astr. Beobachtungen der Alten S. 20.) die im Almagest enthaltene Zeitbestimmung aufs genaueste mit der Wirklichkeit zusammentrifft. Ja durch Hilfe dieser und der Beobachtungen der Araber hat Laplace die Acceleration des Mondes entdeckt und begründet, so daß schon hiedurch aller Verdacht, als ob man bisher berechnete Finsternisse mit beobachteten verwechselt habe, entfernt wird.

Für den Leser sind dergleichen Versuche um so mehr abstoßend, als der Verfasser nicht einmal die jedem Schriftsteller zur Pflicht gemachte Pünktlichkeit beobachtet. So bemerkt derselbe z. B. S. IV. v. unt. lin. 14., die Mondsfinsterniß vom 12. März des Jahres (—3) sey 4 Jahre früher gewesen, als die vom 9. Januar des Jahres (0). Der Zwischenraum beträgt jedoch nicht einmal 2 Jahre und 10 Monate! Wenn der Verfasser richtig zählen könnte oder möchte: so würde er nicht 4 Jahre gesetzt haben.

§. 14. und §. 287. schämt sich der Verfasser nicht, einer aus der nämlichen Mondsfinsterniß den 17. März des Jahres 33 und zugleich den 19. März des Jahres 34 anzuweisen.

§. 285. lin. 3. verweist der Verfasser den Leser auf einen sehr trüglichen Weg, wenn er den Rath gibt, „es dürfe mit der Gravitations-Theorie nicht strenge genommen werden.“ So spricht gewiß kein Astronom!

§. 286. lin. 28.: „und folglich auch die des Mondes“. Hier macht der Verfasser den Schluß, daß auch der Mond sich langsamer bewege, wenn die Erde einen langsameren Lauf erhalte. Durch diese und mehrere andere Äußerungen verräth der Verfasser aufs bestimmteste, daß ihm auch die ersten und hauptsächlichsten Theoreme der Astronomie fremd geblieben seyen. Hätte er über die Ursachen der jährlichen Gleichung oder auch über die Säkulargleichung in der Mondsbewegung nachgeforscht: so würde er gerade das Gegentheil gefunden haben, daß nämlich der Mondblauf schneller wird, wenn sich die Erde langsamer bewegt. Will der Leser nicht irre geleitet werden, so muß er auch hier, wie fast im ganzen Buche, gerade das Gegentheil von des Verfassers Ansichten als wahr gelten lassen. Warum — so muß man unwillkürlich ausrufen — warum schreibt der Verfasser über einen Gegenstand, den er doch durchaus nicht versteht? Daß solches in Wahrheit der Fall sey, findet man auf jeder Seite, wie namentlich gleich auf der nächstfolgenden §. 287. Hier stehen Dinge in Verbindung, die ganz und gar unabhängig von einander sind. Oder was hat denn die Bewegung der Sonne nach der Richtung des Sternbildes des Herkules für einen Zusammenhang mit der Bewegung der Erde um die Sonne?? Der Verfasser hätte klüger gehandelt, wenn er in der Astronomie sich wenigst etwas zuvor bei einem Adjunkten ausgebildet hätte, ehe er Schriften hierüber in die Welt gibt.

§. 289. lin. 15. wird die sehr unstatthafte Frage aufgeworfen: Bis zu welchem Jahre die Correktion der Mondsknotenbewegung fortgesetzt werden müsse? Meint denn der Verfasser, die Bewegung des Mondes sey um das Jahr 1200 wie durch einen Zauberschlag verändert worden? Alles, was über Mondsknotenbewegung in diesem Buche vorkommt, ist mit der Wirklichkeit völlig im Widerspruche.

Das nämliche muß von der Behauptung (§. XIV. oder §. 3.

. unt. lin. 2.) gesagt werden, „daß nach 2146 Jahren die Planeten wieder die nämliche Stellung am Himmel einnehmen.“ Wäre der Verfasser ein wenig besser in der Astronomie unterrichtet gewesen: so würde er gewußt haben, daß die Bewegungen der Planeten unter sich inkommensurabel sind, daß überdies alle Elemente der Planetenbahnen, die der großen Axen ausgenommen, variabel sind und daß aus diesen Ursachen gar nie eine Zeit kommen könne, wo ihre gegenseitige Stellung wieder genau die nämliche wäre.

S. IX. v. unt. lin. 6. Eine Spur eines Schaltmonats befindet sich im 2. Maccab. XI, 21. Ideler hat die Sache fleißiger untersucht als Seyffarth, und findet die schon von Scaliger zuerst gebrauchte Annahme für wahrscheinlich: Dioscaros ist der macedonische Name für den Schaltmonat und יבנרן תרן der hebräische.

S. 20. Ein Verfasser, der nicht einmal ein Seleucidisches Datum auf den Jul. Kalender zu reduciren versteht (den 14. Mai 812 des Jul. Kal. Auch muß 14. Jhar 1123 gelesen werden), verdient nicht, daß man eine Recension gegen sein Buch schreibe. Um den Stall des Augias vollkommen zu reinigen, müßte man ein Hercules seyn!

Indem ich nochmals für gütigst erwiesene Aufmerksamkeit bei meinem Besuche in Ihrem Lustkulum aufrichtigst danke, geharre ich nachachtungsvoll ic.

Trugenhofen bei Dillingen, den 23. September 1846.

Pfarrer Mad.

So macht man Bücher Stück vor Stück
Zu Leipzig in der großen Fabrik!

Einige Jahre vor diesem Seyffarth erschien das Werk eines gewissen Block, worin mit einer ähnlichen Finsterniß und obskuren Beweisführung das noch verkehrtere Resultat erzielt war, daß Christus neunzehn Jahre vor unserer Zeitrechnung, 735 u. c., geboren sey! Ist es nicht schmerzlich, zu sehen, wie viele Mühe Jahr aus Jahr ein bei der zerfahrenen Richtung und dem Abhandenkommen des Wahrheitsgeföhles unter den zeitgenössischen Schriftstellern um Büchermachen verschwendet wird, wobei die wenigsten wissen, aus welchem Triebe sie eigentlich schreiben, es sey denn, um das

Publikum um seine bessere Überzeugung zu bringen, und den Berleger zu prellen, welcher seinen Verlust dann wieder bei rechtlichen Autoren hereinbringen muß. Noch trauriger ist es, daß in Deutschland dieses Literatengefindel wie die Blattläuse mit jedem Tage zunimmt: möge sich jeder die, welche ihm lästig sind, in schnellster Weise vom Halse schaffen. Wir überlassen es inzwischen jedem, wer bessere Ruhe und Geduld hat, noch eine doppelt oder dreifach so große Nachlese von Fehlern und Irrthümern in der polemischen Schrift unseres grunderbärmlichen Gegners zu halten. Scheint das Buch nicht verfaßt, gelte es, was es wolle, um nur etwas gegen den Verfasser des Lebens Christi auf die Bahn zu bringen? Es ist zu wissen, daß wir hier mit demselben Manne zu thun haben, der schon mit aller Welt sich in gelehrte Streitihändel eingelassen hat, ja nach dem jüngsten Feldzug, den er gegen uns gewonnen, noch gegen Champollion und sein System der Hieroglyphen sich erhoben hat, früher aber vermöge seiner ähnlichen archäologischen Kenntnisse unter andern auch mit Movers angebunden hat, dem aber der gelehrte Professor von Breslau ein unvergängliches Denkmal in der Schrift unter dem Titel gesetzt hat:

Erklärte Unfähigkeit des Professors Seyffarth, die Urkunden des alten Testaments zu erklären.

Sollen wir ihm nun eine „wiederholte Unfähigkeitserklärung auch in Bezug auf das neue Testament“ ausstellen? Das sey ferne! dieß könnte uns höchstens Verdrüßlichkeiten und gerichtliche Ehrenerklärungen auferlegen, wobei doch die einmal verlorene literarische Ehre sich nicht wieder restituiren ließe. Oder sollen wir das christliche Mitleid für ihn in Anspruch nehmen? Dieß ist rein unnütz und überflüssig, da der Verfasser selbst am Schlusse, nachdem sein Kampeseifer verglüht ist, mit Domine peccavi um Gnade bittet, aber doch nach jener ersten Heimschickung nicht klüger geworden ist, um vom literarischen Kampfplatze ferne zu bleiben und mit dem ausgefertigten testimonium imbecillitatis, daß er ganz und gar nicht den Zeug zu einem Schriftsteller in sich trage, anstatt eines Abschieds oder Urlaubs auf Lebenszeit sich zu begnügen. Wir sind gewiß mit dem rechtlichsten Willen daran gegangen, doch Einen wahren Satz in dem Buche zu entdecken; es war uns jedoch von Anfang bis zum Ende rein unmöglich. Sonst sind derlei Büchermacher gewöhnlich doch als Handlanger oder Sandführer

rauchbar, indem die Aufferkirchlichen zwar in der Regel keinen eigenen Grundbau zu Stande bringen, aber ist gleich der Aufriss und das System isgüclt, doch wenigstens Material für uns herbeischaffen, das sich in rechten Orte gut verwenden läßt; aber auch das ist hier nicht der Fall! Da wir den ersten Band oder die Chronologie zum Leben Christi bereits mit zweiundzwanzig Jahren, noch nicht den Universitätsstudien entwachsen, geschrieben haben, so sollte es uns nicht Bunder nehmen, wenn es manches darin zu berichtigen oder zu ergänzen gäbe: aber der gelehrte Leipziger, Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften im In- und Auslande, hat uns auch nicht Ein Versehen nachgewiesen, sondern gerade das evident Richtige als fehlerhaft aufgegriffen, und mit horrenten Widersprüchen begleitet und überlastet. Es wäre traurig, wenn der Protestantismus keine würdigeren und ehrenwertheren Repräsentanten in die Schranken zu stellen hätte; wir wollen sagen, es ist Pflicht, daß man sich von solchen Verfechtern seiner Sache überhaupt lossage.

Dem Genannten möchten wir übrigens rathen, es künftighin lieber, wie der wackere Professor R. in Halle, bei bloßen Invektiven und gereizten Zornesäußerungen in öffentlichen Blättern gegen uns zu wenden zu lassen; denn einem tollen Hunde geht man aus dem Wege, und wer nur bissig angreift und ohne allen Anlaß schmählich in die Welt hineinbellt, mit diesem oder jenem Werke sey es übel bestellt, er aber nicht herausläßt zu sagen, wie es denn eigentlich seyn sollte, er liefert zwar auch keinen Beitrag zur Wahrheit, wofür R. mit ihnen nur wegen Bestellung und Bezahlung gelieferten perfiden Recensionen ohnehin hohen Sinn verräth; man kann ihm aber auch nicht anrathen, daß er behält nach dem Grundsatz: Calumniare audacter, semper aliquid haeret, bei all denen Recht, die das verlästerte katholische Buch selber nicht zur Hand nehmen. Ihm gegenüber möchten wir nur die einzige Gnade uns erbitten, daß niemand über ein Werk urtheile, bevor er es gelesen. —

Hiermit wollen wir Herrn Professor Seyffarth entlassen. Wenn wir es recht verstehen, so wollte er durch seine Gegenschrist nur eigentlich beweisen, daß die katholische Kirche in allen Stücken, also auch in der christlichen Zeitrechnung Recht behalte, d. h. er wollte nur sich katholischer seyn, als wir selber, warum sollten wir ihm deshalb weichen werden? Da er uns zudem einen nicht kleinen Dienst erwiesen, so zum Lohne für alle Anstrengung jetzt durch seine Arbeit die

Probe geliefert hat, daß unsere Verächtigung der christlichen Jahress auch in astronomischer Beziehung sich bewähre, so meine ich um Danke für diesen seinen indirekten Nachweis, daß wir als Freunde von einander scheiden, und nach dieser Wägung, die er weniger um uns, als um die durch ihn entehrte Wissenschaft überhaupt verdient hat, nie mehr in feindselige Berührung mit einander kommen werden. Im Gegentheil wollen wir Herrn Seyffarth sogar noch vertheidigen, und abgesehen davon, daß wir ihm seine Ehre als Pietisten durchaus nicht anstreiten, sein Buch inskünftige gegen jeden in Schutz nehmen, wer behaupten möchte, es sey schlechter als viele Tausende, wie sie gewöhnlich von dorthier erscheinen.

So etwas können sich die herausnehmen, welche in der Wissenschaft das große Wort führen, welche den Verstand in Erbpacht genommen, und die deutsche Literatur ganz und gar in ihrer Gewalt haben, ja von ihren Sanddünen noch mit Despekt auf die „Ultramontanen“ blicken, weil diese nur zu lange fahrlässig gewesen, und durch die Nichtbeachtung dieses elenden Thuns und Treibens jene in dem Glauben ihrer geistigen Überlegenheit bestärkten, als könne man ihnen nicht antworten. Diese gesammelten Artikel bilden nur eine Musterkarte der norddeutschen Verdummungsliteratur, für welche namentlich Leipzig einen Freiport eröffnet und mit Büchern solcher Art den großen Geschäftsmarkt aufgeschlagen hat, von wo aus die heillose Influenza in Papierballen durch die ganze Welt cursirt, so daß alle Länder mit derlei Aufklärungsschriften überschwemmt und von der platten Gottlosigkeit angesteckt werden. Dabei versteht es sich ihnen freilich schon ihrer Ehrenrettung halber von selbst, daß sie ihre hergebrachte Sünde, nur aufgeblähte Dummlinge und Finsterlinge zu schaffen, auf uns herüber wälzen, die wir ihnen das Monopol in diesen Büchern gar nicht streitig machen. Dieses ihr ewiges Eigenlob, das selbstgefällige Wohlbehagen an der inneren Spiegelung ihres eigenen Wesens, was ist es anders, als der Freudensprung des nachzenden Thiers auf der Haide?

Doch wir wollten die Abwehr und Selbstvertheidigung gegen all diese Anschuldigungen auf die humanste Weise führen, und sie, ohne viel weitere Worte zu machen, nur auf ihre eigenen Schriften hinweisen. So haben wir nun gesehen, wie die aufferkirchlichen Theologen mit ihrer fortschreitenden Reformation vom Supranaturalism allmählig zum Naturalism, zum Ra-

tionalismus und endlich zur mythischen Ansicht übergegangen, oder mit anderen Worten: vom Pferd auf den Esel, vom Esel aufs Stroh gekommen, und ihren Glauben kümmerlich mit kritischen Häckerlingen und philologischer Spreu füttern. Hier kann von keiner Entstellung die Rede seyn; auch nicht mit herausgerissenen Sätzen haben wir gefochten oder mit unschuldigen Äußerungen Mißdeutung verbunden, sondern in einer getreuen Symbolik die Quintessenz der herrschenden aufferkirchlichen Gottesgelehrsamkeit geliefert, ähnlich wie Hönninghaus in seinem Buche „die Nothwendigkeit der Rückkehr zur katholischen Kirche nach den Bekenntnissen der Protestanten“ eine Ährenlese anderer Art aus ihren Schriften geliefert hat — um ihnen aus dem Endergebnisse über den gesammten Fortschritt der Irreligiosität die sich selbst verhehlte Aufklärung zu geben, und die Mahnung zur Umkehr ins Gewissen zu reden.

Darum sey es genug! Da wir ernstlich gezeigt haben, daß es uns, selbst mit Aufopferung mancher bisher giltigen Meinung, unserntheils einzig um die Wahrheit und ihre gewissenhafte Erkenntniß zu thun sey, und wir nach einiger Verständigung mit den Besseren der gleichen christlichen Absicht auch gegnerischer Seite uns versehen, so hoffen wir nicht, daß wir auch noch ausführliche „Streitschriften“ abzufassen und wegen grundloser Ansechtung, wie hier gleich zum erstenmal, noch weitere Exempel zu statuiren genöthiget seyn werden. So viel Worte haben wir über die erste polemische Schrift gegen das Leben Christi einzig darum verloren, um uns den Janhagel von solchen Literaten ein für allemal vom Leibe zu halten, und für die Zukunft davor möglichst Ruhe zu haben; noch mehr aber um dem bedenklichen Leser die Beruhigung und letzte Überzeugung zu gewährleisten, daß es mit der chronologischen Grundlage und Durchführung im ganzen Werke seine Richtigkeit und sein Verbleiben habe. — Doch es ist nicht an dem, sondern eine neue Zeit bricht für die wissenschaftliche Theologie heran, und diese bisherige hat ein Ende!

Sündenregister

der Gottesgelehrten des Protestantismus.

- Ammon, Ch. Fr. 5. 12. 39. 50. 56.
57. 65. 90. 171. 179. 184. 186.
211. 264. 301. 334. 354. 383. 472.
485. 509. 596. 603. 605.
- Amram 440.
- Anonymus (1801) 287.
— (Neustadt 1830) 10.
— 509.
- Annalen, N. Theol. 126.
- Anton 275.
- Armin 497. 542.
- Arnoldt 46.
- Augusti 13. 65. 372. 442. 502.
(d'Alembert) 605.
- Bährdt A. 49. 228. 242. 265. 326.
360. 386. 417. 427. 430. 435. 454.
480. 502. 506. 605.
- Basjedow 62.
- Baumgarten Crusius 58. 65.
- Bauer, Bruno 6. 23. 28. 34. 37. 39.
56. 59. 60. 67. 68. 70. 72—77.
85—88. 97. 98. 109. 110. 113.
118. 121—123. 150. 131. 135—138.
142. 143. 150. 154. 172. 186—190.
193. 197—199. 203. 214. 238. 242.
247. 250. 259. 260. 262. 268. 270
—274. 276—278. 281. 284. 290—
302. 306. 311. 319. 326. 331. 337.
339. 348. 364. 365. 376—379. 383.
386. 404. 407. 416. 423. 445. 461.
465. 468. 491. 494. 557 f. 595. 611.
- Bauer 12. 56. 453. 457.
- Baur 531.
- Bed, Karl 465.
- Becker, Balth. 227. 473.
- Bengel 91. 119. 154. 186.
(Ben David) 216.
- Bergsma 50.
- Bertholdt 62. 233. 325. 329. 334. 356.
- Beza 304. 305.
- Blackwall 469.
- Bleef 495.
- Block 655.
- Böhme 248.
- Bolingbrocke 48.
- Bolten 7. 8. 24. 30. 52. 43. 177. 182.
224. 263. 383. 386. 478.
- Boyßen 38.
- Brennede 10. 369. 525. 466. 497.
503 f. 506. 512 f.
- Bretschneider (I. Einl. III.) 56. 119.
120. 129. 132. 267. 283. 284. 288.
306. 309. 325. 366. 379. 391. 405.
605. 611.
- Brucker 242. 337. 424. 464.
- Büttner 370.
- Butschany 109.
- Calovius 337. 342.
- Calvin 172. 304. 381. 471.
- Campbell 527.
- Canstein 337.
- Carlstadt 166. 391.
- Carpov 468.
- (Cartesius) 565. 578. 579. 614.
- Cartwright 453. 472.
- (Celsus) 11. 278. 396. 473. 483.
- Christmann 652.
- Clericus 62. 219. 304. 305. 411.
- Claudius 289.
- de Côtés 47.
- Credner 247. 604.
- Dachsel 370.
- Damm 428. 431.
- Daumer VII, 68.
(ben David) 276.
- Derefer 65.
- (Diderot) 605.

bach 325.
u 426.
dgt 463.
ein 17.
nel 405.

. 228. 502.
ann 43. 121. 186. 224. 284.
531.
inn, J. Ch. 155. 363. 452. 460.
) 214. 421.
n 3. 24. 51. 62. 186. 225.
388. 428. 452. 456. 457. 464.

n (Eultminister) 605.
62.
lud, chriftl. 408.
jer 325.
23.
55.
J. S. 65.
d 457. 464.
d der Große 48.
e 64. 65. 70. 82. 116. 176.
225. 233. 240. 263. 334. 349.
424. 459. 604.
Zeitfchr.) 21. 83.

12. 31. 62. 118. 227. 228.
388. 394. 416. 490. 501.
iger) 397.
b 342.
r 34. 50. 53. 85. 90. 92. 119.
237. 248. 257. 283. 331. 362.
441.
37.
6. 242. 416. 463.
171.
66. 167. 407. 408.
rn 372.
all 127.
erg 433. 509.
i2. 421.
g 47.
427.
dch 186. 250. 464. 471. 509.
275.
b, Hugo (II, 290.) 250. 304.
400. 412. 469.
, Joh. 478.
416.

nn 386.
l 304.
r 478.
nd 182. 183.
Hermann van der 62. 276.
594.
L. 17. 21. 40. 47. 54. 57. 62.
72. 73. 100. 109. 124. 125.

145. 148. 175. 179. 184. 206. 215.
217. 244. 262. 269. 325. 333. 336.
349. 353. 359. 367. 370. 372. 379.
381. 400. 407. 429. 435. 448. 458.
459. 468. 473. 509. 510.
Baumann, H. G. 512. 525.
Begel (I. Einl. XVI. XXI.) 152.
298 f. 414. 460. 576. 577. 590. 613.
Heidenreich 353.
(Heine) 14. 409.
Heinrich, Daniel 349. 401.
Hengstenberg 611.
Hente 5. 20. 34. 38. 47. 54. 56. 57.
64. 262. 287. 301. 332. 501.
Henneberg 430.
Hennel 20 f. 27. 35. 41. 45. 50. 51.
54. 56. 59. 72. 88. 98. 102. 104.
113. 115. 143. 146. 147. 164. 179.
195. 216. 221. 222. 227. 243. 250.
255. 257. 301. 302. 311. 314. 327.
335. 339. 342—344. 350—352. 356.
370. 390. 398. 401. 412. 413. 431.
436. 442. 444. 461—463. 469. 471.
472. 478. 484. 488. 489. 507. 525
—531.
Herder 19. 37. 92. 284. 336.
Hermez, J. T. 387. 525.
Hetz 145.
Heumann 30. 176. 228. 300. 337.
386—388. 398. 411. 417. 425. 436.
453. 469. 471. 495.
Hezel 118. 228. 427. 501.
Higig 342.
Hofmann, E. G. 40. 623.
Hort, Konr. 375. 509.
Horn 499.
Huf 600. VII, 36.

Jahn 62.
Jken, H. F. 512.
Journal, R. Theol. 263.
(Julian Apost.) 116.
Justi 178. 179.

Kaiser 91. 101. 179. 329. 334. 355.
381. 432. 450. 509.
Kant 20. 413. 414. 481. 501.
Kapellus, Jak. 496.
Kaulfuß 262.
Keil 13.
Kelle 609.
Kern 428.
Kibber 440.
Kiefer 92.
(Kinski R. David) 456.
Kinkel 354.
Kirchmayr 7.
Kleuter 466.
Knapp 250.
Knittel 25.

- Rochen** 15.
Röcher 91. 388.
Röher, Imman. 163. 216. 309.
Rohkreif 578.
Roppe 92. 120.
Rraft, J. G. 349.
Rromm 84. 93. 215. 301. 495. 496. 509. 603—609.
Krug 40. 211.
Ruinöl 41. 47. 56. 62—64. 99. 129. 168. 227—229. 288. 300. 356. 425. 427. 440. 456. 472. 604.
Rypke 469. 470.

Lampe 118.
Lange 129. 258. 259. 262. 337. 386.
Langebdorf 62. 92.
Leigh 469.
Leipziger Evangelist oder Lichtfreund *feh* **Philosophotod.**
Leisner 179.
Leich 273.
Leß 418. 468. 471. 472.
Leßing (IV, 103.) 51. 372. 458. 467. *feh* **Neimarus.**
Leßchius, J. Ch. 273.
Liebe 372. 427.
Lindemann 325.
Linke 80. 81.
Löffler, J. C. F. 65.
Lücke 73. 86. 133. 139. 278. 311. 313. 366. 596. 435. 595.
Lügelberger 400. 420. 421.
Luther (I, 100.) 57. 68. 124. 166. 174. 190. 251. 256. 303. 310. 332. 373. 478. 490. 520. 570. 590. 600.
Lypier 337.

(Raimonides) I, 289.
Raknight 338. 370. 417.
Rasius 214. 372. 468.
Raurer 13.
Reißner, Alfr. 384.
Relanchthon 381.
(Rendelsohn) 69. 614.
Merken 388.
Reyer 64. 496.
R . . . r, Anonym. 431.
Reyerhoff 531.
Richaelis, J. D. 36. 52. 104. 124. 129. 145. 204. 220. 228. 250. 300. 345. 353. 386. 403. 406. 413. 416. 427. 435. 440. 452. 463. 464. 471. 509.
Rillius 185. 250.
Rüller, G. F. 62. 349. 379.
Rolbenhamer 337.
Rorgans 565.
Rorus 186. 300. 304.
Rosche 36. 469.

Rosheim 118.
Rüller 609.
Rüller, G. 349.
Rünster 36.
Ruseum, deutsches 428.
Rutianus 275.

Rachtigal 123.
Reander 18. 56. 63. 82. 116. 128. 163. 168. 169. 180. 342. 417. 486. 595—597. 611. 624. VII, 111.
Newton, Bischof 356.
Riebuhr (I. Einl. LX.) 114.
Riedner, Theoph. 124.
Rork 66. 100.

Rder (Hilophilus) 186. 411. 453.
Rolampadius 124. 381.
Rrtel 304. 305.
Rlehausen 87. 91. 108. 209. 319. 228. 323. 333. 374. 435. 500.
Rpiß 126.
Rländer 214. 337. 468. 623.

Paine, Thom. 18. 166. 303. 330. 436. 508.
Palmer 604.
Pape 31.
Pasow 469.
Pauli Dliqer 421.
Paulus (II, 290.) 1—4. 6. 7. 9—11. 15. 16. 24. 30. 32. 34—37. 40—42. 45—48. 52. 54—57. 59. 61. 62. 64. 68. 79. 80—83. 87. 89. 90. 93. 100. 101. 103—106. 108—113. 116. 118. 123. 124. 129. 132. 138. 139. 143—148. 151. 162. 167. 170. 175. 176. 178—184. 186. 191—193. 195. 198—202. 204. 207. 209. 211. 214. 215. 219. 224. 228. 230. 231. 241. 243—245. 249. 250. 252. 253. 255. 256. 260—263. 270. 276. 287. 304—309. 321. 322. 324. 325. 329. 334. 242—346. 349. 353—359. 369. 371. 372. 374. 381. 383. 386—389. 398. 399. 404. 412. 413. 417. 418. 421. 422. 425. 426. 428. 430. 433—436. 440. 444. 448. 453. 459. 463. 464. 466—468. 470—472. 478. 480. 482. 483. 485. 486. 493. 494. 497. 500—503. 510. 585. 596. 605. 611.
Pearce 406.
Pfaff 466.
Philosophotod Aethias (Anonym. Leipziger 1845.) 25. 28. 60. 99. 114. 153. 156—161. 173. 174. 176. 195. 196. 198. 199. 202. 203. 213. 215. 218. 239. 247. 252. 340. 341. 343. 351. 355. 357. 358. 367. 372. 374.

380. 383. 404. 470. 471.

(siehe Ober.
13.

rius) 116.

in zur Beförderung des heite-
rentens 126.

von Nazareth f. Benturini.

Edg. 532 f.

1. 227. 228.

us 18. 42. 68. 534. 536. 537.

359. 360. 421. 442. 445. 445

. 450. 454. 458. 459. 461.

473. 482.

16.

E. W. 62. 440.

50. 65. 164. 182. 456.

8. 149. 499.

n 88.

05.

594.

üller 12. 62. 228. 468.

169.

felder 452.

468.

. 337.

rm 229. 442. 456.

58.

ef 366.

or II, 289.) 8. 336. 614.

nn 493.

, Bernh. v. 379.

gen 337.

. 92.

469.

. 405.

12. 431.

320. 409. 509.

l, Gottl. 416. 591.

macher 17. 34. 52. 64. 65.

34. 88. 124. 152. 155. 194.

219. 242. 328. 345. 386. 389.

421. 425. 426. 429. 533. 611.

ner 176. 382.

, Joh. 466.

t, E. Ch. L. 12. 39. 64. 65.

212. 262. 304. 370—372. 456.

468. 604.

E. Ch. 64.

off. 91.

rmann 52. 435.

pingler 178.

endburger 38. 153. 192. 206.

267. 376. 405. 511.

im 166.

er 466. 472.

r 65.

Schubert 404.

Schultze 362.

Schulz 205. 233. 249. 256. 270. 276.

337.

Schulze 64. 65. 304. 386. 427.

Schuster, R. G. 62. 186. 225. 388.

452. 456.

Schweger 478.

Schweizer 92. 119. 132. 259. 338.

Seiler 500. 500.

Semler 91. 186. 504. 505. 586. 410.

Seume 407.

Seyfarth 376. 594. 627 f.

Sieffert 249. 337.

Silberschlag 466.

Socin 288. 300. 450. 542.

Sonnenmayer 275. 492.

Spinoza 460. 483. 614.

Stäublin 48.

Stephani 381.

Stolz 156. 262. 374. 383. 425. 472.

498. 499.

Storr 24. 93. 140. 214. 218. 337.

400. 421.

Strauß (I. Borr. I. Qthl. IV f. XI.

XX f. XXXV. XLV. LX. LXIII.)

6. 52. 64. 94. 107. 185 f. 192. 195.)

5. 12—16. 18. 19. 21—23. 25—29.

32—35. 37. 39. 42—45. 51—55.

55. 58. 59. 62—72. 76. 78. 79.

81—84. 88. 92—97. 102. 104. 107.

112—114. 116. 118—121. 128. 129.

133—135. 138. 141. 146. 149. 150.

152. 153. 157. 165. 176—179. 181.

182. 185. 186. 191. 193—195. 197.

203. 205. 206. 209—210. 212. 214.

216. 217. 219—224. 225—226. 231

—233. 235—237. 240. 241. 244—

246. 248. 250—252. 257—259. 264

—267. 269. 270. 276. 279—289.

300. 303. 305—307. 309—311. 318.

319. 323. 326—338. 346—348. 350.

356. 360—362. 366—369. 372—376.

378. 379. 385. 386. 390—395. 397.

399—406. 409—411. 415—416. 418

—424. 426. 429—434. 437—440.

442. 444—449. 457—461. 464. 465.

467. 472. 480—492. 494. 495. 497.

499. 501. 507—510. 529. 532. 533.

536. 543. 551. 556. 565. 568. 574

—577. 582. 584—587. 590. 591.

597—599. 605. 611. 624. 625.

629.

Stroth 428. 444. 448.

Sturm, L. E. 383.

Süßkind 500.

Teller 494.

Theile 392.

(Theophylakt) 123. 182. 371.

Thief, Otto 8. 9. 17 f. 23. 24. 32.
35. 38. 39. 42. 50. 64. 65. 67.
101. 104. 106. 111. 126. 140. 145.
148. 155. 169. 182. 196. 201. 202.
204. 207. 208. 216. 218. 223. 227.
233. 242. 250. 251. 254. 255. 262.
263. 329. 334. 338. 348. 349. 355.
357—359. 364. 372. 383. 384. 387.
388. 398. 405. 411. 413. 417. 418.
420. 421. 424. 426. 427. 431. 435.
436. 438. 444. 449—452. 457. 459.
464. 465. 467. 470. 472. 475. 480.
492—495. 502. 506. 599.

Tobius 73. 75. 124. 312. 425. 534—
537. 595. 624. 625.

Turm 494.

Tobler 224.

Turretin 424.

Tweifen 303.

Tschirner 13. 372.

Ulmann 460.

Urkristenthum (Anonym.) 452.

Usteri 65. 391.

Walke 66.

Wenturini 5. 7. 9. 15. 19. 31. 35.
36. 38. 41. 46. 48. 54. 60. 62. 63.
68. 80. 81. 83. 90. 101. 103. 105.
108. 111. 114. 118. 120. 124. 126.
144. 147. 149. 154. 163. 168. 178.
182. 192. 193. 201. 204. 207. 209.
211. 214—216. 219. 224. 229. 230.
242. 244. 246. 249. 252. 253. 261.
264. 273. 278. 279. 301. 307. 308.
320—324. 328. 332—335. 338. 344.
346. 353. 354. 374. 375. 382. 388.
389. 392. 396. 398. 400. 401. 406.
417. 430. 434. 435. 440. 441. 448.
474—479. 488 f. 501—503. 511.
531.

Wischer 484.

Wogel 284. 366.

Wogler 436.

Voltaire 42. 48. 594.

Woffius 499.

Walther 45.

Weber, W. 54.

Wegscheider 304. 334.

Weisse 6. 13. 19. 23. 27. 28. 33. 39.

50. 55. 56. 59. 63. 67. 72—74.

79. 84. 92. 97. 109. 117. 121. 127.

129. 136. 141. 142. 154. 156. 157.

161. 168. 170. 171. 173. 180. 205.

215. 222. 238. 243. 245. 246. 259.

274. 277. 288. 311. 314. 317—320.

327. 329. 348. 362. 363. 376. 397.

403. 404. 406. 411. 415. 460. 473.

481. 491. 493. 500.

Weitting, W. 344.

Wetstein 32. 150. 211. 304. 305. 383.

421. 424. 472.

de Wette 58. 64. 66. 76. 114. 115.

117. 233. 251. 278. 298. 320. 326.

342. 378. 494. 501. 533. 563. 611.

Whiston 43. 466.

Wieland 511.

Wihlby 478.

Wilke 193. 239.

Winer 211.

Wolf 388.

Wolfenbüttler Fragmentist *sich* *Rei-*
marus.

Wolfe 417.

Woolston 91. 92. 108. 117. 183. 211.
326. 350.

Wünsch 326.

Xenodoxien 431.

Zachariä 300.

Zeibich 405.

Zeltner 337. 342.

Ziegler 65. 117. 301.

(Zigabenus, Euthym.) 63.

(Zung) 452.

Zwingli 381.

Zschirner *sich* *bei* *Z.*









